Österreichisches MUSEUM für VOLKSKUNDE

Das Österreichische Museum für Volkskunde, gegründet 1895 und seit 1917 im Josefstädter Gartenpalais Schönborn untergebracht, beherbergt Sammlungen zur historischen Volkskultur Österreichs und seiner Nachbarländer. Die nach Sanierung des Gebäudes neukonzipierte und neugestaltete Präsentation im Erdgeschoß gibt einen Überblick über die vormoderne Volkskultur und gestattet Einblicke in die einzigartigen Volkskunstsammlungen des Museums.

Österreichisches MUSEUM für VOLKSKUNDE

Schausammlung
zur historischen Volkskultur

Begleitbuch

Wien 1994
Selbstverlag

Österreichisches Museum für Volkskunde
Verein für Volkskunde

Österreichisches Museum für Volkskunde
Schausammlung zur historischen Volkskultur

Begleitbuch zur neuen Schausammlung des
Österreichischen Museums für Volkskunde

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Verein für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A -1080 Wien
Direktion: Hofrat Hon. Prof. Dr. Klaus Beitl

Wissenschaftliches Ausstellungskonzept und Texte:
Klaus Beitl
Franz Grieshofer
Margot Schindler
Bernhard Tschofen

Ausstellungsgestaltung:
Architekturbüro Elsa Prochazka
Ursula Klingan
Volker Thurm-Nemeth
Barbara Plankensteiner

Ausstellungsgraphik und Buchgestaltung:
A & H Haller

Photographien:
Helena Bakaljarová
Nikolai Dobrowolskij, S. 6
Archiv Architekturbüro, S. 13
Michael Hess, S. 45, 46, 49

Druck: REMAprint

Coverabbildung:
Rockenstäbe, Savoyen, Trentino, Römische Campagna, um 1900
Seite 95: Vogel „Selbsterkenntnis",
Schlittenkopffigur, Tirol, Mitte 18. Jahrhundert

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Österreichisches Museum für Volkskunde <Wien>:
Schausammlung zur historischen Volkskultur / Österreichisches Museum für Volkskunde:
[Begleitbuch zur neuen Schausammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde]
/ [wiss. Ausstellungskonzept, Texte in der Ausstellung und
Begleitveröff.: Klaus Beitl ...]. - Wien: Österr. Museum für Volkskunde, 1994
ISBN 3-900359-60-1
NE: Beitl, Klaus: Schausammlung zur historischen Volkskultur /
eÖsterreichisches Museum für Volkskunde; Schausammlung zur historischen Volkskultur

Wien 1994
Copyright: Österreichisches Museum für Volkskunde
Verein für Volkskunde in Wien

7 Zum Geleit
15 Volkskultur im Museum

Volkskultur – Fund und Erfindung
29 Der volkskundliche Blick

Mensch und Umwelt
32 Natur und Zivilisation
36 Kultivierte Landschaft
40 Feuer, Herd und Ofen
42 Epochenprägung und Kulturform: Oberinntaler Stube
44 Wohnkultur: z.B. Truhen, Schränke, Stühle aus Tirol und Vorarlberg
50 Regionaler Stilwandel: Montafoner Stube

Mensch und Wirtschaft
52 Landwirtschaft
55 Vormoderner Transport
57 Wege, Waren, Märkte
60 Häusliches Wirtschaften

Mythos
63 Die Ordnung des Daseins

Mensch und Geschichte
66 Die Geschichte des Volkes
70 Völker und Bilder
73 Geschichte und Religion: z.B. katholische und protestantische Landmöbel

Mensch und Gesellschaft
76 Die ständische Kultur
82 Ländlicher Stolz: z.B. Oberösterreichische Landmöbel
85 Lebensstile im Umbruch

91 Auswahlbibliographie

Gartenpalais Schönborn

Barockes Stiegenhaus

Zum Geleit

Nach etwa zehnjährigen Erneuerungsarbeiten eröffnet das Österreichische Museum für Volkskunde zu Beginn des Jahres 1994 seine neue ständige Schausammlung. Mit der Wiederaufnahme dieser auch nach außen hin regelmäßigen Museumstätigkeit wird zugleich ein merkbares Zeichen gesetzt aus Anlaß des hundertjährigen Bestandsjubiläums des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien.

Das Wiener Volkskundemuseum wurde 1895 durch die beiden Ethnographen am Naturhistorischen Museum in Wien, Michael Haberlandt (1860–1940) und Wilhelm Hein (1861–1903) gegründet. Träger des neuen Museumsgedankens war der gleichfalls von den beiden Forschern 1894 gegründete Verein für Volkskunde in Wien. Nach den frühen Jahren der Sammlung fand das Museum 1898 seine erste Unterkunft im großen Saal der Wiener Börse an der Ringstraße, wo es in gedrängter Fülle bis 1917 verblieb. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges erfolgte die Übersiedlung des Museums in das seinerzeit bereits zum Abbruch freigegebene, dann aber von der Stadt Wien für Museumszwecke zur Verfügung gestellte Josefstädter Gartenpalais Schönborn in der Laudongasse. Der repräsentative barocke Mittelteil der Straßenfront und Parkseite des einst adeligen Sommerpalais, nach Plänen von Johann Lukas Hildebrandt 1706–1711 errichtet, gibt dem Museum bis heute sein Gepräge.

Die Sammlungen waren entsprechend der Gründungsidee des Museums für das Gesamtgebiet der cisleithanischen Reichshälfte der österreichisch-ungarischen Monarchie gedacht. Mit Ausnahme der unter der ungarischen Königskrone vereinten Landesteile der Doppelmonarchie wurden somit sämtliche Sprachnationen dieses gewaltigen Gebietes gleichmäßig bedacht. Ausgedehnte Sammelfahrten und Erwerbungen mit Hilfe

Gartenpalais Schönborn
Hofseite, Salomon Kleiner, Kupferstich, um 1737

von Kommissionären brachten Material von Vorarlberg bis Ostgalizien, von Nordböhmen bis Bosnien-Herzegowina ein. Zudem wurden Sammler herangezogen, welche in den einzelnen Ländern durch intensive Nachsammlungen ganze Gruppen bäuerlichen Kulturguts beibringen konnten.

Diese ursprüngliche Sammelmethode vollzog sich in der Art der damaligen Ethnographie zunächst mehr flächenhaft ausgreifend, vertiefte sich jedoch allmählich unter dem Einfluß einzelner Sonderdisziplinen, vor allem der in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien beheimateten Bauernhausforschung. Die besonders geförderte Richtung der „vergleichenden" Volkskunde brachte überdies Ausgriffe auch auf Landschaften außerhalb Österreichs, auf bis dahin altertümlich verbliebene Hochgebirgsgegenden in Westeuropa (Graubünden, Aostatal, Savoyen, Baskenland) und andere „Reliktlandschaften", wie zum Beispiel die Bretagne in Frankreich. Im Ersten Weltkrieg wurden der gleichen Tendenz entsprechend umfangreiche Sammlungen zur Volkskunde der Balkanländer eingebracht.

In der Notzeit der Ersten Republik erfolgten kleine Intensivierungen der Sammlung aus verschiedenen Bundesländern, besonders aus dem bislang westungarischen Gebiet des Burgenlandes. Dazumal wurden die gesamten Museumsbestände in gedrängter Schausammlung dargeboten. Diese Epoche bis an die Schwelle des Zweiten Weltkrieges ist indes durch die wissenschaftlichen Auswertungen seitens des Gründers Michael Haberlandt und seines ihm in der Direktion nachfolgenden Sohnes Arthur (1889–1964) gekennzeichnet.

Die Wiederaufstellung nach der kriegsbedingten Bergung im Jahre 1945 – alsbald unter der Direktion von Leopold Schmidt (1912–1981) – blieb ausgerichtet auf die nunmehrige Zweite Republik, eingebettet in ihr historisches Umfeld, und auf die Betonung österreichischer Eigenart. Umfangreichere Baumaßnahmen am Museumsgebäude in den Jahren 1956 bis 1959 ermöglichten eine durchgängige Gliederung nach Landschafts- und Sachgruppenräumen im Sinne der regionalen Struktur und des morphologischen Aufbaus von Volkskultur. Unterstützt von eingehenden Beschriftungen und von Erläuterungen durch Bildzeugnisse, Photodokumente und Verbreitungskarten wurde versucht, das Konzept der „Historisierung" von Volkskultur und der Deutung der Sachzeugnisse in ihren Lebenszusammenhängen museologisch geltend zu machen. Das konnte vor allem aus der eindringlichen Innenarbeit des Museums heraus erfolgen, mit der Erstellung vollständig neuer Sach- und Ortskartotheken, des Aufbaus eines Sammlungsarchivs, parallel zu den bestehenden großen Einrichtungen der Museumsbibliothek und der Museumsphotothek.

Ungelöst war die immer beengtere und den Bestand des großen Sammlungsfundus akut gefährdende allgemeine Raumsituation des Museums, die seit einem

halben Jahrhundert keine Verbesserung erfahren konnte. Erst im Verlauf der sechziger Jahre brachte die vom damaligen Bundesministerium für Unterricht und Kunst initiierte und geförderte Einrichtung von Museumsaußenstellen in Schlössern des weiteren Umlandes von Wien auch für das Volkskundemuseum eine räumliche Entlastung und vor allem erweiterte Wirkungsmöglichkeiten: das Schloßmuseum Gobelsburg bei Langenlois in Niederösterreich, die Sammlung religiöse Volkskunst mit der Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster, das (inzwischen wieder geschlossene) Märchenmuseum Schloß Raabs im Waldviertel. Der entscheidende Schritt zur Museumserweiterung durch Dezentralisierung wurde durch Adolf Mais (1914–1982) Anfang der siebziger Jahre getan. Mit der Gründung des Ethnographischen Museums im nordburgenländischen Schloß Kittsee als affiliiertes Vereinsmuseum mit eigener Rechtspersönlichkeit wurden die historischen Sammlungen zur Volkskultur der ost- und südosteuropäischen Nachfolgestaaten Altösterreichs in einer synthetischen Schau und in spezialisierten Studiensammlungen zu neuer Geltung gebracht. Die Gründungsidee, auch während der Zweiteilung Europas mit den Mitteln eines Museums ein verbindendes Element zu bewahren und die Sicht und das Verständnis für benachbarte Volkskulturen offen zu halten, hat im Augenblick der historischen „Wende" ihre überzeugende Bestätigung erfahren und das Ethnographische Museum Schloß Kittsee zu einem anerkannten Partner im mitteleuropäischen Netzwerk der Volkskundemuseen werden lassen.

Letzte Voraussetzungen für das umfassende Reformwerk des Österreichischen Museums für Volkskunde waren schließlich die Beschaffung beziehungsweise der Aufbau von Studiensammlungsgebäuden, wie der konservatorisch ideale Voraussetzungen bietende

ehemalige Luftschutzbunker im Schönbornpark im Anschluß an das Museumshauptgebäude und, außerhalb von Wien im Mittelburgenland gelegen, Mattersburg, wo in einer ehemaligen Mühle die Einrichtung längst gebotener Spezialdepots für die großen Sammlungen von Möbeln sowie Trachten und Textilien nebst verschiedenen Großobjekten wenigstens zur Deckung des mittelfristigen Bedarfs vorgenommen werden konnten.

Alle diese sehr zeitaufwendigen und von kontinuierlicher museographischer Aufarbeitung begleiteten Dezentralisierungsschritte haben endlich die Grundlage geschaffen für das jetzt abgeschlossene Projekt der Gesamterneuerung des Österreichischen Museums für Volkskunde. Die langfristigen, das heißt in ihrem Ablauf von den jeweiligen Finanzierungsmöglichkeiten abhängigen Bemühungen und Arbeiten für die Generalsanierung umfaßten einerseits die denkmalpflegerische Restaurierung der gesamten Außengestalt des barocken Gartenpalais Schönborn – das sind die Straßen-, Park- und Innenhoffassaden – in den Jahren 1982 bis 1984, und andererseits, in den Jahren 1984 bis 1992, die Reorganisation, Sanierung und Adaptierung aller Innenbereiche des Museums wie Schausammlungsräume, weitere Studiensammlungen (Keramik, Metall, Graphik, Hinterglasbilder usw.), wissenschaftliche Abteilungen (Bibliothek, Phototek, Archiv), Restaurierateliers, Werkstättenhof, Verwaltung und die Erstbeschaffung bzw. Erneuerung aller Infrastruktureinrichtungen (Zentralheizung, Sanitär-, Elektro- und Sicherheitsanlagen, Behinderten- und Lastenaufzug, EDV-Ausstattung) sowie ein „museumscafe" mit Gartenbetrieb. Finanzierungsschwierigkeiten bedingten eine Unterbrechung in den Jahren 1987 und 1988.

Bauherr der Generalsanierung ist der Verein für Volkskunde als privater Rechtsträger des dem

Verband der Bundesmuseen angehörigen Österreichischen Museums für Volkskunde; vertreten wird der Verein und das Museum durch dessen Präsidenten und Direktor. Die Finanzierung des Generalsanierungsprojektes im Ausmaß von rund 16 Millionen Schilling wurde annähernd zu gleichen Teilen aus Förderungsmitteln des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung als Museumserhalter und aus dem Altstadterhaltungsfonds der Stadt Wien als Gebäudeeigentümer bestritten.

Es fügt sich glücklich, daß 1994/95, da Verein und Museum ihr hundertjähriges Bestehen feiern, das Museum also über ein modernes Instrumentarium verfügt, mit dessen Hilfe der Öffentlichkeit eine in Konzeption und Gestaltung neue ständige Schausammlung über „Volkskultur der vorwiegend vorindustriellen Zeit aus der Sicht von heute in Objekten von gestern" wieder zugänglich gemacht werden kann.

Dreikönigstag 1994 Klaus Beitl

Literatur

Leopold Schmidt: *Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums* (= Österreich-Reihe 98/100). Wien 1960.

Leopold Schmidt: *Das Österreichische Museum für Volkskunde.* In: *Museenhandbuch/Führer durch Wiener kulturhistorische Sammlungen, 2. Teil* (= Schriften zur Volksbildung des Bundesministeriums für Unterricht 15/2). Wien 1964, S. 205–244.

Klaus Beitl: *90 Jahre Österreichisches Museum für Volkskunde. Zentralmuseum und Museumsdezentralisation.* In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XXXIX/88, Wien 1985, S. 227–249.

Klaus Beitl: *Trotz Umbaus gestörter Betrieb. Die Umstrukturierung des Österreichischen Museums für Volkskunde.* In: *Neues Museum. Die österreichische Museumszeitschrift 1990*, Nr. 4, S. 34–39, Abb.

Ausstellungsarchitektur Neue Schausammlung

Architekturbüro Elsa Prochazka

Volkskultur im Museum

oder

Den Alltag muß man sich denken

„Rightly viewed no meanest
object is insignificant"
Thomas Carlyle

In einem Essay aus der Reihe „Dinge und Undinge" unterscheidet der Kommunikationswissenschafter und Kulturphilosoh Vilém Flusser zwei Seinszustände von Flaschen; solche, die Kultur sind, und solche, die Müll sind. Dem einen Zustand ordnet er das Erinnern bei, dem anderen das Vergessen; doch beiden Flaschen, den museal gehorteten wie den überflüssigen, attestiert er Grenzgängerqualitäten. „Weil nämlich die Kulturwissenschaften die Tendenz haben, nicht nur einen Teil des Vergessenen in Erinnerung zu rufen, sondern auch einen anderen Teil noch dichter zu verdecken", helfen sie mit, Geschichte zu machen und zu bestimmen, was wert ist aufgehoben zu werden. Ausgangsmaterial jeder musealen Sammlung sind demnach leere Flaschen – hergestellt, um geleert zu werden und um zum Abfall zu wandern. Der Weg einer Flasche ins Museum ist so besehen ein Ausdruck jener „menschlichen Fähigkeit, welche verdient geradezu die menschliche genannt zu werden. Der Fähigkeit nämlich, von den Dingen Abstand zu nehmen und sie von vorher nicht eingenommenen Standpunkten aus zu sehen."[1]

Artefakte unterliegen wechselnder Bedeutung. Das kulturwissenschaftliche Museum als ein Ort ihrer Deutung formt diese mit und bestimmt, wie Dinge erscheinen, was sie vertreten und worüber sie berichten. Museale Präsentationen können daher nicht immer gleich bleiben, sie haben vielmehr von Zeit zu Zeit Idee, Zusammenstellung und Aussehen einer gründlichen Revision zu unterziehen. In solchen Phasen der Neukonstituierung treten naturgemäß Fragen auf, die

einerseits das grundsätzlich Mögliche musealer Arbeit betreffen und die andererseits auf die spezifische Situation im Umgang mit volkskulturellen Relikten zielen. Die Antworten bleiben dabei notwendig subjektiv, aber sie haben nichtsdestoweniger wohlbegründet zu sein.

Wenn das Österreichische Museum für Volkskunde vor mittlerweile etwa zehn Jahren in eine Phase des massiven Aus- und Umbaus getreten ist, dann war damit konsequenterweise auch der Wunsch nach einer Neuorganisation der ständigen Schausammlung verbunden. Die Museumsdebatte der siebziger Jahre und der dahinterstehende Aufbruch in der Volkskunde selbst hatten der in ihren wesentlichen Teilen aus den Jahren 1958-1960 stammenden Präsentation massiv zugesetzt. Wie selbstverständlich sollten die Leitlinien der Diskussion um die Demokratisierung der Institution Museum in die Neukonzeption einbezogen werden. Im konkreten Fall hieß dies Alltagsgeschichte versus Volkskunst und Funktion versus Anmut, Ansprüche jedenfalls, zu denen sich die letztlich doch relativ unverändert gebliebenen Sammlungen querzulegen schienen.

Der lange Atem, der beim Umbau zu beweisen war, erwies sich auch für die inhaltliche Arbeit als nützlich. Früh schon war klar, daß Interieurs nicht an Brisanz gewinnen, wenn sie anstatt der bäuerlichen Kultur dem Arbeitermilieu entstammen, und immer deutlicher erwiesen sich die überlieferten Sammlungen allemal als interessanter als eine alibihaft mit Objekten illustrierte Geschichte des Alltags. Daß dabei eine mehr und mehr die Banalität solcher Alltagspräsentationen thematisierende Musealisierungsdebatte[2] solchen Überlegungen gewissermaßen den Rücken stärkte, soll nicht verschwiegen werden. Eine neuerliche Befragung der im Haus versammelten Objekte, stand an. Sie erschien als der einzig gangbare Weg, zu einer Präsentation zu gelangen, die, ohne die Spezifik dieser Sammlungen zu leugnen, den Ansprüchen an ein Volkskundemuseum gerecht werden kann. Daß sich diese im Wiener Fall

nicht unbedingt mit den zahlreichen lokalen und regionalen um Volkskultur bemühten Museen decken, liegt schon allein in der großstädtischen Situation begründet.

Das Österreichische Museum für Volkskunde kann und will kein Heimatmuseum sein, keine wie auch immer für die Stiftung von Identitäten zuständige Geschichtsanstalt – nicht nur weil sich aus dem Angebot am Ende ein Bedarf entwickeln könnte. Dem „änderungstempobedingten Vertrautheitsschwund" – um ein trotz aller Einwände noch immer aktuelles Schlagwort Hermann Lübbes zu gebrauchen – mit gemütlichen Nahwelt-Verzauberungen zu begegnen, ist Sache dieses Museums nicht. Die Ansprüche zielen vielmehr darauf, in der Auseinandersetzung mit Dingen etwas von den Verflechtungen des Daseins mit der materiellen Kultur sichtbar zu machen, und diese Verflechtungen dabei nicht einfacher erscheinen zu lassen, als sie sich tatsächlich darstellen.

Die Bestände freilich sind unter ganz anderen Prämissen zusammengetragen worden, als sie heute gelten würden. Das Interesse für die populäre Überlieferung hatte gerade erst begonnen, wissenschaftliche Konturen zu gewinnen, als die junge Disziplin der Volkskunde sich im Wien des späten 19. Jahrhunderts mit Verein und Museum einen institutionellen Rahmen schuf. Österreichisches Museum, das hieß damals – in den Jahrzehnten nach dem Ausgleich mit Ungarn – ein Museum zu sein, für alle unter der österreichischen Krone vereinten Länder: von Böhmen und Mähren im Norden, der Bukowina und Galizien im Osten, über Siebenbürgen und Bosnien im Süden bis nach Tirol und Vorarlberg im Westen. Die letzten Jahrzehnte der Donaumonarchie haben diesem Museum den Stempel aufgedrückt, und der Geist dieser Zeit hat sich in seinen Sammlungen wie sonst kaum wo niedergelassen.

Schon Rudolf von Eitelberger, der Gründer des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie (1864, später Museum für angewandte Kunst) und an

der Konzeption der Ringstraßenmuseen maßgeblich beteiligte Wiener Museumsmann, hatte sich im Zusammenhang mit der Wiener Weltausstellung von 1873 nicht nur ein Museum für Ethnologie, sondern bereits auch ein solches für eine Völkerkunde Österreichs gewünscht. Der rapide kulturelle Wandel der Gründerjahre beförderte auch ein bis dahin unbekanntes Maß an Beschäftigung mit der eigenen Kultur und Vergangenheit. Die frühen volkskundlichen Sammelbemühungen fügten sich gut ein in dieses fächerübergreifende und mehr kulturhistorisch orientierte Interesse. Wilhelm Hein und Michael Haberlandt, die beiden von der Ethnologie beziehungsweise Anthropologie herkommenden Museumsgründer, fügten jedoch der zeitgenössischen Altertümerbegeisterung eine entscheidende Note bei.[3] Ihnen war es angelegen, die vielfältigen Erscheinungsformen populären Schaffens vergleichenden Sammlungen zuzuführen, um angesichts einer selbst in den entlegensten Winkeln der Monarchie unerbittlich an die Tür klopfenden Moderne, die spezifischen und die verbindenden Prinzipien der regionalen und nationalen Volkskünste gerade noch rechtzeitig erfassen zu können. Daß dieser Gedanke, auch wenn er die Kollektion in der zentralistischen Hauptstadt vereinen sollte, gezielt gegen den in der Monarchie grassierenden Nationalismus intendierte, verdient besondere Anerkennung.

Das Museum ist demnach gewissermaßen ein Denkmal dieser Monarchie, und das blieb es auch noch lange nach dem Ersten Weltkrieg. Schließlich hatte ja ein gutes Drittel des Bestandes bereits vor 1918 Aufnahme in die Sammlungen gefunden. Manche dieser Sonderkollektionen kamen durch ganz gezielte Sammelreisen zustande, andere wurden auf dem damals üblichen Weg rekrutiert: durch Verbindungsleute, welche dem Antiquitätenhandel mehr oder weniger nahe standen. Als Schwerpunkte hatten sich sehr bald Möbel, Textilien und Keramik herauskristallisiert, neben den immer wieder angelegten seriellen Sammlungen etwa

von Rockenstäben, Wäscheprackern oder Produkten der verschiedenen europäischen Hausindustrien des 19. Jahrhunderts. Allein schon die Historizität dieser Bestände selbst – die museale Geschichte eines Gutteils der Stücke währt bereits länger als der Zeitraum zwischen ihrer Herstellung und dem Erwerb für die Sammlungen – verlangt eine Auseinandersetzung mit der Geschichtlichkeit einer solchen Sammlung.

Diese besitzt nun in der Tat einen doppelten historischen Charakter, den es in der Neukonzeption nicht nur nicht zu verleugnen, sondern vielmehr selbst mit in die Waagschale zu werfen galt. Vielleicht kann nämlich gerade ein Blick aus gegenwärtiger Warte auf eine an sich schon historische Sammlung die Vieldeutigkeit der Dinge anzeigen. Der in ihnen – wie immer – überlieferte Sinn soll schließlich nicht als konstante Wahrheit, sondern als durchaus konstruierte und dekonstruierbare Bedeutung erscheinen. Daher rührt auch das Vertrauen auf die Qualitäten einer polymorphen Kontextualisierung, will sagen, auf die Auflösung der klassischen Ordnung der Exponate nach technischen oder regionalen Gesichtspunkten. Diese mag als Reaktion auf mythomanische Perspektiven der Volkskunde in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und im Sinne einer Begründung einer spezifisch österreichischen Identität durchaus eine Zeit lang Sinn gemacht haben. Letztlich ist sie aber wohl doch mitverantwortlich für das verbreitete statuarische Bild von Volkskultur als einer geschlossenen und abgeschlossenen Kulturform.

Die Versuchung, eine scheinbar so gar nicht in das Konzept einer alltagskulturell orientierten Volkskunde passende Sammlung mit Gewalt einem Ideengerüst anzupassen, mag eingestandenermaßen groß sein. Zu Recht sind im museologischen Diskurs der jüngsten Zeit solche Ausstellungen, denen Exponate nur zur Illustration intendierter Botschaften nützlich waren, als Alibiausstellungen[4] kritisiert worden, und zu Recht beharrt die Museologie neuerdings wieder verstärkt

darauf, Präsentationen auf die Überlieferungslage abzustimmen und schlicht nicht das Unmögliche zu wollen. Daß museale Darbietungen ein selbständiges Medium darstellen und weder Bücher ersetzen noch in Konkurrenz zu den neuen Medien treten können, ist die dahinterstehende Einsicht.

Dennoch gelten im kulturhistorischen Museum freilich andere Maßstäbe, was das Verhältnis von Kontemplation und Information anlangt, als in den zuvorderst dem ästhetischen Vergnügen dienenden Sammlungen. Im vorliegenden Fall suggeriert schon die Tatsache, daß einer sogenannten Dauerpräsentation ein Titel – „Schausammlung zur historischen Volkskultur" – gegeben wird, weiterführende inhaltliche Zielsetzungen. Das soll anzeigen, daß hier nicht nur Zeugnisse des Historischen versammelt sind, sondern daß hier auch etwas über bestimmte historische und kulturelle Konstellationen zu erfahren ist – nämlich über Volkskultur. Darüber etwas zu erzählen, ist nun aber aus den oben angeführten Gründen diesem Museum nur in dem Umfang möglich, in dem die Exponatlage es gestattet. Das heißt konkret, daß einmal der Schwerpunkt auf der Zeit vor dem Durchbruch industrialisierter Lebensweisen zu liegen hat, und daß, zum zweiten, für dieses unzulänglich als ‚historische Volkskultur' bezeichnete Feld Lebensweisen bestenfalls in ihren symbolischen Konfigurationen vorgeführt werden können.

Das Österreichische Museum für Volkskunde hat – um bewußt ein vages Bild zu benützen – seinen aufgabenmäßigen Schwerpunkt stets im Übergangsfeld der sogenannten materiellen zur sogenannten geistigen Kultur gesehen. Es war etwa nie ein ergologisches Museum, nie ein Museum menschlichen Wirtschaftens und Arbeitens. Selbst Möbel oder Werkzeuge wurden hier nicht unter dem Aspekt des Wohnens oder als Zeugnisse abgehender Handwerkstechniken, sondern zuallererst aus Interesse an populärer Ästhetik gesammelt. Dies ist, und mit einer derartigen Aussage könnte man leicht der

museologischen Ketzerei bezichtigt werden, keinesfalls von Nachteil. Die Vorteile einer solchermaßen auf Volkskunst konzentrierten Kollektion liegen darin begründet, daß weit weniger an vordergründigem Funktionalismus im Weg zu stehen scheint, als bei manchen, vielleicht sogar mit alltagshistorischem Anspruch antretenden, neu angelegten Sammlungen.

Größere Schwierigkeiten bereitete die Tatsache der Nichtexistenz klarer Grenzen dieser als historische Volkskultur bezeichneten Beschränkung. Ja selbst der Begriff trägt etwas von der Behauptung mit sich, daß dem Historischen das Traditionelle entspräche. Dem ist freilich nicht so. Vielmehr geht es darum, einer so gewichteten Präsentation das nötige Maß an Dynamik zu unterlegen, zumal letztlich ein Gutteil der Exponate dem 18. und 19. Jahrhundert angehört und somit ganz offensichtlich Zeugnis eben jenes Modernisierungsprozesses sind, durch welchen Überliefertes erst zur Traditionskultur gerinnen konnte. Oder einfacher gesagt: Nur weil es an Platz und Voraussetzungen fehlt, Volkskultur in die Gegenwart hinein zu verlängern, darf der verbleibende Rest nicht den Eindruck erwecken, mit historischer Volkskultur sei eine abgeschlossene, lange gültige und plötzlich beendete Konstellation gemeint.

Das Jammern über die schlechte Überlieferungslage zählt mit zu den stereotypen Ausflüchten museographischer Rechtfertigungsrhetorik. Und in der Tat drohen Segmente des Kulturellen, welche nicht in Realien ihren Niederschlag gefunden haben, dem Vergessen anheimzufallen. Daß etwa die scheinbar geschichtslosen unterprivilegierten Schichten mehr hinterlassen hätten, ist ein häufiger Wunsch der angewandten Kulturwissenschaften; er ist so naiv wie verständlich. Dabei garantiert eine dichtere Quellenlage noch lange nicht dafür, auch dichtere Bilder zeichnen zu können, weil selbst serielle Bestände ohne entsprechende Interventionen nicht selbstdeutend werden. Die Gefahr eines vordergründigen Suggerierens von Wirklichkeit ist

vielleicht bei in Serie präsentierten Objekten sogar noch größer als in den – stets dem Vorwurf der Beliebigkeit ausgesetzten – gemischten Bestückungen. Denn den Alltag, wie er war und wie er erlebt wurde, führen die Exponate eines Volkskundemuseums mitnichten vor; daran können auch die Revisionen der Sammelmoden oder das Hervorkehren bislang der Präsentation nicht würdiger Objekte nichts ändern. „Endlich aber verleitet die Authentizität der Zeugnisse wie die manchen Darbietungen eigentümliche Dichte dazu, (...) Objektsammlungen und die Darstellung eines Themas in eins zu setzen, ihnen unmittelbare Wirklichkeitsbezüge anzusinnen, als ob die Realien schon der Alltag wären."[5]

Dem Alltag soll in der neukonzipierten Schausammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde durch die überlieferten Bestände hindurch nachgespürt werden. Ziel ist es, verborgene Engramme historischer kultureller Praxis an den einst aus Volkskunstperspektive zusammengetragenen Objekten zu decouvrieren. Letztere haben gemeinhin wenig an besonders vertrauter oder alltäglicher Ästhetik zu bieten, was vor manchen interpretativen Kurzschlüssen bewahren kann. So distanziert sich die Präsentation etwa von jeder Nachstellung realer Verhältnisse. Sie bekennt sich nicht nur zur Musealität der zur Schau gestellten Exponate, sondern will mit distanzierenden Perspektiven geradezu versuchen, ansonsten in der Vertrautheit steckenbleibende Facetten der Bedeutung sichtbar zu machen. Deshalb werden etwa Möbel ausschließlich wie Skulpturen behandelt, und selbst die beiden als begehbare Räume angelegten Stuben bleiben nur spärlich möbliert und lassen jede Bewohnbarkeit vermissen.

Mehr noch als in anderen Museen ist die Konzeption eines kulturhistorischen Museums – eines volkskundlichen zumal – ein ständiger Balanceakt zwischen Eigenem und Fremdem, zwischen Nähe und Distanz. Seine Exponate sind durch den öffentlichen Diskurs und durch die volkskundliche Praxis vergange-

ner Zeiten als Zeugnisse der eigenen, der heimischen, die Leute selbst betreffenden Tradition sanktioniert. Ihre Ästhetik ist häufig zugleich die der Antiquitätensammlung, der Stimmungsdekoration und der Gemütlichkeit. Daran ändert auch der vielerorts gutgemeinte Einbezug der jüngeren Alltagsgeschichte wenig, weil Emailtöpfe und alte Nähmaschinen um nichts weniger zur trivialen Ästhetisierung taugen als Hinterglasbilder, Steinzeugkrüge oder Dreschflegel. Die in volkskundlichen Sammlungen anzutreffenden Dinge sind a priori in irgendeiner Weise bekannt: sei es von der Funktion, von der Form, von der pauschalen Anmut her. Im Dunkeln liegt ihre über das Bekannte oder Sichtbare hinausgehende Bedeutung, und diese zu erschließen ist die Aufgabe des museographischen Balanceaktes.

Mit Absicht ist für die grobe Gliederung der Bestände ein einfaches Schema gewählt worden: der Mensch in seinen Bezügen zur Umwelt, zum Wirtschaften, zur geschichtlichen Erfahrung und zur Gesellschaft. Es handelt sich also eigentlich um ein Panorama vormodernen Alltags, das aber ganz von Einzelbildern lebt. Diese beleuchten jeweils nur einen schmalen Ausschnitt der möglichen Themen und tun dies stets mit Blick auf die ‚Überschriften' der einzelnen Bereiche. Das sind also die Haupthimmelsrichtungen, aus denen die Exponate zu beschauen sind, und sie sind zugleich die wichtigsten Verfremdungen des gewohnten Standpunkts. Dabei geht es nicht um Realitäten, sondern stets um deren kulturellen Niederschlag, um deren Sinn. So wird etwa im Bereich Mensch und Wirtschaft nicht nachgestellt, wie im Wirtschaftssystem der vorindustriellen, agrarischen Zeit vielleicht hätte gearbeitet werden können; die beispielhaften Relikte wollen vielmehr von der Bedeutsamkeit einzelner Merkmale dieses Systems auf grundlegende – mit dem materiellen Dasein eng verwobene – Mentalitäten verweisen. Die Anstrengungen gelten mithin dem Herausholen der Dinge aus ihrer Banalität und der Hinführung auch auf Tatbestände, die

das Reden über Volkskultur vielleicht nicht von vornherein impliziert. „Wo der Alltag vom großen Ganzen abgeschnitten wird, dominiert die funktionelle, instrumentelle Perspektive; die Gebrauchswerteigenschaften der Dinge werden vorgeführt, aber weder der soziale Sinn noch die kulturelle Bedeutung der Dinge erschlossen."[6]

Die übergeordnete Perspektive, das ‚große Ganze', das ist in diesem Fall der Prozeß der Modernisierung. Er steht – einmal mehr, einmal weniger deutlich – hinter den Kontextualisierungen und Interpretamenten der einzelnen Abschnitte. Das mag vielleicht in einem Museum, das sich kein ‚von – bis' in die Überschrift schreibt, etwas verwundern; aber der Reiz liegt gerade in der subtilen Ausleuchtung modernisierungsbedingter Bewegungen[7] im materiellen und sozialen Gefüge einer bei vordergründiger Betrachtung statischen Kultur.

Die Mittel, aus der Beschaffenheit überlieferter Stücke mehr als eine Antwort auf das „Woraus?", „Wofür?" und „Woher?" zu entwickeln, haben dann freilich im Ablauf der Ausstellung vielfältig auf die jeweiligen Bedürfnisse abgestimmt zu sein. Von den bereits angesprochenen exponierten Ensembles spannt sich dabei der Bogen über polymorph bestückte, rein inhaltlich orientierte Abschnitte, bis zu kleinen regionalen oder sachlich motivierten Exkursen. In jedem Fall versuchen die einzelnen Abschnitte über die Abstraktion der Bedeutungen – welche in die verschiedensten Richtungen weisen kann – eine Dichte zu erreichen, die dem Material bei eindimensionaler Befragung schwer zu entlocken ist. Darin liegt auch der Grund der Entscheidung für eine strikt museale Anlage. Wenn in eine temporäre Ausstellung illustrierendes Material, Reproduktionen und graphische Erläuterungen vielleicht mit Gewinn zu integrieren sind, so sollen in einer stets mehr die Zeitlosigkeit suchenden Schausammlung noch mehr die überlieferten Objekte im Mittelpunkt stehen. Dies geschieht ganz bewußt und im Vertrauen darauf, daß

„Alltag menschliches Leben inmitten der materiellen Kultur [ist]"[8], daß also auch die materielle Kultur den Alltag hinter den Realien denkbar machen muß.

Gewiß macht eine dermaßen offene Präsentation den Konsum einer Schausammlung nicht eben leichter, zumal sie noch dazu ein gewisses Maß an Lektüre verlangt und stets mehrdimensional zu sehen ist. So durchdringend die Fragen an das Material verstanden sein wollen, so wenig einengend wollen sie sein. Deshalb treten gegenüber älteren Aufstellungen auch etwa Kategorien wie Verbreitung oder Zeitstellung entschieden zurück. Wie die dem Funktionalitätsdenken verhaftete photographische Darstellung bestimmter Geräte in praxi und in situ läßt beispielsweise eine Verbreitungskarte von vornherein keinen anderen Kontext als den räumlichen mehr zu. Die Schrift als das noch immer alltäglichste und daher zurückhaltendste Medium könnte demgegenüber den entschiedenen Vorteil besitzen, die Betrachtung des Dinglichen nicht überflüssig zu machen.

Das Nachdenken über das Aussehen eines idealen Museums zählt zu den wesentlichsten Triebkräften der praktischen Museologie. Aber es wäre müßig, wenn die Institution Museum nicht die Eigenschaft besäße, den Dingen überhaupt Sinn zu geben, und es wäre noch dazu vermessen, wenn sie diese Möglichkeit verschweigen würde. Daher scheint es gerade in einem Volkskundemuseum, das seine Kollektionen mehr oder weniger den Zufälligkeiten der Überlieferung verdankt, nur angemessen zu sein, der Präsentation und Deutung etwas von der Subjektivität des Blickes auf das museale Material anmerken zu lassen. Der Idee der Sache schadet dies keinesfalls.

Wenn Krzysztof Pomian das Museum definiert als „eine der Institutionen, deren Funktion darin besteht, einen Konsens zu schaffen über eine bestimmte Form, das Sichtbare dem Unsichtbaren entgegenzusetzen (...)"[9], dann soll dabei die Betonung nicht zuletzt auf

den diskursiven Möglichkeiten des Museums liegen. Die Verständigung aber darüber, was des Sammelns, Bewahrens und Deutens wert ist, wird immer nur im Dialog des Museums mit seinem Publikum möglich sein.

Bernhard Tschofen

1 Vilém Flusser: Flaschen. In: Ders.: *Dinge und Undinge. Phänomenologische Skizzen.* München 1993, S. 11–26, s.S. 19 u. 17.

2 Die wichtigste Literatur bei Wolfgang Zacharias (Hg.): *Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung.* Essen 1990; Gottfried Korff, Martin Roth (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik.* Frankfurt/New York 1990; Eva Sturm: *Konservierte Welt. Museum und Musealisierung.* Berlin 1991; Gottfried Korff, Hans-Ulrich Roller (Hg.): *Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven der Museumsarbeit.* Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Stuttgart/Waldenbuch vom 6.–9. Oktober 1992 (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 11). Tübingen 1993.

3 Zur Sammlungsgeschichte vgl. Leopold Schmidt: *Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums* (= Österreich Reihe 98/100). Wien 1960.

4 Vgl. etwa Cornelia Foerster: *Sammeln oder Nichtsammeln – und was dann? Zur Aussagekraft historischer Objekte.* In: Korff/Roller (wie Anm. 2), S. 34–58, s.S. 39f.

5 Bernward Deneke: *Der Beitrag des Historischen Museums zur Alltagsforschung im Spannungsfeld der kulturwissenschaftlichen Disziplinen.* In: Korff/Roller (wie Anm. 2), S. 220–242, s.S. 229.

6 Gottfried Korff: *Die Wonnen der Gewöhnung. Anmerkungen zu Positionen und Perspektiven der musealen Alltagsdokumentation.* In: Ders./Roller (wie Anm. 2), S. 18–33, s.S.28. Vgl. auch Ders.: *Einleitung. Notizen zur Dingbedeutsamkeit.* In: Museum für Volkskultur in Württemberg. Außenstelle des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart (Hg.): *13 Dinge. Form Funktion Bedeutung* (= Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskunde in Württemberg, Waldenbuch Schloß). Stuttgart 1992, S. 8–17, s.S.10.

7 Vgl. Sigfried Giedion: *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte.* Mit einem Nachwort von Stanislaus von Moos. Frankfurt a.M. 1987.

8 Deneke (wie Anm. 5), S. 224.

9 Krzysztof Pomian: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln* (= Kleine Kulturwissenschaftliche Bibliothek 9). Berlin 1988, S. 69.

Rockenstäbe

Mitteldalmatien, Bosnien, um 1900

„Nationaltrachten"

„Mähren und Schlesien", kolorierte Lithographien
Wien um 1880

Der volkskundliche Blick

Ein Museum für Volkskunde ist ein kulturwissenschaftliches Museum. Es versammelt Dinge, die durch die Änderungen der Lebensweisen und Werte Zeugnisse des Vergangenen geworden sind. Was dieses Vergangene meint und welche kulturgeschichtlichen Bilder diese Dinge zu vertreten haben, ist eine Frage des Standpunkts und unterliegt wechselnden Bewertungen.

Das Österreichische Museum für Volkskunde, 1895 gegründet und seit 1917 im Gartenpalais Schönborn beheimatet, beschäftigt sich mit Realien und ihrer Überlieferung. Es unterzieht sie einer Ausstellungsweise, die auf die Bedeutsamkeit zielen will; es sieht sie mit einem Blick, der die hinter den Dingen stehende Kultur sucht. Diese Sichtweise tradierter Sachkultur spürt dem Niederschlag des Alltags in der Anmut der Volkskunst nach.

Der „volkskundliche Blick" hat sich mehrfach gewandelt, seit die Kultur des Volkes Thema zunächst beschreibender, später wissenschaftlicher Auseinandersetzung geworden ist. Dieses Museum ist selbst Teil einer Sammlungs- und Ideengeschichte des Faches Volkskunde, einer Geschichte, die hier anhand von vier Epochen des Herantretens an die Gegenstände der Volkskunde beleuchtet werden soll.

Alpenlandschaft
Wandschmuckminiatur auf Baumschwamm
Oberösterreich, Ende 19. Jahrhundert

Land und Leute

Die Anfänge des Interesses für die Kultur des Volkes sind vielfältig und liegen zu einem guten Teil außerhalb der wissenschaftlichen Tradition. Sie haben ihre gemeinsamen Wurzeln im Denken der Aufklärung, in der gewandelten Sicht des Gesellschaftsgefüges im 18. Jahrhundert und in einer neuen Naturauffassung, welche neben der Begeisterung für Landschaften auch den Blick für deren Bewohner entwickelte.

Staatswissenschaft und Bevölkerungspolitik eröffneten gleichzeitig ein breites Spektrum landeskundlich-statistischer Beschäftigung mit „Sitten und Gebräuchen" des Volkes. Die zeitgenössische Reiseliteratur und Kunst wiederum richteten ihr romantisches Interesse auf die malerischen Aspekte des „Volkslebens": Gerade in den Alpenländern meinte man, die gesuchte zivilisationsferne, binnenexotische und einer besseren Zeit entstammende Kultur zu finden.

Völker und Kulturen

Die Volkskunde begann sich als selbständiges wissenschaftliches Fach gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu etablieren. Die „Wissenschaft vom Volk" bezog Anregungen aus der prähistorisch-ethnographisch orientierten Anthropologie und den altertumskundlich-mythologischen Tendenzen der philologischen Disziplinen. Das gemeinsame Interesse war auf eine zeitlich wie sozial nur vage bestimmte, aber vom Untergang bedroht geglaubte überlieferte Kultur gerichtet.

Das Ziel der Wiener Museumsgründer Michael Haberlandt und Wilhelm Hein war eine Ethnographie der in der österreichischen Reichshälfte der k.u.k. Monarchie vertretenen Nationen. Durch vergleichende Sammlungen sollten die Prinzipien einer vormodernen und von Vereinheitlichung bedrohten Volkskunst ergründet werden. Ähnliche Intentionen wie die seriellen Kollektionen – etwa von Rockenstäben, Ostereiern oder rituellen Masken – verfolgte der schriftliche Diskurs: Im monumentalen „Kronprinzenwerk" schien Volkskundliches als integraler Bestandteil der Landeskunde auf.

„Heimkehr von der Alpe"
Lithographie, nach M. Ranftl
Wien, um 1860/70

„Ungarische Meierei"
Figurentableau
Ungarn, Ende 19. Jahrhundert

Volk und Heimat

Das Verständnis der Volkskultur als einem überzeitlichen, tiefgründenden Phänomen machte die junge Wissenschaft früh anfällig für nationalistische Verengung. Begünstigt durch den Kulturpessimismus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wurden Themen und Ziele zunehmend ideologisch aufgeladen. Man konstruierte die angeblich kontinuierliche Überlieferung einer germanisch-nordischen Bauernkunde und entdeckte eine mythische Symbolwelt, welche zu einem Feld praktischer Volkstumsarbeit geriet. So dienten Erntebräuche zur Idealisierung des Bauerntums, und die Symbolforschung fand die gesuchten Sinnbilder wie Sonnenräder oder Lebensbäume in vielen Gegenständen der sogenannten Volkskunst.

Selbst in der seriösen wissenschaftlichen Arbeit standen Kategorien wie Raum und Stamm über der exakten historischen und gesellschaftlichen Verortung registrierter Phänomene. Der „Atlas der deutschen Volkskunde", dessen Materialsammlung zwischen 1929 und 1935 durchgeführt wurde, blieb auch in der Nachkriegszeit Vorbild für weitere nationale Atlasunternehmen.

Kultur und Alltag

In den letzten Jahrzehnten erfuhr das Fach Volkskunde eine gründliche Revision seiner Inhalte, Methoden und Theorien, die auch der praktischen Arbeit in den kulturgeschichtlichen Museen eine neue Orientierung verlieh. Die Auseinandersetzung mit der als „Folklorismus" bezeichneten Kultur aus zweiter Hand machte manche Tradition zweifelhaft und den Anspruch des Überlieferten zusehends fragwürdig. In den Mittelpunkt der Interessen rückte die Alltagskultur als geschichtlich gewordenes und sozial bestimmtes System der Lebensbewältigung.

Volkskunde im gegenwärtigen Verständnis sieht ihre Aufgabe in der Beschreibung und Analyse der Kultur und Lebensweise breiter Bevölkerungsschichten in ihrem alltäglichen Zusammenhang in Vergangenheit und Gegenwart. Ein erweiterter Kulturbegriff der Volkskunde umfaßt dabei sämtliche Formen kultureller Praxis im gegenständlichen wie auch im symbolischen Bereich.

Bäuerliche Tischrunde
Ferdinand Andri
um 1935

Lichtermeer am Heldenplatz
Die neue Protestkultur als Thema der Volkskunde, 1993

Volkskultur ist – bei aller Dynamik, der sie im Einzelnen unterliegen mag – eine Kultur der langen Zeiträume. Sie ist Aneignung von Natur und Auseinandersetzung mit ihren Möglichkeiten und Grenzen. Ungeschriebene Gesetze regelten den Umgang mit den Ressourcen; und die traditionellen Gesellschaften entwickelten ihre eigenen Systeme, diese auf die bestmögliche Art zu nutzen.

Die vorindustrielle Zeit und ihr Nachwirken im ländlichen Raum kannte nur einen beschränkten Fundus an Materialien und Werkzeugen. Deren Nutzung aber ist in steter Praxis verfeinert und den jeweiligen Bedürfnissen angepaßt worden. Naturgegebene Formen und die Eigenschaften einfachster Materialien – wie Holz, Gras oder Rinde – gaben auch noch in Zeiten fortgeschrittener Spezialisierung den Dingen des täglichen Gebrauchs ihr Aussehen.

So hat sich etwa die Gewohnheit, Geräte aus einem Stück Holz zu fertigen, bis in unser Jahrhundert halten können. Der Werkzeugbedarf ist hierfür so gering, wie die Produkte unterschiedlich sind: Bienenstöcke, Sitzmöbel, Mulden oder Schüsseln, archaisch anmutende Behältnisse, aber auch figürliche Plastiken sind mit Dexeln (Hohlbeilen) und Messern aus dem Stock herausgearbeitete Varianten einer einzigen Grundtechnik.

Bienenstock

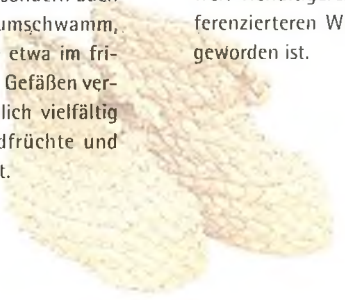
gehöhlter Stamm mit hl. Johannes Nepomuk
Böhmen um 1830

„Kroatischer Schaf-Hirt in Regenmantel"
Kolorierter Kupferstich, Wien, um 1821

Materialien

In der vormodernen Wirtschaftsweise war es aufgrund der eingeschränkten Transportmöglichkeiten wichtig, die am Ort vorhandenen Rohstoffe bestmöglich zu nutzen. Der Einfachheit dieser oft der Selbstversorgung dienenden Produkte steht die Vielfalt ihrer Materialien und Bearbeitungsweisen gegenüber. So lieferte der Wald nicht nur Holz, sondern auch Harz oder Pech, Laub, Baumschwamm, Wurzeln und Rinde, welche etwa im frischen Zustand zu primitiven Gefäßen verarbeitet worden sind. Ähn-lich vielfältig wurden das Stroh der Feldfrüchte und selbst Gras weiterverarbeitet.

So erklärt sich die eigenwillige Ästhetik vieler der Volkskultur entstammender Artefakte zum Teil aus einem heute fremden Umgang mit Materialien. Vieles verdankt sein Aussehen einem doppelten Improvisieren: Sowohl Rohstoffe – verbrauchte Gebrauchsgegenstände zählten dazu – als auch Werkzeuge kannten einen weit vielfältigeren Einsatz, als er in differenzierteren Wirtschaftsformen üblich geworden ist.



Strohschuhe
Donauraum, um 1900

Madonna
wohl Tirol oder Steiermark, um 1500

z.B. Holz

Die Volkskultur der Alpenländer ist zuallererst eine Kultur des Holzes. In vielen Regionen war es bevorzugter Baustoff; seine leichte Bearbeitbarkeit machte es zu einem sehr vielseitigen Material. Gespalten fand es Verwendung beim Eindecken der Dächer; später dann gesägt, stand es verschiedenen Handwerkszweigen zur Weiterverarbeitung zur Verfügung. Die meisten Dinge des täglichen Gebrauchs waren zumindest teilweise aus Holz gefertigt, selbst Schuhe oder Gefäße.

Gefäß
aus einem Stück gearbeitet
Dalmatien, 19. Jahrhundert

Mehltopf
Drechslerarbeit
Aostatal, Italien, 19. Jahrhundert

Votivtafeln
mit Darstellung von Holzunfällen
Salzburg, dat. 1740; Tirol dat. 1826

Die Nachfrage nach Holz als Baumaterial, für die Verhüttung von Salz und Metallen und durch Jahrhunderte auch für den Schiffbau machte Holz zu einer begehrten Handelsware. In den Alpentälern gründete sich die Existenz eines ganzen Berufsstandes darauf. Die meist besitzlosen und oft in grundherrlichen Diensten stehenden Holzknechte bildeten innerhalb und neben der agrarischen Gesellschaft eine regelrechte Sonderkultur mit eigenen Werkzeugen, Arbeits-, Denk- und Lebensweisen.

Salzfaß
in Huhnform geschnitzt
Savoyen, Frankreich, dat. 1773

Kultivierte Landschaft

Mensch und Umwelt

Die Geschichte der Menschheit ist geprägt durch die Auseinandersetzung mit der Natur. Selbst Teil der Natur, begann der Mensch, sie zu kultivieren und zu beherrschen. Er schuf aus einer Naturlandschaft eine Kulturlandschaft.

Bei der Siedlungstätigkeit und Urbarmachung setzte die Natur durch den geologischen Aufbau der Landschaft, das Klima und die Vegetation dem Menschen Grenzen. Die Nutzung der nur beschränkt vorhandenen Ressourcen erforderte die Anpassung des Menschen an die natürlichen Gegebenheiten. Sie führte zur Entwicklung unterschiedlicher Wirtschaftsformen, wie Landwirtschaft, Bergbau, Handel- und Industrie.

Ende des 18. Jahrhunderts begannen die Menschen die gestaltete Natur nicht mehr ausschließlich nach wirtschaftlichen Aspekten zu betrachten, sondern sie erkannten auch ihren ästhetischen Wert. Die Alpen wie auch die Donaulandschaften wandelten sich zu bevorzugten Erlebnis- und Erholungsräumen. Die menschlichen Kulturleistungen bilden dabei einen integrierenden Bestandteil: die gehegte Landschaft, die bäuerlichen Bauten ebenso wie die sakralen und industriellen Denkmäler.

St. Pankraz
im Ultental - Südtirol
Gottfried Seelos, dat. 1871

Siedlungsformen

In der Besiedlung und Bewirtschaftung des Naturraumes manifestiert sich die Kulturleistung des Menschen. Die gegenwärtig noch feststellbaren Strukturen sind im wesentlichen das Ergebnis des mittelalterlichen Landausbaues.

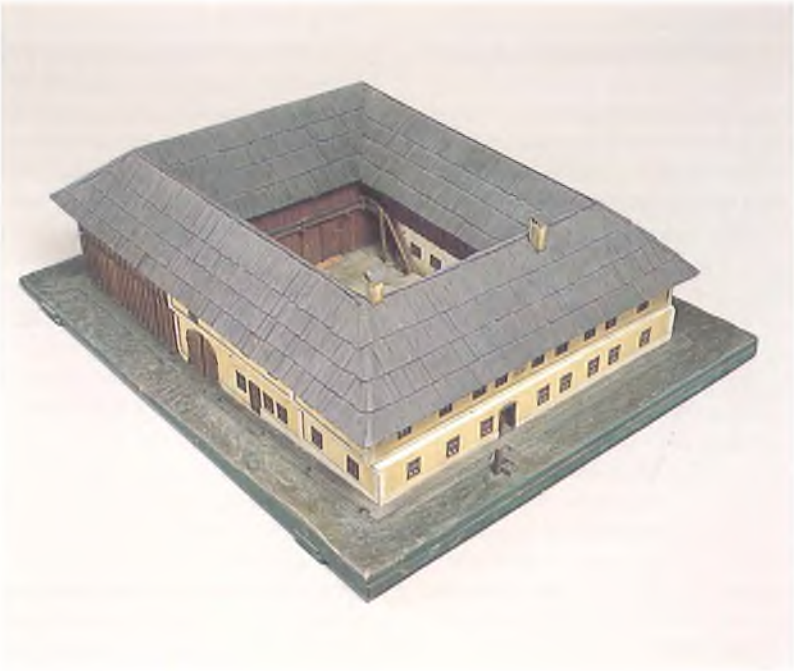
Der altbairischen und alemannischen Besiedlung mit ihren Weilersiedlungen und Blockfluren, die im inneralpinen Raum sukzessive die slawische und romanische Vorbevölkerung verdrängte, folgte im Hochmittelalter der planmäßige Ausbau im Osten des Landes und die Erschließung der Alpentäler. Auf diese Zeit gehen die geschlossenen Dorfanlagen – Straßen- und Angerdörfer mit Gewannfluren – zurück, ebenso die vorwiegend von Klöstern und weltlichen Lehensherren geförderten Viehhöfe. Zur selben Zeit kam es zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Aufblühen der Städte.

Haus und Hof

Die Bauernhöfe galten lange Zeit als Leitformen menschlicher Behausung und als Ausdruck stammesgeschichtlicher Art. Die neuere Forschung berücksichtigt hingegen ihre Abhängigkeit von natürlichen Baustoffen, Klima, Bautechnik und wirtschaftlichen Strukturen. Sie betrachtet die traditionellen Bauformen in ihrem historischen Wandel und untersucht den stilprägenden Einfluß der großen Kulturepochen. Unter dem Begriff „Hauslandschaften" versuchte man, die regionalen Hoftypen räumlich und zeitlich zusammenzufassen.

Der salzburgisch-tirolische Einhof und der oberösterreichische Vierkanthof stellen zwei entgegengesetzte Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb einer Entwicklung dar, als deren Ausgangspunkt der ungeregelte baiuwarische Haufenhof des Frühmittelalters angesehen werden kann. Die additive Bauweise von Hakenhöfen und Streckhöfen kennzeichnet hingegen den Osten des Landes.

Oberinntaler Häusergruppe
Modell, Tirol, dat. 1918



Vierkanthof

Modell, Dopplerhof bei Lambach, Oberösterreich, 1927

Wetterfahne
Mühlviertel, Oberösterreich, 19. Jahrhundert

Schmuck am Haus

Das Haus gilt bereits in den ältesten Rechtsordnungen als geschützter Platz. Kein Fremder durfte ungebeten die Türschwelle überschreiten. Zur Sicherung von Hab und Gut brachte man Schloß und Riegel an Tür und Tor an. Heilige Schutzpatrone, verschiedene Segenszeichen oder auch unheilabwehrende Symbole sollten Haus und Vieh vor Unglück und Schaden bewahren.

Als persönliches Besitztum wurde das Haus nicht nur im Inneren sondern auch nach außen hin künstlerisch gestaltet: geschnitzte Pfettenköpfe, bemalte Windladen, ausgeschnittene Balkongeländer, künstlerisch gestaltete Türen und Fenster zeugen davon. Die „Blumenstalen" aus dem Tiroler Ötz- und Kaunertal sind frühe Zeugnisse für die Sitte des Blumenschmukkes an Häusern.

„Blumenstale"
Laienarbeit, Ötztal, Tirol, um 1895

Feuer, Herd und Ofen

Ofengabel
Niederösterreich, 19. Jahrhundert

Neben der Herstellung von Werkzeugen war der Gebrauch des Feuers der wichtigste Schritt in der kulturellen Entwicklung. Das Feuer ermöglichte dem Menschen sich zu wärmen, zu kochen, sich zu schützen und es bildete die Voraussetzung zur Ausübung verschiedener handwerklicher Techniken. Daher war das Feuer in vielen Kulturen geheiligt und die Feuerstätte ein kultischer Ort.

Um das Feuer im geschlossenen Raum zu nützen, bedurfte es entsprechender Vorrichtungen. Durch die Anhebung der Kochstelle auf Tischhöhe (Herd) sowie durch die Ummantelung des Feuers (Ofen) erfolgte bereits im Mittelalter eine wesentliche Verbesserung beim Kochen und bei der Wärmeversorgung.

Die Entwicklung verschiedener Feuerstätten nahm aber auch entscheidenden Einfluß auf das Raumgefüge des Hauses. Durch den Einbau eines rauchfreien Raumes (Stube) kam die Herdstelle in dem verbleibenden Raum (Vorhaus) zu liegen. Aus ihm entstand durch eine neuerliche Raumtrennung die Küche. Andernfalls konnte der separate Kochraum (Rauchküche) an den Wohnraum angefügt und unter ein gemeinsames Dach gestellt werden. Für die Ausgestaltung des Hauses war dabei stets die Lösung des Rauchabzuges von besonderer Bedeutung.

Kochgeräte

Zwischen Feuerstätte, Kochgerät und Speisenzubereitung besteht ein struktureller Zusammenhang. Zu unterscheiden ist das Kochen auf offenem Feuer und das Kochen im Ofen. Kesselhale und Kessel bestimmten das Kochen auf der erdnahen Herdstätte. Auf ihr wurden vorwiegend Eintopfgerichte zubereitet. Für die tischhohe Herdstelle sind der Feuerbock, der Dreifuß mit Pfannenhalter, besonders aber der schwenkbare Galgen mit dem großen kupfernen Kessel kennzeichnend. Als wichtigstes Kochgeschirr diente die Pfanne, in der man die verschiedenen Teigspeisen zubereitete.

Für das Kochen im Ofen, das im Südosten Österreichs verbreitet war, verwendete man irdene Dreifußreinen oder Häfen, die mit Hilfe von Ofengabeln oder Ofenwagen in den Heißraum eingeführt wurden. Der davon zu unterscheidende Backofen befand sich vielfach außerhalb des Hauses.

Dreifußkessel
Glockenspeise,
Bozen, Südtirol, 18. Jahrhundert

Dreifußpfanne
Irdenware, Haslach, Oberösterreich,
19. Jahrhundert

z.B. Die Rauchstube

Innerhalb der österreichischen Hauslandschaften nehmen die „Rauchstubenhäuser" eine besondere Stellung ein. Dieser Haustyp mit seinem großen, zentralen Vielzweckraum zog wegen seines archaischen Charakters bereits sehr früh die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich. Die Rauchstube bildet einen Ausbautyp des späten Mittelalters, der sich im ostalpinen Kernraum bis in unser Jahrhundert erhalten hat.

Charakterisiert wird die Rauchstube durch eine Doppelfeuerstätte, die aus einem Vorderladerofen und einem Herd gebildet wird. Betrieb und Beheizung dieser Feuerstätte prägten den Raum, der zugleich zum Kochen, Arbeiten, Wohnen, Schlafen und als Aufenthaltsraum für das Kleinvieh diente.

„Rauchstube"
Modell, nach einem Original in Amberg
b. Fresach, Kärnten, dat. 1932

Epochenprägung und Kulturform

Oberinntaler Stube

Die Behausung – als gestaltete Umwelt des Menschen – ist der Ort, an dem sich Wohnkultur entwickeln konnte. Voraussetzung dafür war die Ausbildung der Stube als abgeschlossener und rauchlos beheizbarer Raum innerhalb des Hauses. Dies geschah – wohl zuerst im oberdeutschen Raum – mit Hilfe des Hinter-laderofens, welcher die epochenprägende Bedeutung der Stube begründete.

In Tirol, das wie die angrenzenden Regionen vom wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung Süddeutschlands nach dem Dreißigjährigen Krieg profitiert hatte, erreichte die Stube früh einen hohen Entwicklungsstand: mit Wand- und Deckengetäfel sowie dem entsprechenden Mobiliar. Dank ihrer im Grunde unveränderten Struktur, der diagonalen Anordnung von Tisch und Ofen, blieb diese Wohnform hier bis weit ins 19. Jahrhundert hinein maßgeblich. Es nimmt daher nicht wunder, daß den Stuben als Inbegriff ländlicher Behaglichkeit auch von allem Anfang an das Interesse volkskundlicher Forschung und Museumsarbeit galt.

Das seit 1914 im Österreichischen Museum für Volkskunde befindliche Getäfel dieser Stube von 1700 stammt vermutlich aus Pettneu am Arlberg. Dort ließen jedenfalls laut Eintragung in den örtlichen Kirchenbüchern die am Türstock verewigten Eheleute ‚Iohanns Lechleitner vnd Magdalena Prantaverin' am 11. April 1698 ihren Sohn Johannes Franciscus taufen.

Oberinntaler Stube
wohl Pettneu, Tirol, dat. 1700

Oberinntaler Stube

wohl Pettneu, Tirol, dat. 1700
Aufnahmen in situ 1914

Wohnkultur

z.B. Truhen, Schränke, Stühle
aus Tirol und Vorarlberg

Tischler an der Hobelbank
Oberbayern, Ende 18. Jahrhundert

Möbel nehmen in der Ausgestaltung von Wohn- und Wirtschaftsräumen eine vorrangige Stellung ein. Die Auswahl von „Behälter- und Verwahrmöbeln" (Truhen und Schränke) und von „Stützmöbeln" (Stühle) aus Westösterreich (Tirol und Vorarlberg) in der als ‚Studiensammlung' angelegten Raumeinheit versteht sich exemplarisch: als regional und sozial differenzierendes Kapitel der Kulturgeschichte von Typen, Formen und Motiven.

Hersteller dieser Möbel waren gewöhnlich Landmeister: Zimmerleute, Drechsler, Stellmacher und besonders Schreiner oder Tischler. Mit dem Aufblühen der Städte und ihrer Zünfte gelangten Vorbilder städtischer Lebensform aufs Land. Damit setzte eine Entwicklung ein, die im Bereich des landstädtischen und dörflichen Haus- und Wohnwesens im 17. und 18. Jahrhundert die Ausbildung einer ausgeprägten Standeskultur bewirkte. Sie wurde seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich von neuen Lebensformen und Kulturstilen des Industriezeitalters abgelöst.

Das volkskundliche Interesse gilt der „kulturellen Bedeutung" von Möbeln als zweckgebundene Gebrauchsgegenstände (Herstellung, Form und Funktion) und als Indikatoren kollektiver Haltungen.

Truhen - Frühe Formen

Das wichtigste, zugleich älteste und am weitesten verbreitete Verwahrmöbel war die Truhe. Die Benennung wird von indoeuropäisch *dereu(o)*, „Baum" abgeleitet und bedeutet letztlich „ein aus einem Baum gefertigtes Gerät". Solche Einbaumtruhen, die, schon in frühgeschichtlicher Zeit sachlich bezeugt, die früheste Stufe dieses Möbels darstellen, standen in verkehrsfernen Gegenden der Alpentäler lange über das Mittelalter hinaus in Verwendung.

Satteldachtruhen mit Eckstollen und gespundeten Wänden sind als Arbeiten der Zimmerleute seit der Gotik bezeugt. Gleiche Formelemente weisen die „Giebel-Almer" auf.

Truhen – Spätmittelalter, Frühe Neuzeit

An die Stelle der Anfertigung von Truhen mit Zimmermannshacke und Dexel trat an der Schwelle zur Neuzeit mit der Erfindung der Säge die verfeinerte und spezialisierte Herstellung durch Schreiner. Ihre Erzeugnisse sind etwa die Stollentruhen – nach den Konstruktionsteilen in Eck-, Front- und Seitstollentruhen unterschieden und durch deutlich vom Boden abgehobene Körper und glatte aufgedübelte Wände gekennzeichnet.

Schon im 13. Jahrhundert erfuhren eiserne Beschläge der Truhen ornamentale Ausgestaltung. Die Schauseiten wurden durch zunehmend reicher werdendes Schnitzwerk (Ritzungen, Kerbschnitte und ausgegründete Flachschnitzerei) verziert, und Farbkontraste wurden als erste Stufe zur Möbelbemalung durch Schwärzung der Schnitzornamente erzielt.

Eckstollentruhe
Paznauntal, Tirol, 16. Jahrhundert

Truhen – Renaissanceformen

Zum Typus der Seitstollentruhe, die als mittelalterliche Konstruktionsform im ländlichen Möbel noch bis ins 18. und 19. Jahrhundert in Gebrauch stand, trat im 17. Jahrhundert die Form der Sockeltruhe. Dabei stand der Truhenkörper auf einem konstruktiv selbständigen Sockel. Die Wände der Truhe wurden nun meist gezinkt gefertigt, entsprechend den von Schreinern seit der Frühneuzeit entwickelten Eckverbindungen.

Kennzeichnend für die Truhen dieser Epoche sind: Dreifeldergliederung der Schauseiten, Rahmung mit Leisten und Stäben, Ziertechniken in Holzintarsia, Aussägeauflagen, Schablonen- und Intarsiamalerei, Scheinarchitektur (‚Torturmmotive'), heraldische Zeichen (Doppeladler), Rosetten, Blatt- und Pflanzenwerk, Arabesken und Grotesken. Diese Truhen sind Teil einer renaissancegeprägten dörflichen und ländlichen Prestigekultur, die als Regionalstil mitunter lange nachwirkten.

Seitstollentruhe
kassettiert, wohl Vintschgau, Südtirol, um 1600

Stühle

Mit dem Aufkommen des Tischlerhandwerks in der Renaissance trat der Pfostenstuhl mit Lehne neben den älteren Sessel. Im ländlichen Raum haben jedoch die vierbeinigen Brettstühle mit Lehne den alten dreibeinigen lehnenlosen Schemel nicht vor dem 18. Jahrhundert abgelöst. Auch dann vermochte der Sessel weder die bewegliche („Fürbank") noch die wandfeste Bank aus der Stube zu verdrängen.

Vorlagen für Stuhllehnen – Doppeladler, Fratzengesichter, Blattwerk, Rocaillen – wurden im 17. Jahrhundert aus den Städten übernommen und von den Dorftischlern unzählige Male wiederholt und zur Formel abgeschliffen. Ähnlich „verbauerte" Formen zeigen im 19. Jahrhundert die ovalen, aus klassizistischen Kranzmotiven abgeleiteten Lehnenformen der Brettstühle des Tiroler Ötztales.

Brettstuhl
Schnalstal, Südtirol, 18. Jahrhundert

Brettstuhl
Ötztal, Tirol, um 1800

Alpbacher Möbelmalerei

Unverwechselbar sind die bemalten Möbel des verkehrsfernen Alpbachtales, eines Unterinntaler Seitentales, wo sich die Intarsienmalweise Mitte des 17. Jahrhunderts nachweisen läßt. Diese Technik, die den Übergang vom Naturholzmöbel zur Möbelmalerei bildet, hat sich hier zu einem bis ins 19. Jahrhundert bewahrten eigenständigen Talstil verfestigt. Blankholz diente als Untergrund, und nur Umrisse wurden gemalt und kleine Felder farbig, oft in durchscheinender Manier ausgefüllt.

Die Volkskunstforschung beschrieb drei Entwicklungsstufen oder Stilperioden der Alpbacher Möbel. Die besten Leistungen wurden dabei nach mündlicher Überlieferung mit dem Namen der Familie Pletzacher verbunden: mit Veith Pletzacher (1661–1736) und seinem Sohn Bartlmä (1705–1772).

Schrank
Intarsiamalerei auf Blankholz
Alpbach, Tirol, um 1780

Schränke

Der Kleiderschrank (oberdt. Kasten) fand landschaftlich zu verschiedenen Zeiten Eingang ins Bauernhaus. Die Zeugnisse aus den österreichischen Alpenländern weisen auf das 18. Jahrhundert hin. Die Entwicklung ist im Zusammenhang mit dem zunehmenden Einfluß des Tischlerhandwerkes zu sehen, welches die Durchsetzung des Schrankes gegenüber der Truhe bewirkt hat.

Unter dem Einfluß der barockzeitlichen Möbelkunst fanden zuerst in wirtschaftlich begünstigten Gegenden aufwendig gestaltete und bemalte Möbel Eingang ins bäuerliche Inventar: doppeltürige Schränke mit abgeschrägten Ecken und Aufsatzkränzen und Vierfeldergliederung der Türen. Das Aufblühen der Möbelmalerei führte zur Ausbildung ‚moderner' Möbellandschaften, wie etwa der des verkehrsoffenen Tiroler Unterinntales.

Giebelschrank
zweitüriger Seitstollenkasten
Pustertal, Südtirol, dat. 1806

Regionaler Stilwandel

Montafoner Stube

Wandvertäfelung
Ausschnitt, Montafon, Vorarlberg, dat. 1807

Das vorarlbergische Montafon ist eines jener Täler Westösterreichs, in denen sich ein unverkennbarer Stil ländlicher Wohnkultur entwickeln konnte. Der relative Wohlstand, welcher dem Tal im 18. Jahrhundert kurzfristig vergönnt war, hing mit den letztlich schwierigen Voraussetzungen im Tal selbst zusammen: Sie förderten jene Mobilität und kulturelle Durchlässigkeit, die dem Tal ihr Gepräge gaben und früh Denk- und Handlungsweisen anderer Milieus in die bäuerliche Welt brachten.

Länger als in anderen Landschaften Österreichs blieb man in Vorarlberg den traditionellen Blankholzmöbeln verpflichtet: Bemalungen – in zurückhaltender Farbgebung – bildeten stets die Ausnahme. Stattdessen erhielt der Regionalstil durch die wechselnde und oft gleichzeitige Kombination von Elementen der Renaissance, des Barock, Rokoko und des Klassizismus eine eigene Note.

Das Zusammenspiel der Materialqualitäten von verschiedenen Hölzern mit der eingelegten Schieferplatte bei den achteckigen Tischen oder die Aufwertung der Täfelung durch zeittypische Füllungen sowie die festeingebauten Stubenkredenzen sind Merkmale dieses Stils. In ihm eine frühe Form der Verbürgerlichung agrarisch bestimmter Regionalkultur zu erkennen, liegt nahe.

Stubentüre
Montafon, Vorarlberg, dat. 1807

Landwirtschaft

Die Volkskultur der vorindustriellen Zeit war vorwiegend agrarisch geprägt. Der Landwirtschaft galt daher von Anfang an ein spezielles Interesse der Volkskunde. Sie wandte sich allerdings weniger historischen, sozialen und ökonomischen Fragestellungen zu, sondern sie suchte die traditionsgebundene Lebens- und Wirtschaftsweise des Bauerntums zu erfassen.

Trotz – oder gerade wegen – der fortschreitenden Mechanisierung und des Rückganges des bäuerlichen Bevölkerungs–anteiles schenkte man den alten Landwirtschaftsgeräten gesteigerte Aufmerksamkeit. Sie wurden zu einem Symbol für die ideologisch überhöhte Arbeit des Bauern.

Erst eine neuere Betrachtungsweise lernte die Geräte als Teil eines bestimmten Wirtschaftssystems zu sehen und in der Veränderung des Gerätebestandes den strukturellen Wandel zu erkennen. So steht der hölzerne Beetpflug für die mittelalterliche Agrarrevolution mit der Einführung der Dreifelderwirtschaft und die Getreideputzmühle für die Neuerungen der Landwirtschaftsreformen des 18. Jahrhunderts.

Melkszene

Josef Lechner, Buchberg b. Bischofshofen, Salzburg, Anfang 20. Jahrhundert

Landwirtschaftsgeräte

Bei der Bewirtschaftung des Landes entwickelten sich bereits früh spezialisierte Betriebe: Waldwirtschaft, Viehwirtschaft („Hörndlbauern") und Getreidewirtschaft („Körndlbauern") sowie Wein- und Gemüsewirtschaft. Jede dieser Wirtschaftsformen erforderte spezielle Geräteeinheiten, die bei gleicher Grundform im Lauf der Jahrhunderte an die jeweiligen Bedürfnisse angepaßt wurden.

Für die Bodenbearbeitung dienten Spaten und Schaufeln, Hauen und Hacken, Pflug und Egge. Zum Säen wurde regional unterschiedlich das Säetuch, der Säekorb oder das Säeschaff verwendet. Sichel und Gras- oder Getreidesense samt Dengelzeug, Rechen und Gabeln sowie die verschiedenen Dreschgeräte benötigte man bei der Ernte.

„Tiroler Bauernpaar"
Illy Kjäer, dat. 1942

z.B. Butter und Käse

Für die Bewirtschaftung der Schwaigen (Viehhöfe) wurde vom Grundherrn in der Regel das nötige Vieh zur Verfügung gestellt. Dafür hatten die Bauern Käse zu zinsen. Die erforderliche Steigerung der Milchmenge machte die Nutzung der Almweiden notwendig.

Jeder Bauernhof mit Almwirtschaft verfügte über die entsprechenden Geräte zum Melken, Buttern und Käsen. Bei der Käseherstellung ist die Fett- oder Hartkäserei, wie sie im westlichen Teil der Alpen betrieben wird, von der Mager- oder Weichkäserei und von der Sauerkäserei zu unterscheiden.

Milchseiher
Graubünden, Schweiz, 19. Jahrhundert

Bauer, Gerät, Symbol

Die Arbeit der Landbevölkerung war seit dem Mittelalter Gegenstand künstlerischer Darstellung. In ihr spiegelt sich das Bild des Bauern innerhalb der Gesellschaft. Auf diese Weise verfestigte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts das Klischee des Bauern als eines Hüters der Tradition.

Dieser Mythos vom Bauern übertrug sich auch auf die Dinge des täglichen Gebrauches. Nicht ihre Funktion und ihr „Sitz im Leben", den sie einst für Hersteller und Besitzer besaßen, zogen das Interesse auf sich, sondern die oft überaus naiven Selbstdarstellungen und Symbole. Unter dem Begriff „Volkskunst" wurden sie letztlich zu begehrten Sammelobjekten.

Wetzsteinkumpf
Rauris, Salzburg
um 1900

Wetzsteinkumpf
Graubünden, Schweiz
19. Jahrhundert

Wetzsteinkumpf
Fleimstal, Trentino
um 1890

Wetzsteinkumpf
Tirol
dat. 1790

Wetzsteinkumpf
Graubünden, Schweiz
dat. 1739 Jahrhundert

Wetzsteinkumpf
Paznauntal, Tirol
um 1890

Vormoderner Transport

Landwirtschaftliche Arbeit bestand zu einem guten Teil aus Transportarbeiten. Von der Saat bis zur Ernte, vom Almauftrieb bis zum Heimbringen der Molke waren Dinge mit den unterschiedlichsten Anforderungen an Mensch und Material von einem Ort an den anderen zu schaffen. Dabei schuf sich die vormoderne Agrarwirtschaft ein komplexes Repertoire an Techniken und Werkzeugen, die allesamt dasselbe Ziel verfolgten: den möglichst kraftschonenden Einsatz der stets nur begrenzt zur Verfügung stehenden Ressourcen.

Die Kraft kam einerseits vom Menschen selbst und andererseits vom Tier, von Rindern, Pferden und Ochsen. Manche Transporttechnik und hilfreiche Erfindungen haben sich über Jahrhunderte nicht grundlegend verändert, sondern lediglich verfeinert und an die jeweiligen Bedürfnisse angepaßt. Wichtige Impulse gingen dabei – besonders was die Anspannung der Pferde anlangt – von den mittelalterlichen Klöstern aus.

Weil stets Masse im Spiel war, natürliches Gefälle genützt werden mußte und Tiere oft unberechenbar waren, zählte Transportarbeit zu den gefährlichsten Tätigkeiten des Arbeitsjahres. Daran hat auch die im 19. Jahrhundert einsetzende Mechanisierung der Landwirtschaft wenig geändert.

„Holzzieher"
Johann Georg Kieninger
Hallstatt, Oberösterreich, um 1890

Transport durch Menschen

Vielfältig waren die Hilfsmittel, die dem Lastentransport durch Menschen dienten. Tragringe erleichterten mitunter das Tragen von Kopflasten. Tragstöcke wurden entweder längs oder quer – wie auch die Tragjoche – über die Schultern gelegt und konnten mit festen Gefäßen oder gebündelten Gütern behangen werden. In Gebirgsgegenden oder etwa bei der Weinlese, wo auf freie Hände Wert gelegt werden mußte, wurde stets das Tragen auf dem Rücken bevorzugt: Butten, Körbe, Kraxen und Tragtücher sind Grundformen solcher für den spezifischen Einsatz abgewandelter Tragegeräte.

Wo es das Gelände erlaubte, wurden hingegen Lasten vom Menschen geschleift und gezogen. In manchen alpinen Regionen haben sich solche einfachsten Transportmethoden – etwa beim Heuzug – bis ins 20. Jahrhundert gehalten, und die dort in vielerlei Funktion gebräuchlichen Kleinschlitten beruhten auf denselben Prinzipien.

Transport mit Tieren

Um die Zugkraft der Tiere bestmöglich zu nutzen und sie – als ein wertvolles Kapital der bäuerlichen Wirtschaft – zu schonen, entwickelten sich bis zur Mechanisierung der Agrarwirtschaft immer ausgefeiltere Methoden des Anspannens und des Lastentransportes. Vom Sitz des Kummets oder des Jochs sowie von der Wahl und geschickten Beladung des Fahrzeugs hing die Kapazität letztlich ab. Daß der Gestaltung dieser Geräte durch spezialisierte Handwerker viel Aufmerksamkeit galt, nimmt daher kaum wunder.

Neben dem Transport mit Schlitten und Wagen spielte gerade im alpinen Paßverkehr und zur Versorgung der Almen bis ins 20. Jahrhundert das Säumen mit Tragtieren eine bedeutende Rolle.

Rückenkraxe
mit Teufelsfratze bemalt, Salzburg, um 1800

Kummet
alpenländisch, um 1800

Wege, Waren, Märkte

Nirgendwo tritt der Prozeß der Modernisierung so augenscheinlich zutage wie in der Revolution des Wirtschaftssystems. Die Verhältnisse von Raum, Zeit, Kapital und Ware haben sich dabei grundlegend gewandelt und das Alltagsleben neuen Gesetzmäßigkeiten unterworfen. Mit der Etablierung moderner Transportmittel, welche die Kommunikation um ein Vielfaches beschleunigten, rückten die Dörfer näher an die Zentren, und die Städte selbst erlebten einen ungekannten Aufschwung.

Waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Straßen noch von Hausierhändlern und stolzen Fuhrleuten bevölkert, welche die Güter über Land schafften und zu den Konsumenten brachten, so sorgte gegen Ende des Jahrhunderts die Eisenbahn für eine Neuorganisation der Landkarte: Der kulturelle Austausch insgesamt hatte begonnen, sich zu beschleunigen.

Dennoch lebten im ländlichen Raum Kulturmuster des älteren Wirtschaftens bis in unser Jahrhundert fort. Dazu gehörten die Orientierung nach Marktorten an Marktterminen ebenso wie die zögernde Akzeptanz modernen Handels. Noch in den vertrauten Gemischtwarenhandlungen war beispielsweise das „Anschreibenlassen" so üblich wie die Bezahlung mit barem Geld.

Bierwagen
Bastlerarbeit, Spielzeug
Wien, 1929

Hausierhandel

Nicht anders als der Transport im landwirtschaftlichen Bereich erfolgte der Vertrieb gewerblicher Produkte lange zu Fuß. Hausierer, die sich oft aus Not für den Wanderhandel und die mitunter drückende Abhängigkeit von Produzenten und Verlegern entschieden haben, brachten die Waren auf ihrem Rücken in die Häuser. Angehörigen der jüdischen Minderheit, denen die Ausübung eines Gewerbes noch im Biedermeier untersagt blieb, erging es nicht besser.

Neuigkeiten aus Stadt und Land fanden so neben Haushaltsartikeln, Textilien und populärer Kleinkunst ihre Abnehmer. Daß gerade die Hausierhändler selbst zu den bevorzugten Genres der hausindustriellen Bildschnitzer gehörten, hängt mit ihrer gemeinsamen Herkunft aus ärmlichen Randregionen zusammen, in denen man auf ein Nebengewerbe angewiesen war.

Transport von Gütern

Im vorindustriellen Wirtschaftssystem, in dem Distanzen in Wegstunden und Tagen gemessen wurden, bildete freiwillige Mobilität die Ausnahme. Sie war auf wichtige Landverbindungen und Wasserwege angewiesen und blieb einem vergleichsweise kleinen Bevölkerungsanteil vorbehalten. Viele Waren wurden nur für den Verbrauch am Ort selbst oder für kleinregionale Märkte gewonnen.

Aus der Rolle der Pferde für Verkehr und Transport – selbst Schiffe wurden flußaufwärts gezogen – erklärt sich die Bedeutung der Fuhrhalter und von Handwerken wie Hufschmied, Wagner oder Sattler. Die Eisenbahn veränderte auch deren Stellung im Gesellschaftsleben und brachte Konkurrenz selbst in die letzten Bastionen der Selbstversorgung.

Flaschenhändler
hausindustrielles Erzeugnis
Grödnertal, Südtirol, Mitte 19. Jahrhundert

Vogelhändler
Tirol, nach 1800

Handel und Markt

Die meisten größeren Städte waren in der agrarisch bestimmten Welt zugleich wichtige Marktorte. Hier waren die unterschiedlichsten Handwerke anzutreffen und hier hatte auch der Handel seinen Platz. Auf die Lebensweise des umliegenden Landes übten diese zentralen Orte einen großen Einfluß aus, weil in ihnen letztlich entschieden wurde, was Güter und Arbeit wert waren.

Wenn von hier das moderne Wirtschaftssystem seinen Ausgang nahm, so hielt doch auch in kleineren Orten bereits im 19. Jahrhundert der Warenhandel und die mit ihm verbundene Kultur Einzug. Läden brachten neben Artikeln des täglichen Bedarfs zusehends sogenannte Spezereien und Luxusartikel – Zeichen bescheidenen Wohlstands – unter die Leute.

„Vermischte Waaren Handlung"
Spielzeug-Kaufladen, Wien, um 1840

Zunftzeichen der Donauschiffer
Wien, dat. 1846, ren. 1883

Häusliches Wirtschaften

Die Ernährungsgewohnheiten der Agrargesellschaft beruhten in überwiegendem Maße auf Selbstversorgung. Die Natur bestimmte wechselnde Perioden von Not und Überfluß, der Mensch reagierte darauf mit der Einführung von Fasten- und Festzeiten. Der Zeit der Ernte im Herbst und der Schlachtung im Winter folgten Monate der Knappheit im Frühjahr. Die Lagerung und Konservierung von Lebensmitteln war somit eine Existenzfrage, für welche viel Zeit und Geschick aufgewendet werden mußte.

Selbst in den Städten, vor allem aber auf dem Lande fand die Herstellung und Verarbeitung von Lebensmitteln weitgehend im eigenen Haus statt. Die Ausstattungen historischer Küchen spiegeln etwas von der Bedeutung einer solchen Produktions- und Konsumationseinheit wieder.

Hier wurde nicht nur gekocht oder zubereitet, wie dies in den kleinen Küchen der marktabhängigen Industriegesellschaft üblich geworden ist, sondern hier wurde auch Kleintier geschlachtet, geräuchert, Butter gerührt oder Schmalz ausgelassen. Die vorindustrielle Hauswirtschaft kannte ein komplexes System von Praktiken und Utensilien, um die unterschiedlichen Lebensmittel haltbar zu machen. Viele dieser Arbeitsgänge sind erst durch die Modernisierung überflüssig geworden.

Krauthobel
Ostösterreich,
Anfang 20. Jahrhundert

Vorratshaltung

Die Versorgung mit fertigen Lebensmitteln durch den Handel ist eine Folge der Modernisierung. Weil früher technische Kühlsysteme und chemische Konservierungsmittel fehlten, kam der häuslichen Vorratshaltung nach traditionellen Verfahren eine wesentliche Bedeutung zu. Von ihrer Kenntnis und der Einteilung der Vorräte hing die kontinuierliche – meist aber doch sehr eintönige – Nahrungsversorgung eines gesamten Hauswesens ab.

Wollte sich ein Haushalt etwa mit Lebensmitteln für den kommenden Winter eindecken, so war der Raumbedarf dafür groß. Allein schon die Geräte wie Fässer, Kraut- und Fleischbottiche, Vorratsreme oder Fleischhaken beanspruchten Platz. Dazu kamen noch eigene kleine Mühlen, Quetschen und andere Spezialgeräte, derer man etwa beim Backen oder für die häusliche Milchverarbeitung bedurfte.

„Blick in die Kammer des Ackerl-Hauses"
Originalphotographie Johann R. Bünker
St. Lorenzen, Steiermark, 1913

Konservierung

Zum Schutz der Nahrungsmittel vor Verderb und vor Schädlingen war es nötig, sie in geeigneten Räumlichkeiten, Verwahrmöbeln und Vorratsgefäßen zu lagern. Die Übergänge zwischen Küche und Vorratskammer waren fließend und Keller innerhalb und außerhalb der Häuser unentbehrlich. Dort standen die Wirtschaftsschränke und Truhen, Gestelle und Regale für die vielfältigen offenen und geschlossenen Gefäße aus Holz, Stroh, Ton oder Glas.

Die wichtigsten Konservierungsmethoden waren das Trocknen und Dörren, Räuchern, Einsalzen und Beizen, das Einlegen sowie das Kühlen. Sämtliche Grundnahrungsmittel, Getreide, Fleisch, Gemüse und Obst, Milch und Eier wurden auf diese Weise verarbeitet und zumindest begrenzt haltbar gemacht. Wie der Bedarf an geeigneten Gefäßen und Hilfsmitteln war auch der Arbeitsaufwand dafür beträchtlich. Er reduzierte sich erst wesentlich durch die Technisierung des Haushalts.

Honigkrug
Irdenware, Südtirol, Mitte 19. Jahrhundert

Die Ordnung des Daseins

Hinter der Volkskultur der Vormoderne, hinter der alltäglichen Praxis des Lebens und Arbeitens, stand ein Denken, das weitgehend einer agrarischen Welt angehörte. Es bestimmte nicht nur den Glauben und das Tun der bäuerlichen Bevölkerung, sondern war selbst dem Kosmos städtischen und adeligen Lebens zugrundegelegt.

Daß dem Menschen nur beschränkte Instrumente in die Hand gegeben seien, den Lauf der Dinge zu beeinflussen, entsprach dem religiösen Weltbild. Diesem gehorchte auch die Naturauffassung: Der Natur als Teil der Schöpfung folgte das ländliche Jahr, und die Personifizierung von Jahreszeiten und Monaten oder die Darstellung der Gestirne standen nicht im Gegensatz zur christlichen Lehre und Bilderwelt. „In Gottes Hand" lagen Jahr und Tag, Leben und Arbeiten.

Als Spiegelung der göttlichen Ordnung wurde das irdische Dasein aufgefaßt, und die biblische Geschichte war im Alltag stets präsent. Sie hielt, bei den Stammeltern Adam und Eva beginnend, für den gesamten Lebenslauf passende Gleichnisse und Motive bereit. Wie die christlichen Glaubenssätze und die Viten der Heiligen zielte ihre Darstellung auf ein gottgefälliges Leben im Sinne des Evangeliums.

Uhrständer
mit Chronos, hausindustrielles Erzeugnis
Grödnertal, Südtirol, Ende 18. Jahrhundert

Die Zeit

Langsam war der Lauf der Zeit in der agrarischen Welt, und ihr Gang schien unbeeinflußbar wie das Jahr der Natur, nach dem sich das Arbeitsjahr zu richten hatte. Jedes Jahr brachten die Monate und Jahreszeiten dieselben Arbeiten, so wie der Lauf der Sonne die Tätigkeiten des einzelnen Tages festlegte. Doch das Leben nach diesem vorgeschriebenen Rhythmus und in Abhängigkeit von der Natur war keine Idylle, sondern ein Erfordernis zum Überleben.

Deshalb erzählen auch die in der Volkskunst lange wirksamen Jahreszeiten- und Monatsdarstellungen weniger über das tatsächliche Tun als über einen idealen Entwurf harmonischen Daseins. Nur so sind die von katholischer Bildlichkeit bestimmten Kalender und Zeitmesser zu verstehen: als individuelle Spiegelungen einer weit ins Gesellschaftspolitische hineinreichenden Weltauffassung.

Astronomische Uhr
mit Mondphasenanzeige,
Tirol, Ende 18. Jahrhundert

Der Glaube

Bis zur Aufklärung, mit welcher die Entzauberung der Welt ihren Anfang nahm, schöpfte die Volkskultur einen grossen Teil ihres mythologischen Repertoires aus dem Umfeld des christlichen Glaubens. Zwischen der weltlichen Symboltradition und dem Kosmos des Glaubens existierte kein unlösbarer Widerspruch. Befremdende Denk- und Glaubenspraktiken wurden durch eine populäre Theologie und Ästhetik zu selbstverständlichen Bestandteilen des mentalen Rüstzeugs breiter Schichten.

So sah die Volkskunst die biblische Überlieferung stets als Fundus für aktuelle Deutungen, denen die Sprache der Zeit unterlegt werden konnte. Die protestantische Minderheit, wie sie etwa in und um die Städte des ehemaligen Westungarn stark vertreten war, entwickelte in ihrer Volkskunst eigene Motive. Bilderfreundlicher als die ansonsten dem Wort verpflichtete protestantische Lehre illustrierten die Haus- und Segenssprüche das christlich begründete, reformierte Arbeitsethos.

„Tempel des Menschensohnes"
vielleicht Oberammergau, Bayern, um 1700

Die Geschichte des Volkes

Napoleon Bonaparte
hausindustrielles Erzeugnis, Grödnertal
Südtirol, 1. Hälfte 19. Jahrhundert

Das kollektive Gedächtnis ist der große Fundus des populären Schaffens. Aus ihm schöpfte die historische Volkskultur ihre Motive, und aus ihm bezog sie auch die eigene Logik ihrer Denk- und Sichtweisen. Der vormoderne Alltag breiter Bevölkerungsschichten war eingebettet in eine Erfahrung von Geschichtlichkeit, die anderen Prinzipien gehorchte als das Wissen der Bücher und Gelehrten. Sie vermittelte sich über Bilder, Zeichen und Symbole.

Dabei ist die ‚kleine Geschichte' des Volkes niemals abgetrennt von der ‚großen Geschichte' der Ereignisse und Regenten: Allzusehr war das Schicksal der Massen an die Entwicklung der politischen Verhältnisse geknüpft. Aber der Standpunkt des kollektiven Gedächtnisses war ein subjektiver. Deshalb ordnete sich die historische Zeit für viele durch Kriege und Persönlichkeiten, welche die ‚guten' oder die ‚schlechten' Zeiten vertraten.

In den auch für die persönliche Biographie einschneidenden Erlebnissen, wie dem Eintritt in die Armee oder der Teilnahme an einem Feldzug, erfuhr der Einzelne seine Rolle als Bürger des riesigen Habsburgerreiches unter dem Doppeladler: der Staatsauffassung entsprechend, meist mit treuergebenem Patriotismus.

„Vivad Laudon"

Majolikakrug mit Portrait G. Laudons
dat. 1790

Ereignis und Erinnerung

Nicht die langsam ablaufende Geschichte der sozialen Verhältnisse, sondern das konkrete Ereignis prägt sich in die populäre Erinnerung ein. Schlachten, Friedensschlüsse, Aufstände und Revolutionen sind die Themen der Bilderwelt. Ihre Darstellung war bis ins 19. Jahrhundert nicht auf dokumentarische Werke beschränkt. Sie schmückte auch Gegenstände des täglichen Bedarfs wie Möbel, Schützenscheiben, Haustextilien oder Pfeifenköpfe.

Mit dem wachsenden Interesse der Medien am Zeitgeschehen kündigte sich auch in der Erfahrung von Geschichte die Moderne an. Bilder gesellten sich zu historischen Nippes und machten die Ereignisse reproduzierbar. So wurden in der bürgerlichen Revolution von 1848 Lithographien zu massenhaft begehrten Zeugnissen des Geschehens. Und schon in der Gründerzeit, wie später im Ersten Weltkrieg, erreichte konfektioniertes patriotisches Spielzeug und Kunstgewerbe die Bürger in Stadt und Land.

Person und Erinnerung

Das kollektive Gedächtnis neigt dazu, die Erfahrung von Geschichte mit der Erinnerung an Personen zu verknüpfen. Sie geben den zeitlichen Bezugsrahmen vor und stehen im Wissen des Volkes symbolisch für historische Ereignisse oder Verhältnisse. Eine derartige Marke in der populären Erfahrung von Geschichtlichkeit waren etwa die napoleonischen Kriege, welche vereinfachend mit der Person Bonapartes verknüpft wurden. Was lange zurücklag, galt nunmehr im 19. und bis ins 20. Jahrhundert als „vor" oder „älter als Napoleon".

Überhaupt liegt in der Zeit nach der Französischen Revolution, mit ihren für die weitere Entwicklung Mitteleuropas weichenstellenden Ereignissen, der Anfang einer breiteren politischen Öffentlichkeit: Kaiser Franz, die Tiroler Freiheitskämpfer unter Andreas Hofer, aber sogar Metternich und später Radetzky waren populäre Helden, deren Konterfeis dank hausindustrieller Bilderproduktion und neuer Vervielfältigungstechniken ungekannte Verbreitung fanden.

Rekrutenkrug
Majolika, Westslowakei
dat. 1723

Symbol und Erinnerung

Die Masse denkt in Bildern, und die Erfahrung von Geschichte ist eng verbunden mit historischen Symbolen. Der Doppeladler als Wappentier des Heiligen Römischen Reiches und später des Kaisertums Österreich (seit 1804) ist eines der herausragendsten Motive der Volkskunst des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Das Wappen erscheint dabei längst nicht immer als Herrschaftszeichen, sondern als verselbständigtes dekoratives Motiv, als aufgelöstes Ornament.

Durch die symmetrische Grundform entsprach das Doppeladlermotiv den ästhetischen Vorlieben des Volkes. Historische Exaktheit spielte daher keine allzu große Rolle, und nicht immer ist zu erkennen, welches Wappen die Doppeladler tatsächlich darstellen sollten: den habsburgischen Reichsadler mit den Nimben und der Kaiserkrone in der Mitte oder den österreichischen, doppelt bekrönten Adler.

Krug
Majolika mit Doppeladlermotiv
Werkstatt Pisotti Salzburg
Anfang 19. Jahrhundert

Schnupftabakdose
mit Doppeladlermotiv
Bruneck, Südtirol, dat. 1816

Schafschellenband
mit Doppeladlermotiv
Fleimstal, Trentino, dat. 1784

Völker und Bilder

Wie die populäre Erfahrung von Geschichte stützt sich auch das Verständnis fremder Völker und Kulturen auf Bilder. Sie sind bildlicher Niederschlag überlieferter und mehr oder weniger beharrlich entwickelter Vorstellungen: von den Eigenarten der „Anderen" und von der Gültigkeit der eigenen Kultur. Besonders Kriege – als eine leidvolle Form des Kulturkontakts – formten die Stereotypen der europäischen Völker.

Auch auf dem Boden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie war die Vorstellung verbreitet, daß die einzelnen Nationen bestimmte typische Eigenschaften besäßen, durch welche sie sich von ihren Nachbarn unterschieden. Allerdings konnte bis zum 19. Jahrhundert der Begriff der Nation durchaus auch auf eine kleine, sprachlich nicht gesonderte Gruppe innerhalb des größeren Staatsganzen angewandt werden.

Erst die Krise des Vielvölkerstaates führte zur Entdeckung der Ethnizität. Sie wurde Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung und begann, auf das öffentliche Bild der nationalen Volkskulturen rückzuwirken. Darauf beruhte letztlich nicht nur der folkloristische Anstrich des Staatsbildes in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie, sondern auch der Gründungsgedanke des Museums für Volkskunde mit seinen vergleichenden Kollektionen aus den österreichischen Kronländern.

Mechanisches Welttheater
Praterbuden-Schau- und Spielwerk
Wien, um 1850

Völkertafel

„Kurze Beschreibung der In Europa Befintlichen Völckern Und Ihren Eigenschafften"
Steiermark, frühes 18. Jahrhundert

Bilder und Stereotypen

Die stereotypen Bilder von den kulturellen Eigenarten Fremder sind populäre Verarbeitungen einer gemeinsamen Erfahrung von Geschichte. Ihr Hintergrund sind historische Ereignisse, Feindschaften und Allianzen. Wahrnehmungen über äußerliche Andersartigkeit – über unterschiedliche Physiognomien oder Kleidungsgewohnheiten – und politische Erfahrungen verschmolzen zu festen Bildern und Vorurteilen. Um dabei die gewünschte Wirkung zu erzielen, genügten mitunter zeichenhafte Details wie etwa eine bestimmte Haartracht oder Hutform.

Oft hängen die komischen und karikaturesken Fremdbilder mit der Stilisierung der nationalen Folklore zusammen. Dieser Rückgriff auf Überliefertes und Idealisiertes ist besonders bei der Darstellung der vermeintlich friedlichen Völkergemeinschaft in der ehemaligen Donaumonarchie mitzudenken.

Stereotypen: z.B. „Türkenbilder“

Kein anderes fremdes Volk wurde in der populären Kunst Österreichs so oft und vielfältig thematisiert wie die Türken. Dies hängt damit zusammen, daß die Zeit nach den Türkenkriegen als eine Phase des allgemeinen kulturellen Aufschwungs auch eine Hochzeit der bilderfreudigen, der barocken Welt verhafteten Volkskunst war. Und die mohammedanischen Türken waren das erste einem fremden Kulturkreis angehörige Volk, mit dem die Bewohner Mitteleuropas sehr direkt konfrontiert waren.

Die bildlichen Darstellungen, wie auch die Präsenz des Türkenthemas im Volksschauspiel und mehr oder weniger grausamen Brauchhandlungen, sind Teil des symbolischen Triumphes des barocken Abendlandes. In späterer Zeit vermischte sich das Stereotyp des Türken mit der allgemeinen Begeisterung für die exotische Kultur des Orients. Obzwar gelegentlich ins freundlich Komische gewendet, nährt manches dumme Vorurteil bis heute latente Ausländerfeindlichkeit.

Brunnenfigur
Radlach, Kärnten, Mitte 19. Jahrhundert

Geschichte und Religion

z.B. katholische und
protestantische Landmöbel

Als Bestandteil des direkten Wohnumfeldes gibt historisches Mobiliar Auskunft über persönliche und kollektive Haltungen, über Status und Konfession. Auf dem Gebiet des heutigen Österreich, wo die Anhänger der reformierten Bekenntnisse stets eine Minderheit darstellten, spiegeln die ländlichen Möbel des 18. und frühen 19. Jahrhunderts in Symbolik und Malerei vor allem katholische Bildlichkeit.

Im Erzbistum Salzburg, dem auch Teile Tirols wie die rechte Talseite des Zillertales angehören, konnte sich der neue Glaube trotz Gegenreformation und mehrerer Landesverweise halten. Von hier sind auch noch aus dem 19. Jahrhundert Möbelstücke überliefert, die in protestantischer Tradition stehen. Diese drückt sich in der Bevorzugung von Motiven des alten Testaments und im Festhalten an der Bilderwelt des reformierten Glaubens aus.

Im salzburgischen Pinzgau entwickelte sich im 18. Jahrhundert ein regionaler Stil unbemalter Möbel, der gleichfalls Züge eines verborgenen Protestantismus trägt. Aus dem anfänglichen Fehlen jeder katholischen Symbolik ist hier auf konfessionell unterschiedliche Bild- und Dekorationsprogramme geschlossen worden.

Lamm Gottes

Detail mit Wappen des Bistums Brixen auf einer Truhe. Zillertal. Tirol. dat. 1774

Truhe
‚blauer Typus' von der Tiroler, katholischen Seite des Zillertales
Tirol, dat. 1774

Truhe
‚grüner Typus' von der salzburgischen, ehem. kryptoprotestantischen Seite des Zillertales
Tirol, um 1770, dat. 1873

Schrank
Fusch, Salzburg, dat. 1737

Truhe
Fusch, Salzburg, dat. 1770

Die ständische Kultur

Die Objekte einer historischen Volkskunstsammlung entstammen zum größten Teil der feudalen Ordnung und ihrem Übergang in die moderne Klassengesellschaft. Sie sind nicht nur Produkte der Gesellschaftsverhältnisse, sondern sie spiegeln auch deren Wahrnehmung und Wirklichkeit. Wenn die ständische Ordnung selbst zum Thema wird, dann meist als Ideal gottgewollter Ordnung, in der die einzelnen Stände ihren festen Platz und ihre feste Bestimmung haben: die Untertanen genauso wie die weltliche und geistliche Herrschaft.

Die Überlieferungslage für die einzelnen Stände ist sehr unterschiedlich, sie zeichnet schräge Bilder der gesellschaftlichen Verhältnisse und reicht bis hin zur scheinbaren Geschichtslosigkeit: Sind die unteren Schichten Gegenstand populärer Bildwerke, dann meist aus der Sicht der „anderen". Gegenstände des Alltags Privilegierter haben sich weit mehr und besser erhalten als solche breiter Schichten.

Neben Ständespott und Standesdünkel prägten aber auch christliche Karitas die Begegnung der Stände untereinander: In Wien etwa wusch das Kaiserpaar bis zum Ende der Monarchie am Gründonnerstag zwölf alten Männern und Frauen die Füße. Das Weltbild verband mit den patriarchalen Privilegien Rechte und Pflichten, auch wenn sich diese auf Gesten und Symbole beschränkten.

Schachspiel
von Rupert Grießl für Graf Hans Wilczek
dat. 1898

„Die drei Stände"
Tirol, um 1800

Pulverhorn
Österreich, frühes 18. Jahrhundert

Adel: z.B. Jagd als Privileg

Bis 1848 war die Jagd in Österreich-Ungarn, wie in den meisten europäischen Ländern, ein herrschaftliches Privileg. Trotzdem nehmen jagdliche Themen und Motive in den Schöpfungen der Volkskultur besonders des 18. und 19. Jahrhunderts eine zentrale Stelle ein. Dies hängt mit der berufsmäßigen Ausübung der Jagd in adeligen Diensten zusammen, wie sie dann in romantischer Wendung oft verklärt worden ist.

„Kaiser Franz Jos. I. alls Jager"
wohl Th. Haiml, Bad Ischl, Oberösterreich, dat. 1905

Ansonsten war im Ancien régime die „Lust des Adels" meist die „Last des Volkes", weil eine übermäßige Hege des edlen Wildes die bäuerlichen Schichten – selbst die besitzenden – wehrlos mit Schäden an Wald und Flur konfrontierte. Außerdem war der personelle Aufwand für die älteren Formen der Jagd beträchtlich, und Hilfsdienste bei Netz-, und Treibjagden zählten zu den Pflichten der Untertanen. Daß gerade die Jagd immer wieder die subversiven Phantasien des Volkes anregte, hängt daher nicht nur mit einem da und dort durch Wilderei erbeuteten zusätzlichen Stück Fleisch zusammen.

Lade
mit Applikationen kolorierter Kupferstiche
süddeutsch, 18. Jahrhundert

Ständegeschmack und Ständestil

Realien sind Indikatoren gesellschaftlicher Ordnungen. Sie zeigen Sach- und Stilpräferenzen der einzelnen Stände an, und verweisen dadurch auf spezifische Einstellungen und Mentalitäten ihrer jeweiligen Benutzer. Obwohl gerade oberschichtliche Vorbilder häufig nachgeahmt wurden, lassen sich an Formen, Ausgestaltung und Motiven – beispielsweise von Kleinmöbeln – sozial bedingte Neigungen erkennen.

Kleinmöbel, wie etwa die aristokratischen Schubladenkästchen oder Schreibpulte, gehörten dem intimen Bereich an. Erst mit wachsendem Wohnkomfort, der Etablierung bürgerlicher Lebensgewohnheiten und der Verschriftlichung der Bevölkerung gewann der Besitz solcher Möbel bei breiteren Schichten an Bedeutung: Die intarsierten Jagdszenen im Stil der Renaissance wichen ländlicher Farbigkeit im bäuerlichen und romantischem Bildungsgut im bürgerlichen Milieu.

kann nicht die soziale Öffentlichkeit, wie sie sich im Prozeß der Modernisierung entwickelte. Die Zugänge zu bestimmten Berufen und Ämtern waren streng geregelt, Herkunft und Abstammung legten den gesellschaftlichen Status fest. Trotzdem besaß die alte Gesellschaftsordnung eine Vielzahl von Korporationen: von den formellen Zünften der Handwerker und den Gewerkschaften der Bergleute, über die religiösen Bruderschaften bis zu den informellen Burschenschaften.

Kultur, als System des Denkens und Handelns, wurde außer im privaten Bereich vor allem in diesen Vereinigungen vermittelt. Realien zeugen von der Identifizierung der Gruppen über Symbole. Eine Lockerung dieser streng hierarchischen, auf Stabilität und Machterhaltung der Eliten zielenden Gesellschaftsordnung brachte erst der Josephinismus. Die sukzessive Liberalisierung der Gewerbeordnung bis zur Gewerbefreiheit (1859) ermöglichte auch Juden und Nichtkatholiken die Ausübung eines Handwerks, und das freie Vereinsrecht (1867) erlaubte die zahlreichen bürgerlichen Vereinsgründungen des späten 19. Jahrhunderts.

Armut

Drastisch zeigt sich an den unterprivilegierten Schichten, an den Recht- und Besitzlosen, wie selektiv historische Überlieferung ist. Materielle Zeugnisse von Armut haben sich in Museen und Archiven kaum erhalten. Die wenigen Realien geben fast ausschließlich den Blick der oberen Stände wieder, für welche Tagelöhner, Hausierer und Deviante oft nicht mehr als komische Figuren darstellten.

Über Jahrhunderte lebten die ärmsten Schichten – zumindest am Rande – mit im gesellschaftlichen Verband. Erst die Programme zur Armenfürsorge seit der Aufklärung brachten die Ausgrenzung aller ‚Abweichenden'. Das christliche Weltbild der ständischen Gesellschaft verpflichtete zu karitativer Fürsorge; wie alles Dasein war auch das Geben von Almosen auf das Jenseits ausgerichtet. Als ein demonstrativer Akt christlicher Karitas ist auch die Fußwaschung zu verstehen, welche die Habsburgerkaiser noch im 19. Jahrhundert an jedem Gründonnerstag für arme Untertanen praktizierten.

„Fußwaschungsbecher"
Erinnerungsgeschenk an eine Fußwaschung durch Kaiser Franz Joseph
Wien, dat 1860

Bettler am Krückstock
hausindustrielles Erzeugnis, Grödnertal
Südtirol, 1. Hälfte 19. Jahrhundert

Hausierer
hausindustrielles Erzeugnis, Fassatal, Trentino
Mitte 19. Jahrhundert

Ländlicher Stolz

z.B. Oberösterreichische Landmöbel

Nichts hat das Bild von Volkskunst mehr geformt als die sogenannten Bauernmöbel, wie sie eigentlich erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dem Wohnstil einer ländlichen Elite entsprochen haben. Die Krise der Ständeordnung und das allmähliche Durchsickern aufgeklärter Ideen mit den Landwirtschaftsreformen brachte dem Bauernstand einen ungekannten Aufschwung. Die Fertigkeiten ländlicher Handwerker ließen ihn teilhaben am Lebensgefühl barocken Reichtums.

In dieser Phase des kulturellen Wandels entwickelten sich auch erstmals deutliche regionale Stilunterschiede. In der oberösterreichischen Kernregion, wo sich die verfeinerte Lebensweise auch im Ausbau einer zweiten, im Obergeschoß liegenden Stube niederschlug, entwickelten Tischlermaler ihren typischen farbenfrohen Malstil. Stattliche Schränke und Betten mit dekorativen Aufsätzen lösten die älteren Möbelformen ab. Ein Einfluß der Klöster und Stifte in Formgebung und Motivwahl ist dabei unübersehbar.

Als Teil der Brautausstattung waren diese Möbel von vornherein auf Repräsentation angelegt. Sie bildeten das Mobiliar der sogenannten guten Stube und blieben dort, bis mit der nächsten Generation neue Stücke ins Haus kamen. Die gemalten Szenen von Hochzeitsfesten entsprechen dieser Lebensweise des demonstrativen Wohlstands.

Hochzeitsszene

Detail von einem Aufsatzbett, Urban Huemer
Aigen bei Offenhausen, Oberösterreich, dat. 1781

Schrank

mit vier Evangelisten und Krönung Mariens
Urban Huemer, Aigen bei Offenhausen,
Oberösterreich, um 1780

Die „Tischler in Aigen" bei Offenhausen

Im Gegensatz zu den Blankholzmöbeln Westösterreichs sind die donauländischen Möbel durch ihre Farbigkeit gekennzeichnet. Besonders im Zentralraum Oberösterreichs erlebte die barocke Möbelmalerei gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Hochblüte. Zu den gut faßbaren Werkstätten zählen die „Tischler in Aigen" bei Offenhausen (Bez. Wels), deren Erzeugnisse man ursprünglich unter den Begriff „Gunskirchner Möbel" subsumierte.

Anhand des Malstils lassen sich mehrere Generationen unterscheiden, darunter Urban Huemer (1728–1790), als dessen Hauptwerk das Hochzeitsbett anzusehen ist, und Andreas Huemer (1761–1819), der „Warwara-Maler".

Die Darstellung einer Hochzeitstafel auf dem Fußende des Bettes erinnert daran, daß die Möbel in der Regel anläßlich einer Hochzeit in Auftrag gegeben wurden. Sie waren Teil der Aussteuer, die bei der „Brautfuhr" in der Öffentlichkeit gezeigt wurde.

Stühle
mit altem und jungem Bauernpaar
Urban Huemer, um 1780

Lebensstile im Umbruch

Die Dynamik der Volkskultur zeigt sich in der Veränderung des alltäglichen Lebens, seiner Organisation und seines Umfeldes. Der Prozeß der Modernisierung hat nicht nur ein Idealbild alter Volkskultur entdecken lassen, sondern er hat auch die kulturelle Praxis vielfältiger gestaltet. Stil und Geschmack, Werte und Vorstellungen vermittelten sich dabei zu einem großen Teil im häuslichen Umfeld.

Auch im ländlichen Raum änderte sich im Laufe der letzten hundert Jahre das häusliche Inventar grundlegend. Zunehmend vergewisserte man sich seiner selbst, schmückte sein Haus mit oft konfektionierten, prestigeträchtigen Dingen, mit stolzen Erinnerungsstücken und Sinnsprüchen. Die generationenübergreifende agrarische Großfamilie, wegen ihrer integrierenden Funktionen oftmals idealisert, wurde allmählich von der bürgerlichen Kleinfamilie – Vater, Mutter, Kind – abgelöst. Kinder wurden erstmals als eigenständige Wesen angesehen, und die voranschreitende Trennung von Wohn- und Arbeitsstätte begann die Rolle der Frau einzuengen und festzulegen: als Hüterin der häuslichen Ordnung und Behaglichkeit.

Der gesellschaftliche Wandel schlug sich auch in der Gestaltung der privaten und halböffentlichen Dinge nieder. Sie sind Träger einer persönlich gefärbten überlieferten Kultur und spiegeln die Mentalitäten der einzelnen Milieus wieder.

Stickbild
christlicher Wandschmuck
Niederösterreich, um 1880

„Das Stufenalter des Mannes"
Chromolithographie, Kunstverlag E. May
Frankfurt a.M., um 1880/90

Persönliche Kultur

Der Zerfall der ständischen Ordnung leitete eine zunehmende Individualisierung und Privatisierung der Lebensweise ein. Nicht mehr Herkunft allein bestimmte nun den Status, sondern vermehrt auch alters- oder geschlechtsspezifische Identitäten. Dies wirkte sich auch auf die Gestaltung des persönlichen Umfeldes aus: Kinder und Alte etwa bekamen nun ihren eigenen Platz zugewiesen, und die einzelnen Lebensabschnitte wurden als individuell zu gestaltende Phasen angesehen.

Am meisten änderte sich für die Kinder, denen nun verstärkte pädagogische Interessen galten. Kindheit und Schulzeit mit den dazugehörigen Ritualen machten die Kinder mit ihren dereinst in der Gesellschaft einzunehmenden Rollen vertraut. In Dingen und Bildern vermittelten sich ihnen die gängigen bürgerlichen Tugenden.

Großvater mit Kind
bei religiöser Unterweisung
Steiermark, Mitte 19. Jahrhundert

„Die Fleißmedaille"
nach Ferdinand Georg Waldmüller
um 1830

Wandbehang
Niederösterreich, um 1900

Häusliche Kultur

In der Organisation und Gestaltung des intimen und des halböffentlichen Bereiches manifestierten sich zuerst die kulturellen Dimensionen einer neuen Zeit. Im katholischen Österreich verschmolzen dabei die neuen bürgerlichen Werte, wie Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit, mit den tradierten christlichen Vorstellungen: Das eheliche und familiäre Glück wurde nach wie vor dem göttlichen Schutz anempfohlen, und christlicher Wandschmuck avancierte zur gefragten Massenware in modernen Reproduktionstechniken.

Textiler Wandschmuck erfuhr seit dem späten 19. Jahrhundert bereits in den Schulen eine Förderung als weibliche Domäne. Die gestickten Bilder und Sprüche vermittelten, wie beispielsweise auch Puppenstuben, die kulturellen Leitbilder einzelner Bevölkerungsschichten. Sie trugen zusammen mit prestigeträchtigen Zier- und Gebrauchsgegenständen dazu bei, Ansehen und Zusammengehörigkeit im Familienverband zu festigen.

Puppenstube und -küche
Bastlerarbeit, Spielzeug, Wien, 1928

Photoalbum
Wetzles, Waldviertel, Niederösterreich, um 1915 bis um 1940

Erinnerungskultur

Mit dem Übergang zur modernen Kleinfamilie begannen Erinnerungsstücke und Andenken eine wachsende Bedeutung einzunehmen. Höhepunkte im eigenen Lebenslauf und Übergänge in neue Lebensabschnitte – wie etwa Verlobung oder Heirat – wurden mit symbolischen Geschenken oder in Bildern festgehalten. Die vereinfachten Herstellungs- und Reproduktionsweisen solcher Gegenstände und vor allem die neue Technik der Photographie machten Persönliches zum Bildgegenstand bei immer breiteren Bevölkerungskreisen.

Im Mittelpunkt stand dabei vor allem die Beschwörung der Gemeinschaft und der Zusammengehörigkeit der Familie. Dahinter verbarg sich der Glaube an das einende Band einer gemeinsamen Tradition: ein Glaube, der sich etwa in den kunstvoll drapierten Haarbildern niederschlug, in denen die einzelnen Familienmitglieder – verbunden mit photographischen Portraits – weiterlebten.

Erinnerungsbild

Miniatur mit Blumenapplikationen
Wien, um 1860

Auswahlbibliographie

Die Bibliographie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und will dem interessierten Leser erste Einstiege in die Themen und Texte der Ausstellung ermöglichen. Sie folgt beiläufig der Abfolge der Ausstellung und muß daher auf exaktere Zuordnungen verzichten.

Allgemein

Bausinger, Hermann, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe: *Grundzüge der Volkskunde.* Darmstadt 1978.

Braudel, Fernand: *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts.* 3 Bde. München 1983.

Haberlandt, Michael (Hg.): *Werke der Volkskunst. Mit besonderer Berücksichtigung Österreichs.* 3 Bde. Wien 1914–1917.

Haberlandt, Arthur: *Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung.* In: Georg Buschau (Hg.): *Illustrierte Völkerkunde* Bd. 2. Stuttgart 1926, 2. Teil, S. 305–658.

Haberlandt, Michael: *Österreichische Volkskunst. Aus den Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien.* 2 Bde. Wien 1911.

Haberlandt, Michael: *Die indogermanischen Länder. Völker des Erdteils.* In: Georg Buschau (Hg.): *Illustrierte Völkerkunde* Bd. 2. Stuttgart 1926, 2. Teil, S. 1–204.

Hugger, Paul (Hg.): *Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Ein Panorama des schweizerischen Alltags.* 3. Bde. Zürich, Lausanne, Bellinzona 1992.

Jacobeit, Sigrid und Wolfgang: *Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes* Bd. I: *1550–1810.* Wien 1985. Bd. II: *1810–1900.* Wien 1987.

Kaschuba, Wolfgang: *Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. und 20. Jahrhundert* (= Enzyklopädie deutscher Geschichte 5). München 1990.

Köstlin, Konrad, Hermann Bausinger (Hg.): *Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs* (= Regensburger Schriften zur Volkskunde 1). Regensburg 1983.

Menardi, Herlinde, Attilio Boccazzi-Varotto (Fotos): *Schätze des Tiroler Volkskunstmuseums.* 2. Bde. Innsbruck 1992.

Museum für Volkskultur in Württemberg. Außenstelle des Württembergischen Landesmuseums Waldenbuch Schloß. 3 Bde. Stuttgart 1989.

Österreichischer Volkskundeatlas. Hrsg. von der wissenschaftlichen Kommission für den Volkskundeatlas. 7 Lfg. Linz 1959, Wien 1965–1979 (1981).

Schmidt, Leopold: *Volkskunst in Österreich.* Wien, Hannover 1966.

Zugangsweisen

Bausinger, Hermann: *Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse.* Berlin, Darmstadt, Wien, 1971.

Brednich, Rolf W. (Hg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie.* Berlin 1988.

Harvolk, Edgar (Hg.): *Wege der Volkskunde in Bayern. Ein Handbuch.* (= Beiträge zur Volkstumforschung 23; Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 25). München-Würzburg 1987.

Kaschuba, Wolfgang: *Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit.* Frankfurt a.M., New York 1988.

Schmidt, Leopold: *Geschichte der österreichischen Volkskunde.* Wien 1951.

Schmidt, Leopold: *Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wirken eines Wiener Museums* (= Österreich Reihe 98/100). Wien 1960.

Mensch und Umwelt

Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Hrsg. vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein. Wien, Dresden 1906 (Repr. Göttingen 1978).

Beitl, Klaus: *Landmöbel. Zeugnisse alter Handwerkskunst.* Salzburg 1976.

Gebhard, Torsten: *Kachelöfen. Mittelpunkt häuslichen Lebens. Entwicklung, Form, Technik.* München 1983.

Geramb, Viktor von: *Die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben.* In: *Wiener Zeitschrift für Volkskunde XXX* (1925), S. 70–123.

Geramb, Viktor von: *Die Kulturgeschichte der Rauchstube. Ein Beitrag zur Hausforschung.* In: *Wörter und Sachen 9* (1924), S. 1–67.

Hähnel, Joachim: *Die Stube. Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur historischen Hausforschung.* Münster 1975.

Moser, Oskar: *Zum Problem der ‚ostalpinen Rauchstuben'.* In: *Ethnologia Europaea 22* (1992), S. 163–176.

Schmidt, Leopold: *Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz.* Wien 1977.

Stenzel, Gerhard: *Das Dorf in Österreich.* Wien 1984.

Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.): *Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des städtischen und ländlichen Wohnens in der Neuzeit* (= Studien zur Geschichte des Alltags 4). Münster 1985.

Tomasi, Elisabeth: *Ländliche Siedlung – Bibliographie.* In: *Österreichischer Volkskundeatlas,* Kommentar zur 6. Lfg./1. Teil. Wien 1977, Bl. 92, 93 – *Historische ländliche Ortsformen,* Bl. 94, 95 – *Historische Flurformen,* Bl. 96, 97, 98 – *Historische Gehöfteformen.*

Van Dülmen, Richard: *Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit.* Bd. I: *Das Haus und seine Menschen 16.–18. Jahrhundert.* München 1990. Bd. II: *Dorf und Stadt 16.–18. Jahrhundert.* München 1992.

Mensch und Wirtschaft

Abel, Wilhelm: *Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert* (= Deutsche Agrargeschichte 2). Stuttgart ²1967.

Arbeit/Mensch/Maschine. Oberösterreichische Landesausstellung, Steyr 1987. Hrsg. vom Amt der oö. Landesregierung. 2 Bde. Linz 1987.

Bauernkalender. Bauern, unser Leben – Unsere Zukunft. Oberösterreichische Landesausstellung 1992, Schlägl, Stiftsmeierhof. Wien 1992.

Elixhauser, Ursula, Helmut Krajicek: *Kochen und Konservieren* (= Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern 19). Großweil 1992.

Fenton, Alexander, Ján Podolak, Holger Rasmussen (Hg.): *Land Transport in Europe* (= Nationalmuseet Folkelivs studier/Studies of Folklife 4). Copenhagen 1973.

Gebhardt, Torsten: *Alte bäuerliche Geräte.* München, Basel, Wien 1969

Jacobeit, Wolfgang: *Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde.* Berlin 1965.

Magie der Industrie. Leben und Arbeiten im Industriezeitalter. Niederösterreichische Landesausstellung, Pottenstein 1989 (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF 232). Wien 1989.

Menschen & Münzen & Märkte. Steirische Landesausstellung, Judenburg 1989. Katalog. Fohnsdorf/Stmk. 1989.

Oikos: *Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel.* Gießen 1992.

Rösener, Werner: *Die Bauern in der europäischen Geschichte.* München 1993.

Sandgruber, Roman: *Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert* (= Sozial- und wirtschafthistorische Studien 15). Wien 1982.

Scheuermeier, Paul: *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz.* Erlenbach-Zürich 1943.

Wilson, C. Anne: *„Waste Not, Want Not". Food preservation from early times to the present day.* Edinburgh 1991.

Mythos

Seipel, Wilfried (Hg.): *Mensch und Kosmos.* Oberösterreichische Landesausstellung, Schloßmuseum Linz 1990. 2 Bde. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums). Linz 1990.

Wiebel-Fanderl, Oliva: *Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubenstradition* (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte 29). Wien, Köln, Weimar 1993.

Mensch und Geschichte

Colleselli, Franz: *Tiroler Bauernmöbel.* Innsbruck 1980.

Czoernig, Karl Freiherr von: *Ethnographie der österreichischen Monarchie.* Wien 1857.

Eder, Alois: *„Lieben den Adel und erkennen für Ihren Herrn einen Erwählten". Zum Stereotyp der Polen auf einer Österreichischen Völkertafel des frühen 18. Jahrhunderts.* In: *Österr. Zeitschrift f. Volkskunde XXXIII/82* (1979), S. 233–266.

Gerndt, Helge (Hg.): *Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder-Selbstbilder-Identität.* Festschrift für Georg Schroubek zum 65. Geburtstag (= Münchner Beiträge zur Volkskunde 8). München 1988.

Haberlandt, Michael: *Ölbild mit Darstellung der europäischen Nationen.* In: Ders. (Hg.): *Werke der Volkskunst. Mit besonderer Berücksichtigung Österreichs.* Bd. 2. Wien 1917, S. 78–80.

Schmidt, Leopold: *Brunnen-, Rauchfang- und andere Türken.* In: Ders.: *Werke der alten Volkskunst.* Rosenheim 1979, S. 90–93.

Die tirolische Nation. 1790–1820. Landesausstellung 1984 (= Katalog des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum). Innsbruck 1984.

Zaisberger, Friederike (Red.): *Reformation – Emigration. Protestanten in Salzburg.* Katalog zur Landesausstellung in Schloß Goldegg. Salzburg 1981.

Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs. Niederösterreichische Landesausstellung Schloss Grafenegg 1984. 2 Bde. (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF 147). Wien 1984.

Mensch und Gesellschaft

Adel – Bürger – Bauern im 18. Jahrhundert. Ausstellung des Landes Niederösterreich, Schallaburg 1980 (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF 96). Wien 1980.

Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession. 1500–1700. Niederösterreichische Landesausstellung Rosenburg 1990. Wien 1990.

Ariès, Philippe, Georges Duby (Hg.): *Geschichte des privaten Lebens.* 5 Bde. bisher ersch. Bd. 1–4, Frankfurt a.M. 1989-1992.

Die Bilderfabrik. Dokumentation zur Kunst- und Sozialgeschichte der industriellen Wandschmuckherstellung zwischen 1845 und 1973 am Beispiel eines Großunternehmens. Ausstellungskatalog Historisches Museum Frankfurt. Frankfurt a.M. 1973.

Corbin, Alain: *Das klassische Zeitalter der Wäsche.* In: Ders.: *Wunde Sinne. Über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert.* Stuttgart 1993.

Eckhardt, Hans-Wilhelm: *Herrschaftliche Jagd, bäuerliche Not und bürgerliche Kritik. Zur Geschichte der fürstlichen und adligen Jagdprivilegien vornehmlich im südwestdeutschen Raum* (= Veröff. des Max-Planck-Inst. f. Geschichte 48). Göttingen 1976.

Kocka, Jürgen (Hg.): *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert.* Göttingen 1987.

Lipp, Franz Carl: *Oberösterreichische Bauernmöbel.* Wien 1986.

Pieske, Christa: *Das Bild der Familie im Wandschmuck des 19. Jahrhunderts.* In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 13* (1982), S. 89–113.

Pieske, Christa: *Gestickte Haussegen und ihre Hersteller.* In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde XXIX* (1984), S.107–128.

Stürmer, Michael (Hg.): *Herbst des alten Handwerks. Quellen zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts.* München 1979.

Weimarck, Ann-Charlotte: *Annamirl och njutningens ugn. Aspekter på „folkkonsten" och folkkonstforskningen i Europa. Åhus 1987.*

Vavra, Elisabeth (Hg.): *Familie. Ideal und Realität.* Niederösterreichische Landesausstellung Barockschloß Riegersburg '93 (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF 316). Horn 1993.

Weber-Kellermann, Ingeborg: *Die Familie. Geschichte. Geschichten und Bilder.* Frankfurt a.M. 1976.

Weber-Kellermann, Ingeborg: *Die Kindheit. Kleidung und Wohnen, Arbeit und Spiel.* Frankfurt a.M. 1979.

Österreichisches MUSEUM für VOLKSKUNDE

Schausammlung zur historischen Volkskultur

- Volkskultur Fund und Erfindung
- Mensch und Umwelt
- Mensch und Wirtschaft
- Mythos
- Mensch und Geschichte
- Mensch und Gesellschaft

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
Schriftleitung: Klaus Beitl und Franz Grieshofer
Redaktion: Margot Schindler (Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskund
Herbert Nikitsch (Literatur der Volkskunde)

Unter ständiger Mitarbeit von Leopold Kretzenbacher (Lebring/München), Franz Lipp (Linz) und Oskar Moser (Graz/Klagenfurt).

Sämtliche Anfragen, Einsendungen, Rezensionsexemplare usw. sind zu richten an die Redaktion, A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19.

Sämtliche Zahlungen an das Postsparkassenkonto Wien 7344.518. Jahresbezugspreis für Mitglieder öS 240,–, für Nichtmitglieder öS 360,–, zuzüglich Versandspesen.

AU ISSN 0029-9669

Inhaltsverzeichnis

Abhandlungen

Paul Hugger, Volkskunde in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg. Zwischen Provinzialismus und Weltoffenheit 97

Hermann Bausinger, Region – Kultur – EG 113

Chronik der Volkskunde

Österreichisches Museum für Volkskunde. Eröffnung der neuen Schausammlung zur historischen Volkskultur am 30. Jänner 1994: Klaus Beitl, Franz Grieshofer, Margot Schindler, Bernhard Tschofen, Elsa Prochazka, Erhard Busek 141

„... sie erklären und erklären und zeigen und zeigen und reden und reden". BesucherInnenbetreuung am Österreichischen Museum für Volkskunde (Sanna Harringer, Bärbl Mayer) 153

Bericht über das dreizehnte Symposion des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde „Sommerfrische – Aspekte eines Phänomens" in Reichenau an der Rax, 5. bis 8. Juli 1993 (Dorothea Jo. Peter, Birgit Schneider) 155

Ethnologie et Patrimoine en Europe, Identités et appartenances, du local au supranational. Social Anthropology and Heritage in Europe, The Sense of Identity and Belonging from the Local to the Supranational Level. Colloque Européen. Centre International de congrès Vinci, Tours 8. bis 11. Dezember 1993 (Nina Gorgus, Ulrich Hägele) 158

Volkskultur der Slowakei. Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee von Dezember 1993 bis Juni 1994 (Janá Bumbalová) 161

Tierschellen und Tierglocken aus aller Welt. Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee von Mai bis Oktober 1994 (Barbara Mersich) 163

Literatur der Volkskunde

Alain Corbin, Wunde Sinne. Über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert. (Bernhard Tschofen) 166

Rudolf Burger, Überfälle. Interventionen und Traktate (Reinhard Johler) . . 168

Elisabeth Grossegger, Der Kaiser-Huldigungs-Festzug Wien 1908 (Reinhard Johler) 171

Georg Rigele, Die Wiener Höhenstraße. Autos, Landschaft und Politik in den dreißiger Jahren (Bernhard Tschofen) 174

Dan Diner, Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland. Ein historischer Essay (Reinhard Johler) 176

Robert Geher, Wiener Blut oder Die Ehre der Strizzis (Nora Czapka) 178

Otto Wimmer, Kennzeichen und Attribute der Heiligen (Helmut Eberhart) . 180

Reinhard Schmook, „Gesunkenes Kulturgut – primitive Gemeinschaft". „Der Germanist Hans Naumann (1886 – 1951) in seiner Bedeutung für die Volkskunde (Herbert Nikitsch) 181

Martin Warnke, Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur (Bernhard Tschofen) 185

Antónia Barati, Péter Szuhay (Hg.), Pictures of the History of Gipsies in Hungary in the 20th Century. „World is a ladder, which some go up, some go down." Anthropological photo-album (Reinhard Johler) 187

Robert Hoffmann, Erich Urbanek (Hg.), Golling. Geschichte einer Salzburger Marktgemeinde (Olaf Bockhorn) 189

Michaela Wolf, Hugo Schuchardt Nachlaß (Helmut Eberhart) 190

Trachten nicht für jedermann? Heimatideologie und Festspieltourismus dargestellt am Kleidungsverhalten in Salzburg zwischen 1920 und 1938 (Herbert Nikitsch) 193

Hans-Peter Ecker, Die Legende – Kulturanthropologische Annäherung an eine literarische Gattung (Felix Karlinger) 195

Eingelangte Literatur: Frühjahr 1994 (Magdalena Schwenter) 197

Verzeichnis der Mitarbeiter 223

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche Schriftleiter: Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitl und Oberrat Dr. Franz Grieshofer; Redaktion: Oberrätin Dr. Margot Schindler und Mag. Herbert Nikitsch; alle: A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19. – Satz: Ch. Weismayer, A-1080 Wien, Skodagasse 9; Druck: Novographic, A-1238 Wien, Maurer Langegasse 64. – AU ISSN 0029-9668

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
Schriftleitung: Klaus Beitl und Franz Grieshofer
Redaktion: Margot Schindler (Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde)
Herbert Nikitsch (Literatur der Volkskunde)

Unter ständiger Mitarbeit von Leopold Kretzenbacher (Lebring/München), Franz Lipp (Linz) und Oskar Moser (Graz/Klagenfurt).

Sämtliche Anfragen, Einsendungen, Rezensionsexemplare usw. sind zu richten an die Redaktion, A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19.

Sämtliche Zahlungen an das Postsparkassenkonto Wien 7344.518. Jahresbezugspreis für Mitglieder öS 240,–, für Nichtmitglieder öS 360,–, zuzüglich Versandspesen.

AU ISSN 0029-9669

Inhaltsverzeichnis

Abhandlungen

Ingo Schneider, Von Marocchini und Mafiosi. Zwei Beispiele zum erzählerischen Umgang mit Fremden und Außenseitern in Südtirol 225

Felix Karlinger, Der hl. Nikolaus und das heilkräftige Öl 255

Bernhard Tschofen, Stumme Zeugen, Falsche Erben. Probleme der Sinnkonstruktion im kulturwissenschaftlichen Museum 263

Mitteilungen

József Liszka, Über volkskundliche Forschungen der ungarischen Minderheit in der Slowakei 277

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1993 283

Errichtung eines Netzes der Ethnographischen Museen Europas (Klaus Beitl) 290

VIII. Internationales ICOM-Symposium am Bodensee vom 1. bis 4. Juni 1994 in Lindau (Margot Schindler) 292

Nekrolog auf Kurt Conrad (27.12.1919 – 1.5.1994), gesprochen am Grabe am 6. Mai 1994 (Michael Becker) 294

„Je suis naturaliste, rationaliste, réaliste." Zum Andenken an den französischen Ethnologen und Volkskundler Marcel Maget (30.5.1909 bis 7.3.1994) (Nina Gorgus) 296

Literatur der Volkskunde

Christiane Amiel, Jean-Pierre Pinies, René Pinies (Red.), Au miroir des revues. Ethnologie de l'Europe du Sud (Reinhard Johler) 302

Österreichisches Museum für Volkskunde. Schausammlung zur historischen Volkskultur. Begleitbuch (Reinhard Johler) 305

Marc Augé, Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit (Bernhard Tschofen) 308

Tamás Hofer (Hg.), Hungarians between „East" and „West". National Myths and Symbols (Reinhard Johler) 311

Feuer & Flamme – 200 Jahre Ruhrgebiet. Eine Ausstellung im Gasometer Oberhausen (Bernhard Tschofen) 314

Joachim Moroder, Benno Peter, Hotelarchitektur. Bauten und Projekte für den Tourismus im alpinen Raum 1920 – 1940 (Martin Wörner) 317

Peter Collett, Der Europäer als solcher ... ist unterschiedlich. Verhalten, Körpersprache, Etikette (Herbert Nikitsch) 319

Jürgen Hasse, Heimat und Landschaft. Über Gartenzwerge, Center Parcs und andere Ästhetisierungen (Bernhard Tschofen) 322

M. G. Varvunis, Ααική λατρεία και Θρησκευτική συμπεριφορά των κατοίκων της Σάμου [Volksreligion und religiöses Verhalten der Bewohner von Samos] (Walter Puchner) 324

Marina Mundt, Zur Adaption orientalischer Bilder in den Fornaldarsögur Nordlanda. Materialien zu einer neuen Dimension altnordischer Belletristik (Rudolf Simek) 326

Miloš Okuka, Petra Rehder, Das zerrissene Herz. Reisen durch Bosnien-Herzegowina 1530 – 1993 (Barbara Mersich) 328

Hanns Haas, Robert Hoffmann und Kurt Luger (Hg.), Weltbühne und Naturkulisse. Zwei Jahrhunderte Salzburg-Tourismus (Ulrike Vitovec) 329

Maria Present, Wohlfeiles heimatliches Waldesrauschen. Inhaltsanalyse und Textkritik der Heimat-Heftromane (Christian Stadelmann) 332

Vera Mayer, Burgenland. Bau- und Wohnkultur im Wandel (Klaus Freckmann) 333

Hans Heiss, Hermann Gummerer (Hg.), Brixen 1867 – 1882. Die Aufzeichnungen des Färbermeisters Franz Schwaighofer (Herbert Nikitsch) 335

Werner Bätzing und Mitarbeiter, Der sozio-ökonomische Strukturwandel des Alpenraumes im 20. Jahrhundert (Bernhard Tschofen) 338

Eingelangte Literatur: Sommer 1994 (Magdalena Schwenter) 341

Verzeichnis der Mitarbeiter 371

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche Schriftleiter: Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitl und Oberrat Dr. Franz Grieshofer; Redaktion: Oberrätin Dr. Margot Schindler und Mag. Herbert Nikitsch; alle: A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19. – Satz: Ch. Weismayer, A-1080 Wien, Skodagasse 9; Druck: Novographic, A-1238 Wien, Maurer Langegasse 64. – AU ISSN 0029-9668

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
Schriftleitung: Klaus Beitl und Franz Grieshofer
Redaktion: Margot Schindler (Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde)
Herbert Nikitsch (Literatur der Volkskunde)

Unter ständiger Mitarbeit von Leopold Kretzenbacher (Lebring/München), Franz Lipp (Linz) und Oskar Moser (Graz/Klagenfurt).

Sämtliche Anfragen, Einsendungen, Rezensionsexemplare usw. sind zu richten an die Redaktion, A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19.

Sämtliche Zahlungen an das Postsparkassenkonto Wien 7344.518. Jahresbezugspreis für Mitglieder öS 240,–, für Nichtmitglieder öS 360,–, zuzüglich Versandspesen.

AU ISSN 0029-9669

Inhaltsverzeichnis

Abhandlungen

Gottfried Korff, Volkskunst und Primitivismus. Bemerkungen zu einer kulturellen Wahrnehmungsform um 1900 373

Martin Wörner, Bauernhaus und Nationenpavillon. Die architektonische Selbstdarstellung Österreich-Ungarns auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts 395

Stefano Cavazza, Lokale Identität und die Erfindung von Tradition: Das Maisingen von Terni/Italien 425

Mitteilungen

Reinhold Kräter, Geschichte, Methoden und Institutionen der Volkskunde in Spanien: Ein kurzer Überblick 453

Chronik der Volkskunde

5. Tagung der Arbeitsgruppe für die Internationale Volkskundliche Bibliographie (IVB) (Rainer Alsheimer) 465

5. Internationaler Kongreß der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF) in Wien vom 12. bis 16. September 1994 (Rainer Wehse) . 468

Beitrag der Museen zur regionalen Identität, Toleranz und Integration. Resümee der Jahrestagung des International Committee for Regional Museums – ICOM/ICR in Spittal an der Drau und Ljubljana (Hartmut Prasch) 473

Bericht vom 27. Internationalen Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Aschaffenburg vom 4. bis 8. Oktober 1994 (Werner Endres) 477

„Schönes Österreich". Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie. Eine Projektvorstellung (Reinhard Johler, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen) 479

Bosnien. Zwischen Okkupation und Attentat. Die Bosniensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde. Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, August 1994 bis März 1995 (Franz Grieshofer) 485

Schwert und Rose. Zur Ikonographie der Sagengestalten und epischen Traditionen Tirols. Südtiroler Landesmuseum Schloß Tirol, 30. Juli bis 15. Oktober 1994 (Ingo Schneider) 487

Literatur der Volkskunde

Dieter Röth, Walter Kahn (Hg.): Märchen und Märchenforschung in Europa. Ein Handbuch (Sabine Wienker-Piepho) 490

Paul Hugger: Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-Tech-Performance. Eine volkskundliche Annäherung (Regina Bendix) 496

Johanna Rolshoven, Martin Scharfe (Hg.): Geschichtsbilder. Ortsjubiläen in Hessen (Herbert Nikitsch) 497

Laografia Bd. 36 (Walter Puchner) 499

Narodna Umjetnost. Bd. 29 und 30 (Walter Puchner) 501

Επετηρίς τον Κέντρου Ερεύνης της Ελληνικής Αογραφίας. Annaire du Centre de Recherches du Folklore Hellénique. Bd. XXVI – XXVII (Walter Puchner) 507

Eingelangte Literatur: Herbst 1994 (Magdalena Schwenter) 512

Verzeichnis der Mitarbeiter 523

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche Schriftleiter: Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitl und Oberrat Dr. Franz Grieshofer; Redaktion: Oberrätin Dr. Margot Schindler und Mag. Herbert Nikitsch; alle: A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19. – Satz: Ch. Weismayer, A-1080 Wien, Skodagasse 9 / A-5026 Salzburg, Ernst Grein-Straße 11; Druck: Novographic, A-1238 Wien, Maurer Langegasse 64. – AU ISSN 0029-9668

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVIII/97, Wien 1994, 97 – 112*

Volkskunde in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg
Zwischen Provinzialismus und Weltoffenheit[1]

Von Paul Hugger

I.

Ich bin mir bei der Beschäftigung mit dem Thema bewußt geworden, wie sehr die Wissenschaftsgeschichte eines Landes mit den Wechselfällen der allgemeinen, vor allem der politischen Geschichte verflochten ist und sie widerspiegelt. So befand sich 1945, am Ende des Zweiten Weltkriegs, die Schweizerische Volkskunde wie das Land selbst in einer Art *Igelstellung*, einer Abwehrhaltung und in der Attitüde der Selbstbehauptung. Waren noch anfangs der dreißiger Jahre die Beziehungen gerade mit deutschen Volkskundlern – in Form der Gelehrtenrepublik, wie sie das 19. Jahrhundert verstanden hatte – intensiv, so ließ die Machtergreifung des Nationalsozialismus in Deutschland 1933 die Schweizer Volkskundler zusehends auf Distanz gehen. Die ideologische Gleichschaltung der Wissenschaften, auch der Volkskunde, die rasch in Deutschland einsetzte, belastete die Beziehungen der Schweizer Volkskunde zum Wissenschaftsbetrieb in Deutschland. Das rassistische und deutschtümelnde Gedankengut, wie es die entsprechenden Fachorgane dominierte, stieß die meisten Schweizer Forscher ab. Die Kontakte wurden spärlicher, brachen schließlich fast ganz ab.[2] Vor allem die Lehre einer Einheit von Rasse und Kultur konnte in einer pluriethnischen Schweiz nur Mißtrauen und Unverständnis wecken. Damit verbanden sich von deutscher Seite mehr und mehr kulturhegemoniale und territoriale Ansprüche

1 Vorliegendes Manuskript basiert auf einem Vortrag, welchen Univ.-Prof. Dr. Paul Hugger bei der Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien am 19. März 1993 gehalten hat.

2 Allerdings verfaßte Paul Geiger, der erste auf dem Fach selbst habilitierte Schweizer Volkskundler, noch in der von John Meier edierten Reihe „Deutsches Volkstum" den Band: Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. Berlin und Leipzig 1936.

auf den deutschsprachigen Teil der Schweiz. Mit ähnlichen Forderungen, die italienischsprachigen Gebiete der Südschweiz betreffend, dem sogenannten Irredentismus, sah sich das Land von seiten des faschistischen Italiens Mussolinis konfrontiert. Nur die französische Schweiz blieb hier unangefochten, was nicht zuletzt, viel später, einen Nachhall in der 1992 durchgeführten EWR-Abstimmung fand, als die deutsche und die italienische Schweiz das Abkommen verwarfen, der französische Landesteil ihm aber massiv zustimmte.

Die Schweizer Volkskunde begann sich nach 1933 stärker auf das Eigene, Unverwechselbare zu besinnen. Auch sie stellte sich in den Dienst einer „*geistigen Landesverteidigung*", die bald zum Leitmotiv vieler wissenschaftlicher und künstlerischer Bemühungen wurde. Die Volkskunde wurde so letztlich zum Instrument eines politischen Willens, in ungewollter Parallele zu dem, was sich im nationalsozialistischen Deutschland abspielte. Ähnliches läßt sich vom sogenannten *Schweizer Heimatstil* sagen, der vor allem im Möbelbereich an der später mythisch gewordenen Landesausstellung 1939 in Zürich propagiert wurde und ebenfalls sein Pendant in Deutschland hatte, eine Parallele, die man lange Zeit übersah.

Ausdruck des Bestrebens, die Einzigartigkeit der Schweiz auch von der Volkskunde her zu belegen, ist (wenn auch nicht ausschließlich) der 1937 in die Wege geleitete *Atlas der Schweizerischen Volkskunde,* der von Paul Geiger und Richard Weiss begründet wurde. Er hatte seine Vorbilder im Atlas der Deutschen Volkskunde (Beginn der Stoffsammlung 1929) und vor allem im Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz der Schweizer Romanisten Jaberg und Jud. Ursprünglich wollte der Atlas der Deutschen Volkskunde auch die deutsche Schweiz (zusammen mit Österreich) ins Kartenwerk einbeziehen, ein Vorhaben, das nach 1933 – vier Karten waren bereits publiziert worden – fallengelassen wurde. Es schien den Schweizer Volkskundlern nicht mehr angebracht, die deutsche Schweiz als volkskulturellen Bestandteil von Großdeutschland erscheinen zu lassen. Vielmehr drängte es sich auf, in einem eigenen Atlas die vielfachen kulturellen Verschränkungen der Schweiz über die inneren Sprachgrenzen hinaus zu belegen. Es sollte so vor Augen geführt werden, daß in einem Land, welches im Schnittpunkt dreier großer Sprachräume liegt, Kulturgrenzen nicht zwingend mit den sprachlichen zusammenfallen, sondern daß sich daneben ganz andere Faktoren auswirken: klimatische, geo-ökologische, historische, konfessio-

nelle, wirtschaftliche und allgemein demographische. Weiss hat dies anhand früher Kartenbeispiele mit der sogenannten *Brünig-Napf-Reuss-Linie* aufgezeigt, deren Bedeutung später fast mythisch überhöht wurde; sie paßte eben in die politische Landschaft. Der Atlas wurde erst 1989 abgeschlossen: Er umfaßt 292 Karten mit ausführlichen Kommentarbänden. Das Werk spiegelt die Verhältnisse der Jahre 1937 bis 1942 wider. Gemäß dem damaligen dominanten Erkenntnisinteresse der Volkskunde stehen die ländlichen und bäuerlichen Verhältnisse im Vordergrund. Dabei wird oft nach vermuteten Kulturrelikten gefragt (etwa nach dem bäuerlichen Erbrecht, abergläubischen Praktiken usw.). Wie sehr der Atlas das Réduit-Denken der Schweiz verdeutlicht, zeigt auch das Bild der Grundkarte, wo z.B. das Fluvialnetz an der Grenze Halt macht; die Schweiz scheint hier im Vakuum zu schweben, in einsamer Isolation.

Faszination der alpinen Hirtenkultur

Die Einigelung der Schweiz und das Réduit-Denken waren mitverantwortlich dafür, daß sich die Schweizerische Volkskunde der Jahrhundertmitte auf die alpine Lebensweise, vor allem das *Hirtenbauerntum* konzentrierte. Hier lag für viele damalige Betrachter das Rückgrat schweizerischer Eigenart; es faszinierte eine vermeintlich archaische Lebens-, Arbeits- und Denkweise; genossenschaftliche Modelle galten als Urformen demokratischen Gemeindeverständnisses usw. Unzweifelhaft gewann die Schweizer Volkskunde durch die Ausrichtung auf die alpine Kultur an Farbigkeit, auch an Faszination für die damaligen Zeitgenossen; konnte man sich doch mit deren Inhalten als Schweizer *identifizieren.* Die Volkskunde erlangte so nationale Bedeutung und beanspruchte entsprechend auch staatliche Subsidien.

Es lag in der Logik dieser Entwicklung, wenn nach dem Kriege ein zweites großes „Jahrhundertwerk" begonnen wurde, nämlich die Erforschung und Darstellung der *Schweizer Bauernhauslandschaften* und der Bauernhaustypen. 1945 wurde die „Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz" gegründet. Die Bauten sollten nach Kantonen untersucht und in entsprechenden Monographien dargestellt werden. Die Aktion ist heute ein bedeutender Forschungszweig der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Bisher sind 16 Bände erschie-

nen, von denen vier französischsprachige Kantone betreffen. Die Aufmachung dieser Bände zeigt eine gewisse Entwicklung; einer der neuesten, der Band über Ob- und Nidwalden bezieht auch das Interieur, die Wohnlandschaft im scheinbar Zufälligen und doch so Typischen stärker mit ein.

Während sich die Schweizer Volkskunde auf die bäuerliche Bausubstanz spezialisierte, vernachlässigte sie die städtischen Wohnverhältnisse und die industriellen Arbeitsbauten. So wurden z.B. *Arbeitersiedlungen* in der Schweiz erst viel später erfaßt, und zwar von der Kunstgeschichte, gewiß weniger systematisch, als dies bei den Bauernhäusern erfolgte.

Richard Weiss oder die glückhafte Synthese

In der ersten Nachkriegszeit brachte es ein Schweizer Volkskundler zu großer Beachtung, vor allem im deutschen Sprachraum, *Richard Weiss* (1907 – 1962), der seit 1941 Privatdozent für Volkskunde an der Universität Zürich und seit 1946 außerordentlicher Professor war. Damit war die Volkskunde zum erstenmal zum vollgültigen Studienfach an einer Schweizer Universität geworden. Richard Weiss war von Haus aus Germanist. 1946 erschien seine *Volkskunde der Schweiz,* eine damals pionierhafte Gesamtdarstellung, die ihn rasch über das ganze deutsche Sprachgebiet bekannt machte. Das Buch war für viele deutsche Fachkollegen eine Offenbarung, vor allem nach den trüben Erfahrungen des Dritten Reiches. Ein von neutralem Boden aus geschriebenes Bild der Volkskunde eines Landes, auf hohem Niveau angesiedelt, belegte in den Augen der verunsicherten Fachkollegen die Respektabilität und Leistungsfähigkeit des Faches. Die darin konsequent angewandte *funktionalistische Betrachtungsweise* beeindruckte. Sie „verleiht den verschiedenartigen Dingen – Häusern, Kleidern, Speisen, Werkzeugen, Liedern, Erzählungen, Meinungen – ihren einheitlichen Sinn, indem sie ihre Bedeutung für den Menschen und ihren wechselseitigen Zusammenhang im lebendigen Organismus des Volkslebens zeigt" (Weiss VIII). Die Volkskultur ist so für Weiss etwas Organisches; das organische Werden des sozialen Seins steht einem traditionslosen Machen gegenüber. Weiss, dessen germanistische Dissertation einem ausschließlich literarischen Thema gewidmet war, erwies sich immer mehr als hochbegab-

ter Feldforscher, der einen direkten und emphatischen Zugang vor allem zur hirtenbäuerlichen Bevölkerung fand. Er wurde in den fünfziger Jahren zu einer Galionsfigur der deutschsprachigen Volkskunde und ist ohne Zweifel der bedeutendste Schweizer Volkskundler der Nachkriegsjahre geblieben. Viele begabte Schüler entwickelten seine Ideen weiter. Der Unfalltod 1962 brachte das Fach um einen wichtigen Vordenker. Seine organische Sicht des Volkslebens, die stark auch vom bäuerlichen Substrat als dem kulturtragenden Element ausgeht und vom Gegensatzpaar Gemeinschaft und Gesellschaft (Masse) geprägt ist, erfuhr in den späten sechziger Jahren heftige Kritik seitens junger deutscher Fachkollegen. Doch bilden seine Bücher weiterhin eine unverzichtbare Quelle zur Kenntnis der Schweizerischen Volkskunde.

Karl Meuli – geniale Intuition und umfassende Gelehrsamkeit

Während sich im Zürich eines Richard Weiss die Volkskunde in erster Linie als *Gegenwartswissenschaft* verstand, wobei die Gegenwart aus dem geschichtlich Gewordenen zu deuten wäre, und sich immer stärker der Feldforschung verschrieb, hatte sich an der *Universität Basel* eine Fachtradition herausgebildet, die stärker in historischen und komparatistischen Zügen dachte und forschte. Und hier ist einer zweiten überragenden Gestalt innerhalb der Schweizer Volkskunde der Jahrhundertmitte zu gedenken. *Karl Meuli* (1891 – 1968), der sich 1926 als Altphilologe habilitierte und später als Ordinarius klassische Philologie und antike Volkskunde verband, wurde ohne Zweifel zu einem der prägenden Köpfe der Schweizerischen Volkskunde bis in die sechziger Jahre hinein, nicht zuletzt durch seine Tätigkeit als Obmann der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Das eigentliche Anliegen Meulis war es, durch die Verbindung von volkskundlichen, ethnologischen, religionsgeschichtlichen und psychologischen Erkenntnissen Licht in die frühe Kulturgeschichte der Antike zu bringen, vergleichend und intuitiv bis in das „Altertum des Altertums" vorzudringen. Meuli arbeitete komparativ, mit weitem Ausgriff über alle Kulturen. In der Volkskunde fanden vor allem seine Untersuchungen zum Maskenwesen und zur Ursprungsfrage der Fasnacht, aber auch zu den Trauersitten internationale Beachtung. Wenn auch manches an Meulis genialen Gedan-

kengängen später umstritten war, so brachte er doch wichtige Erkenntnisse in die internationale Forschung. Es ist nach seinem Tod zunächst um ihn still geworden. Seine Forschungen wurden zwar als erstaunliche Leistungen einer umfassenden Gelehrsamkeit gewürdigt; aber Idee, Inhalte und Ergebnisse lagen abseits einer immer stärker sozial intendierten Volkskunde. Seit den achtziger Jahren aber bahnt sich eine erstaunliche Renaissance der Gedanken Meulis an. Die Impulse kommen dabei nicht aus Europa, sondern aus den USA, wo vor allem religions- und ritualgeschichtlich orientierte Altphilologen Meulis Gedankengänge wieder aufnehmen. Das Überraschende dabei ist, daß keines der Werke Meulis je ins Englische übersetzt worden ist, sondern daß seine Gedanken über die Interpretationen besonders deutscher Altphilologen, die in Amerika lehren, ins Bewußtsein größerer Kreise eingedrungen sind. Das erwies sich beim 1991 organisierten Symposium zum hundertsten Geburtstag Meulis in Basel.[3]

Beschauliches Tun ohne Anfechtung

Die fünfziger und sechziger Jahre brachten für die Schweizer Volkskunde eine Zeit des unangefochtenen Schaffens: es wurde fleißig geforscht und gesammelt, jeder tat es auf seinem Gebiet; es wurde ebenso fleißig publiziert, wobei man vor allem die traditionellen Methoden der Datenerhebung und -analyse anwendete: teilnehmende Beobachtung, Archivarbeit, bibliographische Kompilation, Textinterpretation. Nur selten kamen demographische oder statistische Methoden zur Anwendung. Die Schweizer Volkskunde genoß – das läßt sich wohl sagen – auch im Ausland Respekt.

In diese Perspektive hinein gehören auch die damaligen Arbeiten der *Abteilung Film* der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, die 1942 gegründet worden war. Zuerst arbeitete man mit Amateuren an der Kamera, wobei die Themen, wie konnte es anders sein, aus dem Tätigkeitsbereich der Bergbauern, vor allem in Graubünden, stammten. Da die Mittel sehr beschränkt waren, richtete der Sprechende, der 1962 die Leitung der Filmstelle ehrenamtlich übernahm,

3 Vgl. den Tagungsband: Klassische Antike und neue Wege der Kulturwissenschaften. Symposium Karl Meuli (Basel, 11. – 13. September 1991). Hg. v. Fritz Graf. Basel 1992.

die Aufnahmearbeiten konsequent auf das verschwindende alte Handwerk aus. Es sollten dabei wichtige Berufe in exemplarischen Arbeitsgängen festgehalten werden. Parallel dazu wurde eine Schriftenreihe „Altes Handwerk" ins Leben gerufen; die Publikationen dienten als Begleittexte zu den ursprünglich stummen Filmen und stellten kleine Berufsmonographien dar; 1993 erschien der sechzigste Titel. Die Filme erfuhren mit der Zeit eine thematische Ausweitung durch den Einbezug des sozialen Kontexts. Dank der Mitarbeit junger Filmschaffender, denen man die nötige darstellerische Freiheit beließ, erhielten sie zunehmend eine auch künstlerisch eindrückliche Vielfalt. *Hans Ulrich Schlumpf,* der die Abteilung seit 1980 führt, erweiterte den thematischen Rahmen auf Berufe, die gegenwärtig durch den technologischen Umbruch verschwinden oder sich grundlegend ändern.[4]

Ein deutsches Beben hat seinen Nachhall in der Schweiz

Die großen fachinternen Auseinandersetzungen, wie sie die deutsche Volkskunde in den Jahren 1968 bis 1971 erschütterten, warfen ihren Wellenschlag nur abgeschwächt in die Schweiz. Sie kennen die Vorgänge: eine junge Generation von Volkskundlern, hauptsächlich aus der Tübinger Schule um Hermann Bausinger, brachte durch harsche Kritik und unkonventionelle Interventionen an den Tagungen frische Strömung in die stagnierenden Gewässer eines Fachbetriebs, der sich ihrer Meinung nach allzusehr einer unkritischen Sammeltätigkeit verschrieben hatte, sich in empirischer Selbstgenügsamkeit gefiel, an Theorielosigkeit litt und zur Verfestigung von Unrechtsstrukturen beigetragen hatte. Die Volkskunde, so lauteten die Forderungen, müsse zu einer kritischen Sozialwissenschaft werden, überholte Kategorien seien aufzugeben; sie sei vor allem Gegenwartswissenschaft und habe in starker Anlehnung an die Methoden und Erkenntnisziele der Soziologie zu arbeiten. Aufgabe der Volkskunde sei es, zur Emanzipation der Menschen beizutragen, sie mündig, frei, schöpferisch zu machen, aufklärend zu wirken, in diesem Sinn „Volk aufzulösen". Durch die leidenschaftlichen, manchmal eher pubertär geführten Debatten, die zum Kontext der damaligen allgemeinen

4 Vgl. dazu: Filmkatalog der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Hg. von Hans-Ulrich Schlumpf und bearbeitet von Silvia Conzett. Zürich 1993.

Wissenschaftsdiskussionen und studentischen Unruhen gehörten und denen in der Rückblende eine fundamentalistische Tendenz nicht abgesprochen werden kann, wurden Gräben aufgerissen und Wunden geschlagen, die in der deutschen Volkskunde nur langsam heilen sollten.

Die Schweiz wurde von den Neuerungen in unterschiedlicher Weise berührt. *Arnold Niederer,* der seit 1964 in Zürich als Nachfolger von Weiss lehrte, verfolgte die Bewegung mit wachem Interesse, nahm an wichtigen deutschen Debatten teil und brachte die neuen Ideen in gemäßigter Form in sein Unterrichtsprogramm ein. Die Stoßrichtung der Gedanken entsprach seiner politischen Orientierung. Seine Schüler bearbeiteten vermehrt sozialwissenschaftliche und gegenwartsbezogene Themen wie den populären Wandschmuck, die heutige Rolle der Verwandtschaft usw. Niederer selbst griff Themen auf, die bisher in der Volkskunde nicht beachtet worden waren, wie z.B. die non-verbale Kommunikation und das Fremdarbeiterproblem. Daneben aber – und das ist wohl typisch für den Sinn des Schweizers für Kompromisse – förderte er auch aktiv die traditionellen Arbeiten innerhalb der Schweizerischen Volkskunde, wie etwa das Atlaswerk oder die Bauernhausforschung. Doch verengte sich in seiner Optik – und das war lange Zeit auch die Lesart des Zürcher Universitätsbetriebs – das volkskundliche Forschungsfeld einseitig auf Unterschichten als „Ort, wo die anonymen Vielen ihre Alltagswelt praktisch und symbolisch gestalten".[5]

Basel mit *Hans Trümpy,* der seit 1962 Extraordinarius, seit 1965 Ordinarius war, hielt Distanz zu solchen modernistischen Bestrebungen. Schon von seiner Ausbildung als klassischer Philologe her lagen Trümpy sozialkritische und soziologische Fragestellungen in der Volkskunde wenig; er blieb einer mit wissenschaftlicher Akribie betriebenen historisch-philologischen Fachtradition verpflichtet. In dieser Perspektive lagen seine Untersuchungen über Schweizer Kalender, über Anstandsbücher, die Bemühungen auch um ein volkskundliches Korrespondentennetz, die schließlich fehlschlugen. In der gleichen Richtung bewegten sich auch viele Arbeiten seiner Schüler etwa über Volkskalender und Chronistik.

In der Folge drifteten Lehre und Forschung an den Schweizer Universitäten auseinander. Ja, es kann nicht darüber hinweggesehen

5 Kultur im Erdgeschoß. Der Alltag aus der neuen Sicht des Volkskundlers. In: „Schweizer Monatshefte" 55 (1975), S. 466.

werden, daß es zu einer Art Glaubensspaltung kam, deren Risse heute noch sichtbar und, zumal personell mitbegründet, noch nicht ganz behoben sind. Zürich wandte sich, wie erwähnt, stärker gegenwartsorientierten, oft sozial motivierten Themen zu, Basel bearbeitete weiterhin vorwiegend historisch und volksliterarisch ausgerichtete Stoffe. Noch anders präsentierten sich die Verhältnisse in *Bern.* Hier mußten volkskundliche Themen im Rahmen eines Lehrstuhls für deutsche Dialektologie (Ortsnamenforschung) mitvertreten werden, seit dem Wintersemester 46/47 durch *Paul Zinsli.*

Die *französische Schweiz* blieb von diesen Auseinandersetzungen weitgehend unberührt. Dies lag schon darin begründet, daß ganz allgemein in Europa die Rezeption volkskundlicher und ethnologischer Arbeiten über die Sprachbarrieren hinweg schlecht funktioniert. Daran haben auch die drei internationalen volkskundlichen Symposien in *Bad Homburg* grundsätzlich wenig geändert. Dazu kommt, daß die französische Schweiz ähnlich wie Frankreich wenig Sinn für radikale und einseitige wissenschaftliche Thesen hat; Grundsatzdebatten im Geiste des Entweder-Oder liegen den französischen Forschern wenig.

Auch die *italienische Schweiz* ging eigene Wege. Sie weist bis heute keine Universität, keine Akademie auf. Entsprechende Bestrebungen blieben ohne Erfolg. Trotzdem hat sich eine ansehnliche volkskundliche Forschung herausgebildet, die lokale Themen bevorzugt und in der Arbeitsweise von der Linguistik, vor allem der Romanistik, beeinflußt ist. Herausragender Vertreter ist *Ottavio Lurati,* der an der Universität Basel italienische Linguistik lehrt und eine Reihe bedeutender, auch volkskundlich interessanter Publikationen vorgelegt hat.

Zwischen Provinzialismus und Weltoffenheit

Die Schweizer Volkskunde weist seit den späten siebziger Jahren sowohl progressive als auch konservative Züge auf. Einerseits bewegen sich viele Arbeiten, vor allem die der *„Laien"-Volkskundler,* noch in den gewohnten Bahnen eines traditionellen Fachverständnisses – Volkskundler kann sich jeder nennen –, anderseits hat sich vor allem die *universitäre Forschung* neuen Themen zugewandt: Industriearbeit, Stadtvolkskunde, interethnische Beziehungen, Ritenforschung,

Fotografie als Ausdruck populärer Ästhetik usw. Schulen haben sich dabei kaum herausgebildet. Dafür ist in der Schweiz die Zahl der Lehrenden und der Studierenden zu klein; auch entspricht die straffe Ausrichtung auf eine einzige Persönlichkeit und deren geistige Führung kaum dem demokratischen Empfinden des Schweizers.

Die Situation der Volkskunde ist weiterhin durch eine *geringe institutionelle Verankerung* an den Universitäten gekennzeichnet. Nur in Zürich *(Paul Hugger)* und Basel *(Christine Burckhardt-Seebass)* bestehen eigentliche volkskundliche Lehrstühle. In Bern *(Peter Glatthard)* muß der Lehrstuhl weiterhin auch Bereiche der Germanistik, vor allem der Dialektologie, abdecken; hier wird Volkskunde sehr schmal berücksichtigt. In der französischen Schweiz bezieht der Ethnologe *Pierre Centlivres* in Neuchâtel regelmäßig volkskundliche Themen in sein Lehrprogramm ein, meist über Lehrbeauftragte; grundsätzlich aber ist er vor allem der außereuropäischen, also der Ethnologie im klassischen Sinn, verpflichtet. In Lausanne lehrt ein Kulturanthropologe, der sein Fachverständnis elitär nach angelsächsischem Vorbild definiert. Fribourg besitzt einen ethnologischen Lehrstuhl *(Christian Giordano),* bei dem ebenfalls hie und da volkskundliche Themen mitverantwortet werden. In Genf besteht kaum Nennenswertes.

Eine *Bilanz* des gegenwärtigen volkskundlichen Schaffens in der Schweiz würde eine große *Vielfalt der Themen* belegen, wobei auch heute nicht überall das Betulich-Unbedeutende vermieden wird. Das ist beim Fehlen einer ideologischen Bevormundung und Einengung auch nicht anders zu erwarten. Vor allem die Publikationen aus Laienkreisen sind auch in der Schweiz immer noch Ausdruck einer lokalen Heimatverbundenheit. Die Volkskunde in unserem Land wird stets der Tendenz zum Provinziellen zu begegnen haben; sie wird dabei stärker als bisher die Anregungen einer internationalen Forschung aufnehmen müssen. Dafür wäre die vielsprachige Schweiz als Drehscheibe geradezu prädestiniert.

Damit ist eine weitere Eigenart des volkskundlichen Schaffens in unserem Lande angesprochen. Was immer wir unternehmen, wir haben dabei die *interethnische Konstellation* unseres Landes zu berücksichtigen. Vor allem die Minderheiten reagieren mit feinem Gespür und wachem kritischem Sinn auf Verallgemeinerungen, die man etwa von der deutschsprachigen Schweiz aus zur volkskundlichen Situation in der Schweiz macht.

Nach dem Erscheinen des Handbuchs wurde in einzelnen Pressekommentaren der Westschweiz, aber auch der italienischen Schweiz, nachgerechnet, wieviele Autoren aus diesen Sprachgebieten berücksichtigt worden seien und ob dieses Verhältnis auch den demografischen Zahlen entspreche. Die Kommentatoren bedachten dabei selten, daß man Autoren zu bestimmten Themen dort suchen muß, wo man sie findet, und daß man sich dabei nicht auf eine zahlenmäßige Zauberformel verlassen darf.

Eine weitere Eigenart der schweizerischen Volkskunde liegt in der Tatsache, daß ein großer Bereich des volkskundlichen Schaffens von der *Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde* abgedeckt wird und daß die universitären Institutionen mit dieser Gesellschaft eng zusammenarbeiten. Es ist eine Eigenart der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde geblieben, daß sie Fachleute wie Laien als Mitglieder aufnimmt und so zusammenführt. Damit ist natürlich die Gefahr eines gewissen Amateurismus gegeben; aber die Lösung verhindert auch eine intellektuelle Verstiegenheit im vielberufenen elfenbeinernen Turm.

II.

Und damit wäre die Überleitung zum *Handbuch der Schweizerischen Volkskultur* gegeben, das ja von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben, vom Sprechenden veranlaßt, konzipiert und editorisch verantwortet wurde.[6] Auf Wunsch der einladenden Instanzen werde ich abschließend noch einige Überlegungen zu diesem Handbuch anstellen.

Im nachhinein komme ich mir als verantwortlicher Herausgeber wie der oft zitierte Reiter über den Bodensee vor, der rückwärtsblickend nach gehabtem Ritt über seinen Wagemut erschrickt. Die Idee, am Ende des 20. Jahrhunderts ein Panorama der Schweizerischen Volkskultur zu entwerfen, ein einigermaßen gültiges Fazit dessen zu ziehen, was sich als Alltägliches nur zu oft der Bewußtwerdung entzieht, eine solche Idee konnte nur in einer Stunde des Gefühls neuer Freiheit und zeitlicher Verfügbarkeit aufblitzen. Das war vor rund fünf Jahren der Fall, nachdem das Seminar für Volkskunde in

6 Handbuch der Schweizerischen Volkskultur. Leben zwischen Tradition und Moderne. Ein Panorama des schweizerischen Alltags. 3 Bde. Zürich 1992.

Zürich gemeinsam mit der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde einen Internationalen Kongreß für Europäische Ethnologie (SIEF) mit dem Thema Lebenslauf organisiert hatte. Allerdings war der Gedanke schon früher aufgekeimt. Bereits 1984, anläßlich einer Umfrage des Schweizerischen Wissenschaftsrats bei den gelehrten Gesellschaften über neue Ziele, zeichnete sich die Notwendigkeit ab, nach einer Periode tiefer Umgestaltung den Versuch zu wagen, die aktuelle Situation der Schweizerischen Volkskultur aufzuzeigen. Dahinter stand die Überlegung, daß die letzte und zugleich einzige umfassende Darstellung der Schweizerischen Volkskunde aus der Feder von Richard Weiss fast fünfzig Jahre zurückliegt. Diese Arbeit basierte noch auf der Vorstellung einer ruralen, im besondern hirtenbäuerlichen Welt. Die städtische Gesellschaft erscheint erst in Umrissen. Seit 1946 hat aber die schweizerische Bevölkerung einen umfassenden Wandel erfahren.

Die Schweiz – an sich schon ein komplexes und schwer überschaubares Staatsgebilde, so klein es auch sein mag – teilt mit anderen europäischen Ländern die Erfahrung, daß die Alltagskultur in den letzten Jahrzehnten zu einer *verwirrenden Vielfalt* geworden ist. Während sich unser Land am Ende des Zweiten Weltkriegs noch als ein mehr oder weniger einheitliches Ganzes darstellte, als „homogene Nation", mit einer Geschichte, die auf dem Rütli ihren Anfang nahm und ihre Identität immer noch in der alpinen Hirtenkultur verortete, wirkten sich seit den fünfziger Jahren die internationalen Einflüsse immer stärker aus, Einflüsse, die durch den Kommerz, die Reklame, die Medien (Presse, Radio und Fernsehen) allgegenwärtig wurden. Sie lösten altgewohnte Lebensvorstellungen und -werte auf oder veränderten sie grundlegend. Dazu kamen die immer stärker wirkenden Einflüsse von Einwanderern, Arbeitsimmigranten, Flüchtlingen, aber auch von Touristen und Ausländern, die sich als Wohlständer bei uns niederließen. So wurde der Lebensstil des Landes internationalisiert, nicht nur im Sinne eines Amerikanismus, sondern weit vielfältigerer Einflüsse. Die Mobilität der Schweizer während den Ferien und im Arbeitsleben tat ein Übriges.

Als Resultat stellen wir fest, und dies ist banal: Die Schweiz ist zum Land *vielfältigster kultureller Horizonte* geworden, die individuell unterschiedlich ausfallen. Wo bleibt hier eine kulturelle Mitte, die alles noch tragen würde, ein kulturelles Selbstverständnis, das wir noch als schweizerisch bezeichnen könnten? Unter diesem Aspekt

erscheint es fast aussichtslos, eine solche Schweiz volkskulturell darstellen zu wollen.

Und dennoch: Gerade in dieser Situation sollte der Versuch gemacht werden, Einheit und Vielfalt schweizerischer Alltagskultur zu umreißen. Ein Konzept wurde entworfen, der Gedanke präzisierte sich: Es sollte nicht um Volkskunde im hergebrachten Sinne gehen, sondern um *Volkskultur* – Kultur im anthropologischen Sinn verstanden als umfassendes Gefäß der Lebensgestaltung einer gesellschaftlichen Gruppe, als ihre Antwort auf die existentiellen Herausforderungen. Dabei war es zum vornherein klar, daß ein solches Unterfangen nicht aus der alleinigen Optik der Volkskunde oder der Ethnologie heraus zu erfolgen hätte. Das Werk sollte vielmehr hinausführen aus einer engen volkskundlichen Sicht. Kein geschlossener Horizont war anzuvisieren, den es ja ohnehin nicht mehr gibt, kein lückenloses Panorama, so im Sinne eines: Voilà, da habt ihr es jetzt, das Gültige, Fertige; sondern es sollten über die facettenreiche Befindlichkeit der heutigen Gesellschaft hinaus Ausblicke getan und Perspektiven eröffnet werden. Eine urbane Gesellschaft hat pluralistische Horizonte. Klar, ein solches Konzept findet sogleich seine Kritiker; aber wir hatten den Mut zum Unkonventionellen, auch die Bereitschaft zur Lücke. Das Werk versteht sich als Fazit, als Befund, aber auch als Programm, als Hinweis darauf, was alles noch zu machen wäre, wo in der Schweiz eine zukünftige Forschung anzusetzen hätte.

Und noch etwas sollte vermieden werden: Nach der glückhaften Überwindung eines fachinternen Irrationalismus im Umgang mit Gegenständen der Vergangenheit sollte in den Texten nicht gleichzeitig der neue Mystizismus einer vermeintlich hochwissenschaftlichen Fachsprache und Fachreflexion Einzug halten. Mit andern Worten: Fachjargon um seiner selbst willen war nicht erwünscht, eine wissenschaftlich gepflegte, klare, allgemein verständliche Prosa angezeigt.

Ein Idealgebäude ist das eine: die *Bearbeiter* zu finden, das andere. Sie würden dieser Idee erst zum Leben verhelfen, sie hätten die einzelnen Elemente des Bauwerks zu liefern. Und hier erwiesen sich die Schwierigkeiten als groß. Für viele Themen fehlten Volkskundler, fehlten Autoren, die bereit waren, über Unkonventionelles zu schreiben, neue Themen aufzugreifen. Es war bemühend zu sehen, wie wenig gerade Volkskundler bereit sind, über ihre eigenen Zäune hinauszugehen, ein Wagnis einzugehen. Doch wandelte sich dieses Dilemma schließlich zum Vorteil. Hatten wir nicht von interdiszipli-

nären Zugängen geredet! Jetzt galt es ernst zu machen, der enge volkskundliche Blick konnte ja gar nicht mehr erwünscht sein. Volkskundlich sollte bleiben das Grundanliegen, das Gerüst, der gedankliche Trend. Unser Fach, so meine ich, ist ja in den letzten Jahren immer mehr von einer Spezialwissenschaft, welcher der Geruch des Antiquierten, „der Andacht zum Unbedeutenden", anhaftete, zu einer *Integrationswissenschaft* geworden, die in der Mitte steht, zentrale Zugänge zu Fragen des menschlichen Seins ermöglicht, einer Mitte also, von der aus sich Bezüge zu vielen Nachbarwissenschaften eröffnen. So haben alle Autoren – Historiker, Germanisten, Soziologen, Psychologen, Religionssoziologen, Geographen, Architekturhistoriker und schließlich auch Volkskundler – und es sind ihrer 78 –, so haben sie alle ihre eigene Perspektive und ihre eigenen subjektiven und objektiven Voraussetzungen eingebracht, ihre Erfahrungen, wie sie aus der Biographie und der Fachausbildung her geprägt sind. Sie alle fühlen sich diesem Land verbunden, auch in kritischem Sinne, und das ist das Gemeinsame. Sie erweisen sich als fasziniert von dem, was sich auf dem kleinen Territorium der Schweiz an Vielfalt tut, und auch von der Tatsache, daß bei aller Diversität und oft ärgerlicher Kleinkariertheit, die im Schweizerischen Alltag immer wieder aufbricht, der Wille das schweizerische Zusammenleben prägt, den Andern und Andersgearteten zu verstehen, ethnische, religiöse, kulturelle Minderheiten ernst zu nehmen und so ein Zusammenleben in Frieden auf pluriethnischer Grundlage zu ermöglichen.

Ein Wort zur *inhaltlichen Konzeption:* Jede Einteilung gesellschaftlicher Phänomene ist letztlich arbiträr. Das ist gewiß eine Banalität. Es sind Ordnungsschemata, die wir über die komplexe Wirklichkeit legen, um ihrer irgendwie habhaft zu werden. Beim Handbuch wählte ich, nach einem fachtheoretischen Einleitungsteil, den ich mit *Perspektiven* überschreibe, zunächst die Vorstellung von konzentrischen Kreisen, entsprechend den sozialen Ordnungen, in die das Individuum hineingeboren wird: Die Familie und die Verwandtschaft als intimstes Gefäß des Lebenslaufs, die Wohnung, das Haus, die Nachbarschaft und schließlich, kreismäßig sich weitend, Quartier oder Dorf. Eigentlich folgen wir hier dem von der Natur aus gegebenen Entwicklungs- und Erkenntnisprozeß des heranwachsenden Menschen. Diesem ersten, innern Kreis ordne ich grundlegende existentielle Kategorien zu wie Nahrung, Kleidung, Wohnung, auch die Betreuung durch soziale Institutionen. Dann weitet sich der Blick auf

die Gemeinde, die Stadt, Lebensräume, in denen sich z.B. die Alltagskommunikation im öffentlichen Raum, aber auch Brauchtümliches abspielen, bis hin zum Kanton und darüber hinaus zum Bundesstaat. Dahin gehören dann Fragen der Identität, der politischen und der geselligen Kultur genauso wie eine eidgenössische, eine nationale Festkultur.

Ein zweiter Hauptteil ist mit *Dimensionen* überschrieben. Das sind für mich Strukturen, welche die konzentrischen Kreise durchziehen, an denen alle Kreise, alle Bereiche des Lebens teilhaben, die aber schließlich darüber hinausführen. Das geht von der Arbeitswelt über Fragen der Mobilität, der weltweiten Warenangebote bis zu den Mentalitäten, den künstlerischen Bestrebungen im Erzählen, in der darstellenden Kunst, der Musik. Hier sind auch traditionelle Themen wie etwa Märchenwelt, Volkskunst, Jodelmusik angesiedelt. Und schließlich haben wir die religiöse Dimension, nicht verschämt am Schluß, wie ein Kritiker meinte, sondern als Steigerung. Es ist das Verhältnis zum nicht Sichtbaren, zum nicht rational Belegbaren, das thematisch auf eine andere Seinsebene verweist. Eröffnet wird der ganze Reigen durch das kritische Wort eines Literaturwissenschaftlers aus Zürich, den Blick des Insiders quasi, der mit der Realität Schweiz nicht leicht zurande kommt; am Schluß steht logischerweise das Wort eines Outsiders, eines französischen Ethnologen, der die Schweiz von Paris aus betrachtet.

Und noch eine Besonderheit sei hier erwähnt: der Entschluß, das Werk zugleich *in drei Sprachen* herauszugeben.[7] Wir dokumentieren damit, daß die vielberufene Multikulturalität unseres Landes nicht ein bloßes Lippenbekenntnis bleiben darf, selbst wenn das viel Geld und Ausdauer kostet. Wahrscheinlich hätten wir heute die Kraft dazu nicht mehr, denn allein die Übersetzungen haben die Herausgabe über ein Jahr lang verzögert.

Im ganzen aber ist Bescheidenheit angebracht: Das Handbuch will kein Werk der Superlative sein, kein Guiness-Buch der Rekorde; es ist ein Beleg dessen, was in einem Land wie der Schweiz, einem kleinen Land, noch im Milizsystem möglich ist, mit viel freiwilliger, unbezahlter, nebenberuflicher Arbeit. Ein Vergleich mit dem Buch von Richard Weiss zeigt die großen Unterschiede: Dort eine imponierende Gesamtdarstellung mit einheitlicher Geschlossenheit, viel-

7 Les Suisses. Modes de vie, traditions, mentalités. Lausanne 1992; La Svizzera. Vita e cultura popolare. Bellinzona 1992.

leicht auch nur scheinbarer Geschlossenheit – denn auch damit ist viel Selektivität verbunden –; hier ein Kaleidoskop unterschiedlicher Wirklichkeiten, ohne einheitliche Ideologie, die bei so vielen Köpfen auch nicht durchzuhalten wäre. Oder wie es der Kritiker in der Neuen Zürcher Zeitung gesagt hat: „Das Handbuch taucht Leser und Leserinnen in durchaus angenehme Wechselbäder: Historisches findet sich neben Aktuellem, Beschauliches neben Bedrohlichem, engagierte Plädoyers neben distanzierten Analysen, erzählende Darstellungen neben theoretischer Reflexion, altbekannte Autoren neben neuen Namen." Damit ist es uns vielleicht gelungen, ein Stück Wirklichkeit des schweizerischen Alltags wiederzugeben.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 113 – 140

Region – Kultur – EG

Von Hermann Bausinger

Volkskunde als „Sozialgeschichte regionaler Kultur" – diese Definition hat Wolfgang Brückner in den letzten Jahren verschiedentlich vorgeschlagen und kürzlich noch einmal als verbindliche Bestimmung postuliert.[1] Als abschließende Definition erscheint mir dies – wie jede andere Formel – zu eng; aber zweifellos sind mit den Stichwörtern *Region* und *Kultur* zentrale Fragen des Faches anvisiert. Ein Aufsatz, der diese beiden Stichwörter im Titel trägt, sollte also die Grenzkontrolle derer, die auf Einhaltung der Disziplin (im doppelten Sinn) setzen, mühelos passieren. Aber da taucht dann noch ein weiteres Stichwort auf: *EG, Europäische Gemeinschaft.* Das nimmt den beiden anderen Begriffen nicht ihren geschichtlichen Akzent, rückt sie aber doch deutlich in einen Zusammenhang, in dem die gegenwärtige Situation, aber auch künftige Entscheidungen eine bedeutsame Rolle spielen. Zudem handelt es sich bei der Europäischen Gemeinschaft – oder allgemeiner gesprochen: bei der Frage einer Vereinigung Europas – um ein Problem, das vor allem auf einer politischen und ökonomischen Ebene angesiedelt ist. Aber es hat auch eine sozialkulturelle Dimension, und es erscheint mir geboten, diese zur Geltung zu bringen – und zwar nicht abseits von den dominierenden politökonomischen Diskussionen, sondern in engem Zusammenhang damit.[2]

„*Europa*" hat sich im Verlauf der letzten Jahre entschieden verändert. Ein wichtiges Motiv der Vereinigung ist weggefallen: die Frontstellung gegen die Sowjetisierungstendenzen. Gleichzeitig ist deutlich geworden, daß Europa in EG-Zusammenhängen immer nur eine etwas aufgeblasene Bezeichnung für *Westeuropa* war. Inzwischen

1 Warum eine Baisse der Volkskunde? In: Bayerische Blätter für Volkskunde 20 (1993), S. 84 – 98. hier S. 98.

2 Die Chance dazu bot mir ein Gastaufenthalt an der Forschungsstelle Sozioökonomie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Dem Leiter der Forschungsstelle, Egon Matzner, und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bin ich dankbar für diese Möglichkeit und die anregungsreiche Zeit in Wien.

suchen auch die mitteleuropäischen Staaten (die entgegen dem gängigen deutschen Sprachgebrauch östlich von Deutschland liegen) und die osteuropäischen GUS-Staaten Zugang zu europäischen Institutionen und Möglichkeiten der Einbindung. Das Projekt Europa ist also in Fluß geraten.

Schon vorher war die Kompetenzverteilung innerhalb des Gebildes EG unklar und umstritten. Über den Markt und (zumindest in der Planung) über die Währung wurde eine konsequente Herausbildung des vereinigten Europa versucht. Aber politisch wurde das Prinzip der Subsidiarität hochgehalten. Das heißt, daß die EG nur dort handeln soll oder darf, wo die Nationalstaaten allein nicht handlungsfähig sind. Obwohl die Probleme zunehmen, die nationale Kompetenzen übersteigen (etwa in ökologischen und Verkehrsfragen), wirkt das Subsidiaritätsprinzip insgesamt als Bremse. Deshalb wird eine gewisse Hoffnung in die Tendenz gesetzt, das staatliche Gefüge nach unten aufzubrechen. Das Schlagwort heißt: *Europa der Regionen.*

Es ist keineswegs neu, hat vielmehr die Vereinigungsdebatte von Anfang an begleitet; aber Krisenerscheinungen und Erosionsprozesse in den Nationalstaaten haben dem Konzept eines stärker regionalisierten Europa zusätzliches Gewicht gegeben.[3] *Region* kann dabei als generalisierte Planungsgröße verstanden werden. Es sind Karten entstanden, in denen Europa aufgeteilt ist in Regionen ungefähr gleicher Raumgröße. Und gewiß können Regionen auch konstruiert werden mit dem Ziel wirtschaftlicher Optimierung – Ergebnis einer technischen Operationialierung auf der Grundlage von Daten zu Produktion, Absatz, wirtschaftlicher Verflechtung, Verkehrsdichte etc. Aber in aller Regel geht man so nicht vor. Man geht vielmehr davon aus, daß die Regionen schon da sind, selbst dort, wo sie nicht klar abgegrenzt sind und nicht unter dieser Bezeichnung in Erscheinung treten. Regionen beziehen ihre Dignität und Legitimität gerade daraus, daß ihre ‚Eigenart' jene Maßstäbe statistischer Ausdifferenzierung und Vereinheitlichung übersteigt und wohl auch einmal durchkreuzt. Regionen sind nicht Elemente einer je aktuellen Effektivitätsgeographie, sondern – *Kulturräume.*

3 Eine von der Forschungsstelle Sozioökonomie durchgeführte internationale Konferenz vom 17. – 19. Juni 1993 stand unter dem Thema: „Demise of the Nation State? A Discussion of its Role in View of the Triple Challenge of European Integration, Globalisation and Regionalisation."

Region als Kulturraum

Eine Region ist grundsätzlich ein Kulturraum. Diese Feststellung dient nicht dem in der Wissenschaft verbreiteten, gleichwohl kindischen Bestreben, einen Gegenstand für *eine* Disziplin gewissermaßen zu beschlagnahmen – die Realität ist immer interdisziplinär. Es soll auch nicht behauptet werden, die Einteilung in Regionen gehe von vorgegebenen kulturellen Verschiedenheiten aus. Oft ist das Gegenteil der Fall: Politische und damit auch verwaltungstechnische Abgrenzungen führen zu einer gewissen kulturellen Homogenisierung und damit zur Entwicklung einer regionalen Eigenart. Und naturräumliche Voraussetzungen, rechtliche Bestimmungen, verkehrsräumliche und wirtschaftliche Zusammenhänge wirken ebenfalls an der Herausbildung von Regionen mit.

Aber es fällt auf, daß der *kulturelle Aspekt* auch dort an prominenter Stelle auftaucht, wo die Fragestellung in ganz andere Richtung weist. In der Soziologie wird „Region als *soziokultureller,* identitätsstiftender Orientierungsrahmen sozialen Handelns" verstanden.[4] In ökonomischen Zusammenhängen ist viel vom „industriellen Klima" und von der „Einbettung" der Wirtschaft die Rede[5] – das im allgemeinen nicht näher definierte ‚Bett' ist nichts anderes als die jeweilige soziokulturelle Prägung, die regionale Kultur. In der 1988 vom Europäischen Parlament angenommenen Gemeinschaftscharta der Regionalisierung werden denn auch als Region Gebiete bezeichnet, „deren Bevölkerung durch bestimmte gemeinsame Elemente gekennzeichnet ist", und in der Aufzählung solcher Elemente werden „gemeinsame Merkmale hinsichtlich der Sprache, der Kultur, der geschichtlichen Tradition" den Gemeinsamkeiten „der Interessen im Bereich der Wirtschaft und des Verkehrswesens" vorangestellt.[6]

4 Richard Pieper: Region und Regionalismus. Zur Wiederentdeckung einer räumlichen Kategorie in der soziologischen Theorie. In: Geographische Rundschau 39 (1987), S. 534 – 539; hier S. 535.

5 Ash Amin, Nigel Thrift: The Local and the Global. In: Ministère de la Recherche et de la Technologie: Fourth annual conference of the European Association for Evolutional and Political Economy. Paris 1992; Gernot Grabher: Zur Sozioökonomie des Überflusses: Die Bedeutung von Redundanz für die Regionalentwicklung. Ms. Berlin 1993, S. 66f.

6 H. Isak: Regionalismus, Föderalismus und Subsidiarität – Strukturelemente der Europäischen Union? In: M. Steiner, H. Isak, J. Marko (Hg.): Alle Macht nach unten? Regionen und Gemeinden gestalten die neuen Demokratien Europas. Graz 1992, S. 3 – 16; hier S. 5f.

Es wird also unterstellt, daß sich Regionen voneinander in wichtigen kulturellen Bereichen unterscheiden, daß sich die Besonderheit einer Region über *objektive* kulturelle Eigenheiten konstituiert. Der Akzent kann dabei auf verschiedenen kulturellen Äußerungsformen liegen; besonders auffällig sind sprachliche Unterschiede gegenüber den benachbarten Regionen, aber auch auf Differenzen in Kult und Brauch, Nahrung und Kleidung wird hingewiesen. Bei näherem Zusehen zeigt sich öfters, daß die objektiven Unterschiede gar nicht sehr erheblich sind und daß die Grenzen einzelner Merkmale keineswegs genau der Grenze einer Region entlang laufen; Kulturgrenzen sind ohnehin in vielen Fällen abstrahierende (man könnte auch sagen: konkretisierende) Setzungen, welche die tatsächlichen Übergangsräume, die fließenden Grenzen auf eine Linie zusammenziehen.

Diese Beobachtung ist ein Hinweis darauf, daß die objektiven Unterschiede gar nicht das Wesentliche sind; wesentlich ist, daß diese Unterschiede unterstellt werden. Anders gesagt: regionale Eigenart ist eine *Zuschreibung*. Eine Zuschreibung von außen, von den Angehörigen benachbarter Regionen, die damit ein Ordnungsgefüge herstellen, vor allem aber sich selbst abgrenzen. Dieses Sich-selbst-abgrenzen ist aber zugleich die andere Seite der Zuschreibung, die Selbstdefinition der in einer Region lebenden Menschen, das Bekenntnis zu einer Region. Dieses Zugehörigkeitsbewußtsein ist entscheidend; es überbrückt oder glättet die innerhalb einer Region grundsätzlich vorhandenen Unterschiede. „It makes no difference how dissimilar members may be in their overt behaviour – if they say they are A, in contrast to another cognate category B, they are willing to be treated and let their own behaviour be interpreted and judged as A's and not as B's; in other words, they declare their allegiance to the shared culture of A's."[7]

Allerdings wäre es falsch, den Gedanken der Kohärenz einer Region lediglich als (Selbst-)Täuschung zu interpretieren und auf einer ideologischen Ebene anzusiedeln. Erstens sind die kulturellen Ähnlichkeiten innerhalb einer Region doch oft ziemlich groß; das Zentrum oder die Zentren, die sich in einer Region herausbilden oder um die eine Region entstanden ist, sind fast immer auch kulturelle Strahlungszentren, die ihr Umfeld prägen. Zum andern ist die Zusammengehörigkeit der in einer Region Lebenden auch ein Moment der

7 Frederik Barth: Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference. Boston 1969, S. 15.

Erfahrung; Region ist nicht nur eine kulturhistorisch geprägte Einheit, sondern auch ein aktueller *Kommunikationsraum.*

Der Begriff Kommunikationsraum wird hier der raumerweiternden und letztlich raumauflösenden Potenz moderner Kommunikations*technologien* bewußt entgegengesetzt; er zielt auf das direkt Erfahrbare und damit auf kleinere Einheiten;[8] man kann vielleicht geradezu sagen, daß Region die größtmögliche kommunikative Einheit darstellt und daß gerade darin ihre Bedeutung liegt. Kommunikationsräume sind Räume, in denen sich Kommunikation verdichtet und die sich dadurch von benachbarten Räumen absetzen. Die verdichtete Kommunikation basiert auf drei Grundmustern: Kontaktgeflecht, Erfahrungsreichweite und Interessenhorizont.[9] An die Stelle nachbarschaftlicher Beziehungsstrukturen sind heute überwiegend „Verkehrskreise" getreten;[10] das räumlich bestimmte Kontaktmuster wurde durch ein soziales ersetzt, das sich aber seinerseits in bestimmten Räumen verwirklicht. Die Menschen tasten sich mit ihrem erweiterten *Kontaktgeflecht* nicht nur, aber doch überwiegend in die Region vor. Die *Erfahrungsreichweite* hängt eng damit zusammen; sie wird durch regelmäßige persönliche Kontakte bestimmt, darüber hinaus aber auch durch wiederkehrende sachliche Bezüge (z.B. Fahrten zum Einkaufszentrum, zu Sportveranstaltungen, ins Naherholungsgebiet). Auch die subjektiven Erfahrungsreichweiten halten sich nicht unbedingt an regionale Grenzen; aber auch hier gilt, daß die Orientierung innerhalb der Region im allgemeinen intensiver und dichter ist als die jenseits der Region. Der jeweilige *Interessenhorizont* wiederum wird mitbestimmt durch das Kontaktgeflecht und die Erfahrungsreichweite, kann aber auch Orte und Landschaften jenseits des regelmäßig unmittelbar Erfahrenen einschließen. Und auch hier trifft zu, daß die Anteilnahme an Ereignissen und Gegebenheiten in der Region im allgemeinen größer ist als bei Ereignissen und Gegebenheiten außerhalb der Region.

Eine solche tentative Erläuterung des Begriffs Kommunikationsraum macht freilich vor allem auch deutlich, daß Region kein ge-

8 Vgl. Otfried Jarren: Kommunikationsraumanalyse – ein Beitrag zur empirischen Kommunikationsforschung? Ms. zum Symposion „Wege zur Kommunikationsgeschichte" in Wien (8. – 10. Mai 1986), S. 1.

9 Vgl. Hermann Bausinger: Region. Gutachten zu einer rundfunkrelevanten Kategorie. SDR Stuttgart 1987, vor allem S. 28 – 35.

10 Elisabeth Pfeil: Soziologie der Großstadt. In: A. Gehlen, H. Schelsky (Hg.): Soziologie. Düsseldorf, Köln 1955, S. 228 – 255; hier S. 241 – 246.

schlossenes System darstellt. Die Aktions- und Interaktionsräume verschiedener sozialer Gruppen und auch die der verschiedenen Individuen unterscheiden sich, und sie machen in aller Regel nicht Halt an bestimmten einheitlichen Grenzen. Insofern sind Regionen „ausgefranste, verschwommene (fuzzy) Systeme".[11]

Das drückt sich auch darin aus, daß Region für die praktische Orientierung der Menschen im Raum nicht die einzige Bezugsgröße darstellt. Heiner Dürr und Günter Heinritz[12] sprechen von „vieldimensionalen Bezugsfeldern mit ihren unterschiedlich starke Identitäten stiftenden Wirkungen" und stellen nebeneinander Nachbarschaft, Gemeinde, Kreis, Region, Land, Nation, Kulturraum (hier verstanden als übernationales Gebilde), internationale Handelsnetze und Militärbündnisse und schließlich „mundiale Organisationen". Geht man von dieser Struktur konkurrierender Räume bzw. Raumbezüge aus, so drängt sich die Frage auf, welcher Akzent auf Region zu legen ist. Die Betonung des Regionalen ist nicht der Ausdruck einer gewissermaßen natürlichen Gliederung des sozialen Raums; vielmehr scheinen es ganz bestimmte Konstellationen nahezulegen, daß die Orientierung an der Region propagiert und manchmal als „regionale Identität" zementiert wird.

Nach schier endlosen Bemühungen, das Wesen von Ethnizität zu bestimmen, stellte eine Anthropologin die Frage: „*When* is an ethnic group?"[13] Die Frage klingt zunächst seltsam. Aber sie trägt der Tatsache Rechnung, daß Individuen, Gruppen und Völker auf ihre ‚Ethnizität' nur unter bestimmten Bedingungen und in bestimmten Situationen rekurrieren; und nur die Durchleuchtung solcher Bedingungen und Situationen kann verstehen lehren, was Ethnizität bedeuten kann, wie sie funktioniert und wie sie funktionalisiert wird. In vergleichbarer Weise könnte gefragt werden: *Wann* ist Region? Eine mögliche Antwort auf diese Frage wurde schon angedeutet: Nachdem die Nation nur noch bedingt als handlungsleitende Idee verstanden wird und die Nationalstaaten an integrierender Kraft verloren haben, geht ein Teil der Erwartungen und Hoffnungen auf die Region über. Dazu kommt, daß die spürbare Einbindung jedes Einzelnen in globale

11 Grabher (wie Anm. 5), S. 16.

12 Zentralismus – Regionalismus. Zur Einführung. In: Geographische Rundschau 39 (1987), S. 524f.

13 Muriel D. Schein: When is an Ethnic Group? Ecology and Class Structure in Northern Greece. In: Ethnology 14 (1975), S. 83 – 97.

Zusammenhänge und die nur schwer durchschaubare Komplexität gesellschaftlicher Prozesse ein Gefühl der Verlorenheit erzeugt, das in der Orientierung am Überschaubaren, Kleinen einen Ausgleich sucht.

Auf einer noch allgemeineren Ebene läßt sich die Frage, woher Region als Orientierungsgröße und partielles Identifikationsobjekt ihr Gewicht bezieht, auch so beantworten: *Weil es sie gibt.* Regionen sind in aller Regel auch politische Gebilde, zumindest aber verwaltungstechnische Planungs- und Ordnungsgrößen. In Österreich und Deutschland wird man – in einem europäischen Zusammenhang – die Bundesländer als Regionen verstehen, selbst wenn es unterhalb dieser Ebene kleinere Einheiten gibt, die offiziell als Region bezeichnet werden. Die Bundesländer sind, wie viele andere Regionen auch, zum Teil Konstrukte, Setzungen, die im Zuge des Neuordnungsprozesses der Nachkriegszeit vorgenommen wurden. Der Konstruktcharakter wird oft verurteilt, und statt dessen wird auf ‚gewachsene Räume' gepocht. Aber gewachsene Räume sind meistens nichts anderes, als was sich auf der Grundlage früherer, älterer politischer Konstrukte entwickelt hat, an die man sich gewöhnt hat und die zur kulturräumlichen Strukturierung beigetragen haben. Die „normative Kraft des Faktischen" (Jelinek) transformiert Konstrukte in ‚organische' Größen. Diffuse Kulturbestände werden auf die Region bezogen interpretiert und in ihrem Rahmen strukturiert, und die administrativen Vorgaben tragen zur Verdichtung des Kommunikationsnetzes innerhalb der Region bei – aus der Verwaltungseinheit wird ein Kultur- und Kommunikationsraum.[14]

Im Blick auf die französischen Regionen – „mehr dem Rationalisierungskalkül des Nationalstaats entsprungen als eigener politischer Kraft" – formuliert Hans Maier:[15] „die Geschichte zeigt, daß oft die Inhalte nachkommen, wenn die Gehäuse vorhanden sind." Bei der Bildung der modernen Nationalstaaten war dieses Prinzip zu beob-

14 Am Beispiel der „Region" Baden-Württemberg ließe sich das Gegeneinander zeigen: Auf der einen Seite sind nicht nur das alte Baden und das alte Württemberg Orientierungsgrößen und Identitätsangebote geblieben, sondern auch kleinere Gebiete wie Oberschwaben, Hohenlohe, die Pfalz. Auf der anderen Seite zweifelt von außen her niemand mehr an der Einheit und Einheitlichkeit des Landes, und auch im Inneren ist das Zugehörigkeits- und Landesbewußtsein gewachsen.

15 Die Regierung rückt den Regierten näher. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. März 1986.

achten; bekannt ist die Äußerung Massim d'Azeglios, der nach der Einigung Italiens sagte: „Wir haben Italien gemacht, nun müssen wir Italiener machen."[16] Aber auch regionales Bewußtsein ist der politischen Formierung keineswegs immer vorangegangen, sondern oft auf ihrer Basis entstanden; Markus Barnay hat dies beispielsweise an der „Erfindung des Vorarlbergers"[17] gezeigt.

Welche Region?

Sobald ein solches konkretes Beispiel ins Feld geführt wird, erhebt sich die Frage, ob überhaupt so generalisierend über die Region gesprochen werden darf. Es liegt auf der Hand, daß für jede einzelne Region spezifische Voraussetzungen und Bedingungen gelten – gleichgültig, ob man von den in der EG registrierten 165 Regionen oder von einer anderen Einteilung ausgeht. Insbesondere die nationale Zugehörigkeit sorgt für Unterschiede; in einem Land mit föderativen Strukturen wie der Bundesrepublik Deutschland haben Regionen eine andere Bedeutung als in einem zentralistischen Staatsgebilde wie Frankreich. Trotzdem gibt es Gemeinsamkeiten, und zumal für die letzten Jahrzehnte lassen sich über die nationalen Grenzen hinweg Tendenzen und Anstöße verfolgen, die fast überall zu einer Aufwertung der Regionen führten.

Eine umfassende Geschichte des Regionalismus müßte, über den Begriff Region hinausgehend, zurückgreifen auf die Vorstellungen, die mit Begriffen wie *Stamm* und *Heimat* seit langem verbunden sind. Doch mag der Hinweis genügen, *daß* hier ein Zusammenhang besteht: Stämme und Stammesräume galten als die organischen Teile von Nationalstaaten, und Heimat wurde zwar gelegentlich emphatisch mit der Nation gleichgesetzt, bezeichnete aber im allgemeinen den engeren Bezirk innerhalb der Nation, dem man sich in besonderer Weise zugehörig fühlte. Die Vorstellung Heimat fungiert dabei als Widerlager zum die Enge sprengenden technischen und wirtschaftlichen Fortschritt. Wo immer die Modernisierung ein hohes Tempo und eine entschiedene Expansionskraft annimmt, meldet sich als kompen-

16 Eric Hobsbawm: Nationalismus und Ethnizität. In: Die Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte 39 (1992), S. 612 – 618.

17 Die Erfindung des Vorarlbergers. Ethnizitätsbildung und Landesbewußtsein im 19. und 20. Jahrhundert. Bregenz 1988.

sative Gegenkraft die Berufung auf die Heimat und ihre „angestammten" Traditionen und Werte.

Traditionalismus ist ein Gegensatz zur Modernisierung, aber auch eine Funktion von ihr.[18] Traditionalistische Bewegungen waren stets Antworten auf Rationalisierungsschübe; dies gilt für die romantische Entdeckung des Populären um die Wende zum 19. Jahrhundert und für die folkloristisch orientierten Heimatbewegungen am Ende des 19. Jahrhunderts, und es gilt auch für die den industriellen Ausbau nach dem Zweiten Weltkrieg begleitenden konservativen Bewegungen. Diese sind meist bürgerlich geprägt und treten ein für die Beibehaltung vormoderner Teilsysteme; es hat zum Beispiel lange gedauert, bis der Bereich der Landwirtschaft entschieden für Modernisierungsmaßnahmen geöffnet wurde. Und sie betonen gegenüber den mit der wirtschaftlichen Entwicklung verbundenen Mobilitäts- und Ausgleichstendenzen landschaftliche, regionale, stammliche Eigenart, wenn auch vielfach nur in gewissermaßen emblematischen folkloristischen Formen.

Von Regionen und insbesondere von *Regionalismus* ist allerdings in diesem Zusammenhang kaum die Rede. Diese Wörter signalisieren vielmehr ein Abrücken von den traditionalistischen Ideologien. Der Begriff Regionalismus taucht bezeichnenderweise zuerst in Frankreich auf, ein Kampfbegriff gegen das strikt zentralistische Regiment des Präsidenten MacMahon in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, also nach der Niederlage im Krieg gegen Deutschland.[19] Regionalistische Tendenzen gibt es fortan in den verschiedensten Teilen Europas; oft sind sie von nationalen Bewegungen in Vielvölkerstaaten nicht zu trennen. Seine eigentliche Konjunktur erlebt der Regionalismus in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts. Regionalistische Bewegungen in Gebieten mit in sich sehr unterschiedlichen, aber pointierten Problemlagen (Basken und Schotten, Jurassier und Lappen, Elsäßer und Katalanen) werden als Aushängeschild genommen für eine in weiten Teilen Europas sich ausbreitende Tendenz, vor allem periphere Gebiete vor den rücksichtslosen Eingriffen der Zen-

18 Wolfgang Lipp: Heimatbewegung, Regionalismus. Pfade aus der Moderne? In: Kölner Zeitschrift für Sozialpsychologie und Soziologie, Sonderheft 27/1986, S. 331 – 355; Hermann Bausinger: Tradition und Modernisierung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 87 (1991), S. 5 – 14.

19 Dirk Gerdes: Regionalismus und Politikwissenschaft: Zur Wiederentdeckung von „Territorialität" als innenpolitischer Konfliktdimension. In: Geographische Rundschau 39 (1987), S. 526 – 531; hier S. 526.

tralen zu schützen. Der ökonomische Zugriff auf die Provinz ist der Auslöser des neuen Regionalismus.

Im Verhältnis zwischen den Zentralen und den Außenregionen lassen sich drei Phasen unterscheiden: Die erste Phase ist charakterisiert durch die Vernachlässigung der Provinz; sie wird ins Abseits gedrängt, wird der Verödung überlassen; Entmachtung und Entmündigung sind die Charakteristika, Landflucht, Provinzflucht die Folgen. Die zweite Phase ist charakterisiert durch die Erscheinungen, die als „Korsika-Syndrom" bezeichnet wurden:[20] Ausverkauf der Landschaft an die Reichen aus der Metropole oder den Metropolen; rücksichtsloser, auf weite Sicht selbstzerstörerischer Ausbau der touristischen Industrie. In der dritten Phase schließlich kommt es zur eigentlichen großindustriellen Erschließung; wie Supermärkte heute nicht mehr in den Städten gebaut werden, sondern auf grüner Wiese, so entstehen ganze Ballungsgebiete aus dem Nichts einer schönen, aber ‚unterentwickelten' Landschaft. Die Budgetansätze für die Region werden dann höher, das Bruttosozialprodukt nähert sich dem der zentralen Gebiete etwas an; gleichzeitig aber wächst die unmittelbare Erfahrung von Risiken. Das Bewußtsein ökologischer Gefährdung wird zur alltäglichen Erfahrung, aus der die Wendung gegen die Kapitale – im doppelten Wortsinn von Hauptstadt und Kapitalmacht – erwächst.

Daß das Stichwort Region seit Mitte der siebziger Jahre auch in den offiziellen Planungen nationalstaatlicher Politik häufiger auftaucht, ist teilweise sicherlich eine Antwort auf die aggressiv formulierten und manchmal auch militant geführten Attacken der verschiedenen außerparlamentarischen regionalistischen Bewegungen; aber auch unabhängig davon ist es eine Reaktion auf sich verschärfende Problemlagen. Die wachsenden Disparitäten innerhalb der Nationalstaaten verlangen eine ausgleichende Raumordnungspolitik; die Unüberschaubarkeit vieler Entscheidungen fordert als Gegengewicht die Installation von Transparenz und Bürgernähe. Da der Planungsbedarf nicht mehr zu ver-orten ist, vielmehr in Wirtschaftsräumen, Verkehrsräumen, Erholungsräumen usw. gedacht werden muß, bietet sich die Region als Planungsgröße an. *Regionale Strukturpolitik* ist deshalb fast überall zu einer gängigen Forderung geworden.

Einer Forderung freilich, der nicht überall in gleicher Weise genügt wurde und die vor allem kaum irgendwo die erhofften Erfolge ge-

20 „Jean": Elsaß: Kolonie in Europa. Berlin 1976, S. 33.

bracht hat. Die Erwartung an die Raumordnungspolitik, auch in wenig begünstigten Gebieten „Standortqualität zu produzieren", wurde nicht erfüllt; was Gunther Tichy[21] für Österreich feststellt, gilt ziemlich allgemein: „Die Gesamtheit der staatlichen Politik" hat „die guten Standorte weiter verbessert (im Sinne von betriebswirtschaftlich attraktiver gemacht) und demgemäß die Disparitäten vergrößert." In wohlhabenden Nationen kann dies durch verschiedene Formen des Finanzausgleichs und der Unterstützung einigermaßen aufgefangen werden; in den wirtschaftlich schwächeren Staaten an den Rändern Europas ergeben sich daraus erhebliche Spannungen und destruktive Potentiale.

Das wirtschaftliche Ungleichgewicht zwischen den Nationalstaaten, das erheblich genug ist, wird potenziert durch die *innerstaatlichen Disparitäten.* Vor allem aus diesem Grund spielt deshalb die subnationale Ebene der Regionen auch in der internationalen Politik eine wichtige Rolle. Der Bericht der Regionalkommission der Europäischen Gemeinschaft weist auf die krassen Unterschiede hin: die zehn ärmsten Regionen Europas erreichen in ihrem wirtschaftlichen Standard nicht einmal ein Drittel vom Durchschnitt der zehn reichsten. Die Kommission folgert: „These differences are detrimental to the economic and social cohesion of the Community."[22] Regionen sind so wichtige Planungsgrößen einer internationalen Entwicklungspolitik geworden.

Während diese Entwicklungspolitik zunächst nur die nationalstaatlichen Instanzen in ihren Bemühungen um ausgeglichenere Verhältnisse im jeweiligen Land unterstützen konnte, hat der Gemeinsame Markt der EG die Möglichkeit verschafft, unmittelbar mit den Regionen zu interagieren – und vor allem auch umgekehrt.[23] Das bedeutet freilich auch, daß die wirtschaftlich starken Regionen ihrerseits neue Initiativen ergreifen können; die Verlagerung der Kompetenzen und

21 Gunther Tichy: Neue Herausforderungen für die Regionalpolitik vor dem Hintergrund der europäischen Integration. In: Zwischen „Altlasten" und „neuen Ufern" – Ansätze für eine Neuordnung der kooperativen Raumordnungspolitik (= Schriften zur Regionalpolitik und Raumplanung 18). Wien 1991, S. 15 – 22; hier S. 15.

22 Commission of the European Communities (Hg.): The Regions in the 1990s. Fourth periodic report on the social and economic situation and development of the regions in the Community. Brüssel, Luxemburg 1991, S. 3.

23 Robert Leonardi: The Role of Sub-National Institutions in the European Integration. In: Regional Politics and Policy 1992, S. 1 – 13; hier S. 4.

die Flexibilisierung tragen also keineswegs zwangsläufig zum Abbau der Disparitäten bei. Was innerhalb der EG als Regionalpolitik fungiert, sind komplexe und auch widersprüchliche Aktivitäten, die von reinen Not- und Hilfsprogrammen bis zu Kooperationen auf hohem Niveau reichen.

Interessen und Konzepte

Da unter der Flagge der Region ganz verschiedene Aktivitäten ablaufen und manchmal auch recht seltsame Bündnisse entstehen, empfiehlt es sich, die in einer das Regionale und die Regionen betonenden Politik zusammenstoßenden und zusammenwirkenden Interessen noch etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

Schon der vieldiskutierte „Regionalismus" der siebziger Jahre war ein Dachbegriff für sehr verschiedenartige Interessen und Aktivitäten. Die Voraussetzungen in den sich betroffen fühlenden Regionen waren alles andere als einheitlich. Dirk Gerdes[24] unterscheidet unter den Trägern des Regionalismus verschiedene Abstufungen: Separatisten, welche die staatliche Verselbständigung ihrer Gebiete anstreben (Basken, Korsen, Schotten), Föderalisten, die für eine Verlagerung von mehr Kompetenzen auf die Region eintreten (Katalonien, Andalusien, – auch Bayern erwähnt Gerdes hier), und Autonomisten, welche Sonderinteressen in ihrer Region durchsetzen wollen (Elsäßer, Bretonen, Waliser, Flamen, Wallonen). Jean Améry hatte erklärt, der Regionalismus sei nur „dort ein authentisches Problem, wo man ihn als ein nationales auffassen kann", hatte also im Grunde nur die separatistischen Bewegungen und Tendenzen akzeptiert. Alles andere war für ihn eine übergestülpte „Intellektuellen-Ideologie".[25]

Nun ist es richtig, daß es kuriose Zuspitzungen gab – so, wenn sich Südbadener als die „letzten Indianer" zu einem Zeitpunkt bezeichneten, als sie einen Landsmann als Ministerpräsident in Stuttgart sitzen hatten. Es ist auch richtig, daß der Regionalismus dem „Ökologismus" zuarbeitete – und umgekehrt. Der Widerstand gegen fremde Verwertungsinteressen führte zu dem Versuch, Produktionsabläufe in überschaubaren Bereichen zu schaffen (wie dies etwa von *Carl Améry*

24 Dirk Gerdes (wie Anm. 19), S. 527f.

25 Notwendigkeit, Ideologie – oder Ersatzrevolution? Randnotizen zum Thema Regionalismus. In: Frankfurter Rundschau 23.7.1977.

propagiert wird).[26] Aber das heißt nicht, daß es sich um abgekapselte Räume gehandelt hätte. Die antizentralistische Wendung der Regionalisten brach bestehende Grenzen auf und ließ regionale Zusammenschlüsse zwischen benachbarten Regionen verschiedener Nationalität entstehen; ein Beispiel ist das „Dreieckland" (im allgemeinen archaisierend als ‚Dreyeckland' geschrieben) am südlichen Rheinknie, in dem sich Schweizer, Elsäßer und Südbadener unter dem gemeinsamen Etikett des ‚Alemannischen' verbanden.[27] Schon 1976 wurden diese „régions transfrontalières" als „le banc d'essai de l'unification européenne" gefeiert.[28]

Und auch über solche nachbarlichen Verbindungen hinaus bestand ein internationaler Zusammenhang. Das Eintreten für regionale Autonomie, gegen „inneren Kolonialismus" und gegen eine rücksichtslose Ausbeutung regionaler Ressourcen bedingte eine grundsätzliche politische Einstellung, die sich in einem „Inter-Regionalismus"[29] formierte. Regionalistische Aktivitäten entfalteten sich vor allem in wirtschaftlich zwar gegenüber den Metropolitangebieten benachteiligten, aber keineswegs armen Gebieten; „rising expectations resulting from credible prospects that the existing situation can be improved" werden als eine der Bedingungen für die Akzentuierung von regionalistischen Forderungen und für Konfliktbereitschaft genannt.[30] Aber dies schließt politische Verantwortung für andere, ärmere Regionen nicht aus. In diesem Sinn haben regionalistische Überlegungen und Strategien schon relativ früh Eingang in die Diskussion der EG gefunden. Schon 1976 legte Riccardo Petrella für die EG eine differenzierte Studie über die Regionen in Europa vor,[31] die sich mit den Gedanken der Regionalisten zwar kritisch auseinandersetzte, sie aber keineswegs zurückwies.

Zumindest als Unterströmung ist diese Einstellung bis heute in den Organen der EG lebendig geblieben. Auch die darin enthaltene anti-

26 Natur als Politik – die ökologische Chance des Menschen. Reinbek 1976.

27 Vgl. Hermann Bausinger: Die „Alemannische Internationale". Realität und Mythos. In: Recherches Germaniques, No. 8 (1978), S. 145 – 157.

28 Riccardo Petrella: Les „Régions" et l'Europe. Etudes exploratoires sur les cultures régionales dans la Communauté Européenne. Ms. Brüssel 1976.

29 Etienne de Saint Laurent: Für eine revolutionäre Ideologie der Region. In: Autonomie 4 (1976), Nr. 3, S. 19 – 38; hier S. 37.

30 Milton J. Esman: Ethnic conflict in industrialized societies. In: M. J. Esman (Hg.): Ethnic conflict in the Western World. Ithaka und London 1977, S. 388.

31 Wie Anm. 28.

kapitalistische Spitze ist nicht schlechterdings abgebrochen; sie hat allerdings infolge des Niedergangs sozialistischer Systeme an Schärfe verloren. Im wesentlichen ist Regionalismus heute innerhalb der EG eine partielle Strategie, eingebunden in die kapitalistisch formierten Strukturen des Gemeinsamen Markts.

Dies bedeutet, daß auch andere, geradezu entgegengesetzte Vorstellungen in das widersprüchliche Konzept Regionalismus Eingang gefunden haben. Die Betonung *regionaler Strukturpolitik* kommt denjenigen entgegen und wird deshalb auch von denjenigen propagiert, die innerhalb einer Region einflußreiche Stellungen einnehmen oder doch zur Führungsschicht gehören. „Pro Vorarlberg" beispielsweise wurde beschrieben als „das typische Beispiel einer regionalistischen Bewegung, die – getragen und artikuliert von einer bedrohten traditionellen Elite – durch den antizentralistischen Kampf die bestehenden regionalen Herrschaftsverhältnisse nicht nur unberührt lassen, sondern möglichst bestärken will".[32] Über die „traditionellen Eliten", die Honoratioren, fließt konservatives Gedankengut in die regionale Formierung; Elemente der alten Heimatideologie verbinden und verbünden sich erneut mit den Strategien wirtschaftlichen Fortschritts.

Die Betonung des Regionalen fungiert in solchen Fällen primär als Mittel zur Stabilisierung und Stärkung der eigenen Region. Daß die Arbeit und Agitation der Lega Lombarda die Gefahr der „mezzogiornization"[33] für weniger begünstigte Regionen nicht verringert, liegt auf der Hand. Die Präpotenz der wirtschaftlich starken Regionen wird noch dadurch verstärkt, daß diese Regionen fast immer die engsten Kontakte zu den nationalen Regierungen und Bürokratien haben. Da sich die Regionen – schon aufgrund rein interner Abhängigkeiten – auch innerhalb der EG nicht völlig von den bisher zuständigen nationalstaatlichen Instanzen emanzipieren können, kommt diesem Sachverhalt große Bedeutung zu. Aber auch wenn man davon ausgeht, daß wirtschaftspolitische Kräfte einer Region ihre Interessen an den nationalen Regierungen vorbei durchsetzen können, ist dies keineswegs eine Garantie für die Beseitigung oder Verminderung von Disparitäten.

32 Markus Barnay: „Pro Vorarlberg". Eine regionalistische Initiative. Bregenz 1983, S. 93.

33 Gunther Tichy: European integration and the heterogeneity of Europe. In: Heinz D. Kurz (Hg.): United Germany and the new Europe. Aldershot 1992, S. 163 – 180; hier S. 175.

In potenten Regionen ist die regionale Strukturpolitik in erster Linie expansive Wirtschaftspolitik, die über die Region hinaus denkt und handelt – im Interesse der eigenen Region. Wenn heute von „régions transfrontalières" die Rede ist, dann löst dies im allgemeinen nicht mehr die Assoziation an Bevölkerungsgruppen aus, die sich aufgrund ihrer oppositionellen Haltung gegenüber der hegemonialen Politik über nationale Grenzen hinweg zusammenschließen; vielmehr rückt der Versuch der Zusammenarbeit wirtschaftlich besonders erfolgreicher Regionen in den Mittelpunkt. Das EG-Programm „Interregiones" fördert derartige grenzüberschreitende Kooperationen von „Europa-Regionen".[34] Als Beispiel kann das Projekt der „vier Motoren" angeführt werden, die Zusammenarbeit Baden-Württembergs mit je einer italienischen, spanischen und französischen Region,[35] oder auch die ARGE Alp. Solche Zusammenschlüsse müssen keineswegs ökologisch blind sein; die Ablehnung der geplanten „Alemagna-Autobahn" geht auf das Konto der erwähnten Kooperationsgemeinschaft,[36] der Bayern, Baden-Württemberg, die österreichischen Bundesländer Salzburg, Tirol, Vorarlberg, die italienischen Provinzen Südtirol, Trient, Lombardei sowie die schweizerischen Kantone St. Gallen, Graubünden und Tessin angehören. Aber von übergreifender Verantwortlichkeit für die sehr viel ärmeren Regionen im Bereich der EG ist wenig zu spüren.

Für die Situation in der EG ergibt sich daraus die Problematik, daß die Betonung und Begünstigung der regionalen Ebene keineswegs automatisch allen Regionen in gleicher Weise entgegenkommt. Generelle Förderungsmaßnahmen tragen vielmehr die Tendenz zur *Vergrößerung der Disparitäten* in sich; sie müssen grundsätzlich flankiert sein von der gezielten Förderung unterentwickelter Regionen. Bis jetzt handelt es sich bei der „europäischen Regionalpolitik" weithin um „Wirtschaftspolitik für rückständige Regionen zur Stützung nationalstaatlicher Entwicklungspolitiken";[37] die Einschrän-

34 Egon Matzner: Europäische Integration: Vom Fortschritt zum zivilisatorischen Rückschritt? Ms. eines Vortrags vom 23. 1.1993 an der Europa-Universität Vidriana, Frankfurt/Oder, S. 19.

35 In der offiziellen Rhetorik legt die Motor-Metapher nahe, daß die Kooperation auch andere Regionen mitzieht; aber Motoren treiben eben doch jeweils das eigene Fahrzeug.

36 Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 21. Juni 1993, S. 26.

37 Renate Kicker: Neue Aufgaben und Probleme für Regionen – eine österreichische Perspektive. In: Alle Macht von unten? (wie Anm. 6), S. 63 – 74.

kung nationaler Instanzen und eine stärkere Verankerung der Regionen im Europäischen Parlament könnten, müssen aber nicht die Effektivität der Hilfeleistungen steigern.

Welche Kultur?

Kann der kulturelle Aspekt solcher Konstellationen und Prozesse etwas konkreter herausgearbeitet werden, und läßt sich so die eingangs getroffene Feststellung einholen, daß Region grundsätzlich ein *Kulturraum* sei? Drei Fragen sollen im folgenden aufgegriffen werden:

- Welche Vorstellungen von Kultur werden im Zusammenhang mit bestimmten auf die Regionen bezogenen Auffassungen und Handlungen mitgedacht oder ausdrücklich zur Geltung gebracht?
- Müßten nicht grundsätzlichere kulturelle Überlegungen die Handlungslinien mitbestimmen?
- Lassen sich mit Bezug auf die Region Prinzipien kulturpolitischen Handelns festlegen?

Schon bei der skizzenhaften Beschreibung verschiedener Konzepte von Region waren einzelne kulturelle Charakterisierungen unvermeidlich – jedes Regionalkonzept impliziert Elemente eines Kulturkonzepts. Besonders deutlich ist dies bei der konservativen Heimatideologie: Sie pocht auf die angestammte Kultur, die sie in den Ablagerungen der ‚*Volkskultur*' aufsucht; sie mobilisiert Folklore, deren Echtheit umso nachdrücklicher beschworen wird, je fragwürdiger sie geworden ist. Einschränkend muß dazu gesagt werden, daß die Betonung des Ursprünglichen und Angestammten überwiegend eine Angelegenheit der regionalpolitischen Rhetorik geworden ist; in den kulturellen Praxen ergänzen sich häufig Elemente ganz verschiedenartiger Provenienz. Schon vor mehr als zwei Jahrzehnten sprach ein Schweizer Beobachter von „mondialer Folklore",[38] wie sie sich vor allem in der Musik-Szene herausgebildet hat. Auch wo Stücke und Elemente aus anderen Regionen mit anderer Tradition angeeignet werden, hindert dies nicht unbedingt die Berufung auf die eigene Überlieferung; aber vielfach wird Volkskultur nicht mehr in erster

38 Walter Heim: „Mondiale Folklore"? In: Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 65 (1975), S. 68 – 70; dazu Diskussion in: 66 (1976), S. 46 – 48.

Linie als regionalspezifische kulturelle Äußerungsform aufgefaßt, vielmehr als eine Stilform, die regionübergreifend Traditionalismus signalisiert – ebendies macht die folkloristischen Darbietungen auch für interregionale Begegnungen brauchbar.

Versuche, interregionale Kooperation auch für moderne *Künstlerinnen und Künstler* fruchtbar zu machen, fehlten in der ‚Heimatszene' nicht ganz, nahmen sich aber neben oder über diesem dichten folkloristischen Bodensatz lange Zeit eher dürftig aus. Erst die Formierung potenter Wirtschaftsräume im Zeichen der Region hat zu einer stärkeren Einbeziehung der ‚Hochkultur' in regionale Konzepte und stärkerem regionalen Austausch geführt. Wo technologischer Fortschritt offensiv betont wird, verträgt sich das sehr viel besser mit avantgardistischer Kunst als mit der gängigen Melange von Blasmusik und Trachtenwesen. Dies schließt freilich die zusätzliche emphatische Berufung auf Volkskultur nicht aus.

Eine eigentümliche Verschränkung ergibt sich daraus, daß auch die (system-)kritische Bewegung des Regionalismus aus den Beständen der Volkskultur schöpft, wo sie eine kulturelle Sprache für ihre Ideen und Forderungen sucht. Dies hat gelegentlich zu merkwürdigen Koalitionen geführt und manche Mißverständnisse verursacht. Die engagierte Vorstellung vom „Dialekt als Waffe"[39] beispielsweise wurde nicht selten mit einer Art Ausschließlichkeitsanspruch versehen – bis beim nächsten Wahlkampf der amtierende Oberbürgermeister in versierten Dialektpassagen für seine Politik warb und so die simple Erkenntnis vermittelte, daß diese ‚Waffe' auch von den etablierten Trägern der Macht eingesetzt werden kann und eingesetzt wird.

Die ‚linken' Regionalisten (ein Ausdruck wie *leftisch* wäre wohl passender) haben allerdings nur zum Teil auf die gleichen Elemente der Volkskultur zurückgegriffen wie die ‚rechten' Traditionalisten, und wo sie es taten, versahen sie diese Elemente oft mit spezifischen Markierungen. Sie belebten vergessene Bestände einer widerspenstigen Volkskultur, oder sie bürsteten gängige Folklore gegen den Strich. Charakteristisch waren Protestlieder, die durch die Parodierung gemütlicher, sentimentaler Volkslieder entstanden.

Die *Protesthaltung* war auch das Verbindungsglied, das den interkulturellen Austausch beförderte. In vielen peripheren Regionen bedurfte der Ausdruck des Protests keiner besonderen Akzentuierung,

39 Diese Kampfparole geht zurück auf den elsässischen Schriftsteller André Weckmann. Vgl. Les Cahiers du Bilinguisme 7 (1977), No. 1 – 2, S. 20.

weil praktisch die gesamte Volkskultur eine Gegenkultur war: sardische Murales, korsische Lieder, baskische Inschriften – all das war schon dank der nur halb legitimierten Sprachen und Stilformen kontrakulturell bestimmt. Die Internationalisierung des Regionalen war in diesem Bereich nicht weniger intensiv als im Umkreis der Traditionalisten; allerdings lag der Akzent dabei deutlicher auf der Bewahrung und auch der Wiederbelebung *gefährdeter* Eigenheiten.

Riccardo Petrella spricht in seiner Studie vom Niedergang traditioneller Gesellschaften, der seine Entsprechung findet in der Ausbreitung nationaler, regionaler und lokaler Museen.[40] Diese Museen können, selbst wenn ihre Objekte authentisch sind, die lebendigen Funktionen nicht erhalten; sie dienen vielfach auch nicht der Erinnerung der einstigen Träger dieser Funktionen, sondern der Erbauung und Belehrung anderer Schichten. Dies spricht nicht gegen Museen, aber gegen die Auffassung, Musealisierung halte die Dinge am Leben. Petrella fügt konsequenterweise ein Kapitel mit dem merkwürdigen Titel an: „La réaction contre l'entrée au musée"; er sieht die Gefahr, daß kulturelle Bestände nur noch archiviert und musealisiert werden, und demgegenüber betont er Versuche der Erhaltung und auch der *Revitalisierung* regionaler Kulturen. Diese Versuche sind ihrerseits nicht unproblematisch, da sie vielfach nur zu Varianten des Musealen führen – zu musealen Inszenierungen ausrangierter Kulturbestände. Aber daß zusammen mit der objektivierten Tradition, den Artefakten, auch die *lebendige Tradition* ins Blickfeld gerückt wird, ist eine wichtige Wendung.

Sie beginnt sich übrigens allmählich auch bei der UNESCO durchzusetzen, wo die Rettung des „kulturellen Erbes" lange Zeit ausdrücklich als Archivierung und Musealisierung verstanden wurde. In die jüngste Empfehlung des Fachausschusses *Kultur* der Deutschen UNESCO-Kommission wurde – übrigens aufgrund eines kulturwissenschaftlichen Vorschlags – die Formulierung aufgenommen: „Der Appell zur Erhaltung des kulturellen Erbes wurde in den letzten Jahren erweitert, indem nachhaltig auch auf das immaterielle Erbe verwiesen wurde. Der Begriff des Erbes zielt jedoch auf abgelöste oder ablösbare Kulturbestände (also vor allem auf die Konservierung in Denkmälern, Museen, Archiven), zu wenig auf die lebendige Kultur. Gerade sie ist jedoch bei minoritären bzw. von der politisch-gesellschaftlichen Macht ausgeschlossenen Gruppen gefährdet."[41]

40 Les „Régions" et l'Europe (wie Anm. 28), S. 203ff.

Wenn hier von „lebendiger Kultur" die Rede ist, dann liegt es auf der Hand, daß sich dies nicht mehr nur auf die demonstrativen Zeichen und inszenierungsfähigen Äußerungsformen einer Kultur bezieht. Hier ist sehr viel mehr gemeint; es liegt ein – wie der etwas mißverständliche Ausdruck heißt – *erweiterter Kulturbegriff* zugrunde. Dies bedeutet, daß vieles einbezogen ist von dem, was im Französischen mit der sprechenden Wendung „le rien de tous les jours" bezeichnet wird, also das weitgehend ritualisierte, unreflektierte Alltagsverhalten, aber auch Einstellungen, Glaubensformen, Werthaltungen. Es braucht kaum unterstrichen zu werden, daß das politische Handeln auch auf diese Dimensionen bezogen werden muß, daß Kultur darin also nicht nur als pittoreskes, mehr oder weniger austauschbares Ornament vorkommen sollte.

Dies kann beispielsweise zu der Forderung führen, daß die europäische Politik einen stärkeren Akzent auf die Regionen legt, nicht weil damit ökonomische Verbesserungen erzielt werden, sondern obwohl substantielle wirtschaftliche Lösungen so *nicht* erreichbar sind. Anders gesagt: das Prinzip kultureller Autonomie darf dem ökonomischen Kalkül nicht geopfert werden. Während die Kultur von Minoritäten im nationalen Rahmen oft gefährdet ist, könnte sie im größeren europäischen Verband Anerkennung finden.[42]

Kulturelle Autonomie läßt sich aber auch nicht in einem isolierten Handlungsraum installieren; sie kann nicht unabhängig von anderen Handlungsfeldern gesehen werden. Der Begriff der *politischen Kultur* macht die Verbindung, die Interdependenz offenkundig. Der Begriff politische Kultur wird in der Politikwissenschaft teilweise empirisch-beschreibend, teilweise normativ verwendet; aber auch beim deskriptiven Gebrauch bleiben Wertmaßstäbe wie der Partizipations- und Demokratisierungsgrad impliziert. Das Demokratiedefizit der EG wird immer wieder beklagt – die Regionen dürften den angemessenen Rahmen bilden für das Wagnis von mehr Demokratie. Dies gilt im Hinblick auf die repräsentative „Beteiligung der Regionen bei der Entwicklungsplanung und ihrer Durchführung";[43] es gilt aber auch

41 Sitzungsprotokoll vom 2. Oktober 1992, S. 15.

42 Vgl. Anthony D. Smith: Towards a global culture? In: Theory, Culture and Society 7 (1990), S. 171 – 191; hier S. 175.

43 Hans-Gert Pöttering, Frank Wiehler: Die vergessenen Regionen: Plädoyer für eine solidarische Regionalpolitik in der Europäischen Gemeinschaft. Baden-Baden 1983, S. 42.

für die Rekrutierung der europäischen Repräsentanten einer Region. Die regionale Kultur – im Sinne der habituellen Einstellung und der Verhaltensprägung ihrer Bewohner – darf aber auch bei konkreten wirtschaftlichen Maßnahmen nicht ignoriert werden. Die Planung neigt fast grundsätzlich zu generalisierten und generalisierenden Vorgaben. Dies hat den Vorzug, daß nicht zu früh Bremsen eingelegt werden; der Elan, mit dem beispielsweise auf die zunehmende Gleichgültigkeit sogenannter ‚natürlicher' Vorteile und damit auf die Überwindbarkeit von Benachteiligung hingewiesen wird,[44] kommt wenig entwickelten Gebieten sicher zugute. Aber von Fall zu Fall wäre doch der *Eigen-Sinn* einer Kultur zu bedenken. Um eine mögliche Konkretisierung wenigstens anzudeuten: Regionale Wirtschaftspolitik in und für *Sizilien* kommt nicht allzu weit und läuft in Fallen, wenn sie nicht bestimmte sozialkulturelle Strukturvorgaben mitbedenkt: den ausgeprägten Familialismus, die Abhängigkeiten und die dichten Beziehungsnetzwerke (clientelismo), aber auch die Tatsache, daß Migration dort keine neue Erfahrung darstellt, sondern ein traditionelles Muster der Lebensbewältigung ist.

Die Thematisierung solcher Gegebenheiten führt an die Grenzen eines besonders heiklen und wohl deshalb sehr selten diskutierten Problems. Kultur ist immer auch eine Strukturierung und Festlegung hierarchisierter Bedarfslagen. Das Niveau des gesellschaftlichen Bedarfs und der durchschnittlichen persönlichen Bedürfnisse ist nicht überall gleich hoch, und das jeweilige Niveau ist keine einfache Funktion des erreichten wirtschaftlichen Standards und der damit gegebenen Anspruchsmöglichkeiten. Immaterielle Werte konkurrieren mit materiellen, ökonomische Einschränkungen werden zugunsten bestimmter Optionen in der Lebensweise in Kauf genommen. Konkret läßt sich dies beispielsweise daran festmachen, daß große Wohlstandsunterschiede zwischen zwei benachbarten Gebieten keineswegs zwangsläufig und gewissermaßen mechanisch zu Migrationsbewegungen in Gegenrichtung zum wirtschaftlichen Gefälle führen – wenn diese auch durchaus wahrscheinlich sind.

Für die so angelegte Argumentation gibt es zwei Fallen. Die eine ist das beschönigende Diktum „*Arm, aber glücklich*", das vor dem Hintergrund verbreiteter Wohlstandsfrustrationen an Plausibilität ge-

44 Vgl. Michael Steiner: Neue Aufgaben für Regionen. Vom Ende des ökonomischen Provinzialismus. In: G. Bacher, K. Schwarzenberg u.a. (Hg.): Standort Österreich. Graz 1990, S. 475501; hier S. 496f.

winnt und das von allen Ausgleichsbemühungen zu befreien scheint. Die andere Falle besteht in regressiven Lösungsversuchen, in der Rettung oder Wiederherstellung traditioneller Ökonomien, für welche die strukturellen und die psychologischen Voraussetzungen aber nicht mehr gegeben sind. Die Vorsicht vor diesen Fallen muß aber ja doch nicht ausschließen, daß in wirtschaftspolitischen Entwicklungsmaßnahmen zwischen traditionellen Vorbehalten und dem doch nicht schnell erreichbaren Ziel der Egalität vernünftig vermittelt wird.

Der Maastrichter Vertrag, in dem erstmals Kultur ausdrücklich thematisiert wird, enthält in dem betreffenden Paragraphen eine Vorbehaltsklausel: „Die Gemeinschaft trägt den kulturellen Aspekten bei ihrer Tätigkeit aufgrund anderer Bestimmungen dieses Vertrags Rechnung."[45] Im Kommentar ist die Rede von der Verpflichtung, „alle Gemeinschaftspolitiken auf ihre Kulturverträglichkeit hin zu prüfen".[46] So verstanden zielt die Formulierung weniger auf Kultur im engeren Sinn, sondern führt in erster Linie zu der Aufgabe hin, allgemeine politische und wirtschaftliche Maßnahmen mit den jeweils gegebenen sozialkulturellen Voraussetzungen abzustimmen.

Kulturpolitische Grundsätze

Es ist aber auch davon die Rede, daß die Gemeinschaft „einen Beitrag zur Entfaltung der Kulturen der Mitgliedsstaaten" leistet (Abs. 1); die Richtung der Fördermaßnahmen wird festgelegt (Abs. 2 und 3), das Verfahren für deren Konkretisierung bestimmt (Abs. 5). Aber die Formulierungen sind sehr allgemein und zurückhaltend. Die Diskussion über kulturpolitische Grundsätze fängt erst an.

Jean Monnet merkte zum Aufbau des vereinten Europa an: „Si c'était à refaire, je commencerais par la culture."[47] Aber gerade die Kultur in Europa ist durch *Diversifikation* charakterisiert und empfiehlt sich – zumindest auf den ersten Blick – nicht als Transmission für die Einheit. Markt und Währung lassen sich zusammenführen, die

45 Art. 128, Abs. 4; s. Thomas Läufer (Bearbeiter): Europäische Gemeinschaft, Europäische Union. Die Vertragstexte von Maastricht. Bonn 1992, S. 104.

46 Europäisches Parlament: Maastricht. Der Vertrag über die Europäische Union. Die Position des Europäischen Parlaments. Luxemburg 1992, S. 121.

47 Michel Bassand: Culture et Régions d'Europe. D'après le projet culture et région du Conseil de l'Europe. Lausanne 1990, S. 1.

Kultur(en) nicht. Noch einmal der Vertragstext: Der „Beitrag zur Entfaltung der Kulturen der Mitgliedsstaaten" soll geleistet werden „unter Wahrung ihrer nationalen und regionalen Vielfalt sowie gleichzeitiger Hervorhebung des gemeinsamen kulturellen Erbes" (§ 128, Abs. 1). Das ist nicht gerade die Quadratur des Kreises; aber eine sehr komplizierte und spannungsreiche Aufgabe wird hier in besänftigender Vereinfachung formuliert.

Über die Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeiten einer europäischen Kulturpolitik hat Hazel Rosenstrauch eine differenzierte Skizze vorgelegt.[48] Hier sollen lediglich einige Überlegungen diskutiert werden, die sich auf die Regionen konzentrieren. Dies heißt allerdings nicht, daß die Beschränkung auf eine regionale Kulturpolitik vorgeschlagen würde. Dies ist schon deshalb unmöglich, weil auch das Gesicht der regionalen Kulturen sehr stark durch externe Einflüsse geprägt wird, die allerdings nur in Ausnahmefällen als europäisch zu klassifizieren sind, die vielmehr meist in den Zusammenhang kultureller Globalisierungs-, vorsichtiger: Internationalisierungstendenzen gehören. Fritz Scharpf hat darauf hingewiesen, daß beispielsweise das Fernsehen ein legitimer Gegenstand der europäischen Politik auch dann wäre, wenn Kultur als nationalstaatliches Vorbehaltsrecht statuiert würde.[49] Und es sind nicht nur diese zur Vereinheitlichung drängenden Tendenzen, die eine gemeinsame politische Willensbildung notwendig machen, sondern gerade die Erhaltung und Entwicklung der Vielfalt verlangen gemeinsame Prinzipien.

Kultur wird oft verstanden und propagiert „als Gegenfaktor zu einer rabiaten Marktwirtschaft".[50] Das ist im Ansatz legitim; der entfremdenden Kälte und Nüchternheit wirtschaftlicher Prozesse wird die Vertrautheit der Kultur gegenübergestellt. Aber mit guten Gründen wird auch von der „falschen Wärme der Kultur" gesprochen,[51] die zu fragwürdigen politischen Aufladungen führen kann.

48 Kulturpolitik: Ein Schalk in Europas Nacken. In: Reihe Eurokolleg 16 (1992). Wichtige Anregungen enthalten auch zahlreiche Aufsätze von Dieter Kramer.

49 Einheitlicher Markt und kulturelle Vielfalt. Das Dilemma der Europäischen Politik. In: R. Hrbek (Hg.): Die Entwicklung der EG zur Politischen Union und zur Wirtschafts- und Währungsunion unter der Sonde der Wissenschaft. Baden-Baden 1993, S. 99 – 106; hier S. 104.

50 Olaf Schwencke, zit. bei Volkhard App: Kulturgesellschaft Europa? In: Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 56 I/1992, S. 11f.

51 Rudolf Burger: Die falsche Wärme der Kultur. Fußnote zu einem neuen Bedürfnis. In: Informationen zur politischen Bildung 3/1992, S. 9 – 16.

Die Komplexität des Problems wird dadurch deutlich, daß für beide Auffassungen die verheerende Entwicklung im ehemaligen Jugoslawien als Beleg beansprucht werden kann. Hätte nicht eine frühzeitige Anerkennung und Respektierung der regionalen kulturellen Vielfalt die Konflikte entschärft? Ein „regionalistisches Angebot kann verhindern, daß die Regionen sich zu Staaten bewaffnen und aneinander geraten".[52] Aber liegt dem politischen und militärischen Konflikt nicht gerade eine Verabsolutierung ‚kultureller Identität'[53] zugrunde? Zumindest dort, wo fundamentalistische Vorstellungen in die Kulturidentität eingehen oder aus ihr abgeleitet werden, liegt der Ausbruch einer bösartigen Ethnomanie, der „Rückfall in die Ethnographie"[54] nahe.

Der Modernitätsvorsprung, der anderswo solche Entwicklungen verhindert, sollte aber nicht überschätzt werden. Die Gefahr, daß das Bewußtsein kultureller Einheit pathetisch zum Purifizierungswahn gesteigert wird, besteht praktisch überall. Ironisch, aber mit ernstem Hintersinn schreibt Robert Kurz: „Nicht mehr lange, dann werden sogar die Schweizer übereinander herfallen und sich gegenseitig zu Deutschen, Italienern, Zigeunern oder Außerirdischen erklären."[55] Die Folgerung, die aus der ambivalenten Situation zu ziehen ist: Regionale Kulturen müssen anerkannt, aber „alle Kollektividentitäten" müssen „entpathetisiert" werden.[56]

Zu einer solchen *Entpathetisierung* trägt es bei, wenn Regionalkulturen nicht als „volkskundlich interessante Kulturbiotope", sondern als offene und lebendige Konfigurationen verstanden werden.[57] Dies bedeutet einmal, daß moderne Entwicklungen nicht ausgeklammert

52 Hermann Schwengel: Kulturpolitik und Modernisierungsstrategien in einer europäischen Kulturgesellschaft. In: Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 56 I/1992, S. 29 – 33; hier S. 32.

53 Vgl. Hermann Bausinger: Kulturelle Identität – Schlagwort und Wirklichkeit. In: H. Bausinger (Hg.): Ausländer – Inländer. Arbeitsmigration und kulturelle Identität. Tübingen 1986, S. 141 – 159; Daniel Cohn-Bendit, Thomas Schmid: Heimat Babylon. Das Wagnis der multikulturellen Demokratie. Hamburg 1992.

54 Moritz Heimann hat davor 1918 gewarnt; vgl. Hartmut Jäckel: „Neuer Nationalismus". Von Völkern, Nationen und Nationalstaaten. In: WZB-Mitteilungen 56, S. 33 – 36.

55 One World und Nationalismus. Warum der totale Weltmarkt die ethnische Barbarei nicht verhindern kann. In: Blick nach vorn im Zorn – 500 Jahre Dominanz und Widerstand. Frankfurt 1992, S. 59 – 61; hier S. 61.

56 Rudolf Burger (wie Anm. 51), S. 15.

57 Hazel Rosenstrauch (wie Anm. 48), S. 7.

werden – auch periphere Regionen sind nicht nur (wirkliche oder angebliche) Reliktgebiete einer altertümlichen Folklore, sondern zumindest ansatzweise auch der Boden vitaler Kunstszenen, die gefördert werden müssen. Es bedeutet zum andern und in Verbindung damit, daß Kontakte über die Region hinaus hergestellt werden müssen, um der Gefahr der Erstarrung und des Provinzialismus entgegenzuwirken.

Gelegentlich wird ein solches Aufbrechen von Regional- (und auch National-) Kulturen in Frage gestellt mit dem Hinweis auf die drohende *Globalisierung* der Kultur. Daß es Globalisierungs-, deutlicher: kulturimperialistische Tendenzen gibt, ist kaum zu bestreiten. Aber ihre Durchschlagskraft wird insgesamt überschätzt; Kulturanthropologen verfolgen unter dem Stichwort „creolization", wie weltweite Anstöße innerhalb verschiedener Kulturen umformuliert und damit diversifiziert werden.[58] Außerdem betrifft die Globalisierung ganz überwiegend die Medien- und Konsumkultur. Zur Charakterisierung des Austauschs in persönlichen Kontakten taugt der Begriff nicht. Für diesen Austausch innerhalb Europas gibt es inzwischen eine Basis, man könnte auch sagen: einen Humus in der Vielzahl grenzüberschreitender Aktivitäten – berufliche Verbindungen, Tourismus, Jugendbegegnungen, Vereinswettkämpfe usw. Auch im künstlerischen Bereich werden immer wieder transnationale Kontakte hergestellt, insbesondere im Rahmen spektakulärer Kulturereignisse. Trotzdem ist zu bilanzieren, daß es, was die europäischen Kulturen anlangt, nach wie vor nicht zu viel, sondern zu wenig Austausch gibt.

Die Vielfalt der Sprachen und Sprachfamilien wird auch in Zukunft als Barriere wirken. Der gelegentlich gezogene Vergleich mit dem europäischen Mittelalter, in dem nicht nur der Handel sehr direkte persönliche Kontakte begründete und der Adel überall ähnliche Lebensformen und Rituale kannte, sondern in der lateinischen Sprache auch ein übergreifendes Verständigungsmittel vorhanden war,[59] ist mit Vorsicht zu verwenden: die Europäisierung betraf nur eine sehr kleine Schicht und hinderte auch nicht die Herausbildung engerer, blutig verfochtener Loyalitäten. Aber daß heute die Diversifikation der europäischen Sprachen Vereinheitlichungstendenzen erschwert,

58 Ulf Hannerz: Cultural Complexity: Studies in the Social Organization of Meaning. New York 1992, S. 264 – 266.

59 Vgl. Otto B. Roegele: Kommunikationsraum Europa. Einheit und Vielfalt im Wandel. In: Aviso Nr. 8/Mai 1993, S. 1 – 3.

liegt auf der Hand. Gegengewicht muß eine stärkere Internationalisierung in der Ausbildung kultureller Eliten sein, aber auch die vermehrte Anstrengung, gemeinsame Projekte über verschiedene Sprachen zu vermitteln. Schon vor Jahren wurde in Paris von Antonin Liehm die Zeitschrift „Lettre Internationale" gegründet – der Plan einer Übersetzung in andere europäische Sprachen scheiterte, obwohl dies hätte am entschiedensten die Internationalität fördern können. Europäische Kulturpolitik, die nicht nur als Summe divergenter Teile verstanden wird, sondern als mannigfaltige Einheit, ist nicht zuletzt eine Übersetzungsaufgabe.

Es bedarf aber auch „transnationaler Plattformen" – angeboten „für einzelne Künstler, für private Kulturinitiativen und für Experimente nichtrepräsentativer kultureller Aktivitäten".[60] Hazel Rosenstrauch erörtert in diesem Zusammenhang die Gründung von Stiftungen und neuen Organisationsformen, die Freiräume schaffen und wahren, und auch Michel Bassand fordert die Bereitstellung eines europäischen Fonds zur interregionalen kulturellen Kooperation als Mittel „de faire circuler l'innovation culturelle".[61]

Die Öffnung der Regionalkulturen ist aber nicht nur eine Forderung, die sich auf die etablierten Künste bezieht. Im Jahr 1981 verabschiedete die Konferenz europäischer Kulturminister einen Katalog zur „démocratie culturelle". Unter acht Themen sind drei im Umkreis dessen angesiedelt, was als Alltagskultur bezeichnet wird: „priorité de la vie quotidienne", „la qualité de la vie dans la relation sociale quotidienne" und „la culture comme communication".[62] Eine ausdifferenzierte auf den Alltag zielende Kulturpolitik gibt es kaum; sicherlich fordert vieles, was alltägliche Kultur und Lebensweise optimieren kann, eher sozialpolitische, raumplanerische u.ä. als strikt kulturpolitische Maßnahmen. Allgemein kann gesagt werden, daß die grenzüberschreitenden kulturellen Aktivitäten die Ebene des Alltäglichen stärker einbeziehen sollten. Dazu gehört beispielsweise, daß Kontakte weniger punktuell sein, daß sie entschiedener auf Dauer gestellt werden sollten; und im Zusammenhang damit, daß sie nicht auf Formen mehr oder weniger feierlicher Repräsentation und damit Einmaligkeit eingeschränkt werden sollten.[63] Schüler- und Lehrlings-

60 Hazel Rosenstrauch (wie Anm. 48), S. 2.
61 Michel Bassand (wie Anm. 47), S. 247.
62 Ebd., S. 141f.
63 Colette Flesch, Generaldirektorin der EG-Kommission in Bonn spricht sich

austausch oder wechselseitige Familienbesuche in den Ferien wiegen schwerer als die obligaten Kurzzeitverbrüderungen unter Notablen.

In einem Punkt kann darüber hinaus eine noch etwas konkretere Forderung vorgebracht werden. Die Europarhetorik, deren sich inzwischen schon viele Regierungsbeamte in der Provinz zu bedienen gelernt haben, steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der Tatsache, daß ein gewichtiges Moment alltäglicher Europäisierung kaum und oft eher widerwillig wahrgenommen wird. In fast alle europäischen Regionen ist inzwischen europäische (und darüber hinaus: globale) Vielfalt und Buntheit *eingewandert,* und in vielen Fällen handelt es sich dabei nicht nur um individuelle Einsprengsel, sondern um ganze „Kolonien" oder doch um Gruppen mit einer konturierten Kultur. Auch die Aktivierung dieser multikulturellen Voraussetzungen ist eine Möglichkeit der Öffnung und sollte als Chance einer gleichzeitig regionalen und überregionalen Kulturpolitik aufgefaßt werden.

In einer südwestdeutschen Stadt beschloß der Gemeinderat, eine Partnerschaft mit einer italienischen Stadt in die Wege zu leiten. Nach etlichen Erkundigungen und Erkundungsfahrten war es soweit: Die Delegation aus der italienischen Stadt wurde feierlich empfangen. Bei der Begrüßung auf dem Marktplatz war der Bürgermeister des italienischen Orts plötzlich von einer großen Zahl von Landsleuten umringt, die seit Jahren, teilweise seit Jahrzehnten in der deutschen Stadt arbeiten. Die Mitglieder der deutschen Stadtverwaltung und des Gemeinderats hatten davon nichts gewußt, sahen diese Menschen wohl auch zum erstenmal. Dies ist ein Musterbeispiel verfehlter démocratie culturelle, das zugleich die Andeutung enthält, wie es anders laufen könnte: Wirkliche Kontakte statt punktueller Begegnungen, kontinuierliche Austauschformen statt repräsentativer „events", regionale Vielfalt statt provinzieller Einfalt.

Es gibt viele Möglichkeiten, kulturelle Aktivitäten anzustoßen, die in eine europäische Dimension hineinreichen, Aktivitäten in Europa und auch für Europa. Aber rücken sie den Horizont einer *europäischen Kultur* in Reichweite? Ist dieser Horizont vielleicht doch nur über die „Hervorhebung des gemeinsamen kulturellen Erbes" zu erreichen? Gewiß ist es verdienstvoll, kulturelle Gemeinsamkeiten der Vergangenheit aufzuspüren und zur Geltung zu bringen – nicht

energisch gegen die einseitige Unterstützung von prestigeträchtigen Repräsentativveranstaltungen aus: Perspektiven einer künftigen Kulturpolitik in Europa. In: Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 56 I/1992, S. 13 – 15; hier S. 14.

nur die größeren und allgemeinen, die in den feierlichen Formeln von antiker Tradition und christlichem Abendland geronnen sind, sondern auch kleinere Strömungen in Musik, bildender Kunst und Literatur – mit wechselnden Mittelpunkten und Wirkungen, aber stets mit grenzüberschreitenden Energien. Aber entsteht daraus schon das Integral einer *lebendigen* europäischen Kultur?

In der Lokalpresse einer westdeutschen Stadt wurde vor einiger Zeit über den Vortrag berichtet, den ein ostdeutscher Wissenschaftler und Politiker über das Thema Europa gehalten hatte. Am Ende, so hieß es in dem Bericht, sei der Redner etwas resignativ auf die „Europamüden" zu sprechen gekommen. In Wirklichkeit hatte der Redner, wie einer Berichtigung zu entnehmen war, über die Problematik von „Europamythen" gesprochen. Dem Berichterstatter hatte der sächsische Anklang in dem Vortrag einen Streich gespielt, vermutlich aber auch seine literarische Bildung, denn wahrscheinlich erinnerte er sich an den Titel eines 1838 erschienenen Romans von Ernst Adolf Willkomm, in dem die Auswanderung der von Europa Enttäuschten nach Amerika im Mittelpunkt steht.

Aber die versehentlich hergestellte Verbindung ist nicht nur unsinnig. Sie kann die Frage aufwerfen, ob die gelegentlich vorgenommene Mythisierung Europas, allgemeiner: die Beschwörung einer Wesenheit Europas nicht nur die Kehrseite einer verbreiteten Europamüdigkeit ist. Die Bereitschaft, Europa als quasi individualisierte Ganzheit zu denken, ist nicht sehr groß. Aber der Verzicht auf eine solche Substantialisierung ist nichts Negatives – wenn man an die Karriere von Begriffen wie Deutschtum oder Deutschheit denkt, ist man ganz zufrieden damit, daß von ‚Europäertum' nicht so viel die Rede ist.

Europäische Kulturpolitik sollte nicht primär einer *Idee Europa* und ihrer historischen Fundierung nachjagen. Kulturpolitik *kann* bis zu einem gewissen Grad als Katalysator der europäischen Vereinigung fungieren,[64] aber Europa kann nur von unten her entstehen, durch eine Verdichtung der Kommunikation, ein Geflecht von Verbindungen, das dann wohl auch eine schärfere Konturierung nach außen mit sich bringt. Im übrigen wird zur Europäisierung des Bewußtseins paradoxerweise gerade auch die Tatsache beitragen, daß heute die Wege vieler über Europa hinaus führen. Wer in einem

64 Andrea Ellmeier: Kulturpolitik – Katalysator der (West)europäischen Einigung? Aktionen, Hintergründe, Zusammenhänge. In: EG-Kulturdokumentation, Konzeption: Veronika Ratzenböck. 2. Aufl. Wien 1992, S. 11.

anderen Kontinent erlebt, wie aus der Entfernung die Distanzen und die Unterschiede zwischen den europäischen Ländern schrumpfen, wird sich gegen die Etikettierung als Europäerin oder Europäer weniger wehren, wird sie vielleicht sogar in seine Identitätskonstruktion aufnehmen.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 141 – 165

Chronik der Volkskunde

Österreichisches Museum für Volkskunde

Eröffnung der neuen Schausammlung zur historischen Volkskultur am 30. Jänner 1994

Neue Klänge im alten Haus, dargeboten von Elfi Aichinger, Klavier und Gesang, und Stefan Maaß, Percussion, setzten das musikalische Signal zur Begrüßung der großen Zahl von Festgästen, die zur feierlichen Eröffnung der neuen ständigen „Schausammlung zur historischen Volkskultur" am Sonntag, dem 30. Jänner 1994, in das Österreichische Museum für Volkskunde gekommen waren. Dieses festliche Ereignis bezeichnet den endgültigen Abschluß der mehr als zehnjährigen Arbeiten für die Generalsanierung und Umstrukturierung des Museums, wie es gleichzeitig auch auf das bevorstehende 100jährige Bestandsjubiläum des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien in den Jahren 1994 und 1995 hinweist.

Unter den Festgästen waren der Bundesminister für Wissenschaft und Forschung, Vizekanzler Dr. Erhard Busek, begleitet vom Leiter der für die Bundesmuseen zuständigen Abteilung, Ministerialrat Dr. Rudolf Wran, eine Abordnung der politischen Vertretung des Bezirkes Josefstadt, mit Bezirksvorsteher Ludwig Zerzan an der Spitze, und das gesamte Präsidium des Vereins für Volkskunde, der der Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde ist, eigens zu begrüßen: die Vizepräsidenten emer. Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Museumsdirektor i.R. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Franz Lipp und die Sektionschefs i.R. Dr. Hermann Lein und Dr. Carl Blaha. Zu den vielen Vereinsmitgliedern und Museumsfreunden haben sich zahlreiche Museums- und Fachkollegen aus Wien und aus den Bundesländern hinzugesellt; Fachvertreter der Volkskunde an Museen, Universitäten und Akademien aus Bratislava und Budapest waren eigens angereist.

Über Planung und Durchführung der zeitaufwendigen Generalsanierung des Museums wurde mehrfach an anderer Stelle berichtet.[1] Die immer wieder beklagte überlange Dauer des Unternehmens war allein bedingt durch die nicht regelmäßig verfügbaren und wegen des zeitweilig sogar völligen Aussetzens der entsprechenden Förderungsmittel der öffentlichen Hand. Über die Jahre hinweg hatte man indes darauf Bedacht genommen, auf eine völlige Schließung des Schausammlungs- und Ausstellungsbereiches des Museums zu verzichten, auch wenn gelegentlich mit mildem

Sarkasmus „Trotz Umbau gestörter Betrieb" die schwierigen Umstände zur Kenntnis genommen werden mußten.[2] Ohne an diesem Punkt in ein rückwärtsgewandtes „Lob der Langsamkeit" zu verfallen, soll jedoch festgehalten sein, daß die konzentrierte Hinwendung auf die Museumsinnenarbeit mit vielen Neuerungen in den Bereichen des wissenschaftlichen, technischen und Verwaltungsdienstes beträchtliche Fortschritte ermöglicht hat.

Die nunmehr der Öffentlichkeit wieder zugänglichen Räume im gesamten Erdgeschoß des ehemaligen Gartenpalais Schönborn bilden in der Gestalt der neukonzipierten und neugestalteten ständigen „Schausammlung zur historischen Volkskultur" den Schlußstein des gesamten Werkes. Die führenden Mitarbeiter an diesem Projekt, denen seitens des Museums als „équipe de fonds" die konzeptuelle und inhaltliche Komponente und seitens des beauftragten Architekturbüros als „équipe de formes" die innenarchitektonische Gestaltung der neuen ständigen Schausammlung anvertraut waren, meldeten sich im Reigen der Eröffnungsreden diesbezüglich mit Kurzberichten zu Wort.[3]

In einem feierlichen Gestus, mit dem die Begrüßungsworte des Museumsdirektors ihren Abschluß fanden, wurden die Gäste schließlich mit der Wahl und der Gestalt des neuen Museums-Signets bekanntgemacht. Allenthalben wird nun der Schattenriß der Figur des „Vogels Selbsterkenntnis" auszunehmen sein, der nach der Vorlage eines seit früher Zeit in der Sammlung des Österreichischen Museums aufbewahrten, geschnitzten Paradeschlittenkopfes aus Tirol (18. Jahrhundert) entworfen wurde, und fortan als Logo dienen wird.[4] In dieser Gestalt mag er als Metapher für die volkskundliche Museumsarbeit, deren Gegenstand, die damit verbundene Kenntnis- und Erkenntnissuche und zur Reflexion über das Wesen der uns anvertrauten Aufgabe gelten.

Am Schluß der Dank! Er ist so freimütig, wie unzählige Verdienste in Anspruch genommen werden durften: die Vorgänger als Museumsdirektoren, die Museumsgründer Michael Haberlandt und Wilhelm Hein, ihre Nachfolger Arthur Haberlandt, Heinrich Jungwirth und Leopold Schmidt und der Begründer des zusammengehörigen Ethnographischen Museums Schloß Kittsee Adolf Mais, auf deren Schultern insgesamt wir stehen und deren Werk wir weiterzuentwickeln bestrebt sind; die Munifizenz der öffentlichen Hand, die vom Steuerzahler getragen wird: das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung immerdar und die Stadt Wien und deren Altstadtsanierungsfonds für die Renovierung des historischen Museumsgebäudes; alle Mitarbeiter des Österreichischen Museums für Volkskunde, die einen großen Teil der Arbeiten als Eigenleistungen erbracht haben und damit zu einer deutlichen Kostenminderung beitragen konnten; das Projektteam des Museums: Franz Grieshofer, Margot Schindler und Bernhard Tschofen; diesem gegenüber und Hand in Hand mit ihnen das

Architektenteam um Elsa Prochazka: Ursula Klingan, Volker Thurm-Nemeth und Barbara Plankensteiner sowie die Grafiker Andreas und Hannelore Haller. Der vielfältigen und lebhaften Berichterstattung in den gedruckten und elektronischen Medien darf ein gut Teil des neuerwachten Publikumsinteresses zugeschrieben werden.

Klaus Beitl

Anmerkungen

1 Klaus Beitl, 90 Jahre Österreichisches Museums für Volkskunde. Zentralmuseum und Museumsdezentralisierung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIX/88, Wien 1984, S. 227 – 249.
2 Klaus Beitl, Trotz Umbaus gestörter Betrieb. Die Umstrukturierung des Österreichischen Museums für Volkskunde. In: Neues Museum. Die Österreichische Museumszeitschrift 1990, Nr. 4, S. 34 – 39.
3 Klaus Beitl, Franz Grieshofer, Margot Schindler, Bernhard Tschofen, Österreichisches Museum für Volkskunde. Schausammlung zur historischen Volkskultur. Begleitbuch. Wien 1994; Bernhard Tschofen, Österreichisches Museum für Volkskunde. Schausammlung zur historischen Volkskultur. In: Neues Museum. Die österreichische Museumszeitschrift 1994, Nr. 1/1994, S. 18 – 21.
4 Leopold Schmidt, Der Vogel Selbsterkenntnis. Zwischen Volkskunst und Redensart. In: Leopold Schmidt, Werke der alten Volkskunst. Rosenheim 1979, S. 18 – 22.

Beim Rundgang durch unsere neue Schausammlung werden Sie – bei aufmerksamer Beobachtung – über einem Türsturz die Aufschrift „Raum IXa Bretagne“ entdecken. Diese Beschriftung stammt noch aus der Zeit der ersten Aufstellung, aus dem Jahr 1917, nachdem das Österreichische Museum für Volkskunde in einer großen, stabsplanmäßigen und mit militärischer Unterstützung durchgeführten Aktion aus dem Börsesaal an der Ringstraße in das Gartenpalais Schönborn in die Josefstadt übersiedelt war.

Die Sammlung umfaßte zu diesem Zeitpunkt bereits über 30.000 Objekte und füllte schon zu Beginn sämtliche Räume der ehemaligen Sommerresidenz des Reichsvizekanzlers Friedrich Karl Graf Schönborn (1674 – 1743). An Hand der ersten Kataloge, Pläne und alter Fotos bekommt man einen guten Einblick in die damalige Aufstellung. Gezeigt wurde Alles. An den Wänden und in alten Vitrinen wurden die gesammelten Schätze ausgebreitet und Neuerworbenes hinzugezwängt, da die Schausammlung gleichzeitig auch als Depot fungieren mußte. Dem Besucher bot sich so ein überquellendes, buntes Bild, dem sicher eine gewisse Aura nicht abzusprechen war.

Geordnet war die Sammlung – wie die alte Raumbezeichnung bezeugt – nach regionalen und materalbestimmten Gesichtspunkten: Keramik neben Keramik, Bauchranzen neben Bauchranzen bzw. Schauräume mit Objekten aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien; aus Istrien und Dalmatien; und natürlich aus den Alpenländern. Die damalige Schausammlung bot dem Besucher einen Rundgang durch die cisleithanische Reichshälfte der Monarchie. Sie stellte gewissermaßen eine dreidimensionale Ausgabe des berühmten Kronprinzenwerkes „Die Österreich-Ungarische Monarchie in Wort und Bild" dar.

Wie der Raum „Bretagne" zeigt, barg das Museum aber noch mehr – es besaß Sammlungen aus ganz Europa, bot Einblick in eine „Ethnographia Europaea". Diese Erweiterung verdankte das Museum dem privaten Sammlerinteresse einzelner Persönlichkeiten. Im Zusammenhang mit der Bretagne sei – beispielhaft für andere Regionalsammlungen – nur der Name Rudolf Trebitsch genannt.

Rudolf Trebitsch (1876 – 1918), Sohn eines reichen Seidenfabrikanten, hatte Medizin studiert, seinen Beruf jedoch nie ausgeübt, sondern sich dank seines väterlichen Vermögens der Anthropologie und Ethnologie verschrieben. Er wurde Schüler von Rudolf Pöch und von Michael Haberlandt. 1906 unternahm er eine Grönlandexpedition, von der er eine umfangreiche Eskimosammlung und wertvolle Tondokumente mitbrachte. Erstere befindet sich heute im Völkerkundemuseum, letzteres im Österreichischen Phonogrammarchiv, Institutionen, mit denen das Österreichische Museum für Volkskunde seit seiner Gründung in engstem Kontakt steht. Später wandte sich Trebitsch den sprachlichen Restvölkern in Wales, auf Man und in Schottland zu. Und 1911 suchte er nach Spuren der keltischen Tradition in der Bretagne. Das umfangreiche Material, das er von dort mitbrachte, überließ er, neben großzügigen finanziellen Zuwendungen, dem Österreichischen Museum für Volkskunde, wo es in dem genannten Raum Aufstellung fand. Der Erste Weltkrieg, in dem Trebitsch als Arzt dienen mußte, obwohl er diese Tätigkeit vorher nie ausgeübt hatte, bereitete seinen Reisen und Forschungen ein jähes Ende. Und mit dem Untergang der Monarchie war auch ihm der Boden unter den Füßen weggezogen, sodaß er am 9. Oktober 1918 seinem Leben ein Ende setzte.

Rudolf Trebitsch hatte für sich keine Zukunft gesehen, das Museum in der Laudongasse aber blieb bestehen. Michael Haberlandt und sein Sohn Arthur führten es als ein Denkmal der Monarchie weiter. Die beiden Forscher konnten nun an Hand der Sammlungen für Buschan's „Völkerkunde" den Band „Europa" verfassen: Michael Haberlandt den Teil über „Die indogermanischen Völker des Erdteils" und Arthur Haberlandt das umfangreiche Kapitel über „Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung".

Das Ende des Zweiten Weltkrieges bedeutete für das Museum eine markante Zäsur. Die neue Museumsleitung berücksichtigte bei der nach einer gründlichen Renovierung erfolgten Neuaufstellung der Schausammlung nämlich nur mehr das Territorium der Zweiten Republik. Sie wollte damit den Selbstbehauptungswillen unseres kleinen, ausgebluteten Österreich unter Beweis stellen. Die gesammelten Zeugen der Volkskultur sollten einer neuen Identitätsfindung dienen. Das führte freilich zwangsläufig zu einer Verengung des Blickfeldes. Bei der Konzeption der neuen Schausammlung haben wir daher versucht, wieder an die Gründungsidee anzuschließen, aber nicht im Sinne eines neuen Regionalismus bzw. einer vergleichenden Volkskunstsammlung, sondern im Sinne einer Volkskunde als Kulturwissenschaft. Nicht die Herkunft des Objektes steht im Mittelpunkt, sondern sein kultureller Aussagewert.

Lassen Sie mich anhand der neuen Bestimmung des Raumes mit der Aufschrift „Bretagne", der zwischenzeitlich als Depot für das Buntmetall und die reiche Zinnsammlung gedient hatte, abschließend unseren „Umgang mit Sachen" verdeutlichen. Dieser Raum, der ca. in der Hälfte des gedachten Rundganges zu liegen kommt, und nun den Titel „Mensch und Mythos" trägt, stellt nämlich eine Art Klammer zu den übrigen Räumen dar. In ihm versuchen wir anhand ausgewählter Sachzeugnisse ein Weltbild des traditionsgebundenen Menschen zu zeigen, das einerseits durch den Rhythmus der Natur, andererseits durch die Hinwendung zum Religiösen geprägt war. Zeit und Ethik, versinnbildlicht etwa durch den Jahreszeitenschrank mit der Darstellung der zwölf Tierkreiszeichen aus Oberösterreich, durch verschiedene Monatsteller aus Friaul, durch Kalender und Zeitmeßgeräte bzw. durch eine „Alberti-Tafel", evangelische Haussegen, oder durch den „Tempel des Menschensohnes", waren für das „Leben in überlieferten Ordnungen", wie es Leopold Schmidt so treffend auszudrücken wußte, bestimmende Größen. Diesem Tempel, einem barocken Architekturmodell, in dessen Zentrum Christus als Herrscher auf der Weltenkugel steht, widmete Leopold Schmidt eine interessante Studie, in der er auf mögliche antike Vorbilder hinweist. In der Linzer Ausstellung „Mensch und Kosmos" fand ich nun tatsächlich die vermutliche Vorlage für diesen geschnitzten Tempel. Am Frontispiz der „Tabulae Rudolphinae" von Johannes Kepler aus dem Jahr 1627 ist nämlich ein ähnlicher Tempel abgebildet, vor dessen Säulen die berühmten Astronomen Ptolemäus, Kopernikus, Tycho Brahe und am Sockel auch Johannes Kepler mit ihren wissenschaftlichen Instrumenten zu sehen sind. Es handelt sich hier um die berühmten Vertreter eines heliozentrischen Weltsystems. Einem ihrer Kollegen, Galileo Galilei, hatte die Kirche, der diese Weltsicht völlig zuwiderlief, ja bekanntlich den Prozeß gemacht. Der „Tempel des Menschensohnes", dessen sieben Säulen von Heiligen „bewacht" werden, wird somit zu einem Beleg für das Weiterleben und die Unverrückbarkeit christlicher Weltschau während der Barockzeit.

Ich hoffe, durch meine kurze Reflexion über den Funktionswandel von Museumsräumen Ihre Neugierde geweckt zu haben und würde mir wünschen, daß der Rundgang durch die neue Schausammlung für Sie zu einem spannenden Erlebnis wird.

Franz Grieshofer

Das Österreichische Museum für Volkskunde ist ein kulturgeschichtliches Museum, das den Weg vom Erscheinungsbild der Objekte zu den Strukturen sucht. Es bietet sowohl ästhetische Erlebnisse für den Kunst- und Antiquitätenfreund als auch den Blick auf Sachzusammenhänge im historischen, räumlichen, sozialen und wirtschaftlichen Kontext für Menschen, die mehr über die Geschichte und Gegenwart im Spiegel populärer Kultur erfahren möchten. Wir wollen in unserer neuen Schausammlung eine möglichst vieldeutige und offene, für jeden Besucher subjektiv anders erfahrbare Interpretation kultureller Chiffren anbieten, ohne jedoch einer undifferenzierten Beliebigkeit nachzugeben.

Eines unserer Ziele besteht aber auch darin, volkskundliches Denken und Arbeiten in einem Fach offenzulegen, dem immer wieder, manchmal zu Recht, heute zunehmend zu Unrecht, mangelnde Wissenschaftlichkeit und Theoriedefizite vorgeworfen werden. Das Wiener Volkskundemuseum hat stets, neben seinen anderen musealen Aufgaben, die Forschung ernstgenommen und ist selbst Teil einer Sammlungs- und Ideengeschichte des Faches Volkskunde.

Jede Epoche mit ihrer spezifischen gesellschaftspolitischen Situation stellt auch in den Kulturwissenschaften die ihr immanenten Fragen. Seit man sich mit den Phänomenen der Volkskultur zunächst einmal beschreibend und später wissenschaftlich auseinandersetzt, hat sich das, was wir den sogenannten volkskundlichen Blick nennen, also die jeweilige Sichtweise der Zeit auf die Erscheinungen der Volkskultur, mehrfach gewandelt.

Waren es zunächst „Land und Leute", die im 19. Jahrhundert das Interesse des Bildungsbürgertums für die malerischen Aspekte des sogenannten Volkslebens weckten, so lag das Erkenntnisziel um die Jahrhundertwende auf dem ethnographischen Vergleich der „Völker und Kulturen" im weiten Europa. In den 30er Jahren verengte sich der Blick auf „Volk und Heimat", auf das Nationale, ideologisch Aufgeladene. Nach einer gewissen Zeit der Stagnation entwickelte sich das Fach schließlich in den 70er und 80er Jahren zu einer historischen Kulturwissenschaft modernen Zuschnitts. Die ethnologische Brille ist für uns eine Metapher für die Dynamik, die sowohl dem Fach Volkskunde als auch seinem Forschungsgegenstand, der populären

Kultur, innewohnt und die sich, so hoffen wir wenigstens, in unserer neuen Schausammlung auch den Besuchern spürbar, aber unaufdringlich mitteilt.

In den internen Vorgesprächen und den Interviews der letzten Wochen galt es auch noch, einen anderen Gedanken, der uns wichtig erscheint, herauszuarbeiten. Dem in unserer gegenwärtigen Gesellschaft momentan wieder zunehmenden Bedürfnis nach Beheimatung wollen wir nicht durch die Vorspiegelung heimeliger Ensembles und volkstümlicher Gemütlichkeit Rechnung tragen, sondern, unterstützt durch die sorgfältige Auswahl der Objekte, den Kontext, in den wir sie stellen, und die neue Gestaltung möchten wir, wie das sehr schön in einem Pressekommentar dieser Woche formuliert worden ist, Sicherheit durch „Wissenswurzeln und Bildungserlebnisse" in der eigenen Kulturgeschichte erzeugen.

Margot Schindler

Verehrte Gäste, ich bin in der schwierigen Lage, über eine Ausstellung reden zu müssen, die Sie noch nicht gesehen haben, die erst in wenigen Minuten zugänglich sein wird.

Das macht es mir umso leichter, mich kurz zu fassen, weil man über das Medium Museum – als eine Angelegenheit der Ästhetik – am besten doch von Angesicht zu Angesicht spricht. Lassen Sie mich dennoch einige Spuren legen, die vielleicht helfen können, unsere in die Präsentation eingeflossenen Ideen zu verstehen.

Franz Grieshofer hat bereits über die Spezifik der Sammlungen dieses Hauses berichtet, und ich möchte dem anfügen, daß wir im Verlauf unserer Arbeit an dem Vorhaben die Qualitäten der Bestände immer mehr zu schätzen lernten: die Qualitäten einer so sperrig erscheinenden Volkskunstsammlung, die vom Alltag breiterer Schichten mitunter meilenweit entfernt zu sein scheint.

Was zunächst den Ansprüchen einer modernen volkskundlichen Museologie so gar nicht zu entsprechen schien, gewann – einmal in ein anderes Licht gerückt – plötzlich an Brisanz. Dafür galt es Abschied zu nehmen von in diesem Haus wie anderswo früher üblichen Präsentationsformen. Das heißt, daß etwa Kategorien wie Region und Material ganz entschieden zurücktreten mußten gegenüber einer Sichtweise, die dem bewußt inhomogenen Material Aussagen über Sinn und Bedeutung der Relikte entlocken will.

Dies wiederum war nur zu erreichen durch eine radikale Beschränkung – eine Beschränkung auf das Material und eine Beschränkung auf dessen ureigene Anmut. Also: kein Hineinstellen in einen funktionalistischen Kon-

text, der mit Photos und Bildern zwar zeigt, wie dies oder jenes Ding zu gebrauchen war, aber durch solche Vordergründigkeit den Blick auf jede weitere Bedeutungsebene verdeckt. Unsere Aufgabe liegt im Sichtbarmachen der unsichtbaren Seite der auf uns gekommenen Relikte einer historischen Kultur, sie liegt im Schaffen neuer Sinnbezüge vordergründig vertrauter Dinge. Und diese Zielsetzung wiederum wird durch die spezifische Situation und Aufgabe eines Volkskundemuseums im urbanen Umfeld leicht gemacht: Das Österreichische Museum für Volkskunde kann und will kein Heimatmuseum sein, kein Museum, das nahräumliche Identitäten zu stiften im Stande ist. Es will vielmehr die Distanz wahren zur Heimeligkeit des Eigenen und das seinen Zeugnissen eingeschriebene Fremde vor Augen führen.

Die dichte Befragung, das museologische Kreuzverhör, dem die Bestände in der neuen Präsentation durch neu geschaffene Kontexte und eine – wie mir scheint – die Bedürfnisse auf allen Linien verstehende und stützende Architektur und Gestaltung ausgesetzt werden, ist subjektiv. Es will den bewußt subjektiven Standpunkt nicht verschleiern und es will auch nicht leugnen, daß die Fragen an das Material der Gegenwart entstammen, das Material selbst hingegen einer Zeit, die anderen Denk- und Handlungsweisen folgte. Etwas von den Gestaltungsprinzipien der populären Künste auf ihrem Weg in die Moderne sichtbar zu machen, ist Ziel der neuen Aufstellung – denn (und dies ist mit ein Grund für die ganz bewußt lockere Themenabfolge): nur, was zu sehen ist, kann im Medium Ausstellung, in der Diskursanstalt Museum, etwas vermitteln. Sie finden, wie es bereits die Neue Kronenzeitung in der ihr eigenen Art so treffend auf den Punkt brachte, „2.500 Objekte, in Themen gegliedert". Es sind zwar in Wirklichkeit nur etwa sechs- bis siebenhundert Exponate, doch das tut der Sache hoffentlich keinen Abbruch – gegliedert sind sie doch. Da sind die vier großen Bereiche *der Mensch in seinem Verhältnis zur Umwelt, zum Wirtschaften, zur geschichtlichen Erfahrung und zu den Formen gesellschaftlichen Daseins* – verbunden durch die Scharniere einer *Einführung* und eines Bereiches *Mythos, die Ordnung des Daseins.*

Aufgesetzte Theorien, denen die Objekte nur Platzhalter sind, sind daher unsere Sache nicht: Man muß des jeweils Machbaren gewahr sein. Und die Subjektivität des Blicks hat auch den Besucherinnen und Besuchern die nötige Freiheit zu lassen: Daher setzen wir lieber auf subtile Botschaften als auf einen curricularen Parcour. Das heißt, daß wir den Erfolg einer Präsentation nicht davon abhängig machen möchten, ob der Besuch zum Repetieren des Konzeptes befähigt.

Ich möchte hier nun abbrechen, weil es schließlich auch unseren Eröffnungsgästen freistehen soll, mit einem Rest Unbefangenheit an die Sache heranzutreten.

Zurück zu unserem Logo, diesem Zwitterwesen, das soviele Blickrichtungen zuläßt. Noch fehlen dem sogenannten „Vogel Selbsterkenntnis" die Flügel, und es wäre zu wünschen, daß sie ihm wüchsen, daß sie ihm nicht gestutzt werden durch die nestwarme Selbstzufriedenheit volkskundlichen Daseins. Will sagen: ich glaube, daß die heute der Öffentlichkeit zu übergebende Schausammlung eine Position – im Kontext kulturwissenschaftlicher Museographie – ist, hinter die man nicht zurück darf. Eine Position, die zudem verpflichtet zu einer qualitativ bestimmten und der inhaltlichen Neuorientierung verbundenen Weiterarbeit: Ohne Sonderausstellungen, ohne entsprechende Bemühung, ein öffentlicher Ort zu werden, wird unser Logo-Vogel ein stimmloses Wesen bleiben – dabei wünschten wir uns alle, daß er demnächst das starke „crossover" unserer Eröffnungsmusik beherrschte.

Daß mit dem heute vorzustellenden neuen Blick auf alte Sammlungen (und auf eine Volkskultur der Vormoderne überhaupt) ein Anfang gemacht ist, läßt mich all jenen danken, die an dem Projekt mitgearbeitet und ihm ihre Unterstützung entgegengebracht haben. Stellvertretend im besten Sinne des Wortes: Ursula Klingan, Barbara Plankensteiner und Volker Thurm-Nemeth vom Architekturbüro Prochazka – für die treffliche Zusammenarbeit.

Bernhard Tschofen

Ausstellungsarchitektur ist das Medium, Sammlungen in einem spezifischen Kontext neu zu ordnen und den Blick sowohl für die Zusammenschau als auch für das einzelne Exponat neu zu schärfen.

Im Falle dieser Sammlung, die für den Anlaß der Neuaufstellung in einem wissenschaftlichen Konzept ihre zeitgemäße Deutung und Ordnung erhielt, mußte besonders auf die Vielfalt der Exponate – vom Möbelstück bis zur Medaille, vom Massiven bis zum Ephemeren, vom Phänomen zur Referenz, eingegangen werden.

Dies wird durch ein zusammenfassendes Trägersystem erreicht, das sich bandartig horizontal durch die Räume zieht und auf gläsernen, leicht färbigen Ebenen die Exponate trägt. In der Vertikalen lösen sich Paneele von den Wänden und bieten Hintergrund.

Diese zwei Elemente stellen das Thema der Architektur dar, sie sind keine traditionellen Vitrinenmöbel mehr, sondern serielles Element und stehen dadurch nicht in Konkurrenz mit dem ausgestellten Material.

Diese kontrapunktische Haltung kommt auch in der Materialwahl zum Ausdruck, die in ihrer Klarheit, Aura, Brillanz und Differenziertheit die Exponate voll zur Entfaltung bringt.

Dem Gebäude, das in seiner Entstehungsgeschichte eine Vielfalt von Schichtungen erlebt hat, wird losgelöst von der kleinteiligen Raumfolge aber in Konkurrenz mit dem Achssystem des Grundrisses, eine weitere Schichtung durch die Ausstellungsarchitektur hinzugefügt.

Elsa Prochazka

Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien ist ein Juwel in der österreichischen Museumslandschaft. Als Juwel ist es auch ein wichtiges Bindeglied zwischen dem, was wir als Lebensgeschichte und dem, was wir als Geistesgeschichte bezeichnen.

Zum Menschen gehört beides; wobei die Präsentation und die Darstellung der Lebensgeschichte im Gegensatz zu ihrer Bedeutung immer zu kurz gekommen ist. Das Museum für Volkskunde erfüllt symbolisch, was der große französische Historiker, Marc Bloch, der den Begriff der Mentalitätsgeschichte erfunden hat, seinen Anhängern der „Annales-Schule" mitgegeben hat, nämlich, daß zur Erklärung der Welt und ihrer Vergangenheit die Einbettung des Menschen in seinen persönlichen, sozialen, kulturellen und sprachlichen Lebenszusammenhang von großer Bedeutung ist. Diese historische Dimension verfolgt eine andere Logik, eine andere innere Mechanik im Ablauf der Ereignisse und eignet sich daher ganz besonders zur Erkenntnis von Vergangenem und Gegenwärtigem.

Der englische Historiker Thomas Carlyle hat dies in anderen Worten so ausgedrückt, daß Geschichte kein trockenes Handbuch ist, sondern als eine Bildergalerie betrachtet werden muß. Wir können Geschichte nicht durch bloße Vorstellungen verstehen, wir können sie nur durch Porträts verstehen. Die Geschichte ist kein materialistisches Kontinuum, sondern die Aneinanderreihung von individuellen Biographien, die sich zu allen Zeiten mit denselben Fragen unter neuen Formen konfrontiert sehen, die Frage vom Tod und von der Unsterblichkeit, vom Ursprung des Bösen, von der Freiheit und von der Notwendigkeit. Immer wieder muß der Versuch unternommen werden, für uns selbst ein Theorem des Universums zu gestalten.

Der Mensch ist aber nicht dazu geboren, die Rätsel des Universums zu lösen. Was er tun kann und tun muß, ist, sich selbst zu verstehen, sein Schicksal und seine Pflichten, seinen Platz in der Welt und sein Verhältnis zu den anderen Menschen und zur Natur.

Das Museum für Volkskunde ist im gewissen Sinn ein Archiv des Wissens, welches man heranziehen kann für die Beantwortung dieser Fragen. Das Museum ist ein Fundus an abrufbaren Informationen, die weit größer in ihrer Bedeutung sind, als es der jeweiligen Generation bewußt ist.

Die Neupositionierung des Museums für Volkskunde durch die Schausammlung zur historischen Volkskultur ist eine Chance. Eine Chance für die Wissenschaft, sich durch Lebenszusammenhänge der Vergangenheit bereichern zu lassen, eine Chance für die Bevölkerung, breitgefächerte Interessen und Bedürfnisse zu stellen und eine Chance für Österreich, in Zeiten der Unsicherheit und Ungewißheit über Zukünftiges, sich Kenntnisse über die eigene Unverwechselbarkeit unserer Heimat anzueignen, sie zu pflegen und zu stärken.

Denn wer um die Unverwechselbarkeit, Einzigartigkeit, Besonderheit der eigenen Heimat weiß, wird nicht nur mehr für sie sorgen, er wird auch die Heimat, die Besonderheiten der anderen Traditionen mehr achten und nicht neurotisch auf Fremdes reagieren, sondern neugieriger und höflicher. Er hat einen Sinn für die Klänge der Heimat anderer Menschen, denn sie, die eigentlichen Heimatlosen der Gegenwart, müssen mitgedacht werden, wenn das Wort Heimat verwendet wird.

Im Mittelpunkt des Heimatbegriffs steht daher der Diskurs, der als buntes Mosaik bestehend aus Traditionen, aus Bindung, aus Emanzipation, aus gegenwärtigen Aneignungen und Auseinandersetzungen Antwort gibt auf die Frage, wer bin ich und wohin gehöre ich?

Genauso wie man den Begriff Heimat bewahren muß vor falscher Wärme und vor folkloristischem Gehabe, genauso will auch das Museum für Volkskunde nicht verstanden werden als triviale Heimatbeschau, sondern als ein Ort der wissenschaftlichen und kulturellen Auseinandersetzung mit vergangenen Lebensweisen. Das Museum gibt Kunde von menschlichen Zuständen, Gewohnheiten und Praktiken, die sich in Gegenständen manifestiert haben und die Ausdruck von Werthaltungen und Vorstellungen über das Leben geworden sind, die wir heute noch beobachten können.

Heimat in diesem Sinne ist daher nicht mehr Gegenstand eines passiven Gefühls, sondern Medium und Ziel praktischer Auseinandersetzung. Heimat ist die demokratische Form der Identitätsfindung, die immer auf Metaphern und Symbole zurückgreift, die schon Bestandteil des eigenen Lebens geworden sind und daher das Gefühl der Geborgenheit vermitteln.

Zum Schluß darf ich Ihnen ein kurzes Gedicht eines großen österreichischen Schriftstellers und Philosophen vortragen. Er ist einer, der es nie überwinden konnte, daß er seine Heimat verlassen mußte, und einer, der durch seine Tätigkeit als Schriftsteller in der Zwischenkriegszeit Wesentliches und Unersetzbares für Österreich geleistet hat. Die Rede ist von Hermann Broch:

Ein Heimatmuseum (1937)

Von den fernsten Ahnen,
Von der tiefsten Zeit,
Lernst Du hier erahnen,
Was Du selber heut.

Tritt nur ein:
Kind, Frau oder Mann,
in allem schaust Du
Dich selber an.

Erhard Busek

„... sie erklären und erklären und zeigen und zeigen und reden und reden."[1]

BesucherInnenbetreuung am Österreichischen Museum für Volkskunde

Von Oktober 1993 bis Jänner 1994 war am Österreichischen Museum für Volkskunde die Sonderausstellung STROH-INTARSIA (deren Inhalt im Heft 3/1993 der ÖZV beschrieben wurde) zu sehen. Begleitet war die Schau von dem museumspädagogischen Projekt STROHANDWERK, das SchülerInnen von der Vorschulklasse bis zur 6. Schulstufe in der Ausstellung betreute. Das Vermittlungsangebot war als Pilotprojekt für die weitere Arbeit mit BesucherInnen in der neuen Schausammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde gedacht.

Organisiert und durchgeführt wurde das Projekt von Sanna Harringer und Bärbl Mayer. Da ab einer gewissen Klassengröße eine intensive Betreuung der Schulklassen nicht mehr möglich ist, wurde unser Team in der praktischen Phase durch die Kollegin Ulrike Vitovec erweitert. In finanzieller Hinsicht konnte das Projekt zu einem Großteil vom Österreichischen Museum für Volkskunde getragen werden, die restliche Finanzierung übernahm das Projekt Kulturvermittlung. Veranstaltungen im Rahmen der außerschulischen Kinderbetreuung (Familiensonntag, Ferienspiel usw.) wurden von der Magistratsabteilung 13 unterstützt.

Bei dem museumspädagogischen Konzept zur Ausstellung STROH-INTARSIA handelte es sich um die fast schon „klassische" Form der Betreuung von Schulklassen, die sich – kurz dargestellt – durch die Arbeit in Kleingruppen, Setzung von thematischen Schwerpunkten und Schaffung von altersgemäßen Zugängen zur Thematik der Ausstellung definiert. In unserem konkreten Fall bedeutete dies zunächst einmal, einen Einstieg zu schaffen, der nicht nur den ästhetischen Aspekt der Objekte (die Ausstellung war nicht für ein volkskundliches Museum konzipiert), sondern auch den kulturwissenschaftlichen erschloß. Programmschwerpunkte in der Ausstellung waren die Themenkomplexe Geschenkkultur (das Projekt fand in der Vor- und Nachweihnachtszeit statt), Stroh als Material und die Produzenten der Exponate.

Durch die unterschiedliche Aufbereitung der einzelnen Themenschwerpunkte gelang es, Abwechslung in die Art des „Ausstellungsbetrachtens" zu bringen. Bei der Auseinandersetzung mit einzelnen Objekten in der Ausstellung war es uns vor allem wichtig, auf Vorlieben der SchülerInnen zu reagieren und selbstgewählte Ausstellungsstücke in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken.

Hier scheint ein kurzer Exkurs zu den Reaktionen und Erwartungshaltungen der jungen BesucherInnen auf die ausgestellten Exponate angebracht.

Interessant war die Beobachtung, daß von einem Großteil der SchülerInnen die strohverzierten Objekte als „so schön" empfunden wurden und nicht, wie von uns zunächst vermutet, für Kinder wenig ansprechend waren. Es stellte sich nun die Frage, woher diese restlose Begeisterung für die an sich ungewöhnlichen Objekte kam. Da ist wahrscheinlich einerseits die hohe Erwartungshaltung an die „Bildungsinstitution" Museum, von der man unantastbar Wertvolles oder Außergewöhnliches erwartet, andererseits das vermutlich bereits früh vermittelte Empfinden für Ästhetik oder die vielleicht altersgemäße Vorliebe für verschließbare Gefäße, Schachteln und Truhen.

Zu den Erwartungshaltungen an die Ausstellung möchten wir noch ein Erlebnis mit einer SchülerInnengruppe beschreiben. Im ersten Raum hingen Strohbilder, die von Sträflingen aus der Strafanstalt Stein hergestellt worden sind, auf denen gängige Motive wie „röhrender Hirsch", „Mariandl" usw. dargestellt waren. Vor diesen Bildern schreckten die Zwölfjährigen zurück. Der Kommentar: „Solche Bilder sind keine Kunst!" Hier ist der Punkt, an dem Vermittlungsarbeit notwendig und zugleich spannend wird, da sich eine Chance zur Auseinandersetzung über Inhalte und Aufgabenstellungen eines kulturwissenschaftlichen Museums eröffnet.

Das Österreichische Museum für Volkskunde arbeitet schon seit einigen Jahren mit museumspädagogischen Teams zusammen. Im Zuge der Eröffnung der Schausammlung zur historischen Volkskultur soll eine vielfältigere BesucherInnenbetreuung Fixpunkt in der Museumsarbeit werden.

Notwendig wurde dieser Schritt aufgrund der gegenwärtigen Ansprüche an Vermittlungsarbeit in Museen und Ausstellungen. Einige seien hier aufgezählt:

- Das steigende Bedürfnis nach altersgemäßer Aufbereitung von Ausstellungen für SchülerInnen, die sonst kaum den Zugang zu Ausstellungsthemen finden würden.
- Die „Einweg-Kommunikation" im Museum zu überwinden, der/die Museumspädagoge/in tritt in die Rolle des Vermittlers zwischen Publikum, Objekt und Austellungsgestaltung.
- Das Museum soll seine Inhalte und sich selbst als Medium zur Diskussion stellen (ein Aspekt, der durch die neue Schausammlung unumgänglich erscheint).

Es soll hier nicht der Eindruck entstehen, daß wir das Museum durch einen neuen Pädagogisierungsschub vereinnahmen wollen, dennoch sei hier angemerkt, daß das Museum für uns ein Ort der Bildung ist. Wir wollen hiermit die Diskrepanzen in der Diskussion, ob das Museum nun Musentempel oder Lernort ist, nicht auf die Spitze treiben und sind uns auch der geführten Diskussionen der letzten Jahrzehnte um diese Begriffe bewußt. Auch wenn der Trend beim Publikum und den AusstellungsmacherInnen in

eine andere Richtung geht – momentan will niemand einen sogenannten Lernort besuchen bzw. machen –, scheint es notwendig, daß gerade dieser vereinnahmte Begriff neu überdacht wird. Wir gehen davon aus, daß der Museumsbesuch prinzipiell zu einer Wissenserweiterung führt (egal mit welcher Intention das Museum besucht wird, ob man nur „flanieren" will oder Detailinformation sucht) und daß das Verstehen von Ausstellungsinhalten und Objekten „mühevolle Aneignung" ist, auch wenn sich moderne Konzeptionen auf die Erfüllung hedonistischer Bedürfnisse beschränken wollen.

Abschließend ein kurzer Ausblick auf die zukünftige Vermittlungsarbeit am Österreichischen Museum für Volkskunde:

Am Anlaufen ist ein museumspädagogisches Projekt mit dem Titel „Streifzug – Eine Forschungsreise durch das Österreichische Museum für Volkskunde", für die 1. bis 8. Schulstufe, bei dem auf spielerische Weise Themenschwerpunkte in der Sammlung herausgegriffen werden. Parallel dazu startet im Herbst ein – unter anderem von einigen LehrerInnen angeregter – Workshop für SchülerInnen der Oberstufe, bei dem Inhalte der Schausammlung mit aktuellen Aspekten der „Volkskultur" (Musik, Literatur, Politik usw.) verknüpft werden sollen. Erste Schritte im Bereich der Erwachsenenbildung haben zunächst vor allem die historische Entwicklung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Auge.

Sanna Harringer, Bärbl Mayer

Anmerkung

1 Thomas Bernhard, Alte Meister, 1985, S 130.

Bericht über das dreizehnte Symposion des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde „Sommerfrische – Aspekte eines Phänomens" in Reichenau an der Rax, 5. bis 8. Juli 1993

Unter dem Titel „Sommerfrische – Aspekte eines Phänomens" fand vom 5. bis 8. Juli 1993 das 13. Symposion des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde statt. Ungefähr fünfzig Teilnehmer – vorwiegend HistorikerInnen und KunsthistorikerInnen – waren der Einladung gefolgt. Trotz der Relevanz der Thematik für die Volkskunde/Kulturwissenschaft, wurde der Veranstaltung von dieser Seite aber nur wenig ersichtliches Interesse entgegengebracht.

Die einleitenden Worte sprachen Silvia Petrin, Leiterin des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde und Direktorin des Niederösterreichischen Landesarchivs, und der Bürgermeister von Reichenau, Helmut Ganster. Die Eröffnungsrede des Bürgermeisters beinhaltete zwei politische Hauptpunkte: zum einen den Umstand, daß es nach langer Vorbereitung nun endlich gelungen sei, in der Bevölkerung ein „regionales Heimat- und Identitätsbewußtsein" zu fördern und zum anderen, darauf aufbauend, das neue Reichenauer Tourismuskonzept, das vor allem auf Qualitätsangebote, wie Gesundheits- und Kulturtourismus, ausgerichtet ist.

In den einzelnen Referaten wurden verschiedenste Schwerpunkte behandelt: die historische Entwicklung des Fremdenverkehrs bis heute, Ausformungen von Architektur und Musik in den Sommerfrische-Orten und schließlich filmische Dokumente dieser frühen Form des Tourismus.

Brigitte Riegele zeigte in ihrem Referat „Landaufenthalte im Wien der Biedermeierzeit" die Entwicklung von den Landausflügen („Landpartien") zu den dem Adel und gehobenem Bürgertum Wiens vorbehaltenen Landaufenthalten in den Sommerpalais und Landhäusern in den Wiener Vorstädten auf. Neben der Wahl der Verkehrsmittel und den Unterhaltungen thematisierte Riegele auch die unterschiedlichen Motive für Ausflüge und Landaufenthalte und die Wahl der Unterkünfte.

Angelika Pozdena-Tomhauser beschrieb im ersten Teil ihrer Ausführungen die Entwicklung des Fremdenverkehrs allgemein: beginnend bei Herodot, über die Vorliebe der Römer für Thermalquellen, Pilgerreisen im Spätmittelalter, Grand Tour, Reiseschriftsteller, Cook, die Bedeutung des Transportwesens, um schließlich bei Kur- und Bädertourismus der Habsburgermonarchie als Vorläufer des modernen Tourismus zu enden. Im zweiten Teil folgten detaillierte Beschreibungen der Fremdenverkehrsorte Abbazia, Portorose, Grado und der Insel Lussin als Beispiele für frühen Tourismus an der ehemals österreichischen Küste.

Am Beispiel Badens erläuterte Juliane Mikoletzky die wechselhaften Entwicklungen der Armenbäder seit dem Mittelalter, die stets politischen wie gesellschaftlichen Gegebenheiten unterworfen waren. Dabei wertete sie die Handhabung des Kurtaxenwesens als Indikator für die Akzeptanz der Armen in der Gesellschaft.

In seiner Darstellung der „Reisen und Ferien in Niederdonau" arbeitete Klaus-Dieter Mulley die Einflüsse der nach heutigen Maßstäben als durchaus fortschrittlich zu wertenden Fremdenverkehrsplanung des Nationalsozialismus (vgl. KdF-Reisen) auf das Reiseverhalten der 50er und 60er Jahre heraus. Seines Erachtens wird die Wirkung dieser Ansätze zu einer „Demokratisierung des Reisens" noch viel zu wenig reflektiert.

Hans Högl meinte, die ursprüngliche Form der Sommerfrische im „Urlaub auf dem Bauernhof" unserer Tage wiederzuerkennen. Mit seinem

Bestreben, möglichst alle sozialen Aspekte im Referat aufzuzeigen, löste er heftige Diskussionen aus.

Bettina Nezval beschrieb ausführlich die Bauart von typischen Sommervillen im 19. Jahrhundert am Beispiel Baden bei Wien, verabsäumte es aber nicht, neben historisch-architektonischen Fakten an Hand von Beispielen auf Umgestaltungen neueren Datums hinzuweisen, die bis in die heutige Zeit reichen.

Mario Schwarz ging sehr detailliert auf die Entwicklung der Villen der gehobenen Wiener Gesellschaft in Reichenau an der Rax ein. Er strich nicht nur zeitgenössische Modeströmungen wie den Romantischen Historismus heraus, sondern zeigte auch die Bedeutung von prominenten „Zugpferden" wie Thronfolger Karl oder der Familie Rothschild auf.

Manfred Skopec schilderte die Entwicklung von Kaltwasserkuren (Hydrotherapie) ausgehend von Vinzenz Prießnitz, der 1818 in Gräfenberg ein physikotherapeutisches Kurzentrum eingerichtet hatte. Auf Prießnitz' Erkenntnissen aufbauend, wurde Wilhelm Winternitz im deutschsprachigen Raum zum wissenschaftlichen Begründer der Hydrotherapie und errichtete in Wien und Kaltenleutgeben Kaltwasser-Heilanstalten von internationaler Bedeutung.

Wolfgang Häusler baute sein Referat „Donaufahrt und Fußwanderung – Formen der Wahrnehmung von Land und Leuten zwischen Aufklärung, Romantik und Biedermeier am Beispiel des Waldviertels" vor allem auf zeitgenössischen Reiseberichten, Ferienbeschreibungen und Schilderungen von Lebensbedingungen während der Wanderungen zur Zeit der Aufklärung, Romantik und im Biedermeier auf. Er zeigte dabei, wie die unterschiedlichen Geistesströmungen in die Erlebnisse der Reisenden hineingetragen worden sind.

Cornelia Szabó-Knotik thematisierte die große Bedeutung der Landaufenthalte für Komponisten als musikalische Inspiration. Dabei sei die Beziehung der Komponisten zur Natur einem historischen Wandel unterzogen, wie sie mit ausgewählten Beispielen demonstrierte.

Christian Glanz stellte an Hand von Programmzetteln und anderen Dokumenten den musikalischen Alltag der Touristen-Saisonen 1904 bis 1908 in der dalmatinischen Stadt Zadar dar. Besonderes Augenmerk richtete Glanz auf die Ensembles selbst und die inhaltliche Gestaltung der Programme.

Robert Holzbauer schließlich zeigte drei Filme zur verkehrsgeographischen Erschließung der Sommerfrische aus einer Serie über Routen von Postkraftwagen, die in den dreißiger Jahren entstand.

Das recht dichte Programm konnte dank einer straffen Organisation ohne Verzögerungen abgewickelt werden. Dennoch stand erfreulicherweise hinreichend Zeit für Diskussionen zur Verfügung.

Ergänzt wurde das Symposion durch mehrere Exkursionen. Norbert Topitsch führte einen Nachmittag durch Reichenau, Hiltraud Ast präsentier-

te das Waldbauernmuseum in Gutenstein und zeigte anschließend einige im Privatbesitz befindliche Villen. Den Abschluß des viertägigen Symposions bildete eine Exkursion in die Reichenauer Umgebung unter der Führung von Mario Schwarz und die anschließende Besichtigung des Wasserleitungsmuseums Kaiserbrunn.

Der Tagungsband mit den Niederschriften der Referate soll im Juni 1994 erscheinen.

Dorothea Jo. Peter, Birgit Schneider

Ethnologie et Patrimoine en Europe
Identités et appartenances, du local au supranational
Social Anthropology and Heritage in Europe
The Sense of Identity and Belonging from the Local to the Supranational Level

Colloque Européen. Centre international de congrès Vinci
Tours, 8. bis 11. Dezember 1993

Vom 8. bis 11. Dezember 1993 trafen sich in Tours an der Loire über 250 Ethnologinnen und Ethnologen aus ganz Europa anläßlich eines ersten internationalen Kolloquiums, zu dem der Conseil du Patrimoine aus Paris eingeladen hatte. Mit dem Thema „Ethnologie et Patrimoine en Europe" stand die Tagung in engem Zusammenhang zum Pariser Kongreß der europäischen Museumsleute im Februar 1993. Das Kolloquium in Tours diskutierte in Anknüpfung daran etwa die Rolle des ethnologischen Museums als Teil eines Systems der Reflexion über Identität und sozialer Zugehörigkeit. Dabei blieben aktuelle politische Probleme wie Xenophobie und Krieg nicht ausgespart. Der fortschreitende politische Einigungsprozeß in Westeuropa und der gleichzeitig eskalierende und immer schwieriger durchschaubare Krieg im ehemaligen Vielvölkerstaat Jugoslawien stelle die Ethnologie, so die einhellige Meinung der Kongreßteilnehmer, vor eine besondere Herausforderung. Gerade am Beispiel der dramatischen Ereignisse in Bosnien, wo auch im Namen von Identitäten ein Krieg geführt und Verbrechen begangen werden, zeige sich der Bezug des Themas zur Gegenwart in einer traurigen und eklatanten Weise.

Die Tagung in Tours verstand Identität schließlich zwischen den zwei Polen von Unterschied und Distinktion sich bewegend: Identität als Katalysator, der für die Entwicklung eigener „cultures" jenseits des dominanten kulturellen Diskurses verfügbar ist.

Den vier Kongreßtagen waren jeweils vier große thematische Blöcke zugeordnet. Unter „Identität und Patrimoine" beschrieb Christian Bromberger (Universität Aix-en-Provence, Frankreich) den Umgang der französischen Ethnologie mit dem „Konzept Identität" und nannte spezifisch französische, sowie allgemeine nationenübergreifende Richtlinien. Ob die Ethnologie allerdings Identitäten stiften könne, daran zweifelte Bromberger. So existierten etwa in der Museumslandschaft einige „hautslieux de la mémoire collective". Dennoch ließe sich in Frankreich Identität eher mit Eiffelturm und Panthéon erzeugen als im kulturhistorischen Museum.

Brombergers Appell, sich in der Ethnologie wieder vergleichenden, intellektuellen Methoden und Perspektiven zuzuwenden und die Einheit zwischen Museum und Wissenschaft neu herzustellen, machte später Isac Chiva (École des Hautes Études en Sciences Sociales/EHESS, Paris) zum zentralen Punkt seines Vortrages. Chiva, Mitbegründer und von 1979 bis 1989 Vorsitzender des Conseil du Patrimoine sowie Initiator dieses Kongresses, beklagte besonders für Frankreich die mangelnde Kooperation zwischen Museum und Wissenschaft als den beiden Vermittlungsinstanzen der Ethnologie. Ein Museum könne erst dann wirksam werden, wenn es sich auch als „laboratoire" begreife, in dem Wissenschaft und Praxis miteinander verschmelzen. Hierzu müsse die Ethnologie, als häufig im Selbstzweck verharrende Wissenschaft, allerdings ihren Anspruch verändern.

Krysztof Pomian (EHESS, Paris) zeichnete in seinem Beitrag die Geschichte der Verankerung des „patrimoine" in der französischen Verfassung nach. Dies gestaltete sich nicht zuletzt deshalb interessant, da es im deutschen Sprachgebrauch keine Entsprechung dafür gibt. „Patrimoine" kann mit Begriffen wie „kulturelles Erbe" oder „nationale Werke" nur unzulänglich übersetzt werden.

Der schweizerische Ausstellungsexperte Jacques Hainard (Musée d'Ethnographie, Neuchâtel) schließlich pointierte mit treffenden Worten die manchmal etwas ausufernden Diskussionsbeiträge des ersten Tages: sowohl bei „patrimoine" und „identité" handle es sich um gesellschaftliche Konstrukte. Die Aufgabe der Ethnologie sieht Hainard darin, die Entstehung dieser Konstrukte zu analysieren und zu hinterfragen. Dies sei wichtiger, als sich um Kompetenzfragen zu streiten. Daß in Neuchâtel die Zusammenarbeit zwischen Museum und Wissenschaft beispiellos praktiziert wird, haben viele Ausstellungen und Veröffentlichungen gezeigt.

„Wie Fremdsein gemacht wird" bestimmte als Leitthema die Debatte des zweiten Tages. Im Brennpunkt standen u.a. Beiträge aus Italien, Spanien, Deutschland, Frankreich und der Schweiz, die das Entstehen von sozialen, ethnischen, politischen oder religiösen Gruppen bis hin zu ihrer Stigmatisierung im eigenen Land näher zu beleuchten suchten.

Sehr anschaulich beschrieb Clara Gallini (Universität Rom) die symbolische Bedeutung von Objekten als Ausdruck sozialer Zugehörigkeit und

Mittel der Abgrenzung. Ausgehend von musealisierten Sammelstücken im Salon ihres bourgeoisen Elternhauses konnte Gallini den Bogen zum Umgang mit Exotismen und Ethnizitäten in der heutigen Gesellschaft überzeugend spannen.

Wolfgang Kaschuba (Humboldt-Universität, Berlin) und Martin Roth (Hygiene Museum, Dresden) nahmen zur gegenwärtigen Situation in Ostdeutschland Stellung. Der Museumsexperte Roth zeichnete das jeweilige Bild der West- und Ostdeutschen seit 1989 nach und stellte angesichts der vom Westen geschluckten Ostidentifikationsmerkmale die Frage, ob Ost- und Westdeutschland heute weiter als je voneinander getrennt seien. Wolfgang Kaschuba analysierte die „neue Mauer im Kopf", die nach der Wende bei Ost- und Westbürgern entstanden sei. In dem Maße, wie der Westen über Jahrzehnte gewachsene Erfahrungen der Ostbürger mit seinen Normen und Werten überdecke, trage die Vereinigung zweifellos Züge einer Kolonisierung. Der damit verknüpfte Verlust an Bezug und Identität könne schließlich die Grundlage einer neuen Form von „culture racism" bilden. Die Strategie einer Reidentifikation verlaufe dabei vielschichtig und wechselseitig quer durch Ost und West, aber oft mit der Tendenz, sich gegen das zu richten, was sich als „fremd" deklarieren läßt. Im Zuge einer „(N)ostalgia" seien Ostbürger neuerdings bestrebt, sich die alten „lieux de mémoire" wieder anzueignen.

Der dritte Abschnitt der Tagung in Tours stand unter dem Aspekt der „Nationalismen" und ihrer nationalen Ausprägungen. Daniel Fabre (EHESS, Toulouse) ging in seinem Vortrag auf die Geschichte der französischen Ethnologie und ihrer spezifischen Rolle im nationalen und kulturellen Selbstverständnis ein. Die Ethnologie hätte dabei immer Schwierigkeiten gehabt, Antworten auf Fragen der „identité populaire et nationale" zu entwickeln, und liefe dabei zudem stets Gefahr zu marginalisieren.

Sehr eindrucksvoll trug Marc Ferro (EHESS, Paris) sein Papier vor zum Verschwinden und Aufkommen von Nationalismen in Rußland und den ehemaligen sowjetischen Republiken. So stellte Ferro fest, daß in der ehemaligen Sowjetunion keineswegs immer zwangsläufig nationale Identität mit einem gewissen Gebiet verknüpft sei. Vielmehr würde das Kommen und Gehen von Nationalismus und Nation sehr häufig bestimmt von komplexen spezifischen historischen Entwicklungen und Evolutionsprozessen.

Die Abschlußsitzung „Für eine europäische Ethnologie" prägte vor allem Isac Chiva mit seinem großen Schlußvortrag. Daß zu dieser Gelegenheit der französische Minister für Kultur und Francophonie Jacques Toubon angereist war, verstärkt die politische Dimension des Kongresses.

Chiva gelang es, Möglichkeiten für europäische Ethnologie der Zukunft aufzuzeigen. Ausgehend von Tradition und Politik gleichermaßen und angesichts eines zukünftig grenzenlosen Europas sei die Ethnologie als Wis-

senschaft einmal mehr gefordert. Denn gerade ihre Pluralität in Tradition, Methode, Wissenschaftlichkeit und Ansatz verleihe der Ethnologie in Europa die Chance, auf kommende Probleme zu reagieren. Damit die Arbeit effektiver werde, müsse die Vielfalt jedoch gebündelt werden. Er schlug deshalb vor, auf europäischer Ebene internationale Foren als Anlaufstelle zu schaffen. Denkbar seien etwa auch gemeinsame Forschungsvorhaben oder ein Organ für Veröffentlichungen. Chivas Ziel dabei: Trennende Theorien und Wissenschaftsideologien abzubauen, um so eine echte „ethnologie européaniste" zu begründen.

Der Kongreß in Tours war ein Schritt in diese Richtung. Die Diskussion um die diversen Identitätsmuster jedoch waren für viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer so neu nicht mehr. Das Europa der Regionen, die einschneidenden Veränderungen in Familie und Arbeitswelt und die damit zusammenhängenden Verlagerungen von Heimat und Identität sind bereits seit einigen Jahren Thema in den Kulturwissenschaften sowie in den Medien. Das Kolloquium in Tours bot hierzu leider wenig Innovatives. Doch es bleibt zu hoffen, daß dies eine gemeinsame Basis schafft und die angestrebte europäische Vernetzung gelingen läßt. Die vielfältigen Möglichkeiten, auf internationaler Ebene Kontakte zu Kolleginnen und Kollegen zu knüpfen, können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dazu trug nicht zuletzt auch die perfekte Organisation maßgeblich bei. Europa kann sich trotz aller Unterschiede erfolgreich begegnen. Schließlich wurden zwei deutsche Teilnehmer mit einer hohen Ehrung ausgezeichnet. Utz Jeggle (Tübingen) und Martin Roth (Dresden) sind seit dem 9.12.1993 als „confrères" bei der Confrérie de Vouvray aufgenommen und deshalb künftig mit dem Titel „Messire" anzureden.

Nina Gorgus, Ulrich Hägele

Volkskultur der Slowakei

Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee von Dezember 1993 bis Juni 1994

Das Slowakische Nationalmuseum in Martin verfügt über eine Sammlung von 140.000 Objekten, welche seit 1893 zusammengetragen wurden. Davon gehören 90.000 Objekte zur ethnographischen Abteilung und geben so ein Zeugnis der reichen materiellen und geistigen Volkskultur der Slowakei. Diese Ausstellung zeigt eine repräsentative Auswahl von Artefakten, die die breite Skala der dekorativen Gestaltung verschiedener Materialien und den Einsatz vielfältiger Verzierungstechniken dokumentiert.

Die künstlerischen Ausdrucksweisen an den Objekten der Volkskultur sind stark geprägt von der Kulturtradition und der häuslichen Produktion. Kontinuität, tradierte Herstellungsverfahren und Handfertigkeit im Laufe der Generationen, gründliche Materialkenntnis, Identifikation mit Tradition, Geschmack und ästhetischen Normen der Gesellschaft sind funktionell, inhaltlich und formal an einem Gegenstand vereint. Der Dekor, auf funktionell und optisch exponierten Teilen der Gebrauchsgegenstände angebracht, betont dadurch ihre Funktion.

Die Tatsache, daß die Slowakei und ihre Nachbarländer von unterschiedlichen Ethnien bewohnt werden, zeigt sich deutlich in der Volkskultur und ihren ästhetischen Normen. Der Grund dafür liegt in der unterschiedlichen Entwicklung vor allem infolge der geographischen, historischen und administrativen Gliederung des Gebietes und der daraus hervorgehenden Quellen des Lebensunterhaltes, die das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben in den verschiedenen Regionen der Slowakei bestimmten. So läßt sich an der dekorativen Gestaltung von Gegenständen der jeweilige Grad des Zivilisationsprozesses ablesen.

Eine Ausstellung kann nicht das ganze Repertoire der dekorativen Volkskunst zeigen. Die ausgestellten Artefakte geben dennoch Zeugnis der Vergangenheit, der Tradition, der Handfertigkeit und des Einfallsreichtums individueller Personen, die die Entwicklung der materiellen Kultur in der Slowakei vorantrieben.

Aus Metall wurden Schmiede-, Metallguß- und Glockengießerzeugnisse mit geprägtem, eingraviertem und plastischem Dekor hergestellt und auch Gegenstände, die mit anderen Schmiedekunsttechniken verziert wurden.

Bemerkenswert sind die kleinen Gebrauchsgegenstände aus Draht, Ausdruck der bedeutenden slowakischen Drahtbindertradition.

Die Arbeiten der Töpfer hatten unterschiedlichen Dekor, der auf den jeweiligen Produktionsort hinweist. Innerhalb einer solchen Lokalität lassen sich wieder die Produkte einzelner Meister, die individuelle Verzierungen entwickelten, erkennen. Das am häufigsten verwendete Motiv, gemalt, aber auch plastisch gestaltet, ist das Pflanzenmotiv.

Glasgegenstände wurden für einen breiten Käuferkreis hergestellt und paßten sich dem Geschmack und den Anforderungen der Benützer an. Gebrauchsglas erkennt man an der Reinheit des Materials und der Einfachheit der Formen. An Verzierungstechniken überwogen Gravur, Flächenschliff und Handmalerei mit Email.

Zur Ausstattung des volkstümlichen Interieurs gehörten die Hinterglasbilder, deren Vorlagen in der Hochkunst, oft in Altargemälden, zu finden sind. In ihrer vereinfachten Art, in Inhalt und Dekor unterscheiden sich die Bilder in der Slowakei von denen der Nachbarländer.

Kleidung und Gebrauchstextilien wurden überwiegend selbst im Hause hergestellt, wobei man Naturmaterialien, Flachs, Hanf, Baumwolle, Wolle und Fell verwendete. Stickereien, Spitzen und gemusterte Gewebe waren die häufigsten Verzierungselemente. Ihre Anbringung, Häufigkeit und Farbzusammenstellung deuten auf Alter, Geschlecht und Glaubenszugehörigkeit des Trägers sowie auf besondere Gelegenheiten hin. Auch der Charakter der jeweiligen Gegend hatte darauf Einfluß.

Untrennbarer Bestandteil der Frauen- und Männerkleidung war der Schmuck, der durch Hämmern, Prägen oder in Filigranarbeit aus Buntmetall angefertigt wurde. Weitere Materialien waren Horn, Perlmutt, Glas und Wachs. Außer der ästhetischen Funktion diente der Schmuck auch der Fixierung und Festigung.

Die größte Gruppe bilden Erzeugnisse aus Holz. Seine Eigenschaften ermöglichen verschiedene Verzierungstechniken bei der Anfertigung von landwirtschaftlichen Geräten, Hirtengeschirr, Möbeln, Spielzeug, Arbeitsgeräten und Gegenständen des täglichen Bedarfs in Haushalt und bäuerlicher Wirtschaft. Die Funktion eines Gegenstandes und seine Bearbeitung waren maßgeblich bei der Wahl der Holzsorte und seiner Verzierung durch Schnitzereien, Reliefschnitt, eventuell auch Polychromie.

Aus Reisern, Schilf und Gras ließ sich eine breite Palette von Gegenständen anfertigen. Es sind dies universell anwendbare Materialien, deren Verarbeitung zu den geläufigen Kenntnissen besonders der Dorfbewohner gehörte. In feiner Flechttechnik, oft mit anderem Material kombiniert, stellten sie größere und kleinere Körbe her, die in Haushalten auch heute noch gern verwendet werden.

Janá Bumbalová

Tierschellen und Tierglocken aus aller Welt

Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee
von Mai bis Oktober 1994

Im allgemeinen Sprachgebrauch werden Glocken und Schellen oft synonym verwendet; tatsächlich besteht ein Grundunterschied zwischen den Begriffen: Glocken sind meist in Bronze oder Gußeisen gegossen. In der Antike kannte man reine Bronzeglocken. Die Herrscherpferde wurden zum Teil auch mit Silberglocken geschmückt. Der Guß der heutigen Tierglocke erfolgt wie bei der Kirchenglocke durch eine Legierung von Kupfer und Zinn. In Afrika und Südostasien findet man auch Glocken aus Holz, Bein und Bambusrohr.

Schellen sind aus Eisen-, Kupfer- oder Messingblech geschmiedet, oft seitlich vernietet oder verschweißt, aber auch – wie in Afrika – seitlich gebogen und offen gelassen. Bei den Schellen gibt es eine Vielzahl interessanter Formen, die immer noch in Handwerksbetrieben bei sogenannten Schellenschmieden hergestellt werden. So kann jede gewünschte Form, Größe und Tongebung erzielt werden.

Die Viehbesitzer achten darauf, daß der Klang der Schellen auf der Viehweide gut zusammenpaßt. Wurden Schellen auf der Weide beschädigt, bracht man sie über den Winter zum Schellenschmied zum Ausbessern.

Glocken haben als Klöppel meist einen Eisenstift mit kugelförmigem Ende, während die Schellen von innen mit einem Eisen- oder Holzklöppel oder auch einem Tierknochen angeschlagen werden.

Die kugelartigen Schellenformen, die sogenannten Rollen, haben im Innern einen runden Stein oder eine kleine Eisenkugel. Die Tierschellen haben üblicherweise einen Überzug aus Kupfer oder Messing, in den Alpenländern oft eine Jahreszahl oder die Initialen des Besitzers aufgeschmiedet und werden mit Lederriemen, in manchen Gegenden auch an hölzernen Schellenbögen, getragen.

Tierglocken sind oft mit flachen Reliefs verziert.

Schellen und Glocken werden und wurden vielen Arten von Tieren zu verschiedenen Zwecken umgehängt.

Schon die Reitervölker der Luristankultur, westlich des Elbrusgebirges um 1000 bis 700 v.Chr., wie später auch die Griechen und Römer, schmückten ihre Pferde mit Glocken. Außer als Dekor sollten die Schellen und Glocken auch dem Schutz gegen böse Mächte dienen. Luristan-Pferdeglocken wurden auch als Grabbeigaben gefunden, wohl, um den Seelen der Verstorbenen auf ihrem Weg ins Jenseits böse Dämonen fernzuhalten.

Der wichtigste Zweck der Tierglocken ist jedoch ihre Wirkung als Signalinstrument. Sie dienen als Orientierungshilfe, um Tiere wiederzufinden, die sich auf der Weide oder in Gebirgsgegenden verlaufen haben. Tierglocken können auch ein Warnsignal sein, wie z.B. die Glockengänge der Schlittenpferde. Auch in Wüsten- und Steppengegenden hört man von weitem den Klang der Kamelkaravanen, deren Leitkamel ein ineinandergehendes Glockengehänge von sieben Glocken umgehängt hat. Bei Schafherden findet man ebenfalls den Leithammel oft mit einer umgehängten Schelle. Besitzer von Hunden und Katzen schmücken diese manchmal mit Glockenbändern, und bei den Indern bekommen die Hörner der Heiligen Kühe manchmal Glockenschmuck umgehängt. Jagdfalken bindet man kleine Glöckchen an die Beine, damit sie nicht verloren gehen. Daß Tiere Glocken gerne tragen, hat man beobachtet.

Die schönsten und größten Schellen und Glocken hängt man den Tieren beim Almabtrieb um. Die Lederriemen, an denen sie befestigt sind, sind dazu besonders prächtig verziert.

Die umfangreiche und vielseitige Sammlung von Tierschellen und Tierglocken aus aller Welt des Ehepaares Daub wurde bereits 1993 im Deutschen Hirtenmuseum Hersbruck einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dieses Museum hatte schon vor etwa zwanzig Jahren dem Sammlerehepaar wertvolle Anregungen bei der Erweiterung seiner Sammlung gegeben, die heute über 400 Exponate umfaßt. Verschiedenste Auswahlkriterien – Ästhetik der äußeren Form, Klang, handwerkliche Vollkommenheit –, aber auch bewußte Willkür beim Erwerb der einzelnen Stücke machen den Reiz der Kollektion aus. Der Architekt Rudolf Daub begann im Ruhestand die Sammlung zu zeichnen, „der Formverschiedenheit mit der Tuschfeder nachzuspüren", wodurch Zeichnungen von eigener künstlerischer Qualität entstanden.

Das Ethnographische Museum hat sich in bisherigen Ausstellungen von verschiedenen Gesichtspunkten aus mit dem heute gezeigten Material beschäftigt. In Präsentationen der Volkskultur der Länder Mitteleuropas und des Balkans konnten die Besucher sich bereits mit der Hirtenkultur vertraut machen und die Rolle der Viehglocken und -schellen im Rahmen der Almwirtschaft kennenlernen. Die Funktion der Tierglocken im Brauchtum, besonders im Faschingsbrauchtum, und damit auch ihre magische und apotropäische Wirkung, wurde ebenfalls gewürdigt. Obwohl die Daubsche Sammlung geographisch den Forschungsbereich des Ethnographischen Museums überschreitet, sind die Bedeutungselemente der Objekte da und dort dieselben. Im Sinne einer vergleichenden Forschung und Betrachtung erweitern sich dadurch Horizont und Attraktivität.

Barbara Mersich

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 166 – 197

Literatur der Volkskunde

Alain CORBIN, *Wunde Sinne. Über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert.* Stuttgart, Klett-Cotta, 1993, 232 Seiten.

Alain Corbin ist spätestens seit der deutschen Übersetzung seiner beiden Bücher *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs* und *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste* (beide Berlin, Wagenbach Verlag, 1984 bzw. 1990) auch in den deutschsprachigen Geschichtswissenschaften kein Unbekannter. Seine originelle und eigenständige Art, Mentalitätengeschichte zu betreiben, legt Corbin auch in einer Reihe neuerer und älterer Aufsätze an den Tag, die nunmehr in einem Sammelband zugänglich sind. Das gemeinsame Thema der Beiträge ist – der Titel deutet es an – das Sinnesempfinden und die kollektive Zerrissenheit, welche mit den Veränderungen der Lebensweise einherging: Alltagsgeschichte hinter den Kulissen des Fortschritts.

Corbin begibt sich nicht auf dieses vage Terrain, ohne die Schwierigkeiten der durch die Fragestellung implizierten Methoden selbst zum Thema zu machen. Er trennt jeweils scharf zwischen der Wirklichkeit des Sinngebrauchs und den Bildern, denen jene anhingen, die über weite Strecken die jeweiligen Diskurse dominierten. Die intuitive Sicherheit beim Lesen der Quellen und die aus vorsichtiger Position an Überzeugung gewinnenden Korrekturen scheinbarer Gewißheiten machen die Qualitäten des Bandes im Gesamten aus.

Den Auftakt bildet eine Skizze über *Die Zeit und ihre Berechnung im 19. Jahrhundert;* und sie führt auch schon die Problemfelder des gesamten Buches vor Augen. Corbin erzählt von den Ungleichzeitigkeiten, von langsamen und schnellen Veränderungen, von Rationalisierung, Normierung und den Resistenzen dagegen, von den Widersprüchen zwischen öffentlicher Zeit und individueller Wahrnehmung. Das „bürgerliche Zeitmodell" bringt ein neues Verhältnis von Arbeit und Muße und erlegt beidem Disziplin auf: Das Buchhalterische, wie es aus den der Selbstkontrolle dienenden Tagebüchern und anderen privaten Aufzeichnungen spricht, liest Corbin als Ausdruck der Angst vor einer Verschwendung der Zeit, des Geldes, des Körpers und der Gefühle.

Die Ordnung über die Haushaltungen des privaten Lebens, der Seele und der Kräfte, steht unsichtbar auch über einer Reihe von anderen Beiträgen.

Hier liefert Corbin einige beachtliche Kapitel zur Geschlechtergeschichte, etwa in den Beiträgen *Das klassische Zeitalter der Wäsche*, einer nur schwer zu übertreffenden Synthese aus sozialhistorischer Recherche und auf symbolische Praktiken und ihre Bedeutung zielender Kulturanalyse, *Spurensuche der Hausfrau in den Bürgerphantasien*, einer dichten und voller Anregungen steckenden Sammelbesprechung, und *Ein ‚Geschlecht in Trauer' und die Geschichte der Frauen*, einer als Methodenexempel gedachten Perspektivenverfremdung. Aus dem Dilemma der Frauenforschung, aus der Tatsache, daß ihre Quellen für das 19. Jahrhundert fast ausnahmslos „aus der Feder von Geistlichen, Ärzten, Ratsherren, Polizisten, Beamten oder Schriftstellern stammen"(S. 83), zieht Corbin hier die für eine Diskursanalyse fruchtbare Konsequenz: Ihm kommt „es darauf an, die Vorstellungskomplexe, die geballten Befürchtungen und schließlich den Kern der Angst auszumachen, die Sprache und Verhalten der Männer beherrschen" (ebd.).

Bilder und Ängste leiten auch Corbins Beschäftigung mit dem Wandel sexueller Praktiken im 19. Jahrhundert: Bilder von der weiblichen Körperlichkeit und Ängste vor ihrer Unbeherrschbarkeit, wie sie vor allem in den Kapiteln *Die mißlungene Erziehung der Dirne* und mehr noch in *Die Prostituierten und der ‚Kraftakt für ein Nichts'* zu Tage befördert werden. Es geht um des bürgerlichen Zeitalters schwierigen Umgang mit der Lust und um die Überlagerung der zwei nebeneinander existierenden Formen von Sexualität, der käuflichen und der ehelichen Liebe – von Corbin vorgeführt als Auseinandersetzung mit den moralischen und vor allem auch Rationalitätsprinzipien einer Zeit, die schwer damit rang, eine nicht der Zeugung dienende Vereinigung zuzulassen. Die zügellose Begierde unterlief die Bestimmungen der Natur, und die trotz aller Widersprüche der Quellen in der Prostitution zu verortenden Anfänge systematischer Empfängnisverhütung waren zunächst ein weiterer Angriff auf die eheliche Liebe, bis die erstmals von Thomas Malthus und anderen propagierte ‚birth control' begann, auch „im ehelichen Alltag ein Genußstreben zu rechtfertigen" (S. 122). In den am Ende des Jahrhunderts meist von Ärzten geschriebenen Sexualratgebern ist freilich von der Lust noch wenig zu spüren. Hier geht es noch immer um den Schutz des Mannes vor der weiblichen Begierde und um das sparsame Haushalten mit dem männlichen Samen: Der Geschlechtsakt sollte demnach stets rasch und bei besten Kräften vollzogen werden. Corbin untersucht das Normative solcher Ratgeber in *Die kleine Bibel der Jungvermählten* „zum besseren Verständnis einer Vorstellungswelt, von der wir uns mit immer größerer Geschwindigkeit entfernen" (S. 161). Aber da gab es auch noch die Syphilis und den für die Untersuchung der Sexualität vor und um 1900 ganz entscheidenden Glauben ihrer Erblichkeit. In *Die erbliche Syphilis oder die unmögliche Erlösung. Ein Beitrag zur Geschichte der Erbkrankheiten* beschreibt sie Corbin als den Schrecken des Zeitalters

schlechthin. Sie bedroht den sozialen Körper, trifft vor allem die Oberschichten und ist im Stande, des Bürgers höchstes Glück, „eine ganze Familie vom Tisch [zu] fegen" (S. 147), wie es etwa in den über Jahrzehnte vielbeachteten Schriften des Arztes Alfred Fournier hieß.

Mit kollektiven Empfindungen beschäftigen sich auch die weiteren, anderen Themenfeldern gewidmeten Beiträge. Es geht um Paris und die Wahrnehmungen der Modernisierung der Hauptstadt, es geht um die Diskurse über das *blutige Paris* und die industriellen Belastungen, welche die Haussmannisierung der Stadt begleiteten; und es geht um mentalitätsbedingte Ungleichzeitigkeiten, wie sie etwa der Zuzug von Wanderarbeitern aus Limoges sichtbar machten. Dies alles arbeitet hin auf ein abschließendes Kapitel *Zur Geschichte und Anthropologie der Sinneswahrnehmung,* in dem unter mehr theoretischer und methodenkritischer Perspektive noch einmal die wichtigsten Fragen aufgeworfen werden, die Corbin als Historiker des Mentalen stets begleiten. Das sind grundlegende Probleme, wie sie seit Lucien Febvre und Norbert Elias die historische Anthropologie beschäftigen: etwa die soziale und zeitliche Verortung der Grenze zwischen Gesagtem und Bemerktem, oder die Verschiebungen in der Rangordnung der Sinne. Corbins Verdienst für dieses Kapitel Zivilisationsgeschichte liegt – die versammelten Aufsätze bestätigen es abermals und eindrucksvoll – im Ausmachen der Spannungen und feinen Bewegungen, die der Sinneshaushalt im „Jahrhundert des Geldes" durchläuft. Er lehrt das Imaginäre zu lesen und die „suggestiven Zeichen der Verfeinerung" (S. 211) zu verstehen und er führt vor, wie die scheinbar völlig irrationalen Normen und Praktiken ihre Funktionen haben – für die Bewältigung der quer durch die Gesellschaft ziehenden Risse.

Bernhard Tschofen

Rudolf BURGER, *Überfälle. Interventionen und Traktate.* Wien 1993, 159 Seiten.

Rudolf Burger ist Kulturphilosoph an der Hochschule für angewandte Kunst. Er gehört dort vielbeschäftigt zu jenen, die die Öffentlichkeit nicht meiden. Mit Sicherheit ist er jedenfalls keiner der „Stillen im Lande", scheut nicht, wie viele andere, das Feuilleton, bezieht Stellung – polemisch etwa auch gegen seine eigene Philosophenzunft. Erst kürzlich hat er in einem Interview zum Thema „Heimat" Auskunft gegeben.[1] Damit wird Philosophisches, das hierzulande nicht gerade zur volkskundlichen Pflichtlektüre gehört, fachintern wichtig. Und interessant mag Burger noch wegen eines zweiten Grundes sein: Er gehört ohne Zweifel zu den opinion leaders des

hiesigen urbanen Kultur-Diskurses. Volkskunde spielt dort, trotz aller kulturanalytischen Selbstbehauptungsanstrengungen in Wahrheit keine Rolle; – wenn sie aber eine auch noch so kleine zugewiesen bekommt, so soll dies beachtet werden.

Auf eine Besprechung des größten Teils dieses Bandes muß hier allerdings verzichtet werden. Es seien aber Leseempfehlungen gegeben. Nicht uninteressant, wenn auch nicht ganz neuartig, ist Burgers *archäologische,* auf den Fetisch-Charakter der Ware abzielende Auseinandersetzung mit der abgesagten Wiener EXPO. Gleichfalls interessant (zumindest für jene, die diesen Zug nie betreten haben) erscheint die (ablehnende) Auseinandersetzung mit der Postmoderne. Und jenen, die volkskundlicherseits der Welt eine Apokalypse vorhersagen, sei der Aufsatz über „Die Philosophie des Aufschubs. Zur Apokalyptik, am Beispiel Günther Anders" zumindest anempfohlen. Auch die durch den Fall des Eisernen Vorhangs geänderte Rolle, die dem *Flüchtling* in westlichen, sozialstaatlich organisierten Gesellschaften zugewiesen wird, verdient Beachtung. Der Flüchtling wird zwar weiter „produziert", aber es besteht keine gesellschaftspolitische „Nachfrage" mehr, er bleibt als Konsequenz ein „Ärgernis allen Autochthonen". Was hier besprochen wird – und was volkskundliches Interesse direkt berührt – setzt genau dort ein.

Der *Kritischer Theorie* verpflichtete Philosoph Burger soll bei seinen einleitenden, die „befreiende Destruktivität" des Textes betonenden Worten genommen werden, die schon im Titel ausgewiesen sind: „Überfälle" verweist auf die herbeigewünschte Intention, nämlich durch die „energisch auf die Pointe" gebrachte „Geschichte" beim Leser „Störung" zu erzeugen. Was uns hier (wie bereits erwähnt neben vielem anderen) zu interessieren hat, ist vor allem Burgers Auseinandersetzung mit dem Konzept der „kulturellen Identität" sowie dort angeführte volkskundliche Beiläufigkeiten. Beides findet sich gebündelt in zwei Aufsätzen: „Patriotismus und Nation. Bemerkungen zu einem (nicht nur) österreichischen Problem" (S. 49 – 61) und „Die falsche Wärme der Kultur" (S. 105 – 115).

Die Konjunktur der Kategorie „kulturelle Identität" führt Burger auf den Zusammenbruch des sowohl für Gegner als auch für Befürworter wirkenden *Sinnstiftungssystems* Kommunismus zurück. Dieser führte, was beobachtbar ist, zu einer Nationalisierung, wenn nicht sogar zu einer Tribalisierung Europas und machte zunichte, was postmoderner Glaube war: das vielbeschworene „Ende der Geschichte", das „Ende der Großen Erzählungen" (Lyotard). Stattdessen diagnostiziert Burger eine Wiederkehr der „großen Erzählungen" und zwar „in ihrer primitivsten, narrativ konstruierten Form: als Erzählungen der nationalen, der ethnischen, ja der rassischen Identitäten" (S. 141). Diese Geschichten hätten die Aufgabe, abstrakte politische Gebilde und gesellschaftliche Strukturen zu *substantialisieren* und durch

Ausgrenzung Fremder Gesellschaft in Gemeinschaft umzuinterpretieren. Denn die post-postkommunistische Gesellschaft bedarf, was überzeugend ist, synthetischer Traditionen, die sinn- und identitätsstiftend wirken.

Das dafür eingesetzte zentrale Konzept der „kulturellen Identität" wird von Burger überzeugend analysiert und kritisiert. Die Sehnsuchtsparole und Sicherheitsanzeige „Identität" vermittelt und verspricht nichts Künstliches, sondern quasi organisch gewachsene Kollektivitäten wie Nation, Volk, Stamm oder Rasse. Nachdem aber im deutschsprachigen Raum Volk und Rasse (noch) diskreditiert sind, bekommt „kulturelle Identität" zur Stiftung einer Wir-Gemeinschaft eine derartig zentrale Position. „Kulturelle Identität" hat zudem einen bedeutenden Vorteil. Es klingt, ethnologisch abgesegnet, kulturalistisch und nicht biologistisch. In der Konsequenz wird aber dessen schlummerndes biologistisches Potential nur schwer bestreitbar sein. Auch „kulturelle Identität" dient zur Ausgrenzung Fremder. Zum angeblichen Schutz der eigenen Identität wird heutzutage und als postmoderner Hall ein Lob auf die kulturelle Differenz, auf die kulturelle Pluralität angestimmt. Das meistgebrauchte Stichwort in diesem Zusammenhang ist jenes der multikulturellen Gesellschaft. Burger hat m.E. recht, wenn er diese als eine Falle sieht, die lediglich behauptete Unterschiede stabilisieren will. Stattdessen fordert er eine „Entpathetisierung" der kulturellen Differenzen, der Kollektividentitäten. Was bereits mit ethnologischer Absicherung der Begriffe angesprochen war, sollte auch für Volkskundler überlegenswert sein. Meinen nicht die auch bei uns populär gewordenen „kulturellen Identitäten" eigentlich nur human scheinende Abgrenzungen?

Nicht zufällig führt Burger die Diskussion der „kulturellen Identität" zu anderen Identifikationspotentialen wie etwa Volk, Patriotismus, Nation oder Heimat. Auch hier kann ihm gefolgt werden, wenn er diese als Abgrenzungsbegriffe sieht. Ein weiterer, in österreichischen Diskussionen gebräuchlicher, ist jener der „Kulturnation". Hier stoßen wir auf das eingangs angekündigte Nebensächliche, auf das Volkskundliche.

Philosophen, das sei vorweggenommen, kennen meist, im Gegensatz zu Volkskundlern, eine exakte Verwendung von Sprache und Begriffen. Nicht Freude ist es daher, Ungenauigkeiten zu finden, sondern die Notwendigkeit, einem durchaus gebräuchlichen urbanen Kultur-Jargon nachzuspüren, wenn hier Durchschnittliches so aufgezeigt wird, wie etwa im kunstgeschichtlichen Bereich Fälschungen erkennbar werden – an den nebensächlichen, diesfalls volkskundlichen, Details. Auf Seite 57 ist folgendes zu lesen: „Sieht man moderne Industriestaaten sich jedoch näher an und läßt man von Sentimentalitäten sich nicht den Blick verkleben, so bleibt als erkennbare Kulturdifferenz allenfalls der Unterschied im Gehabe der Volkstanzgruppen und der staatssubventionierten Folklore. Nichts ist heute synthetischer als die angeblich organisch gewachsene Nationalkultur und das sogenannte

‚Brauchtum', das niemand braucht; außer Bürgermeister in Fremdenverkehrsgemeinden." Es spricht einiges dafür, inhaltlich zu folgen. Von *bloßer Folklore* ist noch ein zweites Mal im Text die Rede (S. 92). Sie dient dabei als Beispiel für (multi-)kulturelle Verfügbarkeit in der Gegenwart.

Hier lohnt Kritik, weil Burger hinter volkskundliches Standardwissen zurückfällt und auch ihm einschlägige Literatur zugute gekommen wäre. Denn „bloße Folklore" schließt ein, daß es auch „echte" gegeben hat. Bräuche können weiters auch „gebraucht" werden, wenn Fremdenverkehr den Hauptgrund liefert. Und ein letztes: Ausgesprochen unsympathisch ist der Ausdruck „staatssubventionierte Folklore", weil im Hintergrund das Schimpfwort der „staatssubventionierten Kunst" mitklingt. Das Argument ist aber auch darum falsch, weil es in Österreich zwar „Staatsfolklore" geben mag, aber eine staatliche Subventionierung, da Bundesländerangelegenheit, fehlt.

Was bleibt? Lesen, weil nur dadurch der Circulus vitiosus gegenseitiger volkskundlicher Selbstbestätigung gelöst werden kann und weil es das Buch auch tatsächlich wert ist.

Reinhard Johler

1 profil, Nr. 2, 10.10.1993, S. 16 – 17.

Elisabeth GROSSEGGER, *Der Kaiser-Huldigungs-Festzug Wien 1908* (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte, 585. Band). Wien 1992, 368 Seiten, 182 Abb.

Der Kaiser-Huldigungs-Festzug in Wien im Jahre 1908 nahm das 60jährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs, der diesem Unterfangen zunächst allerdings ablehnend gegenübergestanden war, zum Anlaß einer der letzten Interpretationen des Vielvölkerstaates. Konkreter: Es war eine in recht kurzer Zeit privat initiierte großbürgerlich-adelige und zugleich liberale Deutung sowohl der Vergangenheit als auch der Gegenwart des österreichischen Teils der Habsburgermonarchie. Die Intentionen lagen zeitgeschichtlich auf der Hand, denn es sollte die großösterreichische Staatsidee propagiert, national-sezessionistische Bewegungen hingegen bekämpft werden. Am 12. Juni 1908 zogen in einem 8 km langen Zug 12.000 Teilnehmer am Regentenhaus sowie an einer halben Million Zuschauern vorbei. Der Festzug bestand aus vier Teilen: Der erste umfaßte 19 historisch gekleidete Gruppen, die die Habsburgerherrschaft symbolisierten. Danach folgten die Genossenschaften. Der mit der größten Begeisterung aufgenommene

dritte Teil des Umzuges bildete der Nationalitätenfestzug. Als Abschluß marschierten Sportvereine und Jugendliche auf. Nicht vertreten waren, und dies kündigte bereits das nahende Ende an, Tschechen und Bosnien-Herzegowina, das wenig später, im Oktober 1908, annektiert wurde. Das Unternehmen, das durchaus wirtschaftliche Gewinninteressen verfolgte, wurde für die Veranstalter, trotz des großen Zuschauerzuspruchs, zu einem finanziellen Desaster.

Grossegger schildert ausführlich die Genese des Festzuges. Wiederholt waren etwa Abänderungen des Programmes notwendig. Sie benennt, mit biographischen Angaben versehen, die Aktivisten des Komitees, beschreibt die organisatorischen und inhaltlichen Vorbereitungen und dokumentiert ausführlich den Ablauf. Von besonderer Bedeutung für die Inszenierung der Veranstaltung war die Künstlervereinigung „Hagenbund". Deren Mitbegründer, Heinrich Lefler, war der künstlerische Leiter des Festzuges. Ihm zur Seite stand etwa auch Raoul Frank, der die Gestaltung des Nationalitätenfestzugs übernommen hatte.

Sowohl der historische Teil als auch der Nationalitätenfestzug verdienen eine nähere volkskundliche Betrachtung. Die „Gruppe 13" des historischen Umzugs zeigte mit einem ländlichen Fest die Zeit Josephs II. Der gestaltende Künstler Berthold Löffler inszenierte dabei mit Erntewagen, Bauernjugend, Winzer und Schnitter eine stilisierte, Rousseau zum Vorbild nehmende bäuerliche Welt. Waren hier die Teilnehmer Studenten der Wiener Kunstschulen, so waren es bei „Gruppe 16", den Tiroler Landsturm darstellend, Tiroler Bauern mit ihren „Originalgewändern". Und auch „Gruppe 18" war *originär* besetzt und demonstrierte das Wiener Straßenleben im Vormärz. Wegen der Größe, aber auch wegen der vertretenen Echtheit besonders umjubelt war der Nationalitätenfestzug. Dieser, zunächst eher beiläufig projektiert, gewann zunehmend für die Veranstaltung an Bedeutung. Regionale Künstlervereinigungen und die jeweiligen Landesmuseen waren mit der Organisation beauftragt. Jeder Teilnehmer erhielt freie Fahrt und Quartier sowie eine kleine Entlohnung. In Trachten gekleidet, oft Bauernhochzeiten darstellend, zogen sie nach Kronländern geordnet beim Festzug mit. Wegen des großen Zuspruchs wurde der Nationalitätenumzug im Prater wiederholt.

Von einem Zeitgenossen wurde der Nationalitätenfestzug als „wandelndes Volkskundemuseum", als „aufmarschierende Ethnographie" gepriesen (S. 200). Und tatsächlich: Michael Haberlandt war der Obmann des „Ausschusses für die Nationalitätenfeste". Er versuchte verständlicherweise, die Veranstaltung für sein Museum, für die Volkskunde insgesamt, zu nützen. In einem Aufruf bat er etwa die Teilnehmer, ihre Trachten und Gerätschaften gegebenenfalls dem Museum zur Verfügung zu stellen (S. 179).

Es muß der Autorin zugute gehalten werden, daß sie den Kaiser-Huldigungs-Festzug von der Vorbereitung bis hin zur Finanzierung penibel

nachrecherchiert und ebenso detailliert auch dargestellt hat. Erfreulich ist gleichermaßen der abschließende Bildteil, der Entwürfe der Künstler, den Festzug in der Karikatur sowie photographische Aufnahmen beinhaltet. An sachgerechten Informationen mangelt es wahrlich nicht. Allerdings wäre eine Überarbeitung und Straffung vor der Publikation vonnöten gewesen. Gleiches trifft auch auf das flüchtig dahingeschriebene Vorwort von Margret Dietrich zu. Das Lesen des Buches gleicht oft einer unnötigen Hetze von Zitat zu Zitat. Diese sind oft überlang und zwangsläufig schleichen sich zahllose Wiederholungen in den Text ein, die den Lesefluß stören und den gewollten authentischen Eindruck letztlich trüben. Zudem werden journalistische Werke (etwa jene von Helmuth Andics), obwohl längst Besseres publiziert ist, als grundsätzliche Literatur herangezogen. Inhaltlich ist das Buch nur in Teilen überzeugend und weist gerade in der analytischen Deutung des Kaiser-Huldigungs-Festzugs Schwächen auf. Der Vergleich mit dem Markart-Umzug ist nicht wirklich gelungen, die behauptete weiterwirkende Rolle von Erzherzog Rudolf bzw. dem *Kronprinzenwerk* erscheint überzogen. Tatsächlich stellte der Obmann des Festkomitees Graf Wilczek zwar eine personelle und inhaltliche Kontinuität dar, aber ein bruchloser Zusammenhang hätte einer dichteren Belegkette bedurft. Überinterpretiert scheint mir auch die Deutung Josefs II. am Wiener Hof des beginnenden 20. Jahrhunderts zu sein. Zu bemängeln sind weiters, angesichts der Reputation des „Verlags der Österreichischen Akademie der Wissenschaft" und auch wegen des Buchpreises, formale Kriterien: Ein Quellen- und Literaturverzeichnis, wie sonst üblich, fehlen. Der Satz ist in Teilen zumindest unkorrekt oder unübersichtlich, die Zitierweise wurde nicht durchgehend vereinheitlicht, manche Anmerkungen sind zu wenig präzise oder gar falsch (vgl. S. 259, Anm. 91).

Volkskundlicherseits wäre, was der Autorin nicht vorgeworfen werden soll, manches nachzutragen bzw. weiterzudenken. Der genannte, die Ehrenpräsidentschaft innehabende Graf Wilczek etwa gehörte auch zu den Gründungsmitgliedern des „Vereins für österreichische Volkskunde"[1]; auch hat die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" dem Thema mehrfach Raum gegeben.[2] Eine engere volkskundliche Interpretation hätte m.E. auf drei Ebenen einzusetzen. Zunächst wären die im Festzug vertretenen *Echtheits*-Vorstellungen der Jahrhundertwende zu analysieren. Als Zweites wäre zu fragen, warum gerade Trachten als das am besten geeignete Mittel erschienen, die Nationen der Monarchie, aber auch deren Zusammengehörigkeit zu demonstrieren. Und drittens gilt es, die Bedeutung des Kaiser-Huldigungs-Festzugs 1908 für die volkskundliche Fachkonstituierung erst genauer zu untersuchen. Hier müßte der Kette des sich etablierenden ethnographischen Denkens in Österreich ein bislang wenig beachtetes Detail eingearbeitet werden: Weltausstellungen, Kronprinzenwerk, Balkanerfor-

schung, Vereins-, Zeitschrift- und Museumsgründungen, Kaiser-Huldigungs-Festzug. Präzisiert werden könnte damit auch Michael Haberlandts liberal-bürgerlich geprägtes Nationalverständnis.

Wenn aber abschließend doch eine Lektüre empfohlen wird, so hat dies einen konkreten Grund: der Kaiser-Huldigungs-Festzug gehörte, wie eingangs erwähnt, zu den letzen (liberal-)bürgerlichen Interpretationen der übernationalen Donaumonarchie. Darin war er, weil auch mit identem personellen Hintergrund, ein ähnlicher Versuch wie auch die österreichische Volkskunde mit ihrem bald hundertjährigen Verein, seiner Zeitschrift und seinem Museum. Der Kaiser-Huldigungs-Festzug war, was die Entwicklung der Volkskunde und ihre öffentlichkeitswirksame Dimension betrifft, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das Buch bietet dafür mit seinem ausgebreiteten Quellenmaterial zahlreiche Belege.

Reinhard Johler

1 Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 1. Jg., 1895, S. 28.
2 Haberlandt, Michael: Der Kaiserjubiläumsfestzug am 12.6.1908, S. 139 – 140.

Georg RIGELE, *Die Wiener Höhenstraße. Autos, Landschaft und Politik in den dreißiger Jahren.* Wien, Turia & Kant, 1993, 193 Seiten, 65 S/W-Abb.

Daß Landschaften politische Symbolwerte besitzen, steht außer Zweifel, seit in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Veröffentlichungen sich mit der Kulturgeschichte der Natur beschäftigt haben. Der nationale Aspekt ist hier dabei ebensowenig zu übersehen wie bei den Maßnahmen zur Automobilisierung in diesem Jahrhundert, der zweiten Koordinate des in diesem Kontext für Österreich erstmals zur Debatte stehenden Themenfeldes.

Der jetzt edierte Band ist Teil einer historischen Dissertation an der Universität Wien, die neben der Wiener Höhenstraße auch noch die Großglockner-Hochalpenstraße zum Inhalt hatte. Er stellt die im autoritären Ständestaat begonnene und kurz nach dem sog. Anschluß fertiggestellte Straße auf und über das Wiener Kahlengebirge in den Zusammenhang einer politischen Landschaftsidee und untersucht die Funktionalisierung des Straßenbaus und Automobilverkehrs in den nach Symbolen ringenden dreißiger Jahren.

Georg Rigele geht quasi chronologisch vor und sichtet zunächst einmal vorsichtig das Terrain. Einem einleitenden Kapitel, in dem die Geschichte der Landschaftsauffassung nebst einiger österreichischer Spezifika im 18.

und 19. Jahrhundert skizziert werden, läßt der Verfasser eine Analyse der Kahlenberglandschaft folgen: von den Idealgärten Lacys, Cobenzls und de Lignes über die patriotischen Hymnen auf diese *Wiener Gegenden* bis zu den wechselnden Versuchen der politischen Instrumentalisierung lokaler Topolatrie. Sind es einmal Vergleiche mit den sieben Hügeln Roms, der Akropolis oder dem Kapitol, zu denen sich die imperialen Schwärmer des 19. Jahrhunderts hinreißen lassen, genügt ein andermal schon die Verkettung Römer/heiliger Leopold und Babenberger/Reich und Türkenbefreiung, um den Leopoldsberg zur *österreichischen Walhalla* zu machen.

Der zweite größere Abschnitt des Bandes ist den politisch-sozialen und kulturellen Bedingungen der Motorisierung im Österreich der Zwischenkriegszeit gewidmet. Dies geschieht einmal durch Zahlen, Fakten und Hintergründe zum Straßenbau und zum anderen durch eine Beschäftigung mit den diskursprägenden Autofahrerverbänden und -organen, der Lobby, welche für das öffentliche Bild des Autoverkehrs verantwortlich zeichnete. Die dabei aufgezeigten, aus Bild- und Textanalyse gewonnenen Fakten sind weder neu noch besonders überraschend (Freiheit, unvermittelte Wahrnehmung, persönlicher und sozialer Aufstieg); die Qualitäten dieses Abschnittes sind vielmehr in den indirekten Verweisen zu suchen, die durch den Veröffentlichungszusammenhang entstehen. Man vermißt weiterführende Hinweise zur nationalen Bedeutung der Motorisierung und zur Austrifizierung automobilen Erlebens.

Daß solches nicht nur angedeutet, sondern konsequenter verfolgt wird, wünschte man sich auch für den dritten und umfangreichsten Abschnitt des Bandes, welcher nunmehr ausschließlich der Wiener Höhenstraße gewidmet ist. Wieder wird – kenntnisreich und gut belegt – eine Vorgeschichte referiert, werden Vorgängerprojekte (Bahnen, Seilbahnen, Straßen) und ihr Scheitern vorgestellt, und wieder wird nur (allzu) vorsichtig gedeutet, was über die politischen Hintergründe und wirtschaftlichen Grundlagen des Baus selbst in Erfahrung gebracht werden konnte. Der Sprung von den stadtplanerischen Absichten zu den politisch-symbolischen Verschiebungen in der Inszenierung der Landschaft verliert sich oft dort, wo die Sache für das gestellte Thema erst eigentlich Brisanz gewinnt. Leider ist auch in den m.E. wichtigsten Kapiteln *Erfolgreiche Eröffnung und reger Betrieb, Das Kahlenbergrestaurant* (mit Bemerkungen über neue Dimensionen der Naturerfahrung am Kahlenberg) sowie *Die Höhenstraßenlandschaft* wenig synthetische Interpretation zu finden: Verkehrsstatistiken erzählen eben wenig über den Sinn des Fahrens und Befahrens, Hinweise auf Architekturdetails und Postkartenmontagen noch nicht genug über das vorsichtig konstatierte Zusammenspiel von Natur, Technik und Politik im Sinne von Identitätsstiftung und Nationswerdung.

Vielleicht sollte man das vorliegende Buch mit anderen Augen lesen: Immerhin spricht allein die Tatsache, daß hier nur schlagwortartig monierte Facetten zumindest angedeutet werden, für eine weit über das Selbstverständliche hinausgehende Qualität der Fragestellung. Daß diese immer eine Frage der Interessen ist, zeigt das sorgfältig erarbeitete Kapitel zur *Rolle des freiwilligen Arbeitsdienstes bei der Wiener Höhenstraße.* Entgegen der von Wien-Bewohnern gerne kolportierten Meinung, wurde sie nämlich nicht vom Arbeitsdienst „gebaut", sondern von einer Vielzahl kleiner und mittlerer Betriebe des Baugewerbes. Die Rolle des Arbeitsdienstes beschränkte sich auf freilich propagandistisch ausgeschlachtete Hilfsdienste: symbolische Beschäftigungspolitik.

Bernhard Tschofen

Dan DINER, *Verkehrte Welten. Antiamerikanismus in Deutschland. Ein historischer Essay.* Frankfurt a.M. 1993, 188 Seiten.

Dan Diner ist in Essen und Tel Aviv Professor für Neuere und Außereuropäische Geschichte. Er hat bisher eine Reihe wichtiger Bücher publiziert. Diese zu lesen, ist auch für Volkskundler von Nutzen, seine neueste Arbeit hingegen hier zu besprechen, hat einen einfachen Grund: Sie ist wichtig. Denn wenn heute noch – und für junge Studenten nahezu unverständlich – vereinzelt Heimatpfleger den Wert ihrer Tätigkeit bzw. die Bedeutung von Volkskultur darin bemessen, daß sie gegen die Beeinflussung durch amerikanische Kultur *(Negermusik* und *-tänze)* gerichtet sei, so ist dies als Ausläufer einer langen Linie eines eher unterschwellig geführten volkskundlichen Diskurses, einer fachinternen Grundannahme zu sehen. In wenigen Beispielen: Im 19. Jahrhundert priesen Fachvertreter Heimisches und wetterten gegen „americanische Verhältnisse". Diese konnten bald auch konkrete Namen aufweisen. So ist etwa im Vorwort der zweiten Nummer der Tiroler Heimat 1922 vom „amerikanischen Schwindler Wilson" die Rede, der Südtirol verraten habe. Prominente Fachvertreter haben denn auch unverhüllt in den 50er Jahren und danach, wie kürzlich vom Salzburger Historiker Gert Kerschbaumer[1] belegt, Antiamerikanismus – mitunter als Ersatz für Antisemitismus – propagiert. Amerikanische Kultur steht dort synonym für *Unkultur,* für *Primitivität* und damit für bedrohte Werte und Traditionen. Antiamerikanismus tritt zudem als Kritik an Massenkultur *(Hollywood, Coca Cola, MacDonalds)* in Erscheinung und ist ein Stück politischer Gegenwartskultur der Rechten und der Linken gleichermaßen.

Man mag daher bei kritischer Lektüre sein persönliches Amerikabild befragen und wird eigene Imaginationen, Stereotype und wohl auch Vorurteile (etwa die Behauptung *amerikanischer Kulturlosigkeit)* bemerken. Berechtigte Kritik und unhinterfragte Vorurteile sind dabei – auch für Diner – nur schwer zu trennen. Amerikabild, Amerikafeindlichkeit und, weltanschaulich eingeschweißt, Antiamerikanismus haben im deutschsprachigen Raum jedenfalls eine lange Tradition.

Diese aufzuzeigen und zu begründen, gelingt Diner in aufschlußreicher Weise. Er interpretiert dabei Amerika als europäische „Gegenwelt", als auf den Punkt gebrachte und auf die USA projizierte Verkörperung des „Entfremdungserlebnisses der Moderne". Als kultureller Code mit Weltdeutungsanspruch verstanden, entspreche der Antiamerikanismus einem säkularisierten Antisemitismus und ersetze diesen offen ausgesprochen in der Nachkriegszeit. Diner zeichnet in seinem Essay eine überzeugende Linie des negativ besetzten deutschen Amerikabildes, das in der Romantik eine erste Prägung erfahren, im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine inhaltliche Fixierung erhalten hat und recht bruchlos über die Weimarer Zeit und selbst den Nationalsozialismus in die Gegenwart weitertransportiert wurde. Antiamerikanismus war und ist eine Interpretation der kulturellen Eliten, für die einfache Bevölkerung hingegen blieb Amerika das ersehnte Auswanderungsland. Das Amerikabild kennt von Anfang an zentrale, nur mehr wenig variierte Inhalte. Amerika (die USA) galt, ganz in Gegensatz zur deutschen Kultur gesetzt, als einem „schnöden Materialismus" verfallen, es hätte weiters keine Ideale, sei sinnentleert, bleibe seelenlos auf den Gelderwerb konzentriert und verbreite einen kulturell nivellierenden Charakter. Interessant in diesem Zusammenhang sind zwei stabile Teile dieses Bildes: Kritisiert wurde die zu bedeutende Stellung der Frau in der amerikanischen Gesellschaft (was als Zeichen von Schwäche gesehen wurde) sowie die geringe kriegerische Tüchtigkeit amerikanischer Soldaten (was wohl einer ähnlichen Intention entsprach).

Antiamerikanismus als „verkehrte Welt" zur jeweils eigenen Kultur ist ein weltweites Phänomen. Aber gerade im deutschsprachigen Raum kennt es eine besonders tiefe Verwurzelung. Diner nennt Gründe: In Deutschland seien die Entfremdungserfahrungen mit der Moderne – anders als in Westeuropa – konkret auf Fremdes, eben auf Amerika, projiziert worden. Die rasante Entwicklung von Forschung, Wirtschaft und Technik habe zu erheblichen Ungleichzeitigkeiten geführt, denn es sei dieser eine Ausbildung von Mentalitäten gegenübergestanden, die kompensatorisch auf Vergangenes gerichtet gewesen sei und eine „heile Welt von Bodenständigkeit und Heimattreue, von Dienst und Pflicht, von Tradition und Gemeinschaft" beschworen habe. Von besonderem Interesse ist hier ein von Diner benanntes Argument: Wie sonst nirgends, habe „Authentizität", die Echtheit deut-

scher Kultur im Gegensatz zu Zivilisation und Moderne an Gewicht gewonnen.

Der Essay mag manchmal zu leicht geschrieben sein und er ist, gerade in der Nachkriegsgeschichte, deutlich auf Deutschland konzentriert. Trotzdem: Österreich dürfte sich in den zentralen inhaltlichen Strängen nur unwesentlich unterscheiden. Man mag letztlich auch eine abschließende Prognose Diners teilen oder auch nicht, diskussionswert ist sie allenfalls: In der sich abzeichnenden Auseinandersetzung „zwischen der politischen Kultur des Westens und ihrer Feinde" wird mit Sicherheit eine Neubestimmung auch des Amerikabildes vonnöten sein.

Das Buch regt jedenfalls zum Weiterdenken an; angeregt sei damit auch eine Studie volkskundlicher Amerika-Kritik, die – so scheint es – im Ergebnis (wie auch sonst vielfach) Einfaches zu Tage fördern würde: Volkskundlicher Antiamerikanismus war selten originär, war meist simpel wiederholend, blieb das Echo von andernorts Vorgegebenem.

Reinhard Johler

1 Kerschbaumer, Gert, Karl Müller, Begnadet für das Schöne. Der rot-weiß-rote Kulturkampf gegen die Moderne. Wien 1992, S. 94 f; Faszination Drittes Reich. Kulturmetropole Salzburg. Salzburg 1988.

Robert GEHER, *Wiener Blut oder Die Ehre der Strizzis.* Wien, Edition S im Verlag Österreich, 1993, 280 Seiten, Abb.

Der Leser schnuppert nicht Operettenluft, sondern betritt das verruchte Terrain der Wiener Unterwelt. Statt dem Showbusiness im Scheinwerferlicht, lernt er die Bühne der Rotlichtbannmeile des Wiener Gürtels kennen, dessen Drehbuch nicht nach einem *pretty woman* Lifestyle abläuft. Es werden ihm die Akteure hinter dieser Bühne vorgestellt, die nach ihren eigenen Gesetzen leben und ihre eigene Sprache sprechen, die sich nicht nur auf das Verbale beschränkt. Agiert wird innerhalb eines tradierten Ehrenkodexes, dessen Einhaltung weniger durch die Justiz gestört wird, als durch die Ausbruchsversuche des Nachwuchses in die Brutalität. Dem Wiener Journalisten Robert Geher ist eine spannende Kombination aus Unterhaltung und wissenschaftlicher Bearbeitung in einer für den Leser salonfähigen Aufbereitung des Wiener Milieus gelungen. Eine ausgewogene Mischung von Zahlen und Fakten mit Schilderungen der Tathergänge in Kriminalromanmanier garantieren Spannung und Interesse.

Der promovierte Publizist faßt die Ergebnisse seiner langjährigen, „körpernahen" Recherchen in den Kreisen der Wiener Unterwelt folgendermaßen zusammen: „Zweihundert Seiten unterhaltende, historisch fundierte Kriminalliteratur, eine Dokumentation in Anekdoten, fakten-, zahlen- und datenreich. Ein Wegweiser durch Prostitution, Glücksspiel und Menschenhandel, Raub, Erpressung und Einbruch in Wien. Wer wo was kontrolliert, wie es dazu kam und warum die *gute alte Zeit* gar nicht so gut war, wie es immer behauptet wird."

Während Väter die Erinnerung an Ganoven wie Josef Angerler und Josef Krista oder an die emanzipierte Kriminelle Wanda Kuchwalek, die *Wilde Wanda* genannt, Revue passieren lassen, ist es bei den anderen wohl die Neugierde an einer Welt, in die man bislang nur verstohlene Blicke geworfen hat. Das beiderseitige Interesse dürfte indes groß sein, da das Buch bereits Tage nach seiner Präsentation in den Buchhandlungen vergriffen war.

In einem kurzen Rückblick werden die signifikantesten Veränderungen in der Struktur des Wiener Milieus während der Zwischenkriegszeit und dem Zweiten Weltkrieg dargelegt, die zu seinem heutigen Erscheinungsbild beigetragen haben. Der Autor nennt es einen soziologischen Strukturwandel der Wiener Unterwelt. Einfache Gesetze und ein strenger Ehrenkodex bilden nach wie vor das Fundament der Organisation, Zuwiderhandeln gegen die Gesetze der Unterwelt ist ein Verstoß gegen die Ehre und bedarf der Bestrafung. Wo nur Selbstjustiz das verlorene Ansehen wiederherstellt, gelingt es Justitia nicht immer, Licht in die dustere Ganovenwelt zu bringen.

Zu welchen Veränderungen kam es im Wiener Milieu nun wirklich und warum verlor das kriminelle Handwerk seinen *goldenen Boden?* Die konsumorientierte Wohlstandsgesellschaft unserer Zeit brachte auch Umschichtungen im Bereich der dunklen Machenschaften der Unterwelt mit sich, welche in der vorliegenden Publikation beleuchtet werden. Die Auswirkungen dieser Umstrukturierung zeigen sich in einer erhöhten Rate von Straftaten mit Gewaltanwendung. Die Gier, möglichst schnell und bequem an das *große Geld* zu kommen, führt zu kriminellen Handlungen mit Waffenanwendung, zu Erpressungen und Raubüberfällen. Brutalität ersetzt die Fachkenntnis der *Ganoven alter Schule,* die ihre Coups sorgfältig planten und ebenso durchführten.

Robert Geher führt durch die Gänge der Unterwelt, erzählt von Banden und Platten, der Kleinen und der Großen Galerie; von Lust und Ernst am Strich und der Hoffnung auf das große Glück beim illegalen Stoßspiel; von Auseinandersetzungen mit blitzenden Messern und rauchenden Feuerwaffen, deren Kugeln allem Anschein nach ihr Ziel bisher aber wesentlich öfter verfehlten, als die blanken Klingen der Stichwaffen; er schreibt über die verschiedenen Varianten der Schwarzmärkte, von Schmugglern und Entführern; führt durch die Tristesse der Haftanstalten, der manche Häftlinge durch

Ausbruchsversuche, andere durch die Entdeckung ihrer literarischen Ader zu entfliehen versuchen. Und es stellt sich heraus, daß der Besitz des Sobota-Buches *Der Minus Mann* in genau der Schule für die Einleitung eines Diszlipinarverfahrens reichte, die dieser selbst einmal besucht hatte.

Wem Ausdrücke der Wiener Ganovensprache bisher fremd waren, der bedient sich des Glossars im Anhang des Buches. Dort findet man in der *Chronik von den Banden über die Platten zur Organisation* nochmals die Highlights der Wiener Unterwelt zusammengefaßt. Einziger Wermutstropfen im flüssigen Schreibstil sind die zahlreichen Lektoratsfehler, die das Interesse des Lesers aber nicht schmälern sollten.

Nora Czapka

Otto WIMMER, *Kennzeichen und Attribute der Heiligen.* Bearbeitet und mit Bildern ergänzt von Barbara Knoflach-Zingerle, Innsbruck – Wien, Tyrolia 1993, 307 Seiten mit 244 Fotos und zahlreichen Strichzeichnungen.

Seit 1956, als sein „Handbuch der Namen und Heiligen" (heute als „Lexikon der Namen und Heiligen" in 6. Auflage) erschien, ist „der Wimmer" ein Klassiker geworden. Um dieses umfangreiche Handbuch zu entlasten, gliederte Otto Wimmer 1963 660 der über 1200 Heiligen aus und faßte sie in einem zweiten Handbuch zusammen, das zunächst unter dem Titel „Die Attribute der Heiligen" veröffentlicht wurde. Bis in die 80er Jahre erlebte dieses Nachschlagewerk insgesamt acht Auflagen (die späteren Auflagen unter dem Titel „Kennzeichen und Attribute der Heiligen"), ehe sich der Tyrolia-Verlag entschloß, das in die Jahre gekommene Handbuch überarbeiten zu lassen.

In der ehemaligen Leiterin des Grazer Diözesanmuseums, Barbara Knoflach-Zingerle, fand man eine kompetente Fachfrau, die sich dieser Aufgabe annahm. Zunächst war überhaupt nur eine Erweiterung mit Abbildungen geplant, doch ergab eine genaue Sichtung rasch die Notwendigkeit einer durchgreifenden Überarbeitung. Knoflach-Zingerle war dabei um eine Verbesserung der Benützerfreundlichkeit bemüht, was ihr zum größten Teil auch gelungen ist. Die generelle Gliederung in Wimmers Handbuch in Attribute und Heiligenlexikon wurde zwar beibehalten, jedoch wurde die Gewichtung völlig verändert. Wimmers Konzept sah ursprünglich ein umfangreiches Lexikon der Attribute vor, das ausführlichere Erläuterungen über deren Träger einschloß; im zweiten Teil hingegen waren die Heiligen mehr oder minder in Registerform aufgelistet. Die Neuausgabe sieht nun eine Umgestaltung in der Weise vor, daß das Verzeichnis der Attribute von Details entlastet und auf die wesentlichen Angaben reduziert wurde; das

Heiligenverzeichnis hingegen finden wir entsprechend erweitert. So lesen wir z.B. in der alten Ausgabe unter dem Stichwort „Sichel" ausführlichere Hinweise auf Notburga und den Legendenzusammenhang, dafür stehen unter „Notburga" nur das Sterbedatum sowie der Festtag und die Attribute ohne weiteren Text. Die neue Ausgabe verweist uns nun unter dem Stichwort „Sichel" nicht nur auf Notburga, sondern auch noch auf Isidor und Donatus von Münstereifel, die fallweise mit diesem Gerät dargestellt werden. Zu den Heiligen bzw. den damit verbundenen Legenden finden wir jedoch keine weiteren Hinweise, diese sind erst unter den Stichwörtern „Notburga", „Isidor" und „Donatus" im Heiligenverzeichnis zu finden.

Die Benützbarkeit wird durch die textliche Entlastung der Attribute tatsächlich verbessert; dies umso mehr, als schwieriger zu beschreibende Objekte zusätzlich durch eine Strichzeichnung veranschaulicht werden, vereinzelt sogar unter dem Gesichtspunkt optischer Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte (z.B. Birett, S. 12). Auch die Ausstattung mit fast 250 Fotos kommt dem Band sehr zugute; ebenso die Entlastung des Nachschlagewerkes durch die Streichung jener Heiliger, „für die es kein eindeutiges individuelles Attribut bzw. im deutschen Sprachraum keine oder nur äußerst selten Darstellungen gibt" (S. 8).

Insgesamt kann man von einer gelungenen Bearbeitung sprechen, die jedoch so weitreichend ist, daß man sich als Benützer fragt, ob man eigentlich noch „den Wimmer" in der Hand hält. Wenn man schon nicht unbedingt von einem neu geschriebenen Lexikon sprechen will (obwohl man dies nicht zu Unrecht tun könnte), so wäre es doch mehr als gerechtfertigt gewesen, die Bearbeiterin als gleichberechtigte Autorin neben Otto Wimmer zu stellen.

Helmut Eberhart

Reinhard SCHMOOK, *„Gesunkenes Kulturgut – primitive Gemeinschaft". Der Germanist Hans Naumann (1886 – 1951) in seiner Bedeutung für die Volkskunde* (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Band 7). Wien, Eigenverlag des Helmut-P.-Fielhauer-Freundeskreises – Gesellschaft für Volkskunde und Kulturanalyse 1993, 214 Seiten.

Reinhard Schmook hat sich zu Person und Werk des Germanisten und Volkskundlers Hans Naumann schon verschiedentlich zu Wort gemeldet. Etwa in den 1991 von Kai Detlev Sievers herausgegebenen wissenschaftsgeschichtlichen Beiträgen zur Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Band 26), in deren Rahmen er (S. 73 – 90) der Rezeptionsgeschichte von Neumanns „Grundzügen" (1922) in geraffter, annähernd wortidenter Fassung

von Kapitel 3, 4 und 5 des hier angezeigten Bandes (S. 65 – 132) nachgegangen ist; oder auf dem Göttinger Volkskundekongreß anno 1989, auf dem er den Extrakt seiner 1988 in Berlin approbierten Dissertation referiert hat (s. Bönisch-Brednich, Brednich, Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses. Göttingen 1991, S. 535 – 542). Nun liegt seine Untersuchung (nach einiger Verzögerung – bereits in Göttingen war laut Geleitwort der Plan gefaßt worden) in toto vor. Sie enthält mehr oder weniger detaillierte Angaben zur Biographie, universitären Laufbahn und der Rolle Naumanns im nationalsozialistischen akademischen Betrieb sowie die erwähnte Rezeptionsgeschichte seiner Thesen zur Volkskultur, nebst einem Anhang mit bibliographischen Daten. Einen guten Teil seiner Doktorarbeit hat Schmook also bereits und in angenehmer Kürze veröffentlicht und damit sicher mit der Aufmerksamkeit eines fachhistorisch empfänglichen Publikums rechnen können.

„Fachgeschichte" ist ja mittlerweile eine etablierte Forschungsrichtung in der deutschsprachigen Volkskunde, die deren Kanon um die Dimension von Selbstreflexion erweitert hat. Daß der Fokus dabei auf der nationalsozialistischen Vergangenheit der Disziplin liegt, resultiert seinerseits aus der Geschichte fachinterner Historiographie: Seit Hermann Bausinger vor rund dreißig Jahren die Diskussion über eine Verquickung von „Volksideologie und Volksforschung" eröffnet hat, besann man sich, nach zeitweiliger Abstinenz herausgefordert durch so manche affirmative Geschichtsklitterei in der Kollegenschaft, immer mehr auf die Rolle der Volkskunde in doktrinärem Umfeld und stellte schließlich auf der Münchner Tagung der DGV anno 1986 erstmals offiziell und auf breiter Front die Frage nach dem Verhältnis dieser Wissenschaft zum NS-Staat. Damit war zugleich das Verhältnis von Person und Institution thematisiert, die Erkenntnisabsichten und die daraus resultierende Praxis von Tun oder Lassen der akademischen Akteure im (wissenschafts)politisch-ideologischen Korsett ihrer Zeit. Die seitdem zahlreich erschienenen einschlägigen Abhandlungen widmen sich auch vornehmlich Individuell-Biographischem, und man kann in so manchen Aufsätzen datenbankartig etwa die NSDAP-Beitritte diverser Fachvertreter samt deren späteren Dementis registrieren. Dieser Trend des fachhistorischen Betriebs, nach strukturell im Fachbetrieb angelegter wie auch persönlicher Schuld und (großteils ausgebliebener) Sühne in der Volkskunde im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus zu fahnden, ist sicher berechtigt und zu begrüßen, wenn es pragmatisch darum geht, niemals zu vergessen. Wieweit in solcher Reduktion auf Vergangenheitsbewältigung eine „historische Identität" (Lepenies) der Disziplin – wohl nicht die geringste Aufgabe von Wissenschaftsgeschichte – herausdestilliert werden kann, bleibt allerdings dahingestellt und sei hier angesichts der vorliegenden Untersuchung bezweifelt.

Ganz naiv möchte man doch ins Treffen führen, daß es bei jeder Geschichte – und so auch bei einer fachbezogenen – darum geht, Geschehen-(d)es zu verstehen und so zu rezenter Brauchbarkeit zu vergegenwärtigen. Man fragt sich, wieweit dies geleistet sein kann mit dem eindimensionalen Nachweis, daß Naumann ein „Apologetiker des faschistischen Gedankengutes und Herrschaftssystems" war – abgesehen von der Tatsache, daß das kein neuer Befund ist und hier Türen eingerannt werden, die bereits von anderen vor längerer Zeit geöffnet worden sind. Dessen scheint sich übrigens Schmook selbst bewußt zu sein, indem er einen Teil seiner Arbeit rekonstruierend den „Stellungnahmen" zu Person und Werk Naumanns widmet, wobei er in der Hauptsache geläufige Literatur (nehmen wir die Dissertation von Zita Ponti aus dem Jahre 1950 und die Ansichten des sowjetischen Ethnographen S. A. Tokarew aus) referiert, im übrigen zwischen „fortschrittlichen und weniger fortschrittlichen BRD-Volkskundlern" (S. 116) selektiert und damit zuweilen (cf. Äußerungen über den „progressiven Volkskundler N. N." [S. 6] oder den „Alltag des Klassenkampfes" [S. 211]) sich nicht gerade des aktuellsten Jargons bedient. Weder gelingt es jedenfalls Schmook, aus seinen wie immer makaber-eindrucksvollen Daten zur seinerzeit auch im akademischen Revier grassierenden Skrupellosigkeit ein scharfes Bild der persönlichen wie gesellschaftlichen Determinationen zu konturieren, noch, dieses in die Koordinaten allgemeiner kognitiver und institutionärer Entwicklungslinien des Faches zu stellen.

Anknüpfungspunkte für beides gäbe es gerade in der Causa Naumann, die gleichermaßen ins Detail einer Sozialpsychologie wie ins Generelle einer Paradigmen- als Institutionalisierungsgeschichte der Volkskunde weist, zur Genüge. Am Rande notiert Schmook beispielsweise die Tatsache, daß derselbe Naumann, dessen in extenso zitierte Führerhommagen keinen Zweifel an seiner rückgratlos allzeit bereiten Reaktion auf die politische Konstellation lassen, nicht nur in zeitgenössischer Erinnerung als privatim durchaus freimütig und tolerant geschildert wird, sondern etwa auch während der gesamten NS-Zeit einer jüdischen Assistentin im Schutze seines Instituts zum Überleben verholfen hat. Vielleicht kommt solchen Ungereimtheiten die Erklärung Thomas Manns recht nahe (jenes Thomas Mann, dessen Qualität Naumann immerhin bis zur Opposition gegen die Aberkennung der Ehrendoktorwürde des Verfemten durch die Bonner Universität anno 1936 [S. 37 – 40] sich nicht zu entziehen vermochte): „Naumann war der Typus des sinnigen Edel-Nazi und betörten Germanisten", einer „jener unglückseligen Intellektuellen, die die schmutzigste Travestie ihres Traumes von hohem und reinem Deutschtum verwechseln mit diesem ihrem Traum". Das mag hier nicht der psychologischen Weisheit letzter Schluß sein, und womöglich würde man sich, bei näherem Zusehen, im vorliegenden Fall dem auch auf Wissenschaftler zuweilen zutreffenden Befund Ador-

nos anschließen müssen, daß es „bei manchen Menschen schon eine Unverschämtheit (ist), wenn sie Ich sagen". Wie dem auch sei, Schmook bietet keine, den sozialen und individuellen Hintergrund berücksichtigende Analyse der Persönlichkeit Naumanns, und ebensowenig gelingt es ihm, sie in den größeren Rahmen einer volkskundlichen Institutionalisierungsgeschichte zu stellen. Es ist doch etwa verwunderlich – und wäre in diesem Zusammenhang zu reflektieren –, daß es zwar, nach einer Beobachtung Pontis, in den Köpfen so mancher damaliger Studenten „emsig naumannelte" (S. 111), daß jedoch aus dem – wie immer mißglückten, so doch in der Fachgeschichte der Zwischenkriegszeit recht einmaligen – Versuch, „eine Art System der Volkskunde zu entwickeln", sich keine „Schule", im Sinne eines organisierten weiterführend-verallgemeinerbaren Ansatzes in der Disziplin, entwickelt hat. Schmook geht auf diese Problematik kaum ein, führt jedoch implizit den vergleichsweise geringen Wirkungskreis Naumanns vorwiegend auf die zeitpolitischen Umstände vor und nach 1945 zurück. Nachzugehen wäre da eher beispielsweise der zeitlich-geographischen Parallelität des berühmten Kreises um Max Horkheimer zu Naumanns Frankfurter Jahren, dessen (in den Arbeiten von Kluke und Jay gut dokumentierte) Entwicklung im Kontrast möglicherweise einen ersten Erklärungsmodus für die generell geringe Präsenz von Schulen in der Volkskunde und damit für deren über weite Strecken niedrigen Institutionalisierungsgrad bieten könnte (vgl. E. A. Tiryakian: Die Bedeutung von Schulen in der Soziologie, in: Lepenies [Hg.], Geschichte der Soziologie, 1981, Bd. 2). Doch Fragen wie die nach jener oben angesprochenen historischen Identität der Volkskunde und damit die Rekonstruktion einer „disziplinären Vergangenheit, auf die sich im Prinzip alle Mitglieder der Wissenschaftlergemeinde berufen können" (Lepenies), scheinen für die vorliegende Untersuchung über eine, wie immer notwendige, „Vergangenheitsbewältigung" hinaus nur marginal von Interesse gewesen zu sein.

„Unter ethnologischem Blickwinkel sind ‚Geschichten' – im Verhältnis zu unserer eigenen zeitgenössischen Kultur – nicht weniger exotisch als fremde Kulturen". Diese Bemerkung Kirsten Hastrups gilt für jeden Bereich historischer Dimension und sicher auch dort, wo es um die Geschichte eines Faches und dessen Vertreter geht; und zugleich ist damit einschlägigen Bemühungen die Latte gelegt. – Wie gesagt, vieles über das hier behandelte Kapitel der volkskundlichen Fach(vertreter)geschichte wußte man bereits, nicht zuletzt dank Schmook. Und man weiß auch, daß weder Wiederholung noch Ausführlichkeit in der Regel die Plausibilität von Argumenten verstärken; sie ermüden eher die Aufmerksamkeit, auch des für die Thematik Interessierten. Er registriert nur, daß auch hier der Forderung, eine Geschichte der Volkskunde müsse die Geschichte volkskundlich sehen, nicht genügt wurde. Und so hat sich der Autor mit der Herausgabe seines kom-

pletten universitären Gesellenstücks möglicherweise nicht den besten Dienst erwiesen.

Herbert Nikitsch

Martin WARNKE, *Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur.* München/Wien, Carl Hanser Verlag 1992. 190 Seiten, 150 S/W-Abb.

Der Titel, mit dem Martin Warnke seine Studien zur politischen Ausstattung von Landschaften zusammenfaßt, ist wörtlich zu verstehen. Es geht nicht um die im Politjargon der letzten Jahre immer beliebtere Metapher politischer Klimata, Tendenzen und Handlungsmuster, sondern es geht um eine Praxis des Politischen selbst, nämlich der symbolisch-argumentativen Verwertung von Natur. Warnke untersucht sie – assoziativ und bildgeleitet – in sechs eigenständigen Kapiteln, welche jeweils um beispielhafte Motive, Sichtweisen und Metaphern kreisen. So erreicht der Band eine seltene Dichte; auf manche Skizze, manche Andeutung ließe sich spielend die sprichwörtliche Dissertation bauen.

Es ist eine sehr europäische Geschichte, die hier erzählt wird, und sie läse sich mit Sicherheit anders, wenn Warnke nicht – vielleicht etwas allzu pessimistisch – eine jahrhundertelang währende Qualität von Landschaft heute aufgehoben sähe: nämlich die Qualität, dem Menschen ein Gegenüber sein zu können. So steht sein Argumentieren zwar in der Tradition der gängigen Kompensationstheorien, nicht aber ohne der Landschaft selbst in ihrem Wandel von einer zivilisationskompensierenden zu einer zivilisationspotenzierenden Bedeutung eine aktive Rolle zuzudenken. Daher kennen das Buch und seine Einzeluntersuchungen jeweils nur eine lockere chronologische Argumentation und entwickeln ihre Gedanken in synchroner Sicht der im Prozeß der Zivilisation manifesten Bedürfnisse politischer Verständigung.

Die politische Besetzung der Ebene folgt dem zunehmenden Bedürfnis nach einer Ordnung der Kulturlandschaften, wie sie in Straßen, Brücken, Grenzen ihren nur mittelbar symbolischen Ausdruck, und wie sie später in Denkmalen ihre sinnfälligste Rhetorik findet. „Die Landschaft hat ein tragendes, dienendes, aufblickendes Verhältnis zum Großdenkmal" (S. 25), und das letztere ist die Instanz, die vorgibt, wie die umgebende Natur wahrzunehmen ist. Jedes Zeichen menschlicher Kultur, das die Landschaftsmalerei ins Bild setzt oder mit dem die Natur selbst ausgestattet wird, ist wandelnden Deutungen ausgesetzt; als Konstante aber bleibt, „daß ihrem jeweiligen Sinn dann etwas von der Selbstverständlichkeit der Naturkräfte mitgeteilt wird" (S. 26).

Auch *Berge und Burgen* operieren mit dieser Selbstverständlichkeit; sie sind zunächst Orte der Sicherheit, dann des ordnenden Rechts. Warnke spricht von einem „herrschaftlichen Konzept des Verhältnisses zwischen Burg und Land" (S. 53), als eines Verhältnisses, das freilich seit dem Hochmittelalter mannigfaltige Adaptierungen an die reale politische Situation einerseits, an ideale Herrschaftsentwürfe andererseits erfahren hat. Die Art, wie Burgen im Bild erscheinen (beschirmend, entrückt, sich der Landschaft öffnend), gibt Auskunft über die Verflechtungen dieses feudalen Herrschaftszeichens mit dem Territorium. Die Art wiederum, wie die Moderne Burgen zu benützen gelehrt hat – als Ausflugsziele und Stätten eines harmoniebedürftigen Blicks über das Land – erzählt auch noch dort von politischen Sehnsüchten, „wo (...) die politische Vergangenheit der Anlagen ganz verdrängt wird" (S. 55).

Daß stets idealisierte Sehgewohnheiten und Darstellungstraditionen und erst in zweiter Linie die reale historische Praxis das jeweils ikonographisch Mögliche bestimmen, zeigt sich deutlich in der Entwicklung *Vom Kampfplatz zur Kriegslandschaft.* Erst mit Verspätung konnten sich die neuen Heeresstrukturen gegen den heroischen Kampf Mann gegen Mann im Bild durchsetzen, und der wachsende Einbezug der Landschaft in die Kriegstaktik konkurrierte noch lange mit dem Anspruch, zuallererst die Fähigkeiten des Feldherrn wirksam zur Geltung zu bringen.

Diese feinen Verschiebungen von Anspruch und Ideologie zeichnet Warnke kurz und mit prägnanten Beispielen illustriert nach im Kapitel *Die Freiheit der Natur als politische Freiheit,* dem Kapitel, zu dem bereits die meisten monographischen Arbeiten vorliegen. Er faßt dabei besonders den Glauben an die erzieherischen Fähigkeiten nachgestellter Natur ins Auge, wie er sich etwa in der Debatte um die Englischen Gärten niederschlug und der in den meisten europäischen Städten nach der Beseitigung der Befestigungsanlagen den urbanen Kern mit regelrechten Tugendgärten umgeben ließ.

In weit größerem Umfang wissenschaftliches Neuland betreten hingegen die Kapitel *Naturgewalten und Naturgestalten* sowie *Politische Naturmetaphorik,* in denen Warnke ikonographisch höchst beachtliches Material zu Landschaftsphysiognomien, Kolossen, kolossalen Landschaftsbildnissen und Berg-Fürsten-Allegorien – um nur einige Stichworte zu nennen – ausbreiten kann. Bemerkenswert, weil in diesem Kontext als Quelle selten bemüht, erscheinen dabei besonders die Übersetzungen politischer Phantasien in die Emblematik mit ihren nicht immer leicht zu lesenden Naturmetaphern.

Gerade die verschlüsselte Symbolik dieser und ähnlicher Gattungen führt die Spielregeln der politischen Naturagitation am eindruckvollsten vor Augen. Zeigt sich darin doch, wie wichtig für eine funktionierende Verständigung das Beibehalten scheinbar naturgegebener Qualitäten ist. Erst Erfah-

rungswissen gestattet es, Natur als Natur wahrzunehmen, und erst die Anerkennung einer gewissen von ihr ausgehenden normativen Komponente ermöglicht den politischen Naturvergleich: „Durch die semantische und optische Nutzung und Besetzung der Landschaft ist diese gewiß überfremdet und instrumentalisiert; aber mir scheint ebenso unausweichlich die Einsicht, daß sie durch einen solchen Einsatz in ihrer Eigenkraft und ihrem Eigenrecht auch anerkannt ist" (S. 172).

Martin Warnke, kulturwissenschaftlich-ikonographisch argumentierender Kunsthistoriker, hat mit dem sich rein äußerlich vergleichsweise bescheiden ausnehmenden Band eine sowohl durch Fragestellung und Methode als auch durch das Maß an dichtester Synthese erstaunliche Bereicherung für das aktuelle Forschungsfeld einer Kulturgeschichte der Natur geliefert. Dem Buch sind große Verbreitung und produktive Rezeption zu wünschen.

Bernhard Tschofen

Antónia BARATI, Péter SZUHAY (Hg.), *Pictures of the History of Gipsies in Hungary in the 20th Century.* „World is a ladder, which some go up, some go down." Anthropological photo-album. Budapest, Néprajzi Múzeum 1993, 365 Seiten, 736 Abb., in ungar. und engl. Sprache.

Die Roma sind 1993 in Österreich als Volksgruppe anerkannt worden. Sie sind kulturell etwa im Romano Centro ausgesprochen rührig, versuchen an Klischees und Vorurteilen zu rütteln und werden im Minderheitenjahr 1994, so ist zu hoffen, eine zentrale Rolle innehaben. Im *Ethnographischen Museum Schloß Kittsee* fand letztes Jahr eine von der Öffentlichkeit wahrgenommene Ausstellung „Ich bin einen weiten Weg gegangen. Aus dem Leben der Roma" statt. Eine Auseinandersetzung – historisch und gegenwärtig – steht notwendigerweise an. Denn Pogrome und Diskriminierungen der Roma drohen erneut. Die ersten Todesfälle in Ungarn, der Slowakei und Rumänien müssen leider zur Kenntnis genommen werden. Umso wichtiger und gesellschaftspolitisch mutig dazu ist eine Ausstellung im Budapester *Néprajzi Múzeum* unter dessen Direktor Tamás Hofer. Hier soll der in ungarischer und englischer Sprache abgefaßte – und das sei gleich vorweggenommen – beeindruckende Katalog gewürdigt werden, dessen Motto „Die Welt ist eine Leiter auf der manche hinauf- und manche hinuntersteigen" für die Geschichte der Zigeuner in Ungarn insgesamt gelten kann.

Als „anthropologisches Photoalbum" angekündigt und mit einer klugen Seh- und Leseeinbegleitung versehen, bietet der Katalog mehrere Zugänge, die allesamt auch von unserem Umgang mit dem *Zigeuner* – in Forschung, Politik und Alltag – berichten. Mehr als 700 Photographien (die älteste

stammt aus dem Ende des 19. Jahrhunderts) und zahlreiche gut gewählte wissenschaftliche, zeitgenössische und beschreibende Zitatstellen dokumentieren eindringlich die letzten hundert Jahre der ungarischen Zigeuner. Die erste Sichtweise belegt ethnographisch Alltags- und Festleben, Wohnen und Siedlung, Wanderhandwerk, ethnische Arbeitsteilung und die soziale Stratifikation der *Zigeuner.* Dabei wird, wie auch in den anderen Zugangsweisen, der Weg in die Gegenwart breit nachvollzogen (etwa zur Ghettobildung in Budapest). Freilich auch dieser Gang war und ist von Katastrophen, genauer von Völkermord, gesäumt. Photographisch ist dies mit der Abbildung einer alten ungarischen *Zigeunerin* in Auschwitz 1944 ebenso festgehalten wie mit den abschließenden Aufnahmen geflüchteter bosnischer Roma in ungarischen Sammellagern.

Die zweite von den Autoren vorgeschlagene Sehweise entspricht einer Hoffnung. Das Photoalbum zielt darauf ab, die Sicht der *Zigeuner* von sich selbst zu zeigen und einen Prozeß darzustellen, der von der größten ungarischen Minderheit über Versuche der nationalen Integration bis hin zu den ersten Schritten einer eigenen Nationswerdung geht.

In vielem aber belegen Textstellen und Photographien die dritte Zugangsweise, die vorführt, wie die Majorität ihre (meist ungeliebte) Minorität sieht (oder sehen will). Denn *Zigeuner*-Kultur polarisiert die Beobachter und löst tiefsitzende Emotionen aus: positive, wenn die *Zigeuner* musikalisch sind, negative bei fast allen anderen Kulturmerkmalen. Fast jede der (zumindest historischen) Aufnahmen kehrt die Kultur des Photographen und somit seinen Umgang mit den Fremden nach außen. Dabei hat Ethnographisches (Kleidung, Wohnung usw.) wesentlich zu dieser Fremdsicht beigetragen. Der Katalog läßt dies vom Anfang der photographischen Dokumentation an nachvollziehen. Die Zigeuner fanden Interesse, weil sie als die letzen „Wilden" Europas (volkskundlich: als die wahrhaft „Primitiven") galten. In Studioaufnahmen und Genrephotos wurden sie dementsprechend positioniert: entweder begleitet von Staatsorganen und wohlwollendem Bürgertum (Aufn. 14) oder als *unzivilisierte,* etwa nur halbbekleidete Mädchen (Aufn. 55).

Diese drei Sichtweisen der ungarischen *Zigeuner*-Kultur sind zwangsläufig ineinander verwoben. Der interessierte Leser, der aufmerksame Betrachter wird aber mit Gewinn dem Katalog folgen. Volkskundler könnten weiters ihre eigene Sehweise des Fremden überdenken. Es wird nahezu ein klassisches Anschauungsmaterial zur Hand gegeben. Wer mehr zur Situation der Zigeuner in Ungarn wissen will, der sei auf das Nachwort von Péter Szuhay verwiesen, der historische, soziologische, volkskundliche und gegenwärtige Aspekte ausführlich analysiert. Man kann sich seinem abschließenden Wunsch nur anschließen: Eine zivilisierte Gesellschaft muß, trotz Fremdenangst, dem Fremden noch Plätze und Chancen offenhalten, muß den kulturellen Dialog suchen.

Was der Katalog nicht leisten konnte, aber durch Zitate zumindest anspricht, ist wissenschaftlich noch nachzutragen: Eine Geschichte der „Zigeunerforschung" in Ungarn in Zusammenhang mit der Entstehung von Volkskunde. An prominenter Stelle sind dabei Erzherzog Josef (s. S. 21) und Anton (Antal) Herrmann (s. S. 345) zu nennen. Beide waren ab 1887 für die *Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn* (ab dem 3. Band zugleich *Organ für allgemeine Zigeunerkunde)* als Herausgeber bzw. Protektor verantwortlich.

Reinhard Johler

Robert HOFFMANN, Erich URBANEK (Hg.), *Golling. Geschichte einer Salzburger Marktgemeinde.* Golling, Eigenverlag der Marktgemeinde 1991, 731 Seiten, zahlreiche Abb.

Ortschroniken, „Heimatbücher" oder wie die Aufarbeitung von naturräumlichen Gegebenheiten und historisch-kultureller Entwicklung eines Dorfes, einer Gemeinde sonst noch heißen mögen, sind allemal brauchbare Quellen für die Volkskunde. Selten jedoch findet man unter ihnen jene Beispiele, die mehr sind als zwar bemühte, insgesamt aber doch recht dilettantische Abschreibübungen, Auflistungen von bedeutsamen „Ereignissen", Aneinanderreihung von Jahreszahlen (wobei allerdings die Zeit zwischen 1938 und 1945 gerne ausgespart bleibt). Die „Geschichte Gollings" zählt jedenfalls zu den hervorzuhebenden und auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Vorbildern. Die Zusammenarbeit zwischen einem dem Ort verbundenen und an der Salzburger Universität wirkenden Historiker und dem Kustos des Gollinger Heimatmuseums, die als Herausgeber fungieren, und die Heranziehung von gut 30 MitarbeiterInnen mit entsprechenden Kenntnissen haben zu einem umfassenden Sammelband geführt, gegliedert nach: Natur und Landschaft – Von der Urgeschichte zur Gegenwart – Befestigungen und kriegerische Ereignisse – Kunst, Kultur und Religion – Vergangenes Leben in Markt und Landgemeinden – Wirtschaft und Verkehr – Staatliche Institutionen – Vereine. Eine Ortsbibliographie rundet das über 700seitige Buch ab, welches im Abschnitt über „Vergangenes Leben ..." volkskundlich-kulturwissenschaftliches Interesse nicht nur weckt, sondern auch befriedigt. Barbara Waß, deren „biographische" Bände aus Michael Mitterauers Reihe „Damit es nicht verloren geht ..." bekannt sind, gibt, fußend auf lebensgeschichtlichen Erzählungen von GollingerInnen, ein anschauliches Bild vergangenen Bauernlebens, Kurt Conrad analysiert in „Häuser und Höfe" das „Bewegungsfeld" der Gollinger Hauslandschaft zwischen das nördliche „flache" Land prägenden Ein- und für das „Gebirge" typischen Zwiehöfen. Im historische wie technische

Hausforschung auf gelungene Weise verbindenden Beitrag (in dem nicht nur bäuerliche Gehöfte, sondern auch die Häuser der Marktsiedlung ausreichend Berücksichtigung finden) gelingt es dem Autor mit exakten Baubefunden, auch die Frage der Entstehung des regionalen Einhoftypus zu beantworten: „Es handelt sich um die Einfügung einer Blockbau-Behausung in einen Ständerbaustadel", und zwar verursacht durch die im Spätmittelalter einsetzenden Güterteilungen, als deren Folge die Viehzahl verringert werden mußte und die Errichtung von getrennten Gebäuden für Wohn- und Wirtschaftszwecke nicht mehr lohnte. Ähnlich bemerkenswert ist auch der von Irmtraut Froschauer und Ulrike Kammerhofer erarbeitete Abschnitt über „Das Alltagsleben in vergangenen Jahrhunderten", dem vor allem die Auswertung archivalischer Belege zugrunde liegt. Bräuche, Nahrung, Wohnen und Wirtschaften, Kleidung, Gasthauskultur werden in ihrer sozioökonomischen Bedingtheit kurz dargestellt, frei von jener mythologisierenden Ideologie, die etwa das gleichzeitig erschienene „volkskundliche" Kapitel in Heinz Dopschs „Geschichte Salzburgs" prägt. – Insgesamt sei diese „Geschichte einer Salzburger Marktgemeinde" mit der gelungenen Verbindung von populärer Text- und Bildgestaltung und gewahrter Wissenschaftlichkeit allen ähnlichen Vorhaben zur Nachahmung empfohlen.

Olaf Bockhorn

Michaela WOLF, *Hugo Schuchardt Nachlaß* (= Arbeiten aus der Abteilung „Vergleichende Sprachwissenschaft", Graz, Band 6), Graz, Leykam 1993, XIX + 635 Seiten.

Als der bedeutende Romanist Hugo Schuchardt am 21. April 1927 starb, hinterließ er einen Nachlaß, der nicht so rasch seinesgleichen findet. Er vermachte der Universitätsbibliothek Graz neben zahlreichen Dokumenten, Manuskripten und Sammlungen einen Schatz von 13620 (!) Briefen. Bereits im Oktober 1927 schrieb die Universitätsbibliothek, daß beabsichtigt sei, „nächstens (...) Schuchardts Korrespondenz zu ordnen und einzureihen" (S. X), doch blieb auch diesem Fundus das Schicksal so vieler Nachlässe nicht erspart: er lag in Kisten verpackt unberührt in Depots. Erst in den frühen 60er Jahren wurden die Briefe nach Korrespondenten geordnet. 1977 fand in Graz anläßlich seines 50. Todestages ein Schuchardt-Symposion statt und damit verstärkte sich das Interesse an seiner Person erneut. Abgesehen von einzelnen Bearbeitungen und der Erstellung eines Briefregisters (1979) verzögerten sich die entsprechenden Pläne weiterhin, und es sollten noch ca. zehn Jahre vergehen, ehe die Romanistin Michaela Wolf über ein wissenschaftliches Projekt beauftragt wurde, den Nachlaß systematisch zu

bearbeiten und über ein Verzeichnis zugänglich zu machen, das schließlich 1993 vorgelegt wurde.

Die Autorin bringt zunächst auf XIX Seiten eine kurze Geschichte des Nachlasses sowie eine Beschreibung der Gliederung, die zugleich ein Wegweiser für die Benutzung des Nachlaßverzeichnisses ist. Den Abschluß dieses Teiles bildet eine knappe Zusammenstellung der biographischen Daten Hugo Schuchardts, die über sein Leben und seinen Werdegang in Stichworten Auskunft gibt und Interesse an einer leider noch immer ausstehenden umfangreichen Gesamtbiographie zu wecken vermag.

Der Nachlaß bzw. das Nachlaßverzeichnis selbst ist in Korrespondenz, Werkmanuskripte, Lebensdokumente, Sammlungen und in die – von den ca. 1000 Druckwerken abgesehen – eher unbedeutenden „Materialien am Institut für Romanistik" gegliedert. Es beginnt mit einem alphabetischen Register der Verfasser der an Schuchardt gerichteten Briefe, das über 2000 Namen enthält und ein beeindruckendes Zeugnis von den umfangreichen internationalen Verbindungen Schuchardts darstellt.

Das beeindruckende Zeugnis des vorliegenden Buches sind jedoch die folgenden ca. 340 Seiten, auf denen alle 13620 Korrespondenzstücke Brief für Brief nach dem Verfasseralphabet aufgelistet werden, zusätzlich versehen mit Datum, Ort, Sprache und wenn möglich einem Stichwort, das den Inhalt des Schreibens kennzeichnet. Schon eine erste Sichtung des Autorenverzeichnisses und des Briefregisters zeigt, daß dieser Nachlaß weit über die Linguistik und Romanistik hinaus von Bedeutung ist: Wir finden in der Volkskunde und Ethnologie so bekannte Namen wie Richard Andree, Marie Andree-Eysn, Adolf Bastian, Arnold van Gennep, Viktor Geramb, Eduard Hoffmann-Krayer, Rudolf Meringer, Giuseppe Pitré, Karl Rhamm und Eduard Seler, um nur einige aus einer schier endlosen Liste zu nennen; insbesonders die Briefe R. Meringers würden wohl manchen Aufschluß geben über den heftigen Diskurs, den die beiden über die „Sachen und Wörter" (Schuchardt) bzw. „Wörter und Sachen" (Meringer) führten.

Die Bearbeiterin M. Wolf ließ es jedoch nicht bei diesem allgemeinen Briefregister bewenden: Die gesamte Korrespondenz ist darüber hinaus auch in Schlagwort-, Publikations-, Berufs-, Ortsnamen-, Sprachen- und Jahresregistern erfaßt.

Das Schlagwortregister führt den Interessenten gezielt zu den sehr vielseitigen Sachgebieten, über die Schuchardt korrespondiert hat; das Publikationsregister verweist auf jene Briefe, die sich mit seinen verschiedensten Veröffentlichungen befassen. Es ist allerdings anzumerken, daß dieses Verzeichnis nur in Verbindung mit dem erstmals 1922 (Neudruck 1976) als „Hugo-Schuchardt-Brevier" erschienenen Schriftenverzeichnis verwendbar ist, da sich die im Register angeführten Werke hinter Nummern verbergen, die sich auf die genannte Bibliographie beziehen.

Am problematischsten ist wohl das Berufsregister; einerseits zeigt es erneut die enorme wissenschaftliche Breite, die sich hinter den Briefschreibern verbirgt, andererseits ist es ein Spiegelbild der Austauschbarkeit mancher Disziplinen und der entsprechenden Bezeichnungen zu Beginn des Institutionalisierungsprozesses und sorgt damit für Probleme beim Suchen zahlreicher Namen. Deutlich wird dies etwa am Beispiel der Volks- und Völkerkunde. Während wir diese beiden Begriffe im Register nicht finden, tauchen entsprechende Gelehrte unter den Berufen „Anthropologe", „Ethnograph", „Ethnologe" und „Folklorist" auf. Nun ist die Begriffsproblematik an sich nicht der Verfasserin anzulasten, sie wäre jedoch besser beraten gewesen, mit mehr Querverweisen zu arbeiten und die Namen dafür in größere Berufsgruppen zusammenzufassen.

Nach dem Ortsnamenregister, das den Zugriff auf die Korrespondenz auch über den jeweiligen Aufenthaltsort des Absenders erlaubt (Geramb schrieb z.B. an Schuchardt während seiner ausgedehnten Schleswig-Holstein-Reise 1926 aus Kiel), erschließt ein Sprachenregister den Briefnachlaß über 23 (!) Sprachen, in denen Schuchardt korrespondiert und die er neben „weitere(n) Sprachen aller Wahrscheinlichkeit nach aktiv und passiv beherrscht" (S. XIV) hat.

Das anschließende Register der Werkmanuskripte ist ebenfalls nach Sachgebieten bzw. Fachbereichen geordnet und es verwundert den inzwischen sprachlos gewordenen Rezensenten nicht mehr, daß auch hier über 35 Gruppen enthalten sind.

Nach den Verzeichnissen der erhaltenen Dokumente aus seinem Leben und der Sammlungen, die zahlreiche Fotos, Rezensionen, Zeitschriften, Landkarten usw. enthalten, schließt diese penible und umfangreiche Nachlaßbearbeitung mit dem eingangs angesprochenen Materialien im Besitz des Instituts, die praktisch jenen Bestand darstellen, der in Schuchardts Villa vorhanden war, als das Institut für Romanistik 1941 dort einzog, darunter die anfangs angesprochenen knapp 1000 Druckwerke.

Wenn man das Nachlaßverzeichnis aus der Hand legt, ist man geneigt, sich zweifach zu verbeugen; einerseits vor dem Gelehrten Hugo Schuchardt, dessen breite Wissenschaftlichkeit sich in diesem Band spiegelt, andererseits aber auch vor der Bearbeiterin des Nachlasses, die sich mit großer Konsequenz durch das umfangreiche Material gearbeitet hat; wobei auch Peter Langmann und Heinz Spörk nicht unerwähnt bleiben dürfen, die das dafür notwendige Datenbank-System entwickelten.

Wenn man weiß, wieviele Nachlässe auch heute noch unaufbereitet und unbearbeitet in Archiven, Instituten, Museen und Bibliotheken ruhen, wird an diesem Beispiel wieder einmal bewußt, welchen Nutzen wir aus einer derart vielseitigen Erschließung zu erzielen vermögen. So könnte dieses

Werk Anreiz und Vorbild für zahlreiche noch ausstehende Nachlaßbearbeitungen sein – dies sicher auch in der Volkskunde.

Helmut Eberhart

Trachten nicht für jedermann? Heimatideologie und Festspieltourismus dargestellt am Kleidungsverhalten in Salzburg zwischen 1920 und 1938 (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Band 6). Salzburg, Eigenverlag des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde 1993, 347 Seiten, zahlr. Abb.

Der Gamsbart sei eines der „ganz wenigen Symbole für die Identität Österreichs", meinte kürzlich Staatssekretärin Ederer in einem ORF-Statement zu inhaltlichen und formalen Aspekten der EU-Werbekampagne, und konsequenterweise ziert dieses Accessoire auch jenes Strichmännchen, das in einem Werbespot mit überzeugtem „Eh kloar" die künftige nationalkulturelle Eigenständigkeit nach einem EU-Beitritt betont. Das kleine Beispiel eines kleinen Attributs mag zeigen, daß das volkskundlich-kanonische Sujet „Tracht" nach wie vor aktuell, daß die Signalfunktion von Kleidung heutzutage (wieder) von einer über den Rahmen individueller Selbststilisierung hinausgehenden Bedeutung von öffentlich-politischer Dimension ist – einer Dimension, die über die in diesem Zusammenhang oft und gern strapazierte Authentizitätsproblematik reicht.

Kleidungsforschung (s. allgemein einführend den Beitrag von G. Böth in: R. W. Brednich (Hg.), Grundriß der Volkskunde. Berlin 1988) ist wissenschaftsgeschichtlich geprägt durch die thematische Polarität von „traditioneller" Tracht und „kurzfristiger" Mode – letztere lange Zeit in disziplinärer Arbeitsteilung der kunstgeschichtlichen Betrachtung vorbehalten –, durch Kontroversen sowohl im (auch rezenten) fachlichen Diskurs (s. beispielsweise K. Beitl/O. Bockhorn (Hg.), Kleidung – Mode – Tracht. Referate der Österr. Volkskundetagung 1986. Wien 1987) wie auch, von diesem begleitet bzw. geschürt, in den Diskussionen auf dem Forum eines von pflegerischen und ökonomischen Interessen gleichermaßen beherrschten Marktes. Sie versteht sich heute, über solche fachinternen wie -externen Verwertungsaspekte hinaus, einem Zugang verpflichtet, der im Dreischritt von reliktforschender Perspektive (Tracht als traditionelle Kleidung einer früheren Kulturstufe) über die Frage nach, gegenwärtiges Bedürfnis weitgehend ausklammernder, folkloristischer Funktion (Tracht als „Kontrastphänomen" in nivellierender und nivellierter [Tourismus]Kultur) zu einer Einbettung der Thematik in das Ganze des heutigen kulturellen Horizonts fortgeschritten ist (s. H. Bausinger, Konzepte der Gegenwartsvolkskunde in: ÖZV 87/38, 1984), und dem es vorrangig weniger um eine Bekleidungsgeschichte

im engeren Sinne, als um die Wirkungs- und Wahrnehmungsgeschichte von Kleidung und im Speziellen um die „zweite Geschichte" von Tracht, um die „Geschichte von Tracht als Idee" geht (s. B. Tschofens Anmerkungen zu einer zweiten Geschichte der Tracht in Vorarlberg in: ÖZV 94/45, 1991).

Die Autorinnen der jüngsten Folge der Salzburger Beiträge" nehmen einen regionalen und zeitlichen Ausschnitt dieser „Zweiten Geschichte" ins Visier, indem sie, das historische Feld vor der eigenen Haustür beackernd, in der Zeit der Erst- und Hochblüte der Festspielmetropole der „Salzburger Tracht zwischen Entdeckung und Erfindung" (so der Titel des einleitenden Aufsatzes von U. Kammerhofer-Aggermann) nachspüren. Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Alma Scope und Monika Gaurek verfolgen dabei akribisch so manches Detail des regionalen „Mythos Tracht". Sie ent-decken etwa die Ursprünge des „Henndorfer Dirndls" (A. Scope), das, „Inbegriff des Salzburgbewußtseins für die einen und modischer Verkleidung für die anderen, als Symbol der spezifischen Gesellschaftssituation im Salzburg der zwanziger und dreißiger Jahre gesehen werden (kann)"; sie zeichnen die Entstehung des „Lamberghutes" (U. Kammerhofer-Aggermann), des „original Salzburger Hutes", nach und damit zugleich die „Schaffung von Tradition und ‚Echtheit'"; und sie dokumentieren nicht zuletzt den wirtschaftlichen Background der Entwicklung, beispielsweise in der chronologischen Aufzählung der „Gewerbescheinverleihungen im Bekleidungssektor in der Stadt Salzburg" (M. Gaurek) oder in der Behandlung der Firmengeschichte des Sporthauses Lanz (A. Scope). Breiter Raum wird der organisatorischen Komponente und damit implizit der gesellschaftlich-(real)politischen Virulenz von Trachtenpflege gegeben, so etwa den auf Landesebene angesiedelten Bemühungen „betreffend Förderung und Hebung der Salzburger Eigenart in Tracht, Sitten und Gebräuchen" oder dem in Salzburg konstituierten „1. Österreichischen Reichsverband für Alpine, Volks- und Gebirgs-Trachten-Erhaltungs-Vereine" inklusive dessen antisemitischer Agitation (U. Kammerhofer-Aggermann). In der Art eines (auch optisch zu lesenden) Readers schließt A. Scope mit einer Zusammenstellung von zeitgenössischen Bildern und Kommentaren als „Echo" der Festspiele und sucht so das „Salzburger Flair" nachvollziehbar zu machen, das sie in einem vorangegangenen Aufsatz als das Substrat jener Trachtenbegeisterung (die nicht zuletzt im Marketingkonzept einer „offiziellen Hinwendung zur ‚Volkstümlichkeit'" wurzelte), geortet hat.

Diese beiläufigen Andeutungen zum Inhalt des angezeigten Salzburger Trachtenbandes müssen hier genügen. Er enthält eine derartige Menge einschlägiger regionaler Daten und Fakten, daß vor jedem Versuch, nacherzählend ins Detail zu gehen, zu passen ist. Und diese Fülle an Informationen, die nicht selten in regionalhistorische Einzelheiten sich verästeln, macht die Lektüre dieser 300 Seiten zwar interessenfalls äußerst ergiebig, aber, trotz

des zuweilen rein referierenden Duktus der Beiträge, doch oft nicht leicht. Die Ergebnisse eines aus disparatesten Quellen schürfenden Fleißes werden vom Leser dankbar zur Kenntnis genommen; manchmal freilich würde er sich eine Art Summarium des Bandes als eine Klammer wünschen, die die Vielfalt der gebotenen Dokumentation thesenhaft zusammenhielte. Wie auch immer: Mit dem 6. Band seiner im Jahresrhythmus erscheinenden Publikationsreihe hat das „Salzburger Landesinstitut für Volkskunde" erneut ein kräftiges, für die Kleidungsvolkskunde sicher über den regionalen Rahmen hinaus zu registrierendes Lebenszeichen gegeben.

Herbert Nikitsch

Hans-Peter ECKER, *Die Legende – Kulturanthropologische Annäherung an eine literarische Gattung.* Stuttgart 1993, XI, 397 Seiten.

Über „Legende" ist viel geschrieben worden und wir denken ganz spontan zunächst an Leopold Kretzenbacher, der in vielen Einzeluntersuchungen und Analysen höchst wertvolle Beiträge zum Wesen dieses Genres geleistet hat. Dennoch fehlt eine abschließende Synthese zu diesem eigenartigen – und oft auch geheimnisvollen – Erzählbereich, der so stark der Verbindung von Diesseits und Jenseits verbunden ist. Eine solche erwünschte „summa" kann auch Ecker nicht liefern, obwohl sein Werk mit großer wissenschaftlicher Akribie und immensem Fleiß bemüht ist. Der Akzent liegt dazu zu sehr auf dem literarischen Aspekt. Es muß damit die Funktion der Legende als eine Ausstrahlung unmittelbaren und lebendigen Erzählens entfallen. Dennoch aber ist mit diesem Buch etwas Großes geleistet, das unsere weitere Beschäftigung mit der Legende voranbringt.

Alle Kapitel dieses breit angelegten Werkes können hier nicht aufgezählt, lediglich die volkskundlich besonders evidenten gestreift werden. Das gilt etwa für die Abschnitte „II. Vom Mythos zur Legende: zum Prozeß kultureller Differenzierung" und „III. Strukturzüge der Legende".

Ecker sucht – ähnlich wie Mircea Eliade – den Anfang beispielsweise bei den australischen Aborigines und ägyptischen Jenseitsmärchen. Zweifellos hat er hier wichtige Zusammenhänge entschlüsselt und richtig gedeutet. Schwieriger wird es, ihm in seinem Verständnis von „Wirklichkeit" zu folgen, ist doch die Wirklichkeit eines Menschen, der Wunderbares erfährt (oder zu erfahren vermeint), anders als das Wirklichkeitsverständnis eines in der modernen Welt Lebenden.

Widerspruchsvoll bleibt auch, was der Autor in der Zuordnung der Legende hinsichtlich der Frage von ‚Kurzform' und ‚Novelle, Kurzroman' formuliert. Das heißt: für die literarische Gestaltung mag seine Definition

zutreffen, in der oralen Tradition hingegen folgt sie – der jeweiligen zeitlich und örtlich bedingten Situation entsprechend – anderen Gesetzen. Zustimmen muß man seiner Aussage: „Viele literarische Gestaltungen der Gattung tendieren zu derartigen dysfunktionalen Expansionen des Legendenschemas durch Insertionen von Motiven, die nicht mit der Grundspannung von Immanenz und Transzendenz zu tun haben, zur Retardierung der Ereignisabfolge, Vervielfachung von Episoden und Charakteren etc. Im Zuge solcher theoretisch unbeschränkt wiederholbaren Operationen verlieren schließlich die für die Legendenstruktur relevanten Textbausteine so sehr an Gewicht, daß sie die Oberfläche der expandierenden Formen nicht mehr entscheidend prägen können." (Ecker, S. 219) Damit trifft aber der Autor auch unausgesprochen eines jener Probleme, die jedem, der sich mit der Volkserzählung beschäftigt, begegnet: die Zuweisung eines Textes zur Untergattung des Legendenmärchens, der Legendensage oder des Legendenschwankes. Wobei wir ja bis heute keinerlei Bezeichnung für die Fortsetzungsgeschichte besitzen, also Langzeiterzählungen, die sich bis über ein halbes Jahr erstrecken können. Und gerade solche Komplexe weisen im Balkan und auf der iberischen Halbinsel eminente Züge der Legende auf.

Bei den Einzelinterpretationen nähert sich Ecker volkskundlichen Interessen besonders in dem Abschnitt „Charismatisches Erzählen: Legenden der Chassidim". Hier erkennt der Autor den religiösen Wert und die bis zu Riten reichende Funktion legendenverbundenen Erzählens.

Was dem Band fehlt, sind Register, die das reichhaltige Material leichter aufschlüsseln ließen. Zu bedauern ist auch, daß das fremdsprachige Schrifttum zu wenig herangezogen wird.

Insgesamt bleibt der Band eine wichtige Stufe in der Legendenforschung.

Felix Karlinger

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 197 – 222

Eingelangte Literatur: Frühjahr 1994

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Thomas Aigner, Auf den Spuren von Mariazell in Österreich. Altenmarkt an der Triesting o.J., 136 Seiten, 54 Abb.

Rainer Alsheimer (Hg.), Systematisieren und Thesauri. Sacherschließung für das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie. Papiere der 3. Tagung der SIEF-Kommission für die Internationale Volkskundliche Bibliographie (IVB) vom 30.4. – 3.5.1992 in Rheinfelden (Schweiz). Bremen, Universität Bremen Studiengang Kulturwissenschaft 1993, 53 Seiten.

Beatriz Alzate A., Roberto Pineda C. (Hg.), Pasado y Presente del Amazonas: Su Historia economica y social. Memorias VI Congreso de Antropología en Colombia. La Construcción de las Américas Julio 22 al 25 – 1992 Departamento de Antropología Facultad de Humanidades y Ciencias Sociales Universidad de los Andes. Santafé de Bogotá 1993. 180 Seiten, Tab.

Karl Amon, Maximilian Liebmann (Hg.), Kirchengeschichte der Steiermark. Graz/Wien/Köln, Styria Verlag 1993, 663 Seiten, 102 Abb., Tab., Karten.

Adolf Armbruster, Auf den Spuren der eigenen Identität. Ausgewählte Beiträge zur Geschichte und Kultur Rumäniens. Bukarest, Editura Enciclopedica 1991, 320 Seiten.

Hilde Bacher, Verena Czezik-Müller, Inge Hundt, Renate Wonisch-Langenfelder, Flechtstich und Kreuzstich. Muster nach alten Vorlagen aus der Textilsammlung des Salzburger Museums Carolino Augusteum. Neukirchen am Großvenediger, Verlag Tauriska 1992, 83 Seiten, Abb., Graph.

Wendelin Bachlechner, Das neue Bachlechner-Buch. Ein Lebensbild des Tiroler Bildhauers und Malers Josef Bachlechner d.Ä. 1871 – 1923 zum Lesen und zum Schauen. Absam, Eigenverlag W. Bachlechner 1993, 199 Seiten, Abb., Graph.

Zsolt Bálint, A moldvai magyar hangszeres népzenei dialektus, I. Bevezetés. Hangszerek és hangszeres szokások. Sectio Separatum: A Janus Pannonius Múzeum évkönyve 37. Pécs 1993, Seite 179 – 216, 37 Abb.

Hermann Baltl, Gernot Kocher, Österreichische Rechtsgeschichte. Unter Einschluß sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Grundzüge. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7., ergänzte Aufl. Graz, Leykam 1993, 341 Seiten.

Georg Bangen, Die schriftliche Form germanistischer Arbeiten. (= Sammlung Metzler Realien zur Literatur 13), Stuttgart, Verlag J. B. Metzler, 9. Aufl. 1990, 94 Seiten.

Thomas J. Barfield, The Nomadic Alternative. New Jersey, Prentice Hall 1993, 230 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Sieglinde Baumgartner, Das Innviertler Volkskundehaus Ried im Innkreis. Ried im Innkreis, Stadtgemeinde Ried Kulturabteilung 1994, 76 Seiten, 71 Abb., davon 63 in Farbe.

Rainer Beck, Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne. München, Verlag C. H. Beck 1993, 667 Seiten, Abb., Graph.

Steven Beller, Wien und die Juden 1867 – 1938. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Therese Pitner. (= Böhlaus zeitgeschichtliche Bibliothek 23), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 287 Seiten, 12 Abb., Tab.

Barbara Bender (Hg.), Landscape Politics and Perspectives. Oxford, Berg Publishers 1993, Seiten, Abb., Graph.

Wilhelm Berger, Ada Pellert (Hg.), Der verlorene Glanz der Ökonomie. Kritik und Orientierung. (= Soziale Innovation + Neue Soziologie 3), Wien, Falter Verlag 1993, 332 Seiten, Abb.

Johannes Bernold, Helmut K. Rester, Heinrich Schöfmann, Asparner Geschichtsbuch. Regesten zur Geschichte der Marktgemeinde Asparn a. d. Zaya. (= Historische Schriftenreihe 7), Asparn a. d. Zaya, Zeitgeschichtliches Dokumentationsarchiv 1992, 167 Seiten, Abb., Karten und Register im Anhang.

Christoph Bertsch, Markus Neuwirth (Hg.), Die ungewisse Hoffnung. Österreichische Malerei und Graphik zwischen 1918 und 1938. Salzburg/Wien, Residenz Verlag 1993, 278 Seiten, 240 Abb.

Wilhelm Bingsohn u.a., Matthaeus Merian der Ältere. Katalog zur Ausstellung im Museum für Kunsthandwerk Frankfurt am Main vom 15.9. – 7.11.93 und im Kunstmuseum Basel vom 28.11.93 – 13.2.94. Frankfurt a.M. 1993, 364 Seiten, Abb.

Hans Bisanz, Lemberg/L'viv 1772 – 1918. Wiederbegegnung mit einer Landeshauptstadt der Donaumonarchie. Katalog zur 179. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 17.9. – 14.11.1993 gemeinsam mit dem Lemberger Historischen Museum. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien 1993, 128 Seiten, Abb.

Werner Bischof, Geboren 1920. Ein Zeitbild. Dornbirn, Eigenverlag Bischof 1993, 323 Seiten, Abb.

Heinz Blaumeiser, Eva Blimlinger (Hg.), Alle Jahre wieder ... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. (= Damit es nicht verlorengeht ... 25), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 320 Seiten, Abb., Graph.

Liselotte Blumauer-Montenave, In Buch bei Bregenz im Jahre 1945/1946. Aus dem Tagebuch eines Wiener Flüchtlings in Vorarlberg. Mit 37 meist zeitgenössischen Bildern und Reproduktionen. Wien, Eigenverlag 1993, 103 Seiten, Abb., Graph.

Ludwig F. W. Boette, Volksdichtung in Hessen nach Märchen, Sage und Lied dargestellt. Aus dem Nachlaß herausgeg. und bearb. von Charlotte Oberfeld, Siegfried Becker und Adreas C. Bimmer. Frankfurt a.M., Haag + Herchen 1993, 281 Seiten.

Albert Bohle (Bearb.), Josef Wichner. An der Hochschule. Bregenz, H. Lingenhöle & Co 1993, 264 Seiten, Abb. im Anhang.

Stefan Bohman, Dan Waldetoft (Red.), Här är polisen ... Poliser skriver om sitt liv och arbete. (= Svenska folket berättar), Stockholm, Nordiska museet 1993, 251 Seiten, Abb.

Dorothy Ann Bray, A List of Motifs in the Lives of the Early Irish Saints. (= FF Communications 252), Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia 1992, 138 Seiten.

Karl Heinz Burmeister, Geschichte der Juden in Stadt und Herrschaft Feldkirch. (= Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 31), Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft 1993, 244 Seiten, 15. Abb., Tab., Graph.

Piero Camporesi, Der feine Geschmack. Luxus und Moden im 18. Jahrhundert. Aus dem Italienischen von Karl F. Hauber. Frankfurt a.M./New York, Campus Verlag 1992, 204 Seiten.

Piero Camporesi, Bauern, Priester, Possenreisser. Volkskultur und Kultur der Eliten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Aus dem Italienischen von Karl F. Hauber. Frankfurt a.M./New York, Campus Verlag 1994, 149 Seiten.

Jaime Caydedo Turriago, Carmenza Mantilla Santos (Hg.), Identidad Democratica y Poderes Populares. Centro des Estudios e Investigaciones Sociales CEIS y Universidad de los Andes Facultad de Humanidades y Ciencias Sociales Departamento de Antropología. Memorias VI Congreso de Antropología en Colombia. La Construcción de las Américas Julio 22 al 25 – 1992 Universidad de los Andes. Santafé de Bogotá 1993. 205 Seiten, Tab.

Alain Corbin, Wunde Sinne. Über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert. Aus dem Französischen von Carsten Wilke. Paris, Klett-Cotta 1993, 232 Seiten.

R. W. B. McCormack, Tief in Bayern. Eine Ethnographie. Frankfurt a.M., Eichborn Verlag 1991, 287 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Laszlo Cseh-Szombathy, Rudolf Richter (Hg.), Familien in Wien und Budapest. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 220 Seiten, Tab.

Vasile Cucu, Dan Ghinea, Die Städte Rumäniens. Deutsche Übersetzung von Edith Mandroiu. Bukarest, Editura Enciclopedica 1992, 179 Seiten, Abb.

Ingvar Dahlbacka (Red.), Kristendomsundervisning i historiskt perspektiv. Festskrift tillägnad Bill Widén på hans 60-årsdag den 19 maj 1992. Åbo, Åbo Akademis Förlag – Åbo Academy Press 1992, 326 Seiten, 1 Abb.

Udo Dammert, Hinterglasmalerei. Europa, China, Indien. Die Sammlung Udo Dammert. München, Prestel 1993, 30 Seiten Text, 131 Farbtafeln im Anhang.

Alexi Decurtins, I Rätoromanisch. Aufsätze zur Sprach-, Kulturgeschichte und zur Kulturpolitik. (= Romanica Rætica, Forschungen zum rätoromanischen Sprachraum 8), Cuira, Società Retorumantscha 1993, 485 Seiten, Graph., Tab., Karten. b.

Alexi Decurtins, II Viarva romantscha. Contribuziuns davart il lungatg sia historia e sia tgira. (= Romanica Rætica, Forschungen zum rätoromanischen Sprachraum 9), Cuira, Società Retorumantscha 1993, 395 Seiten, Abb.

Midas Dekkers, Geliebtes Tier. Die Geschichte einer innigen Beziehung. Aus dem Niederländischen von Stefanie Peter und Dirk Schümer. München, Carl Hanser Verlag 1994, 266 Seiten, Abb,.

Zsófia Demeter, Ferenc Gelencsér, Székesfehérvár Anno... Pillanatképek egy város életéböl. Székesfehérvár 1990, 229 Seiten, 232 Abb., mit deutscher Zusammenfassung.

Harald Dengg (Red.), Da Kaiser liabt sei Landl. Aus der Liedmappe der Klessheimer Singstund. Folge 1. (= Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg 36), Salzburg, Salzburger Volksliedwerk 1993, 64 Seiten.

C. Depauw, F. de Nave (Red.), Europa aan tafel. Een verkenning van onze eet- en tafelcultuur. Deurne-Antwerpen, Uitgeverij MIM 1993, 239 Seiten, 170 Abb., Graph., Tab.

Gertrud Deutsch-Stix, Helga Maria Janik, Hauptberuflich Vater. Paare brechen mit Traditionen. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik 1993, 142 Seiten, Graph.

Walter Deutsch, Volksmusik in Niederösterreich. St. Pölten und Umgebung. (= Corpus Musicae Popularis Austriacae 1), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 505 Seiten, Abb., zahlr. Notenvorlagen.

Walter Deutsch, Toni Distelberger, Lieder aus dem Mostviertel. Ein Singbuch. Notenschrift von Friedl Foelsche. Mödling, NÖ Heimatpflege 1993, 330 Seiten.

Walter Deutsch, Gerlinde Haid, Herbert Zeman, Das Volkslied in Österreich. Ein gattungsgeschichtliches Handbuch. Wien, Holzhausen 1993, 368 Seiten, zahlr. Notenvorlagen.

France M. Dolinar, Mitja Ferenc, Gojko Zupan, Die Gottscheer Kirchen einst und heute. In deutscher und slowenischer Sprache, Übersetzung aus dem Slowenischen von Doris Debenjak, Kočevje, Zupnija, Muzej 1993, 270 Seiten, zahlr. Abb.

Peter Dusek u.a., Symposium: Das audiovisuelle Gedächtnis – Filmarchive in unserer Gesellschaft. (= Schriftenreihe des Österreichischen Filmarchivs 25), Wien, Österreichisches Filmarchiv 1991, 71 Seiten.

Max Edelbacher, Harald Seyrl, Wiener Kriminalchronik. Zweihundert Jahre Kriminalistik und Kriminalität in Wien. Wien, Edition S 1993, 304 Seiten, Abb., Graph.

Florike Egmond, Underworlds. Organized Crime in the Netherlands 1650 – 1800. Cambridge, Polity Press 1993, 256 Seiten.

Eckart Ehlers (Hg.), Geographisches Taschenbuch 1993/1994. Stuttgart, Franz Steiner Verlag 1993, 469 Seiten.

Richard W. Eichler, Die Zukunft der deutschen Sprache. (= Eckartschriften 127), Wien, Österreichische Landsmannschaft 1993, 91 Seiten.

Erwin Eminger, Der Protteser Weinbau in Geschichte und Gegenwart 1342 – 1992. Prottes 1992, 120 Seiten, Abb., Tab. Karte.

Heinz Engels (Hg.), Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Band II, Lieferung 5, Pflöcke-samstag – Bitz. München, Oldenbourg Verlag 1993, Seite 321 – 400, Karte.

Andrea Euler-Rolle, Zwischen Aperschnalzen und Zwetschkenkrampus. Oberösterreichische Bräuche im Jahreskreis. Linz, Landesverlag 1993, 142 Seiten, Abb., Graph, Farbtafeln im Anhang.

Flavio Faganello, Trentino – Südtirol. Meine Welt. Bozen, Edition Raetia 1993, unpag., zahlr. Abb.

Helmuth Feigl, Othmar Pickl (Hg.), Methoden und Probleme der Alltagsforschung im Zeitalter des Barock. (= Veröffentlichungen der Kommission für Wirtschafts-, Sozial- und Stadtgeschichte 5), Wien, Verlag der

Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1992, 235 Seiten, Graph., 14 Abb. im Anhang.

Marko M. Feingold (Hg.), Ein ewiges Dennoch. 125 Jahre Juden in Salzburg. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 587 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Gerhard Fischer (Hg.), Die Blumen des Bösen. Band 1. Eine Geschichte der Armut in Wien, Prag, Budapest und Triest in den Jahren 1693 bis 1873. Wien, Daedalus 1993, 138 Seiten, Abb.

Nora Fisher (Hg.), Mud, Mirror and Thread. Folk Traditions of Rural India. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum of International Folk Art Santa Fe, New Mexico. Santa Fe 1993, 237 Seiten, zahlr. Abb.

Klaus Freckmann, Fritz Schellack (Hg.), Lehr- und Dienstzeiten. Beiträge zur Biographieforschung im Museumsbereich. (= Schriftenreihe des Freilichtmuseums Sobernheim 14), Köln, Rheinland-Verlag 1991, 118 Seiten, 54 Abb. und Graph.

Guido Friedl, Die Grabendächer. (= Bauformen der Salzburger Altstadt 1), Salzburg, Eigenverlag der Stadtgemeinde Salzburg 1993, 75 Seiten, Abb., Graph., 30 Tafeln im Anhang.

Cathy A. Frierson, Peasant Icons. Representations of Rural People in Late Nineteenth-Century Russia. New York/Oxford, Oxford University Press 1993, 248 Seiten, 16 Abb.

Anton Fritz, Das Hemma-Buch. Gräfin Hemma von Friesach und Zeltschach – Landesmutter von Kärnten. Klagenfurt, Carinthia 1992, 149 Seiten, zahlr. Abb.

Eugen Gabriel (Hg.), Vorarlberger Sprachatlas mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus (VALTS). 3. – 5. Lieferung: Abbildung178 – 399, 6. – 12. Lieferung: Kommentare Band IV, Seite 159 – 382. Karten 33 – 64.

Esther Gajek, Irene Götz, „Studentenfutter". Was Studenten einkaufen und wie sie (miteinander) kochen und essen. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde Sonderhefte 1), München, Münchner Vereinigung für Volkskunde 1993, 62 Seiten, Abb.

Ulrich Gansert, Anton Gugg, Gerhard Roth, Franz Zadrazil, Franz Zadrazil Wien-Bilder 1968 – 1993. Katalog zur 181. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 25.11.93 – 13.2.1994. Wien, Eigenverlag des Historischen Museums der Stadt Wien 1993, 71 Seiten, 24 Ansichtskarten im Anhang.

Jutta Gassner, Phallos. Fruchtbarkeitssymbol oder Abwehrzauber? Ein ethnologischer Beitrag zu humanethologischen Überlegungen der apotro-

päischen Bedeutung phallischer und ithyphallischer Darstellungen. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 274 Seiten, 48 Abb., 153 Graph.

Karl-Markus Gauß, Martin Pollack, Das reiche Land der armen Leute. Literarische Wanderungen durch Galizien. Wien, Dachs Verlag 1992, 262 Seiten, Abb.

Alžbeta Gazdíková, Ženské čepce v l'udovom odeve. Klasifikácia na základe zbierok múzeí na Slovensku. Martin, Vydavatelstvo Osveta 1991, 119 Seiten, 64 Abb., Graph., Karten.

Vassil Gjuzelev, Bulgarien zwischen Orient und Okzident. Die Grundlagen seiner geistigen Kultur vom 13. bis zum 15. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 311 Seiten, 88 Abb.

Ulrich Goebel, Oskar Reichmann (Hg.), Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 2, Lieferung 3: ausgang – auswerfen, Berlin/New York, Walter de Gruyter 1993, Seite 1025 – 1536.

Dieter Goergen, Iris Laib, Fritz Schellack, Thomas Schneider, Hammer und Amboß. Schmiedehandwerk im Hunsrück-Nahe-Raum. (= Schriftenreihe des Freilichtmuseums Sobernheim 13), Köln, Rheinland-Verlag 1991, 118 Seiten, 125 Abb. und Graph.

Reinhard Goltz (Hg.), Preussisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 5, Lieferung 1: S – schließen. Neumünster, Karl Wachholtz Verlag 1993, 128 Seiten, Abb., Graph.

Franz Grafl, Praterbude und Filmpalast. Wiener Kino-Lesebuch. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik 1993, 199 Seiten, Abb.

Antonio Gramsci, La letteratura popolare. Rom, Editori Riuniti 1993, 95 Seiten.

Andrew Greeley, Religion in der Popkultur. Musik, Film und Roman. Graz/Wien/Köln, Verlag Styria 1993, 159 Seiten.

Kurt Greussing, Die Erzeugung des Antisemitismus in Vorarlberg um 1900. (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 19), Bregenz, Vorarlberger Autoren Gesellschaft 1992, 175 Seiten, Abb.

Helmut Guggenberger, Wolfgang Holzinger (Hg.), Neues Europa – alte Nationalismen. Kollektive Identitäten im Spannungsfeld von Integration und Ausschließung. Analysen und Perspektiven. (= Dissertationen und Abhandlungen 30), Klagenfurt/Celovec, Drava 1993, 324 Seiten, Tab.

Vladimir Guliayev, Fine Art of Russian Laquered Miniatures. San Francisco, Chronicle Books 1993, 287 Seiten, 256 Abb.

Hedwig Gunnemann, Joachim J. Scholz, Hans Rundi Vitt, August Scholtis Werk- und Nachlaßverzeichnis, Texte und Materialien. (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa in Dortmund Reihe B

48), Dortmund, Forschungsstelle Ostmitteleuropa 1993, 342 Seiten, Abb. im Anhang.

Verena Habeler (Red.), „Lieder haben lernen". Neue und alte Wege der Liedvermittlung und Liedanwendung. Tagungsbericht zum Seminar im Retzhof bei Leibnitz vom 19. – 20.11.1992. (= Sätze und Gegensätze, Beiträge zur Volkskultur 1), Graz, Weishaupt-Verlag 1993, 48 Seiten, Abb.

Franz Hadamowsky, Neujahrsgaben aus dem Wiener Theater von Stranitzky bis Nestroy. (= Mimundus 2), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 55 Seiten, Abb.

Ottfried Hafner, Das große Erzherzog Johann-Buch. Kulturpolitik des Vormärz im Spiegel der Steirischen Landwirtschaftsgesellschaft. Graz, Weishaupt Verlag 1992, 168 Seiten, Abb.

Géza Hajós (Red.), Historische Gärten in Österreich. Vergessene Gesamtkunstwerke. Herausgegeben von der Österreichischen Gesellschaft für historische Gärten. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 320 Seiten, Abb., Graph.

Günther Hamann, Die Welt begreifen und erfahren. Aufsätze zur Wissenschafts- und Entdeckungsgeschichte. (= Perspektiven der Wissenschaftsgeschichte 1), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 390 Seiten, Graph.

Klaus Hamberger, Mortuus non mordet. Dokumente zum Vampirismus 1689 – 1791. Wien, Turia & Kant 1992, 291 Seiten.

Klaus Hamberger, Über Vampirismus. Krankengeschichten und Deutungsmuster 1801 – 1899. Wien, Turia & Kant 1992, 213 Seiten.

Cecilia Hammarlund-Larsson, Lena Palmqvist (Red.), Kulturhistoriska expeditioner. Nordiska museets fältarbeten 1888 – 1992. Uddevalla, Nordiska museet 1993, 464 Seiten, Abb., Graph.

Christa Hämmerle (Hg.), Kindheit im Ersten Weltkrieg. (= Damit es nicht verlorengeht ... 24), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 334 Seiten, 24 Abb.

Barbara A. Hanawalt, Growing up in Medieval London. The Experience of Childhood in History. New York/Oxford, Oxford University Press 1993, 300 Seiten, Graph.

Nils Hansen, Meldorf 1900. Zum Alltags- und Mentalitätswandel in einer westholsteinischen Kleinstadt unter dem Einfluß der Industrialisierung (1869 – 1914). (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 29), Neumünster, Karl Wachholtz Verlag 1993, 284 Seiten, 15 Abb.

Michael Hauser, Traditional Greenlandic Music. Kopenhagen o.J., 295 Seiten, Abb., Graph., mit einer CD mit 55 Liedern.

Isolde Hausner, Elisabeth Schuster (Bearb.), Altdeutsches Namenbuch. Die Überlieferung der Ortsnamen in Österreich und Südtirol von den Anfängen bis 1200. 5. Lieferung: Donau(Fortsetzung)- Eugendorf. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1993, Seite 259 – 338.

Peter Hawel, Das Mönchtum im Abendland. Geschichte, Kultur, Lebensform. Freiburg/Basel/Wien, Herder 1993, 480 Seiten, 180 Abb., Tab. und Karten.

Erwin Hehle, Geschichten aus dem Großen Walsertal. Sonntag-Die „Alpenrose"-Buchladen-Bad Rotenbrunnen. Feldkirch, Hieronymus Münzer Verlag 1992, 215 Seiten, Abb.

Karin Heller (Hg.), Spruchweisheiten aus der deutschen Sprachinsel „Sette comuni vicentini". Gesammelt von Giulio Vescovi. (= Beiträge zur Sprachinselforschung 11), Wien, VWGÖ 1993, 89 Seiten, Abb.

Karin Heller, Klaus Niedermair, Maria Seißl (Hg.), Tiroler Bibliographien. Tirolensienkatalog, Zuwachsverzeichnis der UB Innsbruck für das Jahr 1991. (= Beihefte zu Tiroler Heimat, Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde XII) Innsbruck, Universitätsverlag Wagner 1992, 145 Seiten.

Karin Heller, Klaus Niedermair, Maria Seißl (Hg.), Tiroler Bibliographien. Tirolensienkatalog, Zuwachsverzeichnis der UB Innsbruck für das Jahr 1992. (= Beihefte zu Tiroler Heimat, Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde XIII) Innsbruck, Universitätsverlag Wagner 1993, 164 Seiten.

Ingegerd Hernschen, Ingrid Frankow (Red.), Kattun tryck. Svenskt tygtryck 1720 – 1850. Stockholm, Nordiska Museets Förlag 1992, 192 Seiten, Abb., Graph.

Torkild Hinrichsen, Erzgebirge „König Nußknacker" von Nüssen und dem Geheimnis, sie zu knacken. Spielzeug und Kunsthandwerk aus den Sammlungen Fels, Gillissen, Martin, Maschke und aus dem Altonaer Museum. Katalog und Beiheft zum Katalog zur Ausstellung im Altonaer Museum in Hamburg/Norddeutsches Landesmuseum vom 30.10.1993 – 9.1.1994. Hamburg, Altonaer Museum 1993, Katalog: 112 Seiten, Abb., Beiheft: 64 Seiten, Abb.

Harald Hitz (Hg.), Johann Georg Grasel – Räuber ohne Grenzen. Mit Beiträgen von Bohuslav Beneš, Richard Bletschacher, Wolfgang Brandstetter, Harald Hitz, Michael Pammer, Erich Rabl, Margot Schindler und Marta Šrámková sowie einem Vorwort von Wolfgang Müller-Funk. (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 34), 2. erweiterte Auflage Horn/Waidhofen a. d. Thaya, Waldviertler Heimatbund 1994, 152 Seiten, Abb., Graph.

Josef Hochgerner (Hg.), Soziale Grenzen des technischen Fortschritts. Vergleiche quer durch Europa. (= Neue Soziologie 1), Wien, Falter Verlag 1993, 270 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Olivia Hochstrasser, Ein Haus und seine Menschen 1549 – 1989. Ein Versuch zum Verhältnis von Mikroforschung und Sozialgeschichte. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 80), Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1993, 336 Seiten, 38 Abb., Tab.

Lothar Höbelt, Kornblume und Kaiseradler. Die deutschfreiheitlichen Parteien Altösterreichs 1882 – 1918. München/Wien, Oldenbourg/Verlag für Geschichte und Politik 1993, 387 Seiten, Graph.

Anton Hofer, Matzen. Ein Dorf – seine Bewohner – seine Geschichte. 800 Jahre Dorfgemeinschaft. Ein Heimatbuch zum Anschauen, zum Lesen, zum Bedenken und zum Ergänzen. St. Pölten/Wien, Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1994, 221 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Helga Högl (Red.), Weinviertler Museumsdorf Niedersulz. Sulz im Weinviertel, o.J., 43 Seiten, Abb., Graph.

Joachim S. Hohmann, Landvolk unterm Hakenkreuz. Agrar- und Rassenpolitik in der Rhön. Ein Beitrag zur Landesgeschichte Bayerns, Hessens und Thüringens. 2 Bände. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang Verlag 1992, Teil I: 547 Seiten, Abb., Tab., Teil II: 742 Seiten, Graph.

Gundl Holaubek-Lawatsch, Alte Volkskunst. Steirische Trachten. 2. Auflage Graz/Stuttgart, Leopold Stocker Verlag 1993, 174 Seiten, Abb., Graph.

Dušan Holy, Ctibor Nečas, Žalující Píseň. Brno, Ústav Lidové Kultury Strážnice 1993, 151 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Werner Holzer, Rainer Münz (Hg.), Trendwende? Sprache und Ethnizität im Burgenland. Wien, Passagen Verlag 1993, 374 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

(Inhalt: **Werner Holzer, Rainer Münz,** Landessprachen: Deutsch, Kroatisch und Ungarisch im Burgenland. 19 – 86; – **Johann Ladstätter,** Volkszählung 1991: Umgangssprache im Burgenland. 87 – 92; – **Henriette Riegler,** Ethnizität in der Peripherie. 93 – 108; – **Gerhard Baumgartner, Andreas Moritsch,** Der nationale Differenzierungsprozeß in Südkärnten und im südlichen Burgenland 1850 – 1940. 109 – 148; – **Siegfried Tornow,** Vom Kroatischen zum Deutschen. Etappen des Sprachenwechsels im Burgenland. 149 – 154; – **Josef F. Buranits, Manfred Csenar, Wolfgang U. Dressler, Jandre Palatin,** Sprache und Bewußtsein. Das Image des Kroatischen bei den burgenländischen Kroaten. 155 – 176; – **Ursula Hemetek,** Deutsch reden, kroatisch singen: Musik als Überlebensstrategie ethnischer Minderheiten? 177 – 190; – **Albert F. Reiterer,** Die Schlüssel zum Himmelreich. Religion und Politik bei den Burgenlandkroaten. 191 – 206; – **Maria Roth,** Wer mit wem? Heiratsmuster der Kroaten im nördlichen Burgenland.

207 – 214; – **Gerhard Baumgartner,** Prolegomena zum Sprachverhalten ungarischsprachiger Burgenländer. 215 – 236; – **Eva Schwarzmayer,** Die burgenländischen Roma auf dem Weg zu einer neuen Identität. 237 – 242; – **Andrea Kaiser,** Zweisprachige Erziehung in Kindergarten und Schulen. 243 – 266; – **Heinrich Wedral,** Wer nutzt das Angebot? Kroatisch und Ungarisch an Burgenlands Schulen. 267 – 272; – **Klaus-Börge Böckmann,** Chancengleichheit für Mehrsprachige? Burgenländische Volksgruppen in Schule und Unterricht. 273 – 288; – **Traude Horvath, Eva Müllner,** Sprache als Klammer? Die Grenzen des Verstehens. 289 – 304; – **Valerie Heuberger, Arnold Suppan,** Nationale Minderheiten in Mitteleuropa. Ein historischer Abriß. 305 – 316).

Sebastian Hölzl, Stadtarchiv und Museumsarchiv Imst. (= Tiroler Geschichtsquellen 32), Innsbruck 1992, 296 Seiten.

Helena Horn u.a., Christbaumschmuck. Aus den Sammlungen des Museums für Volkskunde. Berlin, Staatliche Museen 1992, 79 Seiten, Abb.

Karin Humer, Süßes Kochen in Oed. Süße Rezepte gesammelt von den Frauen der Pfarre Hl. Dreifaltigkeit Linz-Oed. Oed 1992, 138 Seiten, Graph.

Franz Hutter (Hg.), Tiroler Bibliographien. Beihefte zu Tiroler Heimat, Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde IX: Dissertationen-Verzeichnis der Universitätsbibliothek Innsbruck. Band I: Philosophische Fakultät. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag 1982, 247 Seiten.

Franz Hutter (Hg.), Tiroler Bibliographien. Beihefte zu Tiroler Heimat, Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde X: Dissertationen-Verzeichnis der Universitätsbibliothek Innsbruck. Band II: Theologische Fakultät, Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät, Medizinische Fakultät. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag 1986, 262 Seiten.

Siv Illman, Vere Adest. Religionspsykologisk tolkning av närvarotemat i Olov Hartmans romaner. Åbo, Åbo Akademis Förlag – Åbo Academy Press 1992, 366 Seiten.

Walter Irrgang, Bemerkenswerte Parkanlagen in Schlesien. (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa in Dortmund Reihe A 33), Dortmund, Forschungsstelle Ostmitteleuropa 1978, 228 Seiten, Abb., Graph., Karte im Anhang.

Terho Itkonen, Aloja ja Aiheita. Valikoima Kolmen Kymmenluvun Tutkielmia (1959 – 1979). (= Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia Mémoires de la société Finno-Ougrienne 216), Helsinki, Suomalais-Ugrilainen Seura 1993, 387 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Richard Jeřábek (Hg.), Antonín Václavík (1891 – 1959). Sonderdruck aus: Bibliografická příloha Národopisné revue č. 1, 1991, Strážnice, Vydal Ustav lidové kultury 1991, 8 Seiten.

Thomas Johansen, An Experiment with Oral Transmission. Copenhagen, The Royal School of Librarianship 1993, 154 Seiten.

Annelie Johansson, Christina Westergren (Red.), Statens kaka. Statstjänstemän minns. (= Svenska folket berättar), Stockholm, Nordiska museet 1993, 228 Seiten, Abb.

Irmgard Jung-Hoffmann (Hg.), Bienenbäume, Figurenstöcke und Bannkörbe. Berlin, Förderkreis der naturwissenschaftlichen Museen Berlins 1993, 128 Seiten, 98 Abb., Karten, 1 Klapptafel.

Walter Kahn, Diether Röth (Hg.), Märchen und Märchenforschung in Europa. Ein Handbuch. Im Auftrag der Märchen-Stiftung Walter Kahn Frankfurt a.M., Haag und Herchen 1993, 328 Seiten.

Ingrid Kaiser-Kaplaner, Gottscheer Frauenschicksale im 20. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung Vertriebener anhand von Erzählungen Betroffener. Mit einem Vorwort von Assistenzprofessor Univ.-Doz. Dr. Michael Derdarsky. (= Reihe Studia Carinthiaca, Band VII), Klagenfurt, Verlag Hermagoras 1993, 197 Seiten, Abb., Graph.

Otto Kampmüller (Bearb.), Kleindenkmale in Oberösterreich. Bibliographie. Herausgegeben vom Institut für Volkskultur und vom Arbeitskreis für Klein- und Flurdenkmalforschung. Linz 1993, 160 Seiten.

Adolf Katzenbeisser, „Glücklich der a Pech hat". Leben und Arbeit der Pecher. Wien, Selbstverlag Katzenbeisser 1993, 165 Seiten, Graph., Tab.

Friedrich Keinrath (Red.), Erbhöfe, Haus- und Hofnamen der Marktgemeinde Prambachkirchen. Prambachkirchen 1992, 122 Seiten, Abb.

Isolde Kerndl, Johannes Fessl, Ein Schatz liegt zu Weitra. Bürger und Burgen, Fürsten und Schlösser, ungelöste Rätsel im Waldviertel. Weitra, Wolfhart Verlag 1994, unpag., Graph.

David A. Kideckel, The Solitude of Collectivism: Romanian Villagers to the Revolution and Beyond. Ithaca/London, Cornell University Press 1993, 255 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Aiga Klotz, Kinder- und Jugendliteratur in Deutschland 1840 – 1950. Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen in deutscher Sprache. Band III (L – Q), Stuttgart/Weimar, Verlag J. B. Metzler 1994, 485 Seiten, Tab.

Johan Knutsson, Snickrat Snidat Målat. Folkkonst från Dalarna i Nordiska museets samlingar. Stockholm, Nordiska Museets Förlag 1993, 64 Seiten, Abb.

Spiro Kostof, Die Anatomie der Stadt. Geschichte städtischer Strukturen. In Zusammenarbeit mit Greg Castillo, mit Zeichnungen von Richard Tobias, aus dem Englischen von Klaus Binder und Jeremy Gaines. Frankfurt a.M./New York, Campus Verlag 1993, 320 Seiten, Abb., Graph.

Jens Henrik Koudal, En privilegeret musikant og hans konkurrenter 1716 – 41. Offprint from Dansk årbog für musikforskning XIX (1988 – 1991), Copenhagen 1993, Seite 55 – 112, Graph., Tab.

Hans Krawarik (Hg.), Vorderstoder. Vorderstoder, Eigenverlag der Gemeinde Vorderstoder 1992, 191 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Donald B. Kraybill (Hg.), The Amish and the State. Baltimore/London, The Johns Hopkins University Press 1993, 333 Seiten, Abb., Graph.

Günter Krenn, Die Kulturfilme der Wien-Film 1938 – 1945. Der Kulturpolitische Film. (= Schriftenreihe des Österreichischen Filmarchivs 29), Wien 1992, 69 Seiten.

Helmut Kretschmer, Ende und Anfang – Wien um 1918. Begleitheft zur Kleinausstellung des Wiener Stadt- und Landesarchivs. (= Wiener Geschichtsblätter 3/1993), Wien, Verein für Geschichte der Stadt Wien 1993, 14 Seiten, Abb.

Leopold Kretzenbacher, Drei altösterreichische Mahnbild-Zeugnisse pastoral gelenkter Volksfrömmigkeit. Meinem Freund Oskar Moser zum 80. Geburtstag. Sonderdruck aus: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark LXXXIV. Jahrgang, Graz 1993, Seite 127 – 139, 4 Abb.

Evald Tang Kristensen, 12 x Tang. Kbenhavn, Foreningen Danmarks Folkeminder 1993, 125 Seiten, Abb., Graph.

Anton Krutisch, Wiener Lavendel. Sammelband mit Zeichnungen von Emil. o. O., Mohl Verlag 1990, 290 Seiten.

Ulla-Maija Kulonen (Hg.), Festschrift für Raija Bartens zum 25.20.1993. (= Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 215), Helsinki, Suomalais-Ugrilainen Seura 1993, 294 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Heribert Küng, Glanz und Elend der Söldner. Appenzeller, Graubündner, Liechtensteiner, St. Galler und Vorarlberger in fremden Diensten vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Eine Publikation des Arbeitskreises für Regionale Geschichte. Disentis/CH, Desertina Verlag 1993, 150 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Gerd Kuzebai, Ethnographica. (= Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 217), Helsinki, Suomalais-Ugrilainen Seura 1993, 97 Seiten, 1 Abb.

Hans Olof Kvist (Hg.), Bibelauslegung und Gruppenidentität. Vorträge der vierten Finnisch-deutschen Theologentagung (Makarios-Symposium) im Kloster Neu-Valamo, Finnland 28. – 30.8.1991. Åbo, Åbo Akademis Förlag – Åbo Academy Press 1992, 177 Seiten.

Kristina Landahl (Red.), Outline. Ämnesklassifikationssystem för svenska mudeer. Uddevalla, Nordiska museet 1993, 268 Seiten, Abb.

Ernst Lasnik (Hg.), Eine Kultur-Geschichte. Der Bezirk Voitsberg in alten Ansichten. Graz/Wien/Köln, Styria Verlag 1993, 200 Seiten, Abb., Graph.

Norbert Leser, Manfred Wagner (Hg.), Österreichs politische Symbole. Historisch, ästhetisch und ideologiekritisch beleuchtet. (= Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für neuere österreichische Geistesgeschichte 6), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1994, 260 Seiten, Abb.

Ursula Lischke, Heinz Rögl, Multikulturalität. Diskurs und Wirklichkeit. (= IKUS Studies 1), Wien, Institut für Kulturstudien 1993, 262 Seiten, Tab.

Kurt Luger, Siefried Zielinski (Hg.), Europäische Audiovisionen. Film und Fernsehen im Umbruch. Wien/St. Johann im Pongau, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag 1994, 341 Seiten, Tab.

Elfi Lukas, Heimatliches Bauen. Ein Fachwörterbuch. Judenburg, Verlag Mlakar 1993, 133 Seiten, Graph.

Christian Lunzer, Helfried Seemann (Hg.), Alsergrund 1860 – 1930 Album. Wien, Verlag für Photographie. 1993, unpag. 123 Abb.

Christian Lunzer, Helfried Seemann (Hg.), Salzkammergut 1860 – 1930 Album. Wien, Verlag für Photographie. 1993, unpag. 101 Abb.

Christian Lunzer, Helfried Seemann (Hg.), Ottakring 1860 – 1930 Album. Wien, Verlag für Photographie. 1994, unpag. 121 Abb.

Freddy Lutz, Böhmische Emigranten. Wien, Eigenverlag 1993, 83 Seiten, Abb., Graph.

Claudio Magris, Wer steht auf der anderen Seite? Grenzbetrachtungen. Aus dem Italienischen von Renate Lunzer. Salzburg/Wien, Residenz Verlag 1993, 29 Seiten.

Vene Maier, Edle Schnäpse in Österreich. Ein Führer zu den besten Brennern des Landes. Wien, Falter Verlag 1992, 216 Seiten, Abb.

Karl Markus Michel, Thomas Spengler (Hg.), Deutsche Jugend. (= Kursbuch 113), Berlin, Rowohlt 1993, 188 Seiten, Abb.

Vera Mayer, Burgenland. Bau- und Wohnkultur im Wandel. (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 21, zugleich Österreichische Akademie der Wissenschaften Philosophisch-historische Klasse Sitzungsberichte 602), Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1993, 223 Seiten, Anhang mit Abb. und Graph., Karte.

John Minton, „Big 'Fraid and Little 'Fraid": An Afro-American Folktale. (= FF Communications 253), Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia 1993, 111 Seiten, 2 Karten.

Marie-Pierre Moine, French Country Crafts. London, Cassell 1993, 207 Seiten, zahlr. Abb.

Massimo Montanari, Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa. München, Verlag C. H. Beck 1993, 251 Seiten.

Jorge Morales, Eugenia Villa (Hg.), El Folclor en la construcción de las américas. Memorias VI Congreso de Antropología en Colombia La Construcción de las Américas Julio 22 al 25 – 1992 Universidad de los Andes. Santafé de Bogotá, Universidad de los Andes Facultad de Humanidades y Ciencias Sociales Departamento de Antropología 1993. 260 Seiten, Tab.

Johann Muckenhumer (Hg.), Volkskunst aus Waizenkirchen und Umgebung. Katalog zur Ausstellung auf Schloß Weidenholz vom 25.9. – 17.10.1993, Waizenkirchen 1993, 32 Seiten.

Kurt Müller (Hg.), Minderheiten im Konflikt. Fakten, Erfahrungen, Lösungskonzepte. Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung 1993, 200 Seiten.

Siegfried Neumann (Hg.), Volksleben und Volkskultur in Vergangenheit und Gegenwart. Befunde und Probleme im internationalen Vergleich. Bern/Berlin/Frankfrut a.M./New York/Paris/Wien, Peter Lang Verlag 1993, 255 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Gábor Nevizánszky, Hont Megye régészeti Irodalma. Archäologische Literatur des Komitats Hont. (= Bibliographien der Heimatkunde Serie „E": Lokale und regionale Bibliographien), Komárno – Komárom, Duna Menti Múzeum – Donaulandmuseum 1993, 52 Seiten.

Svend Nielsen, Dansk folkemusik. En indfring i den traditionelle musik i Danmark. Kbenhavn, Dansk Folkemindesamling 1993, 55 Seiten, Abb., Graph.

Harry T. Norris, Islam in the Balkans. Religion and Society between Europe and the Arab World. London, Hurst & Company 1993, 304 Seiten, 12 Abb.

Katharina Novy, Straßenleben. Zur Geschichte und Gegenwart der Straße als sozialer und öffentlicher Raum. Diplomarbeit der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Universität Wien. Wien 1993, 127 Seiten.

Wolfgang Otte, Ein Blick ins Ausseerland. Aus Albert Rastls Fotoalbum. Katalog zur Ausstellung im Schloß Trautenfels. (= Kleine Schriften der Abteilung Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum 25), Trautenfels, Verein Schloß Trautenfels 1993, 48 Seiten, 73 Abb.

Karin Pauleweit, Dienstmädchen um die Jahrhundertwende. Im Selbstbildnis und im Spiegel der zeitgenössischen Literatur. (= Europäische Hochschulschriften Reihe I Deutsche Sprache und Literatur 1381), Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang Verlag 1993, 283 Seiten, Graph.

Anton Pelinka, Andreas Maislinger (Hg.), Handbuch zur neueren Geschichte Tirols. Band 2: Zeitgeschichte, 1. Teil: Politische Geschichte. 671

Seiten, Tab., 2. Teil: Wirtschaft und Kultur. 282 Seiten, Abb., Graph., Tab., Innsbruck, Universitätsverlag Wagner 1993.

Mark Pendergrast, Für Gott, Vaterland und Coca-Cola. Die unautorisierte Geschichte der Coca-Cola Company. Wien 1993, 512 Seiten, 20 Abb.

Tivadar Petercsák, Jolán Szabó, Végvárak és Régiók a XVI-XVII. Században. (= Studia Agriensia 14), Eger 1993, 373 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Hans Petschar (Hg.), Identität und Kulturtransfer. Semiotische Aspekte von Einheit und Wandel sozialer Körper. (= Nachbarschaften Humanwissenschaftliche Studien 2), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 250 Seiten, Abb., Graph.

Leander Petzoldt (Hg.), Sagen aus Salzburg. München, Diederichs 1993, 286 Seiten, Graph.

Mark Pickvet, The Definitive Guide to Shot Glasses. Marietta, Antique Publications 1992, 228 Seiten, Graph.

Irn Pi, Supernatural Legends in Danish and Swedish Ballad Tradition. Offprint from ARV. Scandinavian Yearbook of Folklore 47/1991, Kobenhavn, Dansk Folkemindesamling 1992, Seite 217 – 228.

Wolfgang Pircher (Hg.), Der Fremde – Der Gast. 2 Bände, Wien, Verlag Turia & Kant 1993, Band 1: 147 Seiten, Abb., Band 2: 135 Seiten, Abb.

Léon Poliakov, Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus. Hamburg, Junius Verlag 1993, 431 Seiten, Graph.

Martin Th. Pollner, Das Salz-Kammergut. Grundzüge einer allgemeinen Geschichte des Salzkammergutes und einiger angrenzender Landesteile, mit besonderer Berücksichtigung des Ausseer Landes. Eine Gesamtübersicht von den Anfängen bis in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien, Eigenverlag M. Pollner 1993, 732 Seiten, Karte.

Rudolf Post (Bearb.), Pfälzisches Wörterbuch. Band VI, Lieferung 42: se – Spange, Stuttgart, Franz Steiner Verlag 1993, 192 Seiten, Abb., Graph., Karten.

Burkhard Pöttler, Helmut Eberhart, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.), Innovation und Wandel. Festschrift für Oskar Moser zum 80. Geburtstag. Graz, Selbstverlag des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde 1994, 416 Seiten, Abb., Graph.

(Inhalt: Oskar Moser zum 80. Geburtstag. 9 – 10; – Bibliographie Oskar Moser 1984 – 1993. 11 – 22; – **Olaf Bockhorn,** „Diese Bauten stellen ... die Urform des ostgermanischen Hauses dar." Zur Tätigkeit der Arbeitsgruppe „Bauernhausaufnahme" in der Gottschee im Jahre 1941. 23 – 32; – **Nils-Arvid Bringéus,** Abraham Bach in Augsburg regt skandinavische

Bilddrucker an. Beispiel: Die Heilige Familie oder die vier Tageszeiten. 33 – 54; – **Wolfgang Brückner,** Fund und Erfindung. Erkenntniskritische Zugänge und sozialwissenschaftliche Theoriebildung der Volkskunde im Lichte des Konstruktivismus. 55 – 66; – **Christine Burckhardt-Seebass,** Von der kulturellen Natur der Geburt. 67 – 78; – **Kurt Conrad,** Ansdächer im Salzburgischen. 79 – 94; – **Jerzy Czajkowski,** Volksbauweisen in den polnischen Karpaten vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. 95 – 118; – **Gunter Dimt,** Primäre Bauformen im Gebirge am Beispiel Nordostnepals. 119 – 132; – **Alexander Fenton,** Clod-Breakers and Rollers, with special Reference to Scotland. 133 – 148; – **Torsten Gebhard,** Innovation im Widerstreit. Beobachtungen aus dem Bereich der materiellen Volkskultur. 149 – 158; – **Silke Göttsch,** „nachdem das Gerücht überall gegangen ... „ Sprechen über Kriminalität in der ländlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. 159 – 164; – **Elfriede Grabner,** Die Fischerkanzeln in Österreich. Eine ikonographische Bestandsaufnahme. 165 – 186; – **Eszter Kisbán,** Hog's Head Cheese, Preßwurst, Schwartenmagen. An 18th – 20th century Innovation in Hungary. 187 – 198; – **Konrad Köstlin,** Die Sammlervitrinen und das Lebensmuseum. 199 – 212; – **Karl-S. Kramer,** Arbeitsgeräte in Jacobus de Cessolis „Schachzabelbuch". 213 – 224; – **Leopold Kretzenbacher,** Ein Spätmittelalter-Fresko vom „Lebenden Kreuz" zu Anger in der Oststeiermark. 225 – 240; – **Niko Kuret,** Zum Namen der Mittwinterfrau. 241 248; – **Franz C. Lipp,** Hirschenschießen. Ein Motiv der Volkskunst als Nachklang auf die sozialrevolutionären Jagdaufstände des 17. und 18. Jahrhunderts in Oberösterreich. 249 – 260; – **Ruth E. Mohrmann,** „in der freywilligen Nachlassung der willkührlichen Bewegungen". Anmerkung zur Geschichte des Schlafens. 261 – 278; – **Leander Petzoldt,** Sammlungen, Klassifikation und Dokumentation von Volksprosa. Überlegungen zur Taxonomie der Volkserzählung. 279 – 298; – **Viktor Herbert Pöttler,** Das „Berglerhaus" aus Neustift bei Güssing im Österreichischen Freilichtmuseum zu Stübing. 297 – 336; – **Walter Puchner,** Groteskkörper und Verunstaltung in der Volksphantasie. Zu Formen und Funktionen somatischer Deformation. 337 – 352; – **Paul W. Roth,** Ein kurzer Blick auf die Frage „Wie man sich um 1800 kleidete". 353 – 356; – **Martin Scharfe,** Verirrt auf der Straße. Zu einem Paradigma der Moderne. 357 – 376; – **Hans Schuhladen,** Auf der Suche nach Geschichte – Selbstfindung im Mythos. Zu Neuschöpfungen steirischer Nikololäufe. 377 – 398; – **Günter Wiegelmann,** Die Dynamik der Statussymbole. 397 – 414).

Hubert Preßlinger, Hans Jörg Köstler (Hg.), Bergbau und Hüttenwesen im Bezirk Liezen (Steiermark). (= Kleine Schriften der Abteilung Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum 24), Trautenfels, Verein Schloß Trautenfels 1993, 132 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Jacek Purchla, Krakau unter österreichischer Herrschaft 1846 – 1918. Faktoren seiner Entwicklung. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 144 Seiten, Abb.

Gerhard Renner, Die Nachlässe in den Bibliotheken und Museen der Republik Österreich. Ausgenommen die Österreichische Nationalbibliothek und das Österreichische Theatermuseum. (= Verzeichnisse der schriftlichen Nachlässe in den Bibliotheken und Museen der Republik Österreich 1), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 581 Seiten.

Otto Hans Ressler (Red.), Wiener Kunst Auktionen. Katalog zur 1. Kunstauktion am 2. und 3.12.1993 im Kärntnerringhof. Wien 1993, unpag. Abb.

Ulrich Reuter (Bearb.), Kleidung zwischen Tracht und Mode. Aus der Geschichte des Museums 1889 – 1989. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskunde/Staatliche Museen zu Berlin. Berlin, Eigenverlag des Museums für Volkskunde, o.J., 174 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Stefan Riesenfellner, Heidemarie Uhl, Todeszeichen. Zeitgeschichtliche Denkmalkultur in Graz und in der Steiermark vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. (= Kulturstudien Sonderband 19), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1994, 262 Seiten, Abb.

Karl Roll, Die Schaumünzen auf die Salzburger Emigration. (= Salzburg Archiv 7, Schriften des Vereines „Freunde der Salzburger Geschichte"), Salzburg, Selbstverlag des Vereines 1989, 67 Seiten, Abb.

Paul Rösch (Hg.), Das Mittelalter spielend erleben. Meraner Stadtgeschichte für Kinder. Meran, Urania Meran 1992, 144 Seiten, Abb.

Leonard N. Rosenband, Thomas Max Safley (Hg.), The Workplace before the Factory. Artisans and Proletarians, 1500 – 1800. Ithaca/London, Cornell University Press 1993, 252 Seiten, Abb., Graph.

Werner Rösener, Die Bauern in der europäischen Geschichte. München, Verlag C. H. Beck 1993, 296 Seiten, Abb.

Paul W. Roth, Soldatenheilige. Graz/Wien/Köln, Verlag Styria 1993, 155 Seiten, Abb.

Ann Runfors (Red.), „Utan städare stannar Sverige!" Städare skriver om sitt liv och arbete. (= Svenska folket berättar), Stockholm, Nordiska museet 1992, 190 Seiten, Abb., Graph.

Berta Runge, Aus der Schatztruhe des Volksmundes. Verklingende Laute aus dem mittleren steirischen Ennstal. Trautenfels, Verein Schloß Trautenfels 1993, 96 Seiten, Abb., Graph.

Reinhard Schmook, „Gesunkenes Kulturgut – primitive Gemeinschaft". Der Germanist Hans Naumann (1886 – 1951) in seiner Bedeutung

für die Volkskunde. (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse 7), Wien, Institut für Volkskunde 1993, 214 Seiten,.

Marie-José Salmon, Helmut Swozilek (Hg.), Künstlergeneration Greber in Frankreich. Katalog zur Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum Bregenz vom 6.11.93 – 9.1.94 und im Musée départemental de l'Oise Beauvais vom 3.5.94 – 15.9.94, Beauvais/Bregenz, Eigenverlag der Museen 1993, 396 Seiten, Abb.

Antonio Santangelo, The Beginning and Meaning of Culture. The Cerebral Activity underlying it. Milano, La Pietra 1993, 110 Seiten, Abb.

Rudolf Schenda, Doris Senn, Märchen aus Sizilien. Gesammelt von Giuseppe Pitrè. München, Diederichs Verlag 1991, 368 Seiten.

Doris Schmid, Von der „Klostersuppe" zum „Essen auf Rädern". Zur institutionalisierten Essensversorgung der Armen und sozial Benachteiligten in der Stadt Graz im 19. und 20. Jahrhundert. Exkurs: Betteln und brauchmäßiges Heischen als Teil der Existenzsicherung. (= Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz 94), Graz, dbv-Verlag 1993, 285 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Franz Schmidauer (Red.), Bad Schallerbach. Kur- und Erholungszentrum Oberösterreich. Bad Schallerbach o.J., 76 Seiten.

Alwin Schönberger, Alm-Rausch. Die Alltagstragödie hinter der Freizeitmaschinerie. Mit einem Prolog von Felix Mitterer. Wien, Ueberreuter 1994, 175 Seiten.

Uwe Schultz (Hg.), Speisen Schlemmen Fasten. Eine Kulturgeschichte des Essens. Frankfurt a.M./Leipzig, Insel Verlag 1993, 456 Seiten, Abb.

Matthias Seeliger, Pfeifenmacher und Tonpfeifen zwischen Weser und Harzvorland. Geschichte der Handwerker und ihrer Erzeugnisse. (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen 6), Göttingen, Volker Schmerse Verlag 1993, 266 Seiten, 44 Abb., Tab.

Wilfried Seipel (Hg.), Kultgeräte der jüdischen Diaspora in der Ukraine. Katalog zur Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien, Wien, Kunsthistorisches Museum 1993, 259 Seiten, Farbtaf.

Wilfried Seipel (Hg.), Diskurse der Bilder. Photokünstlerische Reprisen kunsthistorischer Werke. Katalog zur Austellung des Kunsthistorischen Museums Wien, Wien, Kunsthistorisches Museum 1993, 122 Seiten, Abb., Farbtaf.

Norbert Siegl, Kommunikation am Klo. Graffiti von Frauen und Männern. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik 1993, 181 Seiten, Abb.

Egon Sinz, Die Villa Grünau – ein Ansitz der Kennelbacher Fabrikanten. Kennelbach 1992, 95 Seiten, Abb.

Philip M. Soergel, Wondrous in his Saints. Counter-Reformation Propaganda in Bavaria. Berkeley/Los Angeles/London, University of California Press 1993, 239 Seiten, Abb.

Ilse Spielvogel-Bodo, Der Ossiacher See zwischen gestern und heute. Geschichte, Kunst, Landeskunde der Seeregion mit den Gemeinden Ossiach, Steindorf/Bodensdorf, Treffen, Villach/Landskron und Feldkirchen in Kärnten. Klagenfurt, Kärntner Druck- und Verlagsgesellschaft 1993, 143 Seiten, Abb.

Ridi Steibl (Hg.), Die neue Männlichkeit. „Männliche und weibliche Kultur". Fakten, Perspektiven, Utopien. Dokumentation zur Frauen- und Männerakademie 1992 im Rahmen der Akademie Graz. Graz, Leykam 1993, 149 Seiten, Abb., Graph.

Gertraud Steiner, Wunderkammer Hohe Tauern. Über Mythen und Sagen Innergebirg. Salzburg/Wien, Otto Müller Verlag 1993, 248 Seiten, Abb.

Peter B. Steiner, Kultur des Handwerks. Die Sammlung Joseph Blatner. (= Kataloge und Schriften des Diözesanmuseums für christliche Kunst des Erzbistums München und Freising 11), München, Manz AG 1993, 91 Seiten, Abb.

Karin Stukenbrock, Abtreibung im ländlichen Raum Schleswig-Holsteins im 18. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung auf Basis von Gerichtsakten. (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 28), Neumünster, Karl Wachholtz Verlag 1993, 153 Seiten.

Franz Stundner (Red.), Der niederösterreichische Bezirk Wiener Neustadt und seine Gemeinden. Eine Publikation der Gemeinden des Verwaltungsbezirks Wiener Neustadt. Wiener Neustadt, NÖ. Verlag GesmbH 1992, 292 Seiten, Abb.

Christa Svoboda, Die Werkstätten Obermillner, Moser und Pisotti. Salzburger Fayencen vom ausgehenden 17. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert. Aus: Salzburger Volkskultur 17, Juni 1993, Seite 71 – 84, 13 Abb.

Cortina Teichmann-Knauer, Bürgerporträts des 19. Jahrhunderts. Die Ehepaar-Pendantbildnisse des Braunschweigischen Landesmuseums. (= Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 68), Braunschweig, Braunschweigisches Landesmuseum 1992, 124 Seiten, Abb.

Erika Thiel, Geschichte des Kostüms. Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart. Berlin, Henschelverlag Kunst und Gesellschaft 1990, 463 Seiten, 70 Farbabb., 732 SW-Abb.

Karl-Ewald Tietz (Red.), Märchenland Europa. Zaubermärchen aus 32 europäischen Ländern. Herausgegeben von der Märchenstiftung Walter Kahn. Frankfurt a.M., Haag und Herchen 1993, 160 Seiten.

Thomas Alexander Troge, Zwischen Gesangverein und Musikcomputer. Strukturen und Entwicklungstendenzen des Musiklebens in Mitteleuropa. (= Europäische Hochschulschriften Reihe XXII Soziologie 246), Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang Verlag 1993, 269 Seiten, Graph.

Peter G. Tropper (Red.), Franz Xaver von Salm. Aufklärer-Kardinal-Patriot. Katalog zur Ausstellung in der bischöflichen Residenz Klagenfurt vom 11.6. – 12.11.1993. Klagenfurt, Carinthia 1993, 264 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Carlos Alberto Uribe Tobón (Hg.), La Construcción de las Américas. Memorias VI Congreso de Antropología en Colombia La Construcción de las Américas Universidad de los Andes Julio 22 al 25 – 1992. Santafé de Bogotá, Universidad de los Andes Facultad de Humanidades y Ciencias Sociales Departamento de Antropología 1993. 287 Seiten, Graph.

Raymond Van Dam, Saints and their Miracles in late Antique Gaul. Priceton, Princeton University Press 1993, 349 Seiten.

Paola Venturelli u.a., Dalla parte della scarpa. Le calzature e Vigevano dal 1400 al 1940. Vigevano, Diakronia 1992, 159 Seiten, Abb.

Ants Viires, Muunduv Rahvakultuur. Etnograafilisi uurimusi. Tallinn, Eesti Teaduste Akadeemia 1993, 186 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Nils Erik Villstrand, Lokalsamhället inför utskrivningarna av fotfolk till den svenska krigsmakten 1620 – 1679. Åbo, Åbo Akademis Förlag – Åbo Academy Press 1992, 363 Seiten, Graph., Tab.

Dieter Vorsteher, Christoph Stölzl (Red.), Deutsches Historisches Museum 1994. Buchkalender, Berlin, Eigenverlag des Historischen Museums 1993, 52 Wochenkalenderblätter, 52 Abb.

Christoph Wagner, Käse für Kenner. Geschichte und Gegenwart der österreichischen Käsekultur. Wien, Edition Epikur im Verlag Brandstätter 1993, 220 Seiten, zahlr. Abb., Graph.

Friedrich Waidacher, Handbuch der Allgemeinen Museologie. (= Mimundus. Wissenschaftliche Reihe des Österreichischen TheaterMuseums 3), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag 1993, 791 Seiten.

Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848 – 1918. Band VI. 2. Teilband: Die Habsburgermonarchie im System der internationalen Beziehungen. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1993, 686 Seiten.

Hansjörg Weidenhoffer, Sakramentshäuschen in Österreich. Eine Untersuchung zur Typologie und stilistischen Entwicklung in der Spätgotik und Renaissance. (= Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz 87), Graz, dbv-Verlag 1992, Band 1: Text, 338 Seiten, Karte im Anhang, Band 2: 313 Abb.

Johann Rudolf Weiss, „Ah! Dieses Leben, diese Farbenglut!" Zwei Schweizer auf Gesellenwalz im Orient (1865 – 1874). Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1993, 303 Seiten, Abb.

Wolfgang Westerhoff, Bildstöcke in Wien. St. Pölten/Wien, Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1993, 191 Seiten, Abb., Graph.

Christina Westergren (Red.), Vi blev alla grafiker. Grafiker skriver om sitt liv och arbete. (= Svenska folket berättar), Stockholm, Nordiska museet 1993, 192 Seiten, Abb.

Dobrosława Wężowicz-Ziółkowska, Miłość Ludowa. Wzory miłości wieśniaczej w polskiej pieśni ludowej XVIII – XX wieku. (= Biblioteka popularnonaukowa Tom XI), Wrocław, Polskie Towarzystwo Ludoznawcze 1991, 203 Seiten, Abb.

Falk Wiesemann, Genisa – Verborgenes Erbe der deutschen Landjuden. Katalog zur Ausstellung von The Hidden Legacy Foundation. Wien, Wiener Verlag 1992, 224 Seiten, 128 Abb.

Pablo Wiking-Faria, Bondeliv. Lantbruket i Halland 1750 – 1990. Varberg, Varbergs Museum Årsbok 1993, 150 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Mechthild Wiswe, Erinnerungen an den Harz. Historische Harzansichten aus Privatbesitz. Katalog zur Sonderausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums. (= Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 70), Braunschweig, Braunschweigisches Landesmuseum 1993, 56 Seiten, 26 Abb.

William Woys Weaver, Pennsylvania Dutch Country Cooking. New York/London/Paris, Abbeville Press Publishers 1993, 203 Seiten, Abb.

Mariana Yampolsky, The Traditional Architecture of Mexico. London, Thames and Hudson Ltd 1993, 208 Seiten, Abb., Graph.

Gisa M. Zigan, Chris aus Kattowitz. Von Oberschlesien ins Ruhrgebiet. Mit Illustrationen von Steffen Nölle. (= Schriften des Deutsch-Polnischen Länderkreises der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft e.V. 8), Dortmund, Forschungsstelle Ostmitteleuropa 1992, 134 Seiten.

Renate Zobeley (Hg.), Bibliographie zur pfälzischen Volkskunde 1950 – 1990. (= Beiträge zur pfälzischen Volkskunde 6), Kaiserslautern, Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde 1992, 317 Seiten, Abb.

Heinrich Zwittkovits, Die Pflege der zivilen Blasmusik im Burgenland im Spiegel der allgemeinen historischen Entwicklung (unter besonderer Berücksichtigung der Zwischenkriegszeit). (= Burgenländische Forschungen Sonderband XII), Tutzing, Hans Schneider 1993, 747 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Barock in Neapel. Kunst zur Zeit der österreichischen Vizekönige. Katalog zu einer Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien und der Soprintendenza per i Beni Artistici e Storici Neapel. Neapel, Electa Napoli 1993, 380 Seiten, Abb.

Benediktiner in Österreich. Göttweig, Eigenverlag der Österreichischen Benediktinerkongregation 1993, 69 Seiten, Abb.

Bollwerk Forchtenstein. Katalog zur Burgenländischen Landesausstellung 1993 in der Burg Forchtenstein vom 15.5. – 31.10.1993. (= Burgenländische Forschungen Sonderband XI), Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung 1993, 275 Seiten, Abb., Graph.

Burgen, Stifte und Schlösser des Waldviertels. Geschichte – Kultur – Wanderziele – Gastronomie. Herausgegeben von der gleichnamigen Arbeitsgemeinschaft. St. Pölten/Wien, Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1994, 108 Seiten, Abb.

Dehio Wien. II. bis IX. und XX. Bezirk. Topographisches Denkmälerinventar herausgegeben vom Bundesdenkmalamt. Wien, Verlag Anton Schroll & Co 1993, 487 Seiten, Graph.

De l'usuel à l'inutile. Poterie de Normandie XVIIIe – XXe S. Katalog zur Ausstellung des Musée de Normandie Caen vom 11.6. – 18.10.1993. Caen, Musée de Normandie 1993, 134 Seiten, Abb., Karten.

Denkmäler und Museen. Revue für das Kulturerbe. Jahrgang 1993, herausgegeben vom Slowakischen Nationalmuseum und vom Slowakischen Institut für Denkmalpflege, Bratislava 1993, unpag., zahlr. Abb.

Die Ausstellung „Geschichte der Stadt Braunschweig" im Altstadtrathaus. Teil 2: Braunschweig 1945 – 1990. Braunschweig, Städtisches Museum 1993, 108 Seiten, Abb.

Die Präparierte Welt. Das Naturhistorische Museum in Wien. Photographien von Philippe Bréson, Essay von André Heller, Texte von Monika Faber und Heinz A. Kollmann. Wien, Verlag Christian Brandstätter 1994, 64 Seiten, 45 Abb.

Dorferneuerung. Eine Herausforderung für das landwirtschaftliche Beratungs- und Schulwesen. Tagungsband zum Seminar vom 27. und 28.5.1991 im Bildungshaus Michaelbeuern. (= Landtechnische Schriftenreihe 182/1991), Wien, Österreichisches Kuratorium für Landtechnik 1991, 64 Seiten, Graph.

Ein erzgebirgisches Spielzeugmusterbuch erzählt ... Spielzeug, Musterblätter und Kataloge aus 2 Jahrhunderten. (= Schriftenreihe des Erzgebirgischen Spielzeugmuseums Seiffen 8), Seiffen, Erzg. Spielzeugmuseum 1993, 32 Seiten, Abb.

Feindbilder in Europa. Broschüre über das Projekt der Bundeshandelsakademie und Bundeshandelsschule Deutschlandsberg. Deutschlandsberg, Eigenverlag der Bundeshandelsakademie und Bundeshandelsschule, o.J.,46 Seiten, Abb., Graph.

Filme aus der Bundesrepublik Deutschland 1993/1994. Bonn, Inter Nationes 1993, 233 Seiten.

Föremål som Vittnesbörd. En festskrift till Gertrud Grenander Nyberg på 80-årsdagen den 26 juli 1992. Uddevalla, Nordiska Museet 1992, 143 Seiten, Abb., Graph.

Führer durch die Ausstellungen des slowakischen Nationalmuseums – Das Ethnographische Institut Martin. Martin o.J., unpag., Abb., Beiheft mit deutschem Text.

Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Herausgegeben von A. Erler †, E. Kaufmann und D. Werkmüller. 36. Lieferung: Vermächtnis – Vollmacht. Berlin, Erich Schmidt Verlag 1993, Seite 769 – 1024.

Heimatbuch Niederkappel. Niederkappel, Eigenverlag der Gemeinde, o.J., 104 Seiten, Abb., Graph., Tab.

100 Jahre Landesschützenverband Niederösterreich 1892 – 1992. Wien 1992, 228 Seiten, Abb., Graph., Tab.

1100 Jahre Pitten. Pitten, Eigenverlag der Gemeinde Pitten 1992, 278 Seiten, Graph., Tab., Abb. im Anhang.

70 Jahre Stadt Schwechat. Schwechat, Eigenverlag der Gemeinde Schwechat 1992, 127 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

700 Jahre Stadtparrkirche Freistadt 1288 – 1988. 1. Teil: Mittelalter, 2. Teil: Vom Ende des Mittelalters bis zur Gegenwart. (= Freistädter Geschichtsblätter 7 und 8), Freistadt, Eigenverlag der Gemeinde Freistadt 1988/89, Teil 1: 85 Seiten, Abb., Teil 2: 160 Seiten, 65 Abb., Graph.

Klosterneuburg – Geschichte und Kultur. Band 2: Die Katastralgemeinden. Herausgegeben von der Stadtgemeinde Klosterneuburg. Wien, Verlag Mayer & Comp. 1993, 412 Seiten, Abb., Graph., Tab. Karten, mit einem Beiheft Qellenverzeichnis und Register, 66 Seiten.

Kultur bewegt Kärnten. Kulturinitiativen von Nötsch bis Bleiburg. Klagenfurt, I. G. KIKK 1993, 114 Seiten.

„Kurzweil viel ohn' Mass und Ziel": Alltag und Festtag auf den Augsburger Monatsbildern der Renaissance. Herausgegeben vom Deutschen Historischen Museum Berlin. München, Hirmer 1994, 303 Seiten, zahlr. Abb.

Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide. Materialien zum Museumsbesuch Nr. 14. Uelzen 1993, 56 Seiten, 57 Abb. und Graph.

L'homme et les Alpes. Grenoble, Glénat 1992, 391 Seiten, zahlr. Abb., Graph., Karten.

Oswald Liebhart „Zwischen Schein und Wirklichkeit". (= Kunstkatalog des Höbarthmuseums der Stadt Horn 1/1993), Horn 1993, unpag., Abb.

Oxford-Duden Bildwörterbuch. Deutsch und Englisch. Mannheim/Wien/Zürich, Dudenverlag, 384 Doppelseiten mit Graph., Register im Anhang.

Regionale Mobilität, Wanderungen – Pendeln. Ergebnisse des Mikrozensus Juni 1988. (= Beiträge zur Österreichischen Statistik 1.026), Wien, Österreichisches Statistisches Zentralamt 1991, 131 Seiten, Tab.

Rosa Lila Villa. 10 Jahre Lesben- und Schwulenhaus. „Weil drauf steht, was drin ist!" Wien, Eigenverlag von Rosa Lila Tip 1992, 120 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Schweizer Museumsführer. Mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein. Basel/Berlin, Friedrich Reinhardt Verlag 1993, 489 Seiten, zahlr. Abb.

Spielwelten der Kinder an Rhein und Maas. Begleitband und Katalog zur Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland Amt für rheinische Landeskunde Rheinisches Museumsamt in Zusammenarbeit mit Limburgs Volkskundig Centrum Musée de la vie Wallonne, Liège Ministère des Affaires culturelles Grand-Duché Luxembourg. (= Werken und Wohnen Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland 21), Köln, Rheinland-Verlag GmbH 1993, 359 Seiten, Abb.

Traditions de Noël dans les Campagnes Polonaises. Exposition à L'Institut Polonais, Paris. Paris 1991, unpag. Abb.

Vom Barbarazweig zu den Sternsingern. Und im Mittelpunkt: viele Krippen. Begleitheft zur Sonderausstellung im Bezirksmuseum Penzing vom 4.11.1993 bis 30.1.1994, unpag., Abb.

Vorarlberger Auswanderer nach den USA. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum vom 18.9. – 17.10.1993. Bregenz, Eigenverlag des Vorarlberger Landesmuseums 1993, 23 Seiten, 38 Abb.

Von Vilen, Werwölfen und Vampiren. Märchen und Sagen der Südslawen erzählt von F. S. Krauss und mit zeitgenössischen Illustrationen versehen. Auswahl und Nachwort von Charlotte Oberfeld. Frankfurt a.M., Haag und Herchen 1993, 281 Seiten.

Volksmärchen in unserer Kultur. Berichte über Bedeutung und Weiterleben der Märchen. Herausgegeben von der Märchenstiftung Walter Kahn. Frankfurt a.M., Haag und Herchen 1993, 91 Seiten, Graph.

Kurt Welther – Frauen. Katalog zur 182. Sonderausstellung des historischen Museums der Stadt Wien vom 10.2. – 4.4.1994, Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien 1994, unpag., Abb.

Verzeichnis der Mitarbeiter

HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Hermann Bausinger
Ludwig Uhland Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Schloß
D-72070 Tübingen

Univ.-Doz. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Volkskunde
Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Dr. Janá Bumbalová
Slovenske Narodné Múzeum
Molá Hora 2
SK-03680 Martin

Bundesminister Dr. Erhard Busek
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung
Minoritenplatz 5
A-1014 Wien

Mag. Nora Czapka
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Ass.-Prof. Dr. Helmut Eberhart
Institut für Volkskunde der Universität Graz
Hans Sachs-Gasse 3
A-8010 Graz

Nina Gorgus
13 rue Morand
F-75011 Paris

OR Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Ulrich Hägele
Vogtshaltenstraße 51
D-72074 Tübingen

Sanna Harringer
Missindorfstraße 20/15
A-1140 Wien

Univ.-Prof. Dr. Paul Hugger
Volkskundliches Seminar der Universität Zürich
Zeltweg 67
CH-8032 Zürich

Univ.-Ass. Mag. Reinhard Johler
Institut für Volkskunde
Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger
Hauptstraße 20
A-3420 Kritzendorf

Bärbl Mayer
Witzelsbergergasse 24/2
A-1150 Wien

Mag. Herbert Nikitsch
Michaelerstraße 13/11
A-1180 Wien

Dorothea Jo. Peter
Haag 47
A-3040 Neulengbach

Prof. Mag.arch. Elsa Prochazka
Schönbrunner Allee 42
A-1120 Wien

OR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Birgit Schneider
Ganghoferstraße 31
A-3031 Rekawinkel

Dr. Magdalena Schwenter
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Bernhard Tschofen M.A.
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 225 – 253

Von Marocchini und Mafiosi
Zwei Beispiele zum erzählerischen Umgang mit Fremden und Außenseitern in Südtirol

Von Ingo Schneider

Das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Nationalitäten und Kulturen, wie wir es heute in weiten Teilen der Welt erleben, ist wohl ein Charakteristikum unserer Zeit. Daß die Entwicklung zur multikulturellen Gesellschaft nicht mühelos fortschreitet, sondern von vielfältigen Spannungen und Rückschlägen begleitet wird, zeigen die tragischen ethnischen und konfessionellen Krisen auf allen Kontinenten. Für uns Mitteleuropäer rückte in den letzten Jahren sicher der Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien in den Vordergrund. Die Situation am Balkan stellt aber weltweit keinen Einzelfall dar. Abgesehen von anderen ethnischen Konflikten in den Nachfolgestaaten des realen Sozialismus, vor allem in den ehemaligen Sowjetrepubliken, ist hier etwa an Indien, Südafrika, an die Situation der Kurden, an Nordirland oder an die immer wieder hochkommenden Rassenkonflikte in den Vereinigten Staaten von Amerika zu denken. Und die zuletzt so massiv auftretende Ausländerfeindlichkeit in Deutschland und Österreich zeigt überdeutlich, wie es um Toleranz und die Fähigkeit des Zusammenlebens in diesen Ländern bestellt ist. Brand- und Briefbombenattentate sind in diesem Zusammenhang nicht als isolierte Einzelaktionen zu bewerten. Sicher sind sie das Werk eines relativ kleinen Kreises von Fanatikern. Hinter diesen steht aber eine schweigende Mehrheit, die ähnlich denkt oder zumindest fühlt, ohne sich über diese Gefühle Rechenschaft abzulegen. Es ist ein heute weit verbreitetes Klima der Vorurteile und der Anfeindungen gegenüber Ausländern, das solche Auswüchse ermöglicht, das letztlich von Einstellungen genährt wird, die tief in uns drinnen stecken, die aber in unserer zivilisierten Welt zumindest bei sehr vielen Menschen von gesellschaftlichen Konventionen, vor allem von der Erziehung, überdeckt sind. In modernen Sagen und Gerüchten als jenen Gattungen der Volkserzählung, die neben dem Witz am unmit-

telbarsten gesellschaftliche Haltungen, Ängste und Probleme widerspiegeln, gelangen diese „Gefühle aus dem Bauch" des Einzelnen wie der Gesellschaft an die Oberfläche. B. Holbek hat diesen für die Interpretation moderner Sagen so wichtigen Aspekt in einer seiner letzten Arbeiten sehr klar gesehen: „Our official systems of education are more or less carefully purged of prejudice about and hatred of strangers, but folklore is an unofficial channel of expression outside the control of the authorities, and this is were we must look for the real world view of the common people."[1]

Die Begegnung mit dem Fremden und den Fremden, das Erlebnis des Andersartigen ist eines der großen Themen der Sagen unserer Zeit. Die Sammlungen moderner Sagen enthalten dazu vielfältiges Material. Auf der einen Seite sind es Geschichten über die Gefahren des Reisens in ferne Länder. Bekanntestes Beispiel ist die erstmals von Linda Dégh ausführlich dargestellte Sage von der gestohlenen Großmutter,[2] eine Geschichte, die eben nicht zufällig, wie Holbek sagt, „somewhere in the south" passiert. Aber hier ist eine ganze Reihe von Erzählungen einzuordnen, von angeblichen Fällen von Lynchjustiz nach Verkehrsunfällen, Frauen-, Kinder- und Organraub, von seltsamen Abszessen, die nach Reisen in tropische Länder auftreten und aus denen dann eines Tages schwarze Spinnen schlüpfen und ähnliches mehr. Auch die weit verbreiteten Geschichten über die absichtliche Infektion mit Aids spielen meist im Ausland, wobei in der Variante, in der sich ein junges Mädchen während einer Reise in ein südliches Urlaubsland die todbringende Krankheit holt, dieser Aspekt noch augenscheinlicher ist als im umgekehrten Fall der Ansteckung eines Mannes.[3] Größer noch ist die Zahl jener modernen Sagen, die die Begegnung mit Fremden im eigenen Land thematisieren. Sie betreffen zunächst einmal die Lebensgewohnheiten von Ausländern. Die Fremden leben zwar mitten unter uns und zum Teil auch in modernen Wohnungen, ihre „primitiven" Lebensgewohnheiten treten aber allenthalben zutage. Sie schlachten Schweine am Balkon, reißen den Fußboden im Wohnzimmer auf, bauen dort Kar-

1 Bengt Holbek: Stories about strangers. Maschinschr. Manuskript eines Referates gehalten am 10. Kongreß der ISFNR 1992 in Innsbruck, S. 10 (erscheint voraussichtlich 1994).

2 Linda Dégh: The Runaway Grandmother. In: Indiana Folklore 1 (1968), S. 68 – 77.

3 Ingo Schneider: Geschichten über Aids. ZumVerhältnis von Sage und Wirklichkeit. In: Österr. Zeitschrift f. Volkskunde N.F. XLVI/95 (1992), S. 1 – 27.

toffel an und unterhalten eine offene Feuerstelle. Sie wissen nicht, wie die modernen sanitären Errungenschaften Badewanne und WC zu verwenden sind, und am schlimmsten von allem, sie nützen unser Sozialsystem aus. Die Geschichten über die Rückständigkeit der Ausländer greifen teilweise auf ältere Vorlagen über Bauern, die in die Stadt kommen, zurück.[4] Ein weiterer wichtiger Erzählstrang gilt ausländischen Restaurants, denen unterstellt wird, sie würden Ratten- oder Hundefleisch zubereiten oder überhaupt mit Hunde- oder Katzenfutter kochen. Auch diese Motive sind meist nicht ursächlich mit Ausländern verbunden, sondern ebenso aus anderen Zusammenhängen bekannt; die Geschichten über Ratten- oder Mäusefleisch werden auch über Fast-Food-Restaurants erzählt.[5] Eine weitere Gruppe moderner Sagen handelt von den Bedrohungen, die durch ausländische Waren in unser Land kommen, von giftigen Schlangen und Spinnen in Kaufhäusern, Bananen[6] und Töpfen von Yucca-Palmen[7] oder juckenden ausländischen Kleidern.

All diese Geschichten haben freilich nicht wirklich etwas mit den Ausländern zu tun. Es sind, wie Holbek sagt, unsere eigenen Geschichten. In ihnen geht es gar nicht um das tatsächliche Leben der Fremden. Vielmehr haben wir in diesen modernen Sagen Projektionen unserer Vorstellungen, unserer Vorurteile gegenüber Ausländern zu erkennen. „They are our own stories, projected onto the strangers."[8]

Im folgenden möchte ich zwei aktuelle Fälle regionaler Gerüchte- bzw. moderner Sagenbildung aus Südtirol erörtern, die, wie ich meine, gut geeignet sind, die Überlegungen Bengt Holbeks zu vertie-

4 So erzählt man sich z.B. in Tirol über aus einfachen ländlichen Verhältnissen stammende Südtiroler, die während der Zeit des Nationalsozialismus nach Österreich umgesiedelt und hier in neue Wohnungen eingewiesen wurden, sie hätten kein Wasserklosett gekannt und die Kloschüssel zur Aufbewahrung von Butter benützt. Vgl. auch Holbek (wie Anm. 1), S. 10.

5 Paul Smith: On the receiving end: When legend becomes rumour.In: Perspectives on Contemporary Legend. Proceedings of the conference on contemporary legend. Sheffield, July 1982. Sheffield 1984, S. 197 – 215.

6 Bengt af Klintberg: Legends and rumors about spiders and snakes. In: Fabula 26 (1985), S. 274 – 287.

7 Die moderne Sage von der seltsame Geräusche von sich gebenden Spinne in der Yucca-Palme ist auch in Deutschland und Österreich weit verbreitet. Sie gab bekanntlich den Titel der ersten Sammlung Rolf W. Brednichs: Die Spinne in der Yucca-Palme, München 1990, ab.

8 Holbek (wie Anm. 1), S. 10.

fen und zu hinterfragen. Dabei wird sich unvermeidlich auch die Frage nach den Beziehungen zwischen moderner Sage und Gerücht stellen, ein Problem, das in den letzten Jahren mehrfach diskutiert wurde, aber noch keiner befriedigenden Lösung zugeführt werden konnte. Die Geschichten, die ich vorstellen möchte, sind, soweit mir jedenfalls bekannt ist, keine international verbreiteten Wandersagen. Sie entstanden jeweils aus spezifischen Entwicklungen Südtirols bzw. Merans, fügen sich aber in Struktur, Inhalt, Form und Aussage durchaus in das Schema der modernen Sage bzw. des Gerüchts.

Beispiel 1: Die Vergewaltigung eines Obstbauern

Die erste Erzählung handelt von der Vergewaltigung eines Südtiroler Obstbauern durch mehrere Ausländer. Die Geschichte soll sich im Herbst, anderen Mitteilungen zufolge bereits im Sommer 1992 ereignet haben. Im Herbst 1993 war sie in Südtirol jedenfalls allgemein verbreitet. Ich konnte fragen, wen ich wollte. Jeder kannte sie.

Textbeispiel 1
In Tramin sollen drei Marocchini einen Obstbauern in seinem Auto überfallen und zusammengeschlagen haben. Danach haben sie seinen Kopf in die Autotür eingeklemmt, indem sie die Scheibe hochgekurbelt haben, daß er sich nicht mehr hat rühren können, haben ihm die Hose heruntergezogen und ihn der Reihe nach gepackt.[9]

Textbeispiel 2
Da haben Marocchini einem Obstbauern, der sie schlecht behandelt hat, aufgelauert, ihn mit dem Kopf in eine Autotür gesteckt und die Scheibe so hochgekurbelt, daß es sich nicht rühren konnte. Dann haben sie ihn fünfmal von hinten gepackt.[10]

Für einige Zeit wurde der Fall der angeblichen Vergewaltigung in Südtirol zum Tagesthema. Welche Brisanz der kurzen Geschichte beigemessen wurde, erhellt sich daraus, daß die führende Südtiroler Wochenzeitschrift *FF-Illustrierte* ihr nicht nur einen eigenen Beitrag,

9 Erzähler: Dr. Paul Rösch, Volkskundler, Meran, Herbst 1992.
10 Erzähler: Dr. Franz Haller, Ethnologe, Meran, Herbst 1992.

sondern gar den Leitartikel derselben Ausgabe widmete.[11] Beide Artikel dementierten letztlich den Vorfall und versuchten aufklärend zu wirken. Dementis in Zeitungen wirken aber bekanntlich dennoch meist auch im Sinne einer weiteren Verbreitung der jeweiligen Geschichten. Marocchini, Tunesini, Senegalesi – das sind Arbeitsimmigranten aus Marokko, Tunesien und Senegal, wie sie in vielen italienischen Städten anzutreffen sind. In Südtirol fanden sie Ende der achtziger Jahre für kurze Zeit verstärkt Arbeit bei der Apfelernte. In den letzten Jahren wurden sie von Erntearbeitern aus ehemaligen Ostblockländern, vor allem aus Tschechien und Polen, wieder von diesen Arbeitsmärkten verdrängt. Die Nachforschungen des Journalisten der *FF* erbrachten, wie nicht anders zu erwarten, keinen konkreten Nachweis dafür, daß sich die Geschichte tatsächlich ereignet hätte. Der Artikel zeichnet jedoch das Bild einer lebendigen Erzählkultur und läßt eindeutig jenes sich im Prozeß des Weitererzählens vollziehende interpretierende Erfassen oder Ausdeuten erkennen, das H. Bausinger allgemein als konstituierend für die Sage postulierte.[12] So wurde die Vergewaltigungsgeschichte in der Anfangsphase ihrer Verbreitung mit einer real existierenden Person, einem gewissen Alfred Fister, zwischen Auer und Meran wohnhaft, in Verbindung gebracht. „Der arme Mensch" – hieß es in dem Artikel – „habe wochenlang mit aufgerissenem After im Krankenhaus gelegen, es gab einzelne, die sogar seinen Verwandten gegenüber beschworen, man hätte den Bedauernswerten im Krankenhaus in Bozen im fünften Stock gesehen, in der Psychiatrie also." Alfred Fister selbst hat sich an die verschämt – neugierige Frage gewöhnt „Alfred, wie geht's dir, hast du es verkraftet?"[13] Alfred Fister wurde aber, nach eigener Aussage, weder vergewaltigt, noch lag er in der fraglichen Angelegenheit im Krankenhaus. Seine Mutter bestätigte aber im Gespräch mit dem *FF*-Journalisten, daß bei ihnen wochenlang Leute wegen der vermeintlichen Vergewaltigung ihres Sohnes angerufen hatten. Der Zeitungsartikel zeigte auch den weiteren Weg des Gerüchts auf. Zunächst übertrug sich die Geschichte von dem realen Fister auf einen fiktiven Pfister. In einer Variante aus dem Sarntal soll die

11 Gerüchte und ihre Macht. Leitartikel der FF-Südtiroler Illustrierte 42 (1992); Alfred, wie geht's dir. Die Geschichte eines Gerüchts. FF-Südtiroler Illustrierte 42 (1992), S. 5.

12 Hermann Bausinger: Formen der Volkspoesie. Berlin ^{2}1980, S. 182.

13 FF-Südtiroler Illustrierte (wie Anm. 11), S. 5.

Vergewaltigung bereits im Juni an einem einheimischen Obstpflücker begangen worden sein. Im Juni gab es aber wohl noch keine reifen Äpfel und deshalb auch keine pflückenden Marocchini. Andere Versionen der Geschichte stammen aus Kaltern, Kurtatsch, Leifers, Marling, Lana und schließlich Neumarkt, wo aus dem Bauern bzw. Äpfelklauber ein Arbeiter einer Baufirma geworden war. Nachfragen bei den örtlichen Carabinieri-Stellen ergaben, daß eine an einem Mann begangene Vergewaltigung nirgends amtsbekannt war. Ein Jahr früher wurde allerdings in Südtirol ein Bauer von Ausländern überfallen und beraubt. Hier könnte eine Wurzel der Geschichte liegen. Ihr Ausgangspunkt scheint die südlich von Bozen gelegene Gemeinde Auer gewesen zu sein, in der es, so berichtet der Zeitungsartikel weiter, bereits 1991 die größte Ansammlung von Ausländern im Südtiroler Unterland gegeben hatte. 1992 kamen noch mehr arbeitssuchende Nordafrikaner in den Ort, fanden nun aber zumeist keine Arbeit mehr, da ihnen, wie anderswo auch, Erntearbeiter vorwiegend aus Tschechien und Polen vorgezogen wurden. Die Marocchini, Tunesini usw. blieben aber, wohl in der Hoffnung, doch noch Arbeit zu finden, im Ort. Über hundert „extracommunitari" bezogen ein leerstehendes Gebäude in Bahnhofsnähe. Der örtliche Pfarrer und eine Gruppe von Helfern verteilten dort jeden Abend Essen. Nach Protesten aus der Bevölkerung und einer Anzeige des Hausbesitzers führten die Carabinieri schließlich eine Razzia durch. Gegen 76 illegale Einwanderer wurde ein Ausweisungsdekret ausgestellt, 20 konnten eine Aufenthaltsgenehmigung vorweisen und durften daher bleiben.[14]

Vor dem Hintergrund der Ereignisse in der Gemeinde Auer gewinnt die Geschichte von der Vergewaltigung des Obstbauern schärfere Konturen, und es erscheint notwendig, einen Blick auf die allgemeine Situation der Ausländer in Südtirol zu werfen.[15] Es kommt wohl nicht von ungefähr, daß die sich äußerlich von den Einheimischen kaum abhebenden Polen, Tschechen, Slowaken den dunkelhäutigen Arbeitssuchenden aus afrikanischen Ländern vorgezogen werden. Ein Angestellter des Südtiroler Bauernbundes erklärte dies in einem Telefonat mir gegenüber folgendermaßen: Die Polen und Tschechen

14 Ibid.

15 Vgl. dazu L. Belutti: „Zu Hause würde es mir niemand glauben". Über die Arbeiter und Arbeiterinnen aus afrikanischen und asiatischen Ländern. In: Anton Holzer et al. (Hg.): Nie nirgends daheim, Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol. Bozen 1991, S. 229 – 242.

seien verläßlicher, die sprachliche Verständigung funktioniere besser und sie stünden „religiös und kulturell den Südtirolern näher".[16] Die Provinz Bozen bzw. die Hauptstadt selbst erlebten erstmals 1988 eine, zunächst temporäre, größere Zuwanderung von „Nicht EG-Bürgern" – so der offizielle Terminus –, die damals häufig eine Anstellung bei der Obsternte fanden.[17] Nach Abschluß der Ernte kehrten diese aber nicht wie erwartet in ihre Heimatländer zurück, sondern blieben vielfach in der Stadt Bozen und zogen noch weitere Landsleute an. Aus diesem Zuzug erwuchsen der Stadtverwaltung zusehends Probleme. Die Medien berichteten wiederholt darüber. 1989 hieß es z.B. in einem Artikel über die wegen der Apfelernte nach Bozen gekommenen „Lavoratori extracommunitari", die meisten hätten keinen Posten, hätten weder Aufenthaltsgenehmigung, Geld, noch einen Schlafplatz.[18] Da die Obdachlosenheime schnell überfüllt waren, sahen sich die teilweise mit Frauen und Kindern angereisten Marocchini, Tunesini, Senegalesi, Pacistani etc. gezwungen, im Freien in öffentlichen Parkanlagen oder auf Parkplätzen zu nächtigen. Das Leben auf der Straße brachte natürlich erhebliche sanitäre und hygienische Probleme mit sich. Essensreste, Müll, Fäkalien erregten bald den verständlichen Unmut der Bevölkerung. Im Februar 1990 reagierte der italienische Staat mit einem Gesetz auf die verstärkte Zuwanderung arbeitsuchender Ausländer vor allem im Norden des Landes.[19] Das nach dem damaligen italienischen Justizminister benannte „legge Martelli" enthielt auch Übergangsbestimmungen für die große Zahl sich bereits im Lande aufhaltender Ausländer. Dies führte auch in Südtirol kurzzeitig zu einem weiteren Anstieg des Ausländeranteils auf dem Arbeitsmarkt und in Folge zur Verstärkung der Probleme der Unterbringung und Integration der Immigranten. Anfang der neunziger Jahre entstanden an mehreren Stellen der Provinzhauptstadt Bozen sogenannte „baraccopoli". Die mit Abstand größte Barackensiedlung, nach unterschiedlichen Angaben sollen dort zuletzt bis zu 1000 Menschen gelebt haben, befand sich unter der Rombrücke, eine andere unter der Drususbrücke. Auch in den „ba-

16 Telefongespräch, September 1993.
17 FF-Südtiroler Illustrierte 29 (1992), S. 23.
18 Alto Adige 219 (1989), S. 12.
19 Legge 28 febbraio 1990, n. 39 (in Gazz. Uff., 28 febbraio, n. 49. – Dem Gesetz war ein Gesetzesdekret vorausgegangen. Decreto legge 30 dicembre 1989, n. 416 (in Gazz. Uff., 3 dicembre, n. 303).

raccopoli" waren die Infrastrukturen keineswegs ausreichend. Im Lager unter der Rombrücke standen z.B. 10 Toiletten für mehrere 100 Bewohner zur Verfügung. Dazu kam, daß nur eine Minderheit der „extracommunitari" Arbeit fand, die Mehrheit dagegen in den Augen der Öffentlichkeit in den Lagern herumlungerte. Einige von ihnen sollen auch in kriminelle Aktivitäten, in erster Linie in den Drogenhandel, involviert gewesen sein. Die Stadt Bozen hat bekanntlich beträchtliche Probleme mit Suchtgift und Suchtgiftdelikten.

All dies trug zur Verstärkung des ohnehin bereits bestehenden negativen Bildes der Ausländer bei. Die tatsächlichen oder angeblichen Verhältnisse in den „baraccopoli" bestätigten latent vorhandene Vorurteile gegenüber Fremden: Ausländer sind schmutzig, faul, arbeitsscheu und obendrein noch kriminell. B. Holbek hat in dem bereits zitierten Vortrag die Skala der Vorurteile noch wesentlich weiter gefaßt. Der Fremde ist „the inverted image of the familiar, a more or less complete denial of the standards and values we grew up with". Er verhält sich nicht nur in vielfacher Weise falsch und verkehrt, sondern er ist auch – wie Holbek überspitzt ausdrückt – böse. Der Grad und die Art der Schlechtigkeit können zwar variieren, im schlimmsten Fall ißt er verdorbenes und schlechtes Fleisch, hat einen enormen und perversen sexuellen Appetit, er stiehlt, vergewaltigt, entjungfert und ist obendrein noch dumm, faul, ignorant und grausam und behandelt seine wie unsere Frauen wie Dreck.[20] Auch Vertreter der Südtiroler Politik versäumten nicht, sich in populistischen Tönen der Volksmeinung anzuschließen. So sagte etwa ein hochrangiger Bozner Stadtpolitiker in einem Interview: „Wenn wir über 1000 solche Arbeitslose in Bozen haben, beeinträchtigt das die Lebensqualität der Stadt", und er meinte weiter, diese Leute hätten einen anderen Lebenstil, eine andere religiöse Einstellung, eine andere hygienische Einstellung.[21] Auf der anderen Seite zeigte sich einmal mehr die in den westlichen Industrieländern allenthalben anzutreffende doppelbödige Haltung der Arbeitgeber gegenüber ausländischen Arbeitskräften. Denn auch jene Ausländer, die eine Arbeit gefunden hatten, häufig in der Gastronomie, konnten ebenso wenig wie die Arbeitslosen eine ordentliche Unterkunft finden. Nur ein kleiner Teil der „extracommunitari" wurde von sozialen Vereinen, dem Verein Nelson Mandela und der Caritas, betreut. Den übrigen blieben nur die

20 B. Holbek (wie Anm. 1), S. 2.
21 Alto Adige 29/31 (1992), S. 9.

„baraccopoli", denen längst der Geruch der Kriminaliät und des Außenseitertums anhaftete. Für die wegen des von manchen Afrikanern als Übergangslösung betriebenen Straßenhandels oft auch mit dem abschätzigen Ausdruck „vu cumpra"[22] bedachten Immigranten stellen die leidvollen Erfahrungen bei der Suche einer menschenwürdigen Unterkunft jedoch nur die Spitze der sie täglich umgebenden Ignoranz, Intoleranz und Isolation dar. Nach einer Untersuchung über die Situation der Ausländer in Südtirol aus dem Jahre 1991 verfügen die Einwanderer aus afrikanischen und asiatischen Staaten überwiegend über ein gutes Bildungsniveau. In der Schule hörten sie von der „höheren" Kultur und Zivilisation des Westens, und die Medien, vor allem das Fernsehen, zeichnen ein Bild vom Schlaraffenland Europa. „In Tunis schaute ich mir immer die Sendungen von *RAI Uno* an, Italien schien mir wie ein Land, wo man Geld verschenkt und wo alle problemlos arbeiten (tunesischer Arbeiter)."[23] Umso schlimmer erfahren diese Menschen dann die Konfrontation mit der Realität: „In der Schule habe ich die europäische Geschichte gelernt; ich stellte mir Europa als ein Land von großer Kultur vor, ich muß aber jeden Tag Augen und Ohren zumachen, um inmitten der Ignoranz der Menschen überleben zu können, die dich verachten, ohne dich im geringsten zu kennen (senegalesischer Arbeiter)."[24] Zu Hause wird von der Verachtung und den täglichen Demütigungen oft gar nichts erzählt, weil man den Angehörigen Sorgen erparen möchte und weil man den Ausgewanderten auch gar keinen Glauben schenken würde.[25]

Die Frage der „Nicht EG-Bürger" wurde für die Verantwortlichen der Stadt Bozen und des Landes Südtirol zusehends zu einem Politikum. Die Lösung wurde in der Räumung des größten „baraccopoli" an der Rombrücke gesucht und schließlich auch in gewisser Weise gefunden. Jene Ausländer, die einen regulären Arbeitsplatz und eine Arbeitsgenehmigung nachweisen konnten, sollten in eine neu erbaute sterile Containersiedlung im Süden der Stadt übersiedelt, die übrigen abgeschoben werden. Ehe es jedoch zu dieser Räumung und Abschiebung kam, ging eine engagierte Gruppe von Bewohnern der Siedlung unter der Rombrücke an die Öffentlichkeit. In einem beklemmenden

22 Von „vuole comprare?" – Wollen Sie kaufen?
23 L. Belutti (wie Anm. 15), S. 233.
24 Ibid.
25 Ibid.

offenen Brief mit der Überschrift „Um euch zu dienen" in der Wochenzeitschrift *FF-Südtiroler Illustrierte* appellierte der Sprecher der sich „Lega araba" bezeichnenden Gruppe an die Mitmenschlichkeit und das soziale Gewissen von Bürgern und Politikern und wies auf die durch das „legge Martelli" gegebene Legitimation zur Arbeit der „Nicht EG-Bürger" in Italien hin.[26] Die „Lega araba" machte auch in einer Demonstration auf die menschenunwürdige Lebenssituation im „baraccopoli" ohne Wasser, Strom und ausreichende sanitäre Einrichtungen und auf die ihnen überall entgegenschlagende Ablehnung und die einseitige Berichterstattung in Printmedien und Fernsehen aufmerksam, die die Bewohner des Lagers an der Rombrücke als schmutzig und arbeitsscheu, drogenverseucht und gewalttätig abgestempelt hatte. Es war eine Demonstration gegen Vorurteile und Ausländerfeindlichkeit, von den Betroffenen selbst organisiert. Ein mitgeführtes Spruchband enthielt z.B. die sarkastische Formulierung „Wir essen keine Mäuse". Die Demonstranten wandten sich auch gegen die Pauschalvorwürfe der Kriminalität und des Drogenhandels. „Auch wir haben gelernt", sagte ein Sprecher der „Lega Araba" in einem Interview für die Zeitung *Alto Adige*, „daß nicht alle Italiener Mafiosi sind."[27] Die verzweifelten Aktivitäten von Siedlungsbewohnern fanden nun zwar breites Medieninteresse, konnten aber freilich die Räumung des Lagers sowie die Umsiedlung einer Minderheit in die Containersiedlung und die Abschiebung der Mehrheit der Bewohner nicht verhindern. Eine akzeptable Lösung war damit sicher nicht gefunden. Denn die Lebensverhältnisse in der neuen von hohen Zäunen umgebenen Containersiedlung inmitten der Industriezone am südlichen Stadtrand erinnern eher an Massentierhaltung als an menschenwürdiges Wohnen. Für Einheimische wären sie jedenfalls mit Sicherheit unzumutbar. Die Art und Weise, wie hier mit Menschen, die als billige Arbeitskräfte für die Wirtschaft (Gastronomie, Landwirtschaft) gebraucht werden, umgegangen wurde, zeigt einmal mehr die Doppelmoral unserer Industriegesellschaft.

Kehren wir zu der Geschichte von der angeblichen Vergewaltigung des Obstbauern durch Marocchini zurück. Die Geschichte kursierte im Herbst 1992, unmittelbar nach den geschilderten Ereignissen in Bozen, zu einer Zeit, in der alle Medien über die Ausländerproblematik berichtet hatten, in der das Thema Ausländer in Südtirol omniprä-

26 FF-Südtiroler Illustrierte 29 (1992), S. 24/25.
27 Alto Adige 29/31 (1992), Rubrik *Deutsches Blatt*.

sent war. Ich erinnere daran, daß es in der Gemeinde Auer, dem Ausgangspunkt der Marocchini-Geschichte, eine größere Ansammlung arbeitsloser „Nicht EG-Bürger" aus arabischen und afrikanischen Ländern gegeben hatte, arbeitslos deshalb, weil ihnen wie überall in Südtirol osteuropäische Erntearbeiter vorgezogen worden waren. Dieser Verdrängungsprozeß macht deutlich, daß es in Südtirol zumindest zwei Kategorien von Ausländern gibt. Auf der einen Seite die Osteuropäer, die den Südtirolern „kulturell und religiös nahestehen", die fleißig und verläßlich seien und außerdem nach getaner Arbeit wieder in ihre Heimatländer zurückkehren; auf der anderen die „extracommunitari" aus Dritte-Welt-Ländern, die nun gar keine Arbeit mehr finden können, die nicht nur in der Hautfarbe, sondern überhaupt ganz anders seien und die eben nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren wollen. Diese Kategorie wird in Südtirol zunehmend als Störfaktor empfunden. Die Marocchini, Tunesini usw. sehen sich nicht nur mit der Not der Arbeitslosigkeit konfrontiert, sondern auch mit Anfeindung und Vorurteilen. In diesem Klima der Ausländerfeindlichkeit taucht nun die Vergewaltigungsgeschichte auf. Sie ist alles andere als lustig, wie es vielleicht manchem im ersten Moment erscheinen könnte, sondern eine boshafte Verleumdung ohnehin bereits Geächteter und Hilfloser. Die Boshaftigkeit liegt vor allem in dem unterstellten Delikt homosexueller Vergewaltigung, die zum symbolhaften Ausdruck und Beweismittel der Andersartigkeit der Araber und Mohammedaner stilisiert wird. Die den Nordafrikanern aufgrund der strengen Geschlechtertrennung im Islam immer wieder nachgesagte Affinität zu gleichgeschlechtlicher Sexualität wird dazu benützt, das schlechte Image der Marocchini noch um eine Facette zu bereichern. Die unterstellte Homosexualität wird zum komprimierten Ausdruck der Vorurteile gegenüber Ausländern. Die Moral der Geschichte könnte in etwa wie folgt formuliert werden: Schaut her, nicht umsonst wollen wir mit diesen Leuten nichts zu tun haben. Sie sind nicht nur faul und schmutzig, sondern auch gemeingefährlich und sogar homosexuell.

Das Motiv der Geschichte, die Vergewaltigung, bei der das Opfer in eine Autotür eingeklemmt wird, ist allerdings nicht neu. Dies hat die Marocchini-Geschichte mit vielen anderen modernen Sagen, die ebenso auf ältere Vorlagen zurückgreifen, gemeinsam. Bereits vor ca. 25 Jahren war in Tirol eine ähnliche moderne Sage im Umlauf, in der das Opfer ein autostoppendes junges Mädchen war. Die Botschaft ist

hier allerdings eine andere. Die Geschichte ist als Warn- und Schrecksage, die junge Mädchen vor den Gefahren des Autostoppens warnen möchte, zu verstehen.

Textbeispiel 3

Die Geschichte ging damals ungefähr so. Da war ein Mädchen, das hat autogestoppt. Und da hält ein Mann an, fragt das Mädchen nach dem Weg. Plötzlich klemmt er ihr den Kopf in der Scheibe der Fahrertür ein, steigt aus und vergewaltigt sie. Das muß in der Zeit gewesen sein, als das Auto und damit auch das Autostoppen sich so richtig allgemein zu verbreiten begannen.[28]

Beispiel 2: Mafia in Meran?

Seit einigen Jahren kursieren in Meran verschiedene Gerüchte über die angeblichen Mafiaverbindungen neapolitanischer Lederwarenhändler, die hier in den siebziger und achtziger Jahren ansässig geworden waren und im Zentrum der Stadt eine Reihe von Geschäften eröffnet hatten. In letzter Zeit entstanden auf dem Boden dieser Gerüchte einige sagenhafte Geschichten, die jene Mafiaverdächtigungen in mehr oder weniger naiver Form konkretisierten. Die beiden bekanntesten handeln von einem Koffer voll Bargeld und von einer Verkäuferin, die wegen undurchsichtiger Geschäftsgänge kündigte.

Textbeispiel 4

Mein Vater hat ein Geschäft unter den Lauben in Meran. Einmal erzählte der Vater, daß jemand von den M.s in das Geschäft des Nachbarn gekommen sei, der wollte sein Geschäft aber gar nicht verkaufen. Jedenfalls haben sie ihm sehr viel Geld geboten, wenn er ihnen sein Geschäft dennoch verkaufen würde. Dabei haben sie einen Koffer voller Geldscheine mitgehabt. Den haben sie vor den Augen des Nachbarn geöffnet.[29]

---

28 Aufgezeichnet nach einem Gespräch mit Studenten in einem Gasthaus im November 1992. Drei Seniorenstudenten, Frau Margarethe Niedermayr, Frau Marianne Hellwig und Herr Fritz Steiner hatten die Geschichte vor ca. 25 bis 30 Jahren gehört.

29 Erzähler Dr. P. Rösch, Volkskundler, Meran, im Frühjahr 1993.

Textbeispiel 5

Da gibt es eine Verkäuferin in einem der Geschäfte von M. Die hat gekündigt, weil es ihr dort nicht ganz geheuer war In dem Geschäft war eigentlich nie viel los, da wurde also nicht viel eingekauft. Jeden Tag nach der Mittagspause hat sie aber einen größeren Geldbetrag, 20 oder 50 Mil. Lire in die Kassa eingetippt gefunden. Diesen Betrag hat sie dann jeden Tag auf der Bank einzahlen müssen.[30]

In den Geschichten geht es offensichtlich um Geldwäscherei, das Anlegen von Mafiageldern, auch wenn die Begriffe expressis verbis nicht genannt werden. Wie wir sehen werden, sind hier aber noch ganz andere Dinge im Spiel. Das Geschäft mit den Gürteln, Handschuhen, Handtaschen, Jacken und Schuhen ist in Meran ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Es ist in erster Linie auf die aus Deutschland kommenden Touristen ausgerichtet, die sich hier lange Jahre mit den in Italien wesentlich preisgünstigeren Lederwaren eindeckten. Bereits Ende der siebziger Jahre verschlechterten sich die Rahmenbedingungen für die italienische Lederindustrie. Vor allem die Krokodillederwaren wurden mit hohen Luxussteuern belegt. Somit brachen auch für die Meraner Lederwarenhändler magere Jahre an. Genau in dieser Phase der Stagnation und Rezession kamen die neapolitanischen Kaufleute, erst Einzelpersonen, später folgte dann die Verwandtschaft. Die Süditaliener eröffneten in Meran ein Lederwarengeschäft nach dem anderen. Die italienischen Läden schossen in den Augen der Meraner förmlich aus dem Boden, und das auf engstem Raum. Diese Entwicklung konnte gar nicht, möchte man fast sagen, das Wohlgefallen der Meraner, vor allem der Meraner Geschäftswelt finden. Einerseits kam die italienische Konkurrenz zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt. Zum anderen, und das wog fast noch schwerer, kauften und pachteten die Süditaliener Geschäftslokale und ganze Häuser im Zentrum der Stadt, unter den altehrwürdigen Lauben, am Rennweg, am Theaterplatz und am Bozner Tor und drangen somit ins Herzstück der bis dahin doch traditioneller Weise von deutschsprachigen Südtirolern dominierten Meraner Geschäftsszene vor. Das Oberhaupt der Familie M., die Namen werden hier mit Bedacht nicht ausgeschrieben, kaufte obendrein eine schön gelegene alte Pension in Obermais, und ließ diese mit viel Aufwand zu einem luxuriösen Wohnsitz ausbauen. Damit nicht genug, wandte sich Herr M. auch noch einem

30 Erzähler Dr. P. Rösch, Volkskundler, Meran, im Frühjahr 1993.

nicht gerade billigem Hobby zu, dem Pferderennsport, der im allgemeinen und in Italien im besonderen dem Adel bzw. dem Geldadel vorbehalten war und ist. Der wirtschaftliche und soziale Aufstieg der neapolitanischen Familien schien nun nicht wenigen Leuten in Meran unerklärlich. Wie sollten die süditalienischen Clans mit ihren Lederwarengeschäften in einer Zeit, in der das Geschäft im allgemeinen rückläufig war, so große Profite erzielen können, die es ihnen ermöglichten, ständig zu expandieren, teure Immobilien zu kaufen oder zu pachten und neue Geschäfte aufzumachen? Dies könne nicht mit rechten Dingen zugehen. So kamen erste Gerüchte auf, daß hier die Mafia im Spiel sei, daß durch die Investitionen Gelder aus dem Drogen- und Waffenhandel reingewaschen würden. Die Neapolitaner, hieß es bald, kauften alle freiwerdenden Räumlichkeiten zu überhöhten Preisen und zahlten dabei immer in bar. Sie kämen auch in gutgehende Geschäfte und böten den Inhabern bei geöffnetem Geldkoffer an, ihr Lokal zu kaufen. Und jeder in Meran kannte jemanden, der jemanden kannte, bei dem die Italiener bereits gewesen seien. In den Geschäften, hieß es andererseits, gebe es kaum etwas zu kaufen und Kunden sehe man auch nicht viele. Eine wohl ebenso bekannte Geschichte, wie jene vom Geldkoffer und der Verkäuferin, behandelt das Motiv der Geldwäscherei in noch naiverer Weise. Ein Kunde, der in einem dieser Geschäfte einen kleinen Einkauf getätigt hat, stellt zu Hause fest, daß auf dem Kassabon ein wesentlich höherer Betrag, als er bezahlte, eingetippt ist, etwa anstelle von 200.000 Lit. 2 Millionen Lit.

Textbeispiel 6

In meinem Geschäft ist einmal eine Frau kommen was kaufen, und dann hab ich ihr den sogenannten aggiunto fiscale geben, dann schaut sie ihn an, sagt sie „machen sie es nicht so wie der da oben?" – Das ist Tatsache, ich hab mich aber leider nicht näher interessiert. – Sag ich „Wieso?" – Sagt sie „Ja, da hab ich eine Ledertasche gekauft und da hat er mir das Doppelte getippt." – Sag ich „Na, na, ich hab schon mit dem einfachen genug. – Jedenfalls muß da eine Geldwäscherei vorhanden sein, mit dem Tippen.[31]

31 Erzähler: Geschäftsinhaber aus Meran bei einer Diskussion zum Thema „Mafia in Meran?" vor laufender Fernsehkamera am 11.3.1993.

Die Geschichten beziehen sich interessanterweise immer nur auf einen italienischen Lederwarenhändler und dessen Familie, obwohl noch ein zweiter neapolitanischer Geschäftsmann etwa gleichviele Ledergeschäfte in Meran eröffnete. Betroffen davon sind aber sicher beide. Und noch ein dritter, schon seit Generationen in Meran ansässiger, wohlhabender Italiener geriet ins Gerede bzw. in den Verdacht, unredliche Geschäfte zu machen. Dieser Mann kaufte nachweislich in den letzten Jahren mehrere Immobilien in Meran, unter anderem auch zwei alte Häuser in der Altstadt und die schöne aus der Zeit um die Jahrhundertwende stammende Villa Burgund, und läßt diese Objekte seitdem sehr zum Ärger der Meraner leerstehen und teilweise verfallen, weil, so sagt man, der Stadtrat seinen Umbauplänen nicht die Zustimmung erteilt hatte. Daraus entstand der Verdacht der Bauspekulation, der sich freilich gut in das negative Bild der italienischen Geschäftsleute fügt. Der Vater dieses Geschäftsmannes habe übrigens, so erzählt man sich in Meran, seinen Reichtum auf besonders protzige Weise zur Schau gestellt, indem er immer mit einem goldenen Cadillac-Cabriolet durch Meran gefahren sei.

Soweit also die Darstellung der aktuellen Erzählüberlieferung sowie einige erste Informationen zum Kontext der Geschichten. Diese gilt es nun zu vertiefen. Die Gerüchte- bzw. Sagenbildung über die angeblichen Machenschaften der Mafia in Meran dauert nun schon, wie oben erwähnt, einige Jahre an. Im Frühjahr 1993 scheint sie aber einen zumindest vorläufigen Höhepunkt erreicht zu haben. Das breite öffentliche Interesse mündete einerseits in eine große, von der Meraner Volkshochschule organisierte Diskussionsveranstaltung. Am Morgen desselben Tages erschien in der schon genannten Zeitschrift *FF-Südtiroler Illustrierte* ein ausführlicher Artikel über die Meraner „Leder-Connection",[32] in dem zunächst der bemerkenswerte und für das Verständnis der Geschichten interessante Aufstieg des Herrn M. von seinen Anfängen als Handschuhverkäufer auf dem Meraner Freitagsmarkt zum erfolgreichen Geschäftsmann und Rennstallbesitzer geschildert wurde. 1976 kam Herr M. als Markthändler nach Meran. In den folgenden Jahren gründete er hier eine Familie, nach und nach kamen weitere Angehörige aus Neapel nach. Das erste Geschäft wurde 1985 eröffnet, in den nächsten Jahren folgten fünf weitere Lederwarengeschäfte, eines davon in Bozen. Für das vierte Geschäft hatte die Familie M. ein traditionsreiches Haus unter den Lauben, den

32 J. Rohrer: Leder-Connection. In: FF-Südtiroler Illustrierte 11 (1993), S. 26 – 29.

Geschäftssitz einer alteingesessenen Meraner Familie, gekauft, für das fünfte ein weiteres altes Kaufmannshaus in Pacht genommen. Die Entwicklung der zweiten neapolitanischen Familie, die sich etwa zur gleichen Zeit im Lederwarenhandel Merans etablierte, verlief ähnlich. Auch hier begann das Familienoberhaupt am Meraner Freitagsmarkt, weitere Familienmiglieder folgten nach und die Familie R. eröffnete in Meran nach und nach sechs Ledergeschäfte. Zu den bereits bestehenden ca. 20 Lederwarenhandlungen kamen also innerhalb weniger Jahre elf weitere hinzu, und dies in einer Zeit der Rezession im Lederwarenhandel. Die Geschäfte liegen, wie ich selbst bei einem Lokalaugenschein bestätigt fand, teilweise auf engstem Raum beisammen und führen in etwa das gleiche Warenangebot. Diese zeitlich und örtlich konzentrierte Geschäftsansiedlung ist in der Tat bemerkenswert, und es erscheint verständlich, daß sie Anlaß zur Entstehung von Gerüchten und modernen Sagen gab. Der Verfasser des Artikels in der Südtiroler Wochenzeitschrift scheute keine Mühe, diesen Geschichten auf den Grund zu gehen, kam aber, wie nicht anders zu erwarten, zu keinen konkreten Ergebnissen. Er recherchierte zunächst bei allen Geschäftsleuten, die an die Italiener verkauft hatten, hatte man ihm doch von vielen Seiten versichert, die Neapolitaner zahlten immer in bar und zwar mit einem Koffer voll von Geldscheinen. Die befragten Geschäftsleute kannten zwar alle die Geschichte vom Geldkoffer, von Bargeld oder übermäßig großzügigen Kaufangeboten, auch dies wurde immer wieder kolportiert, wußte aber niemand etwas. Die Vertragsabschlüsse seien alle erst nach zähen Verhandlungen und unter langfristigen Zahlungskonditionen zustande gekommen. Auch die Nachforschungen über die Verkäuferin, die wegen ihr verdächtig erscheinender Geschäftsgänge kündigte, führten ins Nichts. Der Journalist ging in dieser Sache wochenlang einer Vielzahl von Hinweisen nach. Dabei trat immer wieder das bekannte Muster der modernen Sage zutage. „Jeder glaubt jemanden zu kennen, der die Verkäuferin kennt. In Wirklichkeit wurde die Kette der Personen, die zu der Verkäuferin führen sollten, mit den Recherchen immer länger, bis sie sich im Nichts verlor."[33] Dasselbe gilt für zwei weitere Geschichten, die der Journalist nachzuprüfen versuchte. Die erste, von einem Konkurrenten „unter dem Siegel der Verschwiegenheit" erzählt, handelt von einer angeblichen Abhöraktion der Finanzpolizei wegen des Verdachts der Geldwä-

33 Ibid., S. 28.

scherei. Der Informant gab an, sie direkt vom zuständigen Beamten, der aber unbedingt anonym bleiben wollte, erfahren zu haben.

Textbeispiel 7

Die Finanzpolizei von Bozen habe M.s Telefone abzuhören begonnen, um auf diese Weise dahinter zu kommen, ob die Ledergeschäfte nur eine Fassade seien, hinter denen Geld gewaschen wird. Aber schon am zweiten Tag der Abhöraktion habe M. nicht nur gewußt, daß man sein Telefon angezapft hat, sondern auch den Namen des Beamten in Bozen, der seine Gespräche mithörte. Daraufhin habe der Beamte aus Angst die Aktion abgeblasen.[34]

Die zweite Geschichte hat die vermeintlich monströsen finanziellen Möglichkeiten von Herrn M. – er soll ein größeres Aktienpaket des Nobelhotels Villa Eden erstanden haben – zum Thema. Sie scheint annähernd ebenso verbreitet zu sein wie die Geschichten vom Geldkoffer und der Verkäuferin. Bei meinen Nachforschungen stieß ich jedenfalls wiederholte Male darauf.

Textbeispiel 8

Seit Wochen nun kursiert, wegen der Größe weit über Meran hinaus, die Meldung, daß die M.s ein Aktienpaket der Villa Eden in Obermais übernommen hätten. Das Kurhotel des französischen Abspeckkünstlers Henri Chenot hat sich italienweit einen Namen gemacht, seit dort übergewichtige VIPs wie der Fußballstar Maradona auf Diät lagen. Das Hotel gehört zum Imperium des Jägermeister-Importeurs Karl Schmid, der in alarmierenden Zahlungsschwierigkeiten steckt und vor kurzem bereits sein Sporthotel in Obereggen an eine österreichische Leasinggesellschaft notverkaufen mußte. Trotz aller Dementis von allen Seiten (Schmid: „Ich kenne diesen M. gar nicht) sind die Meraner nicht von der Beteuerung abzubringen, daß M. in der Villa Eden 13 Milliarden untergebracht habe.[35]

Auch diese beiden Geschichten hielten einer Überprüfung nicht stand. Im Jahre 1988 wurden allerdings von der Staatsanwaltschaft gegen Giovanni M. Ermittlungen wegen des Verdachts der Geldwäscherei eingeleitet, die aber mangels Beweisen wieder eingestellt

34 Ibid., S. 27.
35 Ibid., S. 28.

wurden. Hier könnte eine Wurzel der Gerüchtebildung liegen. Die Recherchen über die angeblichen Mafia-Verbindungen der neapolitanischen Lederwarenhändler verliefen also alle im Sand.

Am Tag des Erscheinens des Artikels über die neapolitanische „Leder Connection" fand in Meran, wie schon erwähnt, eine große Podiumsdiskussion zum Thema „Mafia in Meran?" statt. Zu dieser Veranstaltung kamen über 1000 Leute, für eine Kleinstadt von ca. 30.000 Einwohnern sicher sehr beachtlich. Die Südtiroler Printmedien berichteten ausführlich darüber.[36] Die Veranstaltung wurde vom italienischen Fernsehen aufgezeichnet und einen Tag später in gekürzter Form ausgestrahlt. Am Podium saßen ein Staatsanwalt, ein Bankfachmann, der Journalist, der den Artikel verfaßt hatte, und einer der größten Kämpfer gegen die Mafia, der Exbürgermeister von Palermo und Gründer der Partei *La Rete,* Leoluca Orlando, einer der best bewachten Männer Italiens. Der Abend brachte nicht die vielleicht von vielen Besuchern erhoffte Klärung bzw. Aufklärung hinsichtlich der angeblichen Machenschaften der Mafia in Meran. Die Diskussion drehte sich in erster Linie ganz allgemein um Fragen des organisierten Verbrechens in Italien, um Strategien der Mafia und insbesondere um Geldwäscherei. Es wurde wohl deutlich, daß es in Meran bisher keine eindeutigen Beweise für die Präsenz der Mafia gibt. Diese fehlen aber auch aus vielen anderen Orten. Der Mangel an Beweisen dürfe deshalb nicht als Entwarnung mißverstanden werden. Das beste Mittel, um der Ausbreitung der organisierten Kriminalität zu wehren, sei allemal, sich der Gefahr bewußt und auf der Hut zu sein, so die Botschaft Leoluca Orlandos. Solche Aussagen sind freilich nicht dazu angetan, die Gerüchte- bzw. Sagenbildung verstummen zu lassen. Indem sie die Möglichkeit von Mafia-Aktivitäten offenlassen bzw. nicht ausschließen, wirken sie sogar eher bestätigend als abschwächend. Der Diskussionsabend war, dies gilt es sich noch einmal vor Augen zu halten, überhaupt erst aufgrund des anhaltenden Geredes über die Geschäfte der Süditaliener in Meran organisiert worden. Das breite Interesse der Veranstaltung führt ein-

36 *Meglio tenere le luci accesi.* In: Il Mattino, 13.03.93; *Orlando: Mafia, non ci sono zone franche.* In: Il Mattino, 13.03.93; *Ethik der Verantwortung gesucht. Mafia in Meran? Eine Mauer des Schweigens oder Seifenblasen aus der Gerüchteküche?* In: Extra 13.03.93; *Die Mafia scheut den hellen Tag ...* In: Dolomiten 13./14.03.93; *Non é zona franca.* In: Alto Adige 12.03.93; *Mafia arbeitet auch in Meran.* In: Tiroler Tageszeitung 14.03.93.

mal mehr die Bedeutung und die Macht von Gerüchten bzw. modernen Sagen vor Augen und macht deutlich, daß hinter den für den Außenstehenden vielleicht kurios und erheiternd erscheinenden Geschichten vom Geldkoffer, von der Verkäuferin usw. eines der brennenden Probleme Italiens und damit auch Südtirols steht – organisierte Kriminalität, Korruption und im weiteren die Verflechtungen von Politik und Wirtschaft.

Dies ist aber, wie wir sehen werden, nur die eine Seite der Medaille. Betrachten wir noch einmal die Ausgangslage für die Entstehung jener Gerüchte und modernen Sagen. Wir können dabei wohl davon ausgehen, daß sich die in den Geschichten behaupteten Vorfälle nicht tatsächlich ereignet haben, daß diese aber auf sehr konkrete Vorurteile und Ängste verweisen. Der steile wirtschaftliche und soziale Aufstieg aus Süditalien zugewanderter Familien in für die Lederbranche an sich schon schwierigen Zeiten erregt bei nicht wenigen Bewohnern der Kleinstadt Meran Aufsehen und Mißfallen. Die italienischen Lederwarenhändler stellen für die einheimischen Kaufleute nicht nur eine ernsthafte Konkurrenz dar, sie drängen auch noch in ihre angestammten Kreise in der Meraner Altstadt, indem sie ehrwürdige alte Kaufmannshäuser kaufen oder pachten. Über diese Immobilienkäufe wird noch einiges mehr kolportiert, als hier Erwähnung finden kann. Die Etablierung der Süditaliener scheint rational nicht erklärbar und verlangt geradezu nach einer „übernatürlichen" Erklärung. Diese wird in angeblichen Mafia-Verbindungen und dem Vorwurf der Geldwäscherei gefunden, zumal in Meran schon seit Jahren von der Mafia die Rede war. Unter anderem hieß es, in dem bereits genannten Nobelhotel Villa Eden, an dem Herr M. angeblich Anteile gekauft haben soll, wären regelmäßig Mafiosi abgestiegen. Auch wenn der Ursprung der Geschichten letztlich im Dunkeln bleibt, ist ihre Entstehung und Verbreitung rational nachvollziehbar: Außergewöhnlicher Erfolg ist suspekt, unerklärlich und wird beneidet. Es entsteht Erklärungsbedarf. Die Lösung wird in den Verbindungen zur Mafia gefunden.

Die Meraner Geschichten können zunächst einmal und sicher zurecht als *business* oder *mercantile legends* bezeichnet werden, wie sie z.B. über ausländische Restaurants, insbesondere Chinarestaurants oder auch Fast-Food-Läden oder über große Konzerne wie McDonalds oder Procter&Gamble bekannt sind. P. Smith[37] und zu-

37 P. Smith: On the receiving end: when legend becomes rumour. In: Paul Smith

letzt G. A. Fine[38] haben über diese Gruppe moderner Sagen ausführlich gehandelt. Smith hat an einem Beispiel die geschäftsschädigende Wirkung solcher Gerüchte bzw. moderner Sagen aufgezeigt. Auch wenn die Gerüchte- bzw. moderne Sagenbildung in Meran allem Anschein nach den Geschäftsgang der italienischen Lederwarengeschäfte nicht unmittelbar negativ beinflußten, was auch damit zusammenhängen mag, daß sich die Hauptkundschaft in erster Linie aus Urlaubern, häufig Tagestouristen, konstituiert, ist dennoch mit mittelbaren wirtschaftlichen Folgen zu rechnen. Denn eine Absicht hinter der Verbreitung der Geschichten ist sicher die, den deutschen Meranern zu vermitteln, sie sollten ihre Häuser und Geschäfte nicht länger an Italiener verkaufen. Dieser Aspekt war auch bei dem Diskussionsabend nicht zu übersehen. Und menschlich sind die neapolitanischen Familien auf alle Fälle von den Unterstellungen betroffen. Das Heimtückische solcher Verleumdungen liegt ja immer darin, daß man sich nicht wirklich dagegen wehren kann, wie Herr M., das Hauptopfer der Gerüchte, selbst feststellte.

Mit Geschäftsneid allein sind diese Geschichten also sicher nicht ausreichend erklärt. Es sind ganz wesentlich auch Geschichten von deutschen Südtirolern über Süditaliener, über Menschen von „down there, somewhere in the south", wie Holbek sagt. Herr M. sieht in diesen Geschichten vor allem einen Niederschlag des Nord-Südproblems innerhalb Italiens. „Ein Süditaliener, der nach Norden geht, darf eine Pizzeria aufmachen oder auf dem Bau arbeiten. Wird er aber Kaufmann und hat dabei Erfolg, paßt das nicht mehr in das Weltbild der Einheimischen. Das einzige, womit sie sich das dann erklären können, ist die Mafia."[39] Für die Südtiroler bedeuten die Erzählungen über die angeblichen Mafiaverbindungen der süditalienischen Lederwarenhändler aber noch mehr. Südtirol wurde bekanntlich im Jahre 1919 durch den Frieden von Saint Germain Italien zugesprochen. Die hier behandelten Gerüchte bzw. modernen Sagen sind auch Ausdruck der bis heute gespannten Beziehungen zwischen Italienern und Deutschen in Südtirol. Manche deutschsprachige Südtiroler sehen es nicht gern, daß der italienische Einfluß in der Meraner Geschäftswelt

(ed.): Perspectives on contemporary legend. Proceedings of the conference on contemporary legends. Sheffield, July 1982, S. 197 – 215.

38 G. A. Fine: Manufacturing Tales. Sex and Money in Contemporary Legends. Knoxville 1992.

39 FF-Südtiroler Illustrierte (wie Anm. 32), S. 29.

ständig zunimmt und daß immer mehr Immobilien in italienischen Besitz überwechseln. Der Begriff „Ausverkauf der Heimat" ist in diesem Zusammenhang immer wieder zu hören. Neben wirtschaftlichen kommen hier also noch politische und fremdenfeindliche Komponenten ins Spiel.

Auf einer übergeordneten Ebene sind diese modernen Sagen schließlich auch Spiegelung der allgemeinen Frustration und Enttäuschung gegenüber dem korrupten und maroden italienischen Staatswesen. Die Fälle von Korruption bis in die Spitzen des Staates sind in Italien Legion. Ich verweise auf die Anschuldigungen gegen den mehrmaligen italienischen Ministerpräsidenten und langjährigen Vorsitzenden der Democracia Christiana Giulio Andreotti, dem ja ein besonderes Nahverhältnis zur Mafia nachgesagt wird und der, ein interessantes Detail am Rande, viele Jahre Silvester in dem Meraner Nobelhotel Palast feierte. Andreotti soll, so hört man in Meran selbst, Anteile an diesem Hotel besitzen. Hinter den Geschichten über die Leder-Connection stehen also nicht zuletzt ganz allgemein das Mißtrauen und die tiefe Enttäuschung gegenüber dem italienischen Staat. Es geht hier auch um eine Art erzählerischer Revanche oder Abreaktion für die wieder und wieder erlebte Ungleichbehandlung italienischer und deutschsprachiger Südtiroler in vielen Bereichen des täglichen Lebens. Über diese Ungleichbehandlung existiert eine lebendige Erzählkultur, die aufzuzeichnen sicher lohnenswert wäre. Das beginnt schon damit, daß sich ein Italiener durchaus leisten könne, nicht angegurtet Auto zu fahren, ein Südtiroler würde dafür sofort bestraft. Bezogen auf das Geschäftsleben heißt es, die italienischen Kaufleute würden von der Steuerfahndung nicht streng kontrolliert. Sie könnten es sich daher erlauben, Waren schwarz einzukaufen und entsprechend billig in den Verkauf zu bringen. Ein Südtiroler hätte dagegen sofort die Steuerfahndung am Hals. Diese Vorwürfe stehen ja auch bei den hier analysierten Geschichten offen im Raum. Die italienischen Ledergeschäfte bieten tatsächlich ihre Waren teilweise unter den Preisen der Konkurrenz an. Sieht man sich das Warenangebot allerdings etwas näher an, wird klar, daß es sich bei diesen extrem billigen Lederwaren auch um mindere Qualität handelt, was wiederum in den Geschichten unerwähnt bleibt. Eben diese Verdächtigungen der Geldwäscherei und des Steuerbetrugs manifestieren sich auch in einer anderen *Geschichte* aus Meran, in der es um zwei junge italienische Geschäftsleute geht, ein Pärchen, Inhaber

einer Modeboutique in Meran, deren wirtschaftlicher Aufstieg ebenfalls manchen Leuten suspekt erscheint. Die Struktur ist dieselbe wie bei den Geschichten über die Ledergeschäfte. Auch die Interpretation läßt sich weitgehend übertragen.

Textbeispiel 9

Die Tante einer Freundin besitzt in Meran einen Blumenladen. Neben diesem Laden haben vor einiger Zeit zwei junge Italiener, ein Pärchen, eine Modeboutique aufgemacht. In diesem Geschäft ist, so sagt die Tante, die ja das Geschäft nebenan hat, eigentlich nie viel los. Außerdem hat die Tante beobachtet, daß die Lieferungen für diese Boutique immer in der Nacht erfolgen. Nun haben diese jungen Leute aber nicht nur das ganze Haus, in dem sich ihr Geschäftslokal befindet gekauft, sondern auch noch ein großes Lagerhaus außerhalb der Stadt.[40]

Im Meran der Nachkriegszeit gab es zu den Gerüchten über Geldwäscherei eine interessante Parallele. Nach dem Krieg kursierten hier, wie wohl in vielen Städten, eine Reihe von Gerüchten über Leute bzw. Familien, die durch dubiose Geschäfte plötzlich reich geworden sein sollten. So hieß es unter anderem, daß manche Leute durch den Verkauf größerer Mengen von Morphium – Meran war Lazarettstadt, das Morphium sollte von den Deutschen vergraben und zufällig gefunden worden sein – viel Geld gemacht hätten. Nach einer anderen Erzählüberlieferung habe man bei den jüdischen Besitzern von Lederwarengeschäften in Meran Schwarzgeld umtauschen können, ausländische Währungen, deren Besitz an sich in der Nachkriegszeit verboten war. Die Namen sind bekannt, die Geschäfte sind heute noch zum Teil in jüdischem Besitz. Die jüdischen Lederwarenhändler hätten aus diesem Umtausch beträchtliche Profite erzielt.[41] Auch bei diesen Erzählungen spielen natürlich Neid und Mißgunst eine Rolle. Die Parallelen zu den heutigen Mafia-Geschichten sind nicht zu übersehen. Und es erscheint zumindest möglich, daß diese Nachkriegsgeschichten die Vorlage für die hier behandelten modernen Sagen gebildet haben.

40 Erzählerin: Mag. P. Streng, Volkskundlerin.

41 Den freundlichen Hinweis auf diese Überlieferungen verdanke ich Herrn Dr. S. de Rachewiltz, Volkskundler.

Gerücht oder moderne Sage?

Die in diesem Aufsatz vorgestellten Fallstudien verweisen auf ein grundsätzliches Problem heutiger Erzählforschung, auf die Frage der Gattungsbestimmung der modernen Sage und ihrer Abgrenzung zum Gerücht. Letzteres rückte eigentlich erst durch die Beschäftigung mit modernen Sagen so recht ins Blickfeld der Folkloristen, da eine ganze Reihe von Motiven bzw. Themen der Sagen unserer Zeit, so auch die hier behandelten, in einem Übergangsbereich beider Erzählgattungen anzusiedeln sind. Bis Anfang der siebziger Jahre war das Studium der Gerüchte im wesentlichen der Soziologie und Psychologie vorbehalten, so wie die Erforschung der Sagen die Domäne der volkskundlichen Erzählforschung darstellte. Seitdem findet eine wechselseitige und für beide Seiten befruchtende Kenntnisnahme statt, Kollegen beider Disziplinen haben sich mehrfach zum Verhältnis der beiden Erzählformen geäußert,[42] und keine tiefer gehende Studie über moderne Sagen kann an dieser Frage mehr vorübergehen. Die Bedeutung, die seitens der Narrativistik der Gattung Gerücht beigemessen wird, zeigt sich auch darin, daß die *Enzyklopädie des Märchens* ihr einen größeren Artikel widmete, der bezeichnenderweise von Soziologen verfaßt wurde, von denen zumindest der eine sich eingehend mit modernen Sagen befaßt.[43] Der Artikel vermag freilich keine schlüssigen Antworten zur Frage der Gattungsabgrenzung zu liefern. Dazu ist die Diskussion hierüber noch zu unausgereift. Sie ist aber auch zu umfangreich, um an dieser Stelle referiert werden zu können.

42 Die erste und bis heute ausführlichste Behandlung der Beziehungen von moderner Sage und Gerücht leistete Patrick B. Mullen: Modern Legend and Rumor Theory. In: Journal of the Folklore Institute IX (1972), S. 95 – 109. Vgl. weiters Bengt af Klintberg: Legends and Rumors about Spiders and Snakes. In: Fabula 26 (1985), S. 274 – 287; Paul Smith: On the receiving end: when legend becomes rumour. In: Paul Smith (ed.): Perspectives on contemporary legend. Proceedings of the conference on contemporary legends. Sheffield, July 1982, S. 197 – 215; Rumeurs et légendes contemporaines. Dirigé par Véronique Campion-Vincent et Jean-Bruno Renard. In: Communications 52 (1990); Véronique Campion-Vincent, Jean-Bruno Renard: Légendes urbaines. Rumeurs d'aujourd'hui. Paris 1992; Jean-Noel Kapferer: Rumeurs: Le Plus Vieux M'dia du Monde. Paris 1987. Englische Ausgabe: Rumors. Uses, Interpretations, & Images. New Brunswick, London 1990; Gary Alan Fine: Manufacturing Tales. Sex and Money in Contemporary Legends. Knoxville 1992.

43 Art. *Gerücht* von Gary Alan Fine und Janet Severance. In: Enzyklopädie des Märchens. Band 5. Berlin, New York 1987, Sp. 1102 – 1109.

Ich greife daher einige, mir wichtig erscheinende Überlegungen heraus. Trotz teilweise sehr unterschiedlicher Ansätze lassen sich in der einschlägigen Literatur gemeinsame Tendenzen erkennen. Es besteht eine gewisse Einigkeit darüber, daß eine strenge terminologische Trennung zwischen moderner Sage und Gerücht nicht zielführend sei und daß eine solche vielmehr die Erforschung wichtiger anderer Fragen, etwa der Tradierungsmechanismen und -wege, der Inhalte und Funktionen solcher Erzählungen behindern würde; weiters, daß es zwischen den beiden Gattungen mehr Verbindendes als Trennendes gebe. Moderne Sagen und Gerüchte verfügen häufig über dieselbe Ausgangslage. Beide entstehen aus einer Situation der Ungewißheit oder Mehrdeutigkeit und bieten einen glaubwürdigen und daher akzeptablen Lösungsvorschlag für ein aktuelles gesellschaftliches Problem, für welches eine rationale Erklärung nicht gegeben werden kann, so z.B. im Falle des unerklärlichen wirtschaftlichen Aufstiegs der italienischen Lederwarenhändler in Meran. Beide können aber auch als sprachliches und psychisches Ventil für gesellschaftliche Ängste, Spannungen und Vorurteile fungieren, so im Falle der angeblichen Vergewaltigung des Obstbauern durch afrikanische Erntearbeiter. Beide entspringen der Realität, können wahre Elemente enthalten, ohne letztlich wahr zu sein. Sie ermöglichen die Artikulation von Gefühlen und Haltungen, häufig Ängsten, die an sich nicht offen zugegeben bzw. ausgesprochen werden. Das Kriterium der Tradition zur Unterscheidung der beiden Erzählformen in dem Sinne, daß das Gerücht auf nicht traditionelles Material Bezug nehme, die moderne Sage hingegen auf traditionelles, hat meines Erachtens keine Gültigkeit. Auch S. Mullen weist darauf hin, daß die moderne Sage ebenso nicht traditionelle Themen aufgreifen kann.[44] Aber auch die vermeintlich größere Beständigkeit kann nicht als bestimmendes Merkmal der modernen Sage ins Treffen geführt werden, da diese im allgemeinen zur Kurzlebigkeit tendiert. Wenn sie tatsächlich einmal in die lokale oder internationale Überlieferung eingeht, wird sie dadurch zur Sage im herkömmlichen Sinn. Auch ein Gerücht kann sich auf der anderen Seite über längere Zeit halten oder wie die moderne Sage immer wieder einmal neu adaptiert werden.

Die Beziehungen zwischen Sage bzw. moderner Sage und Gerücht werden unterschiedlich gesehen. Die Vertreter der Sozialpsychologie neigen dazu, das Verhältnis der beiden Gattungen zu stark aus der

44 P. Mullen (wie Anm. 42), S. 96.

Richtung des Gerüchts zu definieren. Dies gilt für LaPiere und Farnsworth, die die Sage als ein Gerücht bestimmen, das „part of the verbal heritage of a people" wurde.[45] Ähnlich argumentieren Allport and Postman. „A legend may be regarded as a solidified rumor."[46] Während diese Definitionsversuche noch der Gattung Sage im konventionellen Sinn galten und dafür sicher zu einseitig waren – von modernen Sagen war zum Zeitpunkt des Erscheinens dieser Studien noch nicht die Rede –, beziehen sich jüngere Aussagen nun speziell auf die moderne Sage. Der Kommunikationswissenschaftler Jean-Noel Kapferer stellt das Konzept der *contemporary urban legends* überhaupt in Frage, und schließt diese einfach in die große Familie der Gerüchte ein. „Such stories are part of the general family of rumors."[47] Und Gary Alan Fine und Janet Severance glauben zu erkennen, daß Wissenschaftler die von modernen Sagen sprechen „in der Praxis ausgestaltete Gerüchte" meinen.[48] In der Folkloristik wird das Verhältnis von moderner Sage und Gerücht im allgemeinen offener definiert. Bereits S. Mullen vertrat die Ansicht, daß einige moderne Sagen zu Gerüchten und einige Gerüchte zu modernen Sagen werden können.[49] Ähnlich argumentieren auch L. Dégh und A. Vázsonyi[50], P. Smith[51] und B. af Klintberg[52], wobei letzterer hervorhebt, daß dieselbe Geschichte einmal als moderne Sage und ein anderes Mal als Gerücht auftauchen kann, und somit die Möglichkeit eines mehrmaligen Wechsels zwischen den Genres einräumt. Diese Aussagen implizieren alle, daß eine Unterscheidung von moderner Sage und Gerücht jedenfalls möglich sei, und wir haben uns folglich nach deren Kriterien zu fragen. Wie bereits festgestellt wurde, sind hinsichtlich der Inhalte und Funktionen aber auch der Lebensdauer keine markanten Unterschiede auszumachen. Es verbleiben somit

45 R.T. LaPiere and S. R. Farnsworth: Social Psychology. New York 1936, S. 410; zit. nach S. Mullen (wie Anm. 42), S. 97.

46 G.W. Allport and L. Postman: The Psychology of Rumor. New York 1947, S. 162; zit. nach S. Mullen (wie Anm. 42), S. 97.

47 J.-N. Kapferer: Rumors. Uses, Interpretations, & Images. New Brunswick, London 1990, S. 16 (Titel der Orginalausgabe Rumeurs: Le Plus Vieux Média du Monde. Paris 1987).

48 G. A. Fine und J. Severance (wie Anm. 42), Sp. 1107.

49 P. B. Mullen (wie Anm. 42), S. 98.

50 L. Dégh und A. Vázsonyi: Legend and Belief. In: Genre IV, 3 (Sept. 1971), S. 283; zit. nach P. Smith (wie Anm. 42), S. 211.

51 P. Smith (wie Anm. 42).

52 B. af Klintberg (wie Anm. 42), S. 286.

zunächst lediglich formale Kriterien und dies ist auch der kleinste gemeinsame Nenner im bisherigen Diskurs. Das Gerücht neige zur Kürze, könne auch zu einem einzigen Satz reduziert auftreten, z.B. „Elvis lebt", die moderne Sage sei dagegen ausführlicher und verfüge, wie af Klintberg formuliert, über „a fixed epic pattern".[53] Nun wissen wir aber, daß selbst traditionelle Volkssagen mitunter sehr kurz und einfach sein können, und diesen Einwand erhebt B. Mullen auch für die moderne Sage.[54] Natürlich gibt es Stoffe, die eine gewisse Länge benötigen, und andere, die sehr kurz gefaßt werden können. Andererseits finden wir dieselbe Geschichte oft in einer ausführlichen und in einer beschränkten Fassung. Dies hängt wesentlich mit der Person des Erzählers, der Erzählsituation und den Erhebungsbedingungen zusammen. G. A. Fine bezweifelt deshalb zu recht, ob die Kompetenz des Erzählers oder die Zwänge der Situation das *sine qua non* von moderner Sage oder Gerücht ausmachen könnten.[55] Auch das Moment der Mythisierung kann nicht zur Unterscheidung der beiden Gattungen dienen, da eine solche durchaus auch beim Gerücht gegeben sein kann, so etwa in dem schon genannten Beispiel „Elvis lebt". In seiner Studie über die Anbindung der bekannten „Kentucky Fried Rat"-Sage an ein ganz bestimmtes Fast-Food-Restaurant in Sheffield bringt P. Smith ein weiteres interessantes Unterscheidungskriterium ins Spiel. Während viele moderne Sagen, so Smith, allgemeine Aussagen über von den Erzählern eingenommene Perspektiven der Realität enthalten, richten sich wenige direkt gegen Einzelpersonen oder Institutionen. Diese nehmen dann mehr und mehr die Form von Gerüchten an, und können auch das Leben Einzelner oder bestimmter Gruppen, über die sie erzählt werden, dramatisch betreffen.[56] Der Gedanke, daß die moderne Sage allgemeiner, das Gerücht dagegen spezieller, konkreter sei, scheint mir in der Tat für eine gattungsmäßige Unterscheidung von einer gewissen Tragweite zu sein, wenngleich auch hier wiederum einschränkend anzumerken ist, daß eine ganze Reihe von Gerüchten – ich denke z.B. an deren große Bedeutung in Kriegen[57] und totalitären

53 B. af Klintberg (wie Anm. 42), S. 285.
54 B. Mullen (wie Anm. 42), S. 96.
55 G. A. Fine (wie Anm. 42), S. 3.
56 P. Smith (wie Anm. 42), S. 197.
57 Horst Schuh: Das Gerücht. Zur Psychologie des Gerüchts im Krieg. München 1981.

Systemen[58] – ebenfalls Ausdruck allgemeiner Haltungen und Ängste sein kann.

Wenden wir uns nun noch einmal den in diesem Aufsatz vorgestellten Beispielen alltäglichen Erzählens in Südtirol zu und versuchen wir, die oben ausgeführten Überlegungen zum Verhältnis von Sage und Gerücht auf diese anzuwenden. Ich habe eingangs darauf hingewiesen, daß wir es bei den Geschichten über Marocchini und Mafiosi mit Beispielen lokaler Gerüchte- bzw. moderner Sagenbildung zu tun haben, die sich aber durchaus dem Schema der international verbreiteten *contemporary legends* eingliedern lassen. In beiden Fällen liegt ein Klima der Vorurteile, Ängste, der latenten Animositäten und ein an sich irrationales Gefühl der Bedrohung vor, das sich unter je spezifischen Bedingungen aufschaukelt, verdichtet und schließlich zu Geschichten kristallisiert. Diese verschaffen eine gewisse Erleichterung, in dem sie Gefühlen, Haltungen und Einstellungen Ausdruck verleihen, die in unserer Gesellschaft normalerweise von Konventionen überdeckt sind. Die von mir mündlich erhobenen Varianten der Geschichten von der angeblichen Vergewaltigung des Obstbauern sind sehr kurz und narrativ wenig ausgestaltet, wobei dennoch ein fixiertes episches Muster zu erkennen ist: das Auflauern, das Einklemmen durch Hochkurbeln der Fensterscheibe und die mehrmalige Vergewaltigung. Zudem scheint es zu weiteren erzählerischen Ausgestaltungen gekommen zu sein: die versuchte Verknüpfung der Geschichte mit einer konkreten Person, die Verletzung als Folge der sexuellen Mißhandlung, die wochenlange stationäre Behandlung in der Psychiatrie, die Verlagerung der Handlung auf verschiedene Ortschaften und in einem Fall der Berufswechsel des Opfers. Würde man lediglich die von mir aufgezeichneten knappen Varianten kennen, könnte man allenfalls versucht sein, diese ihrer Kürze wegen in den Bereich des Gerüchts zu verweisen. Berücksichtigt man dagegen die dazugehörigen narrativen Ausgestaltungen, rücken sie der modernen Sage näher. An dieser Stelle drängt sich der Ansatz von Fine und Severance auf, demzufolge moderne Sagen lediglich ausgestaltete

58 Libusa Volbrachtová: Das Erzählen in der Großstadt. Forschungen aus der ČSSR. In: Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskundekongreß in Berlin 1983. Hg. v. Th. Kohlmann und H. Bausinger. Berlin 1985, S. 191 – 201. I. Schneider: Erzählen zwischen Macht und Ohnmacht. Über die Rolle des Erzählens in totalitären Staaten. Vortrag am 19. Österr. Historikertag in Graz 1992 (im Druck).

Gerüchte seien.[59] Weitere Unterstützung erfährt diese Annäherung, wenn man der Ansicht von P. Smith folgt, moderne Sagen seien mehr Ausdruck allgemeiner Einstellungen. Denn hinter den drei oder fünf unbekannten Marocchini und der ihnen unterstellten Gewalttat, stehen allgemeine Vorurteile gegenüber afrikanischen Einwanderern. Genau umgekehrt könnte man die Meraner Geschichten beurteilen. Hier liegt eine kleine Gruppe von Geschichten vor, die zwar narrativ etwas reicher ausgestaltet sind. Ich nenne als Beispiel nur die Geschichte von der Verkäuferin in einem der Läden der Familie M.: in ihrem Geschäft ist nie etwas los; nachdem sie vormittags praktisch nichts verkauft hat, findet sie nach der Mittagspause regelmäßig einen größeren Geldbetrag in der Kassa vor; diesen muß sie täglich auf der Bank einzahlen; sie kündigt, weil ihr dies alles nicht geheuer ist; die unerklärlichen Kassaeingänge müssen etwas mit der Mafia, mit Geldwäscherei zu tun haben. – Das doch erkennbare fixierte epische Muster würde diese und die anderen Mafia-Geschichten in Meran also zunächst eher als moderne Sagen erscheinen lassen. Andererseits geht es in ihnen eindeutig um Anschuldigungen gegen eine ganz bestimmte süditalienische Familie, was nach dem Vorschlag von Smith kennzeichnend für das Gerücht sei. Die Familie M. steht allerdings, könnte man dagegen wieder einwenden, für die ungewünschten Italiener in Meran bzw. Südtirol ganz allgemein. Für beide Fälle konnten, daran sei auch noch einmal erinnert, Parallelen oder Vorläufer in älteren Erzählungen gefunden werden.

Eine stringente Unterscheidung bzw. Zuordnung der hier vorgestellten Geschichten erscheint also, dies sollten die letzten Ausführungen deutlich machen, nach dem bisherigen Stand des Diskurses über das Verhältnis von moderner Sage und Gerücht nicht möglich. Je nach angewandtem Kriterium stehen sie einmal dem Gerücht und ein anderes Mal der modernen Sage näher. Die Erzählungen über Marocchini und Mafiosi sind also in einem Übergangsbereich beider Genres anzusiedeln, für den P. Smith die Bezeichnung *legendary rumours* vorschlägt,[60] eine meiner Ansicht nach durchaus treffende Bezeichnung. Letztendlich, das sollten wir nicht aus den Augen verlieren, sind dies aber gattungsterminologische Spitzfindigkeiten, die, auch wenn die Notwendigkeit solcher Überlegungen nicht in Zweifel gezogen werden soll, nur innerhalb der Erzählforschung und

59 G.A. Fine und J. Severance (wie Anm. 43).
60 P. Smith (wie Anm. 42), S. 210 f.

auch hier nur von sekundärer Bedeutung sind. Wichtiger scheinen mir allemal die in modernen Sagen, Gerüchten und sagenhaften Gerüchten liegenden Möglichkeiten zu sein, Erkenntnisse über Zustände unserer modernen Gesellschaft, über Haltungen, Einstellungen heutiger Menschen zu gewinnen. Dazu bieten Geschichten wie jene über die angebliche Gewalttat von Marocchini und die vermeintlichen Machenschaften der Mafia in Meran, wie ich hoffe aufgezeigt zu haben, doch einiges. Die moderne Sagenforschung weist somit auch in Richtung einer Bewußtseinsforschung, wie dies Albrecht Lehmann[61] bereits für die volkskundliche (Auto-)Biografieforschung postuliert und beispielhaft vorgeführt hat.

61 Albrecht Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiografische Untersuchungen. Frankfurt am Main/New York 1983.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 255 – 262

Der hl. Nikolaus und das heilkräftige Öl

Von Felix Karlinger

Fällt heute das Stichwort „Öl", so werden die meisten an Erdöl denken, das für die Wirtschaft so bedeutungsschwer geworden ist. Salatöl oder Hautöl verschwindet als Nahrungs- oder Heilmittel gegenüber Naphtha oder Petroleum. Auch wenn schon früh in der Zivilisationsgeschichte Pflanzenöl als Beleuchtung gedient hat, so muß man seine Hauptbedeutung im Nährwert sehen. Eine zwar gewichtige und dennoch sekundäre Rolle sollte es als Heilmittel – in der doppelten Funktion von medizinischer und religiöser Wirkung – spielen.

Wie auch bei anderen Lebensmitteln (und Genußmitteln) richtete sich hoffnungsvolles Glauben etwa auf einen Ölkrug, der nie leer würde. Es genügt, hier an das Alte Testament zu erinnern, wo wir in 1 Kg 17,14 lesen: „Denn also spricht der Herr, der Gott Israels: der Mehltopf wird nicht leer und das Ölgefäß wird nicht trocken ...", wie es sich gemäß dem Spruch des Propheten Elias bei der Witwe von Zarephta erfüllt.

Dies ist die eine Seite des Motivs vom wunderbaren Öl, die in der folgenden armenischen Legende vom hl. Nikolaus aufgegriffen ist. Die andere betrifft die von diesem Öl ausgehende Heilkraft.

Das Heilende geht schon früh mit medizinischen Beobachtungen und religiösen Vorstellungen Hand in Hand. Man salbt nicht nur den Täufling und je nach Ritus den Verstorbenen – sondern neben dem Menschen (Priester, König) auch das Element des Wassers, den Grundstein oder den Altar. Und wenn es im Neuen Testament (Mk 6,13) lautet: „Sie trieben viele Dämonen aus und salbten viele Kranke mit Öl und heilten sie", so darf man Klaus Wengst folgen: „Was hier parataktisch nebeneinander steht, sind nicht drei völlig verschiedene Dinge, sondern gehört zusammen: Die Heilung von der Krankheit erfolgt durch Salbung mit Öl, das exorzistische Kraft hat und die Dämonen als Krankheitsverursacher austreibt."[1]

1 Klaus Wengst: Didache (Schriften des Urchristentums – Zweiter Teil). Darmstadt 1984, S. 58.

Wengst hat auch darauf verwiesen, daß die Verwendung von Öl bei Krankenheilungen aufgrund dessen, daß es exorzistische Kraft hat, keine ausschließlich christliche Vorstellung darstellt, sondern auch in jüdischen Texten belegt werden kann.

Im Christentum führen die frühesten Spuren einer Öl-Weihe zur Didache zurück, so gibt es eine alte und sehr lange Tradition bis herauf in unsere Tage.

Wie konnte es nun dazu kommen, daß beide Züge des Motivs vom wunderbaren Öl an die Person des hl. Nikolaus agglutiniert worden sind? Diese Frage ist schwierig zu beantworten, denn in den ältesten Legenden um die Person des Heiligen tritt das Motiv nicht auf. Ob hier eine populäre Deutung von Myron (dem Synonym von Chrisma oder Chrisam) mit der Herkunft des hl. Nikolaus von Myra vorliegt, ist nicht auszuschließen, aber auch nicht beweiskräftig.

Eher müssen wir dagegen an die Reliquien des Heiligen in Bari denken, wo das heutige Zentrum der Nikolaus-Verehrung liegt. Rudolf Kriss berichtet darüber: „Die charakteristische Besonderheit des Bareser Wallfahrtskultes bildet das sogenannte ‚MANNA DI SAN NICOLA'. Ähnlich wie es bei der hl. Walburga von Eichstätt der Fall ist, schwitzen auch seine Knochen eine wasserklare Flüssigkeit aus, die dann in Glasflaschen an die Pilger verteilt wird."[2]

Dieses „Manna di San Nicola" taucht nur selten in Volkslegenden auf; in manchen balkanischen Erzählungen tritt an dessen Stelle Öl vom heiligen Grab in Jerusalem oder von der Kirche auf dem Ölberg. Doch darf allgemein gelten, daß es sich zwar um ein heilkräftiges oder Dämonen vertreibendes Öl handelt, das hingegen nicht die wunderbare Eigenschaft hat, nie zu Ende zu gehen. Die Verbindung beider Züge ist bisher nur aus dem folgenden Text bekannt.

Freilich gibt es auch Volkserzählungen vom hl. Nikolaus, in denen ein Armer (meist ein Kind) mit einem Brot belohnt wird, das über Nacht jeweils nachwächst und den Beschenkten so am Leben erhalten kann. Ein Zusammenfließen der beiden eigentlich sehr unterschiedlichen Vorstellungen in einem Gegenstand wäre denkbar. Dabei muß daran erinnert werden, daß auch das Brot – meist handelt es sich um geweihtes oder sogar konsekriertes Brot – eine Dämonen (oder Tote) abwehrende Wirkung haben kann.[3]

2 Rudolf Kriss: Wallfahrtsorte Europas. München 1950, S. 249.

3 Felix Karlinger, Johann Pögl: Totentanz und Fronleichnamsspiel: Farsa llamada danca de la muerte von Juan de Pedraza. Salzburg 1992, S. 41.

In spanischen Legenden verleiht der hl. Nikolaus manchmal ein solches Brot, verlangt es jedoch wieder zurück, nachdem es als Schutz gegen Dämonen seine Funktion erfüllt hat.

In unserer bisher offensichtlich noch nicht übersetzten – 1964 notierten – Geschichte erscheint der hl. Nikolaus nicht wie sonst häufig spontan als Nothelfer in einer Krisensituation, sondern er folgt dem alten Zug des Prüfers, des Belohners oder Bestrafers. Der Erzähler, dem wir den Text verdanken, kannte auch noch eine Variante, in welcher drei Brüder den Weg übers Gebirge nehmen und einem alten Mann begegnen, der schwer unter seiner Last stöhnt. Die beiden (älteren) Brüder gehen jedoch auf ihrem jeweiligen Weg achtlos an ihm vorbei und haben dann später bei ihren Versuchen, den Fürsten zu heilen, keinen Erfolg. Zur Strafe werden sie dann ausgepeitscht. Erst der Jüngste hilft und es wird ihm vom Heiligen geholfen. Der Erzähler meinte jedoch, die Geschichte sei so nicht „richtig" dargestellt und seine eigene Fassung sei besser.

Freilich geht es auch dabei nicht ohne Strafe für den betrügerischen Mönch ab, doch erhält der Text gerade dadurch eine Akzentuierung des Legendenhaften im Märchenton.

Eine weitere Beobachtung reicht auch mehr in die Haltung der Legende: der dem Helden betrügerisch abgelistete wunderbare Gegenstand, der Ölschlauch, kann letzten Endes nicht einschließlich des Zaubers entwendet werden, wie wir es aus dem „Tischlein deck dich" (KHM 36) kennen; die wunderbare Kraft bleibt beim Helden, dem eben das „Heil" anvertraut worden ist.

Die Erzählung enthält in der Nebenepisode mit dem Mönch einen schwankhaften Zug, wie er sich bei Nikolaus-Legenden speziell in Osteuropa auffällig häufig findet. Da kann es sogar vorkommen – wie in einer estnischen Geschichte – daß Nikolaus den Elias zu Gunsten seines Schützlings hereinlegt.

Es ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß der Gegensatz von Duft und Gestank eine beliebte Konkretisierung von Gut und Böse darstellt. Derlei kleine Kunstgriffe spielen beim mündlichen Erzählen noch eine viel größere Rolle, weil sie vom Erzählenden drastisch in Mimik und Gestik dargestellt werden können und so ihre Wirkung bei den Zuhörern nicht verfehlen.

Beim Transliterieren des Textes war es für die schriftliche Version nötig, im Satzbau einzelnes umzustellen und Wiederholungen zu streichen. Der Stil zeigt die Sprache eines Mannes, der schon als

junger Auswanderer aus seiner rustikalen Heimat in einen urbanen Umkreis versetzt worden ist.

Es war einmal – damals – ein junger Bursche, der war aus seiner Heimat fortgezogen, um sich in der Fremde Geld zu verdienen, da er in seiner Heimat keine rechte Arbeit gefunden hatte. Er war fleißig und sparsam, so brachte er es nach einiger Zeit zu einem bescheidenen Vermögen.

Da ergriff ihn eines Tages die Sehnsucht nach seinen Eltern und seiner Familie; so wollte er sich auf den Weg machen, um seine Heimat wiederzusehen. Er packte das Wenige, das er besaß, zusammen, dann machte er sich auf den Weg.

Er mußte übers Gebirge gehen – es war ein sehr langer und mühsamer Weg – und wie er so einen Berg auf schmalem Pfad hinaufstieg, sah er vor sich einen alten Mann gehen, der unter der Last eines Sackes schier zusammenbrach. Der Bursche hatte ihn nach Kurzem eingeholt und sagte mitleidig: „Väterchen, soll ich dir helfen?" – „Ach Gott", sagte der Alte, „da wäre ich ja fast gerettet, denn ich weiß nicht, wie ich diesen schweren Sack heimbringen soll." – „Gib nur her", sagte der Bursche, „mir macht es nichts aus. Ich bin Lasten gewöhnt und es macht mir Freude, zu helfen."

Und er lud sich den Sack auf die Schultern und meinte: „Geh nur da voran, denn ich weiß nicht, wohin du mußt!"

Und er stapfte hinter dem Alten drein.

Es war ein langer, steiler und steiniger Pfad; und es wurde Abend, bis sie auf einer Höhe ankamen, wo ein Hüttchen und ein kleines Kapellchen standen.

„Jetzt sind wir da!" rief das Alterchen, „Setz den Sack ab! Wir wollen ins Hüttchen gehen und nachschauen, ob wir da noch etwas zu essen finden." – „Großväterchen", entgegnete der Bursche, „das ist nicht nötig, denn ich habe Essen dabei, das leicht für zwei reicht. Auch ein Schluck Wein soll nicht fehlen." – „Ja, aber ich kann es dir nicht bezahlen." – „Wer spricht von bezahlen? Du bist mein Weggenosse; und was mir gehört, soll auch dir gehören."

Gut – sie sind in das Hüttchen gegangen, haben ein Feuer angezündet und haben gegessen.

Dann haben sie sich niedergelegt und haben geschlafen.

Am nächsten Morgen sind sie aufgestanden, der Bursche aber hat gesagt: „Väterchen, kann ich dir noch mit irgend etwas helfen? Sag nur, denn ich tue es gern!" – „Nein", sagt der, „du hast mir schon mehr geholfen als nötig. Dafür will ich dir auch ein kleines Geschenk geben. Schau einmal: in diesem Schlauch – er ist klein und schäbig – ist Öl. Das ist aber kein gewöhnliches Öl: es riecht gut und ist heilkräftig. Du kannst damit Kranke und Wunde salben – dann werden sie sehr schnell wieder gesund."

Der Bursche wollte den Ziegenschlauch nicht nehmen, aber der Alte sagte: „Umsonst hast du gegeben, umsonst sollst du auch empfangen. Geholfen hast du, so sollst du auch weiter helfen – und auch dir selber soll geholfen werden."

Also gut.

Der Bursche hat sich von dem Alten, der kein geringerer als der hl. Nikolaus war – aber der Bursche hat das nicht geahnt –, mit Dank verabschiedet; dann ist er auf der anderen Seite der Berge zu Tal gestiegen.

Steig du und steig jener! Man braucht lange hinauf und lange hinunter. Aber dann kommt man auch einmal wieder unter Menschen.

Das erste Dorf, wohin der Bursche gekommen ist, war fast ausgestorben. Eine Räuberhorde hatte dort gehaust und fast alle Christenmenschen umgebracht. Der Bursche schaute in die Hütten, da fand er hier und dort noch jemand Halbtoten.

„Nun", sagte er zu sich, „jetzt werden wir ja sehen, ob das Öl da noch helfen kann."

Und er bestrich die Wunden der Armen mit Öl aus seinem Sack. Und siehe da! Die rührten sich – wie nach einem langen Schlaf –, richteten sich auf und waren ganz gesund.

Die Trauer blieb freilich groß, denn viele Dorfbewohner waren nicht mehr am Leben. Aber die übrig Gebliebenen waren glücklich. Sie wollten ihrem Erretter Geschenke machen, aber der sagte: „Umsonst habe ich empfangen, umsonst will ich geben. Etwas Essen und etwas Trinken will ich gern nehmen. Mehr nicht."

„Gut", sagten die Leute, „so iß und trink mit uns. Wir aber wollen nie vergessen, wie du uns gerettet hast."

Der Bursche blieb noch über Nacht in jenem Dorf, er ließ ihnen auch etwas von seinem Öl da, dann wanderte er weiter seinen Weg.

Als er in das nächste Dorf kam, fand er es nicht ganz so schlimm wie im letzten, aber noch schlimm genug. Auch dort hatten die Banditen gehaust; es gab kaum einen Menschen, der heil gewesen wäre, nur einige hatten sich verstecken können. Da das Dorf größer war, gab es auch mehr Menschen. Und der Bursche hatte alle Hände voll zu tun, die Kranken und Verwundeten zu salben. Er wurde damit an diesem Tage gar nicht mehr fertig und mußte auch am nächsten Tag noch seine Tätigkeit fortsetzen. Erst am dritten Tag konnte er weiterziehen.

Inzwischen hatte sich die Nachricht schon in der Umgebung verbreitet: es gäbe da einen jungen Mann, der verstünde sich gut auf das Heilen von Kranken und Wunden, ja, er habe ein besonders wunderbares Öl.

So gab es für den Burschen weiterhin viel zu tun. Er selber wunderte sich, daß das Öl nicht zu Ende ging, denn er hatte ja schon ein wenig dagelassen.

Aber der Ziegenschlauch fühlte sich noch so voll an wie an jenem Tag, als er ihn von jenem Alten (dem hl. Nikolaus) erhalten hatte.

Nun kam der Bursche am Abend zu einem alleinstehenden Haus, in dem ein Mönch lebte. Und da er nicht mehr weiter konnte, klopfte er an und bat um Quartier. Der Mönch hatte eine Wunde an der Hand, wie der Bursche bemerkte. So bot er an, den Mönch zu heilen.

„Aha", dachte der Mönch, „das muß jener Bursche mit dem Wunderschlauch sein!"

Und er ließ sich die Wunde heilen. Dann bot er dem Burschen zu essen und zu trinken an und dann legten sie sich schlafen. Der Mönch aber vertauschte den Ziegenschlauch gegen einen anderen, der ebenso ausgesehen hat. „Was du kannst, kann ich auch. Schlau muß man sein."

Und in die Milch, die sie am Morgen tranken, goß er dem Burschen ein paar Tropfen Opium hinein; darauf ließ er ihn ziehen.

Der Bursche hatte nichts davon gemerkt, daß der Schlauch vertauscht worden war. Dann wurde er so seltsam müde, daß er sich am Wegrand niedersetzen mußte. Und dabei schlief er ein.

Der Mönch aber wartete die Zeit ab, dann nahm er den Schlauch, welchen er dem Burschen abgelistet hatte, und machte sich auf den Weg in die nächste Stadt. Dort wollte er sich als Wunderheiler ausgeben.

Die Leute dort waren zunächst überrascht: hatte man nicht von einem jungen Mann gesprochen? Dieser Mönch da aber hatte schon graue Haare. Aber sonst schöpften sie keinen Verdacht.

Der Mönch wartete, bis sich eine größere Menge Kranker und Siecher versammelt hatte, dann begann er, Geld einzusammeln: „Umsonst wird nicht gegeben. Nur was teuer ist, hat seinen Wert."

Da wurden die Menschen mißtrauisch: hatte es nicht geheißen, daß jener junge Mann heile, ohne etwas dafür zu verlangen. Einige Leute zahlten also, die anderen dachten: „Wir wollen einmal sehen ..."

Als erste Person zahlte eine Frau mit einem gelähmten Fuß. Sie setzte sich also hin und streckte den Fuß aus. Der Mönch zog unter großen Gebärden seinen Ölsack hervor, goß sich etwas auf die Hand, um die Frau zu salben. Aber was war das? Es kam aus dem Sack eine stinkende Brühe – wie Teer so schwarz – heraus. Und als der Mönch diese der Frau auf den Fuß strich, schrie sie: „Au! Du tust mir weh! Und warum stinkt dein Öl so?"

Der Mönch sagte: „Ich habe vergessen, den Sack zu schütteln, so ist obenauf wohl das Öl krepiert. Soll sich schon der Nächste hersetzen, während ich den Sack schüttele."

Und er schwang den Sack auf und ab. Aber das half nichts. Beim nächsten Kranken stank das Zeug noch mehr, und der Mann, ein reicher Kaufherr, gab dem Mönch eine Ohrfeige: „Du bist ein Betrüger! Gib mir mein Geld zurück!"

Es entstand ein Tumult und man verprügelte den Mönch nach Strich und Faden; seinen Schlauch warf man in eine Mistgrube.

Hinkend und zerkratzt schlich der Mönch aus der Stadt nach Hause. In der Nacht erschien ihm der hl. Nikolaus und sagte: „Du Verbrecher, was hast du gemacht? Betrügen und Stehlen? Ist das die Aufgabe eines Mönches? Dafür wirst du bezahlen und leiden müssen." – „Ja, Herr, ja", sagte der Mönch, „ich sehe es ein: ich bin ein erbärmlicher Sünder und bereue alles. Aber ich will Buße tun und in Zukunft den Menschen helfen, unentgeltlich ihre Lasten zu tragen, selber aber fasten." – „Nun gut", sagte der hl. Nikolaus, „wenn du das wirklich tun wirst, soll dir verziehen sein. Wenn nicht, dann wehe! Du kannst dir ja selber denken, was dann passiert: zu Teer sollst du werden wie der Gestank deiner Sünde."

Nun, der Mönch versprach – und ich denke fast: es war ihm ernst damit. Er hatte begriffen, was sonst eintreffen kann.

Lassen wir den Mönch und schauen wir, was der Bursche macht. Nachdem er seinen Rausch, den ihm der Mönch heimlich verursacht hatte, ausgeschlafen, machte er sich wieder auf den Weg. Aber er ist erst am übernächsten Tag in jene Stadt gekommen, wo sie den Mönch verprügelt hatten.

Natürlich waren alle Leute zunächst mißtrauisch, daß da schon wieder jemand war, der die Leute heilen wollte. Sie glaubten ihm nicht.

Aber da er kein Geld verlangt hat, dachten einige: „Es zu probieren, kostet nichts. Da kann nicht viel verloren sein. Und wenn es sein muß, verprügeln wir auch ihn."

Aber es ist anders gekommen, als sie erwartet haben: Sein Öl duftete ganz köstlich, wie libanesischer Weihrauch – oder wie soll ich sagen? – wie ein teures Riechwasser, so wie es vornehme Damen benutzen. Wie Nelken, Jasmin, Lavendel ...

Und alle, die der Bursche behandelte, konnten sofort erkennen, daß sich ihre Wunden schlossen, daß gebrochene Glieder sich zusammenfügten und anderes mehr.

So strömten immer mehr Menschen zusammen und das Gerücht, daß da ein Wunderdoktor sei, verbreitete sich bis in den Palast des Fürsten.

Der lag selbst schon lange mit einem Aussatz auf dem Krankenlager und alle Ärzte des Landes hatten ihm nicht helfen können. So ließ er den Burschen rufen.

Der jedoch sagte: „Sagt dem Fürsten: morgen werde ich kommen. Heute hat es hier noch so viele Leidende, daß ich nicht weg kann."

Der Fürst war zunächst etwas ungehalten. Dann aber bedachte er: „Das ist einmal ein ehrlicher Mann. Der rennt nicht hinterm Geld und hinter der Ehre her. So ein Kerl wäre recht, hier im Lande einmal anzuschaffen."

Am nächsten Morgen kam unser Bursche in den Palast. Der Fürst sagte zu ihm: „Wenn du mich zu heilen vermagst, will ich dir die Hälfte meines Besitzes

geben und du sollst meine Tochter heiraten dürfen; wenn nicht, so werde ich dich als einen Betrüger auspeitschen lassen."

Der Bursche erwiderte: „Herr, Euer Vermögen begehre ich nicht. Und was eure Tochter will – wen sie zum Mann nehmen will –, das soll sie selbst entscheiden. Aber wenn der Herrgott mir beisteht, so werdet ihr schnell geheilt sein."

Und er salbte den Fürsten, und von dem ist das Fieber gewichen und alle Geschwüre sind abgefallen. Dank dem hl. Nikolaus!

Nun, was soll ich noch weiter erzählen? Ich müßte schon lügen, denn ich weiß nur von dem wunderbaren und heilkräftigen Öl des Heiligen. Ob aber der Bursche die Tochter des Fürsten geheiratet hat, davon weiß ich nichts. Vielleicht – vielleicht auch nicht. Ich denke aber schon.

Von dem zauberhaften Öl soll es noch heute ein kleines Fläschchen voll geben. Aber wo?

Geht hin und sucht!

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 263 – 276

Stumme Zeugen, falsche Erben[1]
Probleme der Sinnkonstruktion im kulturwissenschaftlichen Museum

Von Bernhard Tschofen

Noch nie gab es so viele Stimmen zum Museum, und noch nie in der Vergangenheit waren die Ansprüche an die Institution Museum so divergierend wie heute. Um dies feststellen zu können, braucht man gar nicht erst eigens die in den letzten Jahren zahlreicher gewordenen museologischen Tagungen, Symposien und Publikationen ins Treffen führen. Es zeigt sich solches auch im alltäglichen Diskurs: Ein Blick in die Medien oder in die Besucherbücher der Museen wird den Befund ebenso bestätigen. Das Publikum ist mündiger geworden, stellt Ansprüche, und allmählich scheint sich auch in Österreichs Tages- und Wochenpresse so etwas wie ein eigenes Genre der Museums- und Ausstellungskritik zu entwickeln.

Über beides möchte ich heute sprechen: über die Aktualität der Institution Museum und über die – mit dieser Aktualität untrennbar verbundenen – Probleme, welche sich aus den gesteigerten und sich stetig differenzierenden Erwartungshaltungen ergeben. Diese sind freilich nicht für alle Museumstypen dieselben, aber trotzdem möchte ich hier tendenziell von „dem Museum" sprechen, weil sich zum einen die Konfliktfelder in kunst-, kultur-, natur- und technikhistorischen Museen im Kern sehr ähnlich sind, und weil sich zum anderen – dies als kleine These – in den aktuellen Debatten Museen unterschiedlichster Gattungen einander unaufhaltsam annähern. Meine Beispiele werde ich jedoch aus dem Umfeld der kulturwissenschaftlichen Museen beziehen – zu denen volkskundliche Sammlungen überregionalen Zuschnitts ganz zweifellos zu zählen sind –, und ich

1 Am 22. April 1994 beim Symposion „Das kulturhistorische Museum auf dem Weg in die Zukunft", veranstaltet von der Abteilung für Volkskunde des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum Graz, gehaltener Vortrag. Die mündliche Form wurde weitgehend beibehalten.

werde naturgemäß jeweils versuchen, meine Argumentationslinien wieder auf diesen Museumstypus zurückzubeziehen.

Im folgenden sollen, jeweils ausgehend von das Museum betreffenden Schlagworten, Definitionen und Erwartungen, die Schwierigkeiten musealer Sinndeutung thematisiert werden. Dabei werden, entsprechend der Situation des Museums, mehr und weniger konsensfähige Überlegungen gleichermaßen zur Sprache kommen: solche, die tatsächlich den gegenwärtigen Diskurs bestimmen und solche, die ich aus der Summe der Erwartungen zu abstrahieren versucht habe. Sie mögen mitunter recht beliebig gewählt erscheinen, wären leicht durch andere zu ersetzen und lassen sich in manchen Punkten nicht trennscharf auseinanderhalten. Alle kreisen jedoch um den Sinn praktischer Museologie und stellen so zumindest verdeckt Anforderungen an die Aufgaben der Institution. Diesen Aspekt möchte ich in den Mittelpunkt meiner Betrachtungen stellen, weil er mir in der Tat für das Selbstverständnis des Museums und für jede Überlegung über zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten als der zentrale Dreh- und Angelpunkt erscheint.

I. Im Museum treffen Vergangenheit und Gegenwart aufeinander ...

> *„Die jeweils Lebenden erblicken sich im Mittag der Geschichte. Sie sind gehalten, der Vergangenheit ein Mahl zu rüsten. Der Historiker ist der Herold, welcher die Abgeschiedenen zu Tische lädt."*[2]

Darüber, daß in Museen das Gestern in irgendeiner Art zu Gast ist, scheint weitgehend Konsens zu herrschen. Doch wie der Vergangenheit das Mahl zu rüsten sei und welche Aufgabe dabei den Herolden zukomme, ist eine ausgemachte Sache nicht: Und sie wird es immer weniger, je mehr sich der traditionelle – letztlich noch vom Historismus des 19. Jahrhunderts bestimmte – Geschichtsbegriff aufzulösen beginnt.

Gerade in den kulturhistorischen Museen, in denen der Glaube an die festen Größen des Überlieferten aus naheliegenden Gründen früher als in anderen Museen als diskursives Mißverständnis entlarvt worden ist, hat ein neues Verständnis von Kultur und Geschichte auch neue Darstellungsformen geradezu provoziert. Es zählt inzwischen

2 Walter Benjamin: Das Passagenwerk. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1983, Bd. I, S. 603.

zum Standard jedes einigermaßen angeregten Gesprächs über Museums- und Ausstellungskonzeptionen, daß Geschichte stets zweierlei meint. Das Wort zielt selbst im alltäglichen Sprachgebrauch stets auf einen Prozeß und eine Erzählung, eine *history* und eine *story*. Es zielt auf zwei nicht voneinander zu trennende Verständnisse. Wie sehr die Existenz und das Erzählen von Geschichte miteinander verbunden sind, zeigt sich in jüngster Zeit in ganz paradoxer Form dort, wo über ein Ende der Geschichte nachgedacht wird. Selbst wer das Ende der Geschichte postuliert, schreibt sie fort, hat Vilém Flusser sinngemäß einmal gesagt,[3] um mit diesem Wortspiel die Kohärenz von scheinbar realer und erzählter Geschichte vor Augen zu führen.

Was das übertragen auf die Situation der Geschichtsanstalten heißt, liegt nahe. Sie sind Agentinnen dieser Geschichte; oder, um konkreter zu werden, jedes volkskundliche Museum strickt an der Volkskultur mit, und umgekehrt sind historische und kulturwissenschaftliche Museen auch Teil dieses Prozesses. Daraus eine Verpflichtung zur Reflexion des eigenen Tuns in Vergangenheit und Gegenwart abzuleiten, scheint daher nur legitim.

Diese Reflexion ist bislang mit sehr unterschiedlicher Intensität betrieben worden. Wenn sie sich nicht auf konzeptionelle Absichtserklärungen beschränkt, verweilt sie doch lieber in der Geschichte und zieht diese – auch schon wieder historisiert – in die Vorworte der Museumsführer und Ausstellungskataloge hinein. Daß aber Sammlungen und vor allem die Sichtweisen, die aus den Präsentationen sprechen, ihre je eigene Geschichtlichkeit besitzen, bleibt meistens im Dunkel. Im Dunkel bleibt auch die Entstehung gegenwärtigen Wissens – eine Facette des generellen Problems von Universalismus und Subjektivität, von Universalismus und Differenz, auf das ich weiter unten noch zu sprechen kommen werde.

Wir haben in Wien bei der Neukonzeption der *Schausammlung zur historischen Volkskultur* im Österreichischen Museum für Volkskunde versucht, etwas von diesen Prozessen, etwas von der museographischen Arbeit transparent zu machen. Aber wir sind uns auch sehr schnell der Grenzen eines solchen Unterfangens bewußt geworden, die wiederum mit der in Ausstellungen – in Schausammlungen zumal – notwendigen Plakativität zusammenhängen. Am leichtesten

3 Vilém Flusser: Vom Ende der Geschichte. In: Ders.: Nachgeschichte. Eine korrigierte Geschichtsschreibung (= Vilém Flusser Schriften 2). Bensheim/Düsseldorf 1993, S. 282 – 290, s. S. 283.

war dies noch dort zu bewerkstelligen, wo die Sammlungs- und Ideengeschichte des Hauses (und damit des Faches Volkskunde) selbst zum Thema gemacht wurde und sie so ihr Eigenrecht gegenüber jeder anderen Frage an das Material behaupten konnte. Schwieriger, aber noch lösbar, gestaltete sich die Aufgabe, wenn sich Sammlungsgeschichtliches in der Art einer zweiten Stimme zu den im Ablauf der Themen und Blickrichtungen gerade dominanten Akkorden mischen sollte. Wir haben solche Seitenblicke etwa in Form kleiner Dokumentationen bei den zwei ausgestellten Stubenensembles eingeflochten, und, wenn uns solches angebracht erschien, gelegentlich die Textebene für Hinweise auf historische Interessen an bestimmten Beständen und Fragestellungen benutzt. Die dritte Reflexionsebene ist die am häufigsten angeschlagene und vielleicht auch deshalb die konsequenteste, weil sie den gegenwärtigen Standpunkt ins Spiel bringt. Aber sie ist auch die am leichtesten zu übersehende, bedient sie sich doch der subtilen Mittel der Kontextualisierung und der ungewohnten Standpunktwahl. Was für uns einem bewußt subjektiven und (wie man ja immer meint) auf der Höhe der Zeit stehenden Blickwinkel entspringt, was für uns Skizzen aus einem offenen Geschichtsbild sind, mag unter den Augen der Besucher ganz anderes bewirken. Wir wissen nicht, ob die jeder musealen Präsentation innewohnenden affirmativen Qualitäten nicht im Handumdrehen wieder neue absolute Bilder von dem, was Volkskultur ausmacht, fördern und befördern.

Noch freilich fühlen sich viele Besucher in ihren Erwartungshaltungen gestört. Ihre Erwartungen sind solche, an denen unser Museum, wie andere auch, seinen Anteil hat. „Wo sind die schönen Volkstrachten?", „wo sind die schönen Bundesländerräume?" und „gar keine volkskundliche Stimmung mehr!" lauten dann auch sinngemäß die Eintragungen im Besucherbuch.[4]

Ähnlicher Kritik von Seiten der Rezipienten sah sich das im Herbst 1993 in Wien eröffnete Jüdische Museum mit seiner Pilotausstellung *Hier hat Teitelbaum gewohnt* (einer stark reduzierten Präsentation mit nur 29 Exponaten) gegenüber. Dort galt eine der häufigsten Nachfragen dem „Silber, das doch die Juden immer hatten", also den Judaica, wie sie in keiner Ausstellung, keinem Museum zur jüdischen Geschichte in Europa fehlen.[5]

4 Besucherbuch. Österreichisches Museum für Volkskunde. März/April 1994.

5 Referat von Felicitas Heimann-Jelinek: Erziehung zur Einsicht? Ansprüche und Möglichkeiten heutiger jüdischer Museen. Symposion *Das Museum als Theater*

Es ist klar, worauf ich mit den beiden Beispielen hinaus will. Man kann in Museen seine Bestände nicht einfach herzeigen, man kann es heute nicht und man konnte es auch nicht früher. Man kann es nicht, weil jede Präsentation, und wenn sie sich noch so sehr darauf beruft, die Objekte selbst sprechen zu lassen, bestimmte Bilder über Geschichte und Kultur transportiert. Ich möchte mich hier nicht auf den Standpunkt stellen, daß man im Museum nur versteht, was man bereits weiß, aber ich möchte zur Verteidigung der Institution ins Treffen führen, daß das Museum ein sehr träges Ding ist. Sehgewohnheiten und im museologischen Diskurs einmal abgesegnete Stereotypen lasten schwer auf einer Institution, die ja immer nur mit mehrdeutigen Objekten operieren kann. Und neue Kulturbegriffe oder Geschichtsbilder sind, weil einzig sie – im Gegensatz zu den bereits eingeführten – als subjektive Sinnkonstruktionen erfahren werden, im Museum nur schwer zu etablieren.

II. Das Museum verwahrt Werte und präsentiert sie in sicheren Hierarchien ...

„Der Charakter der Dinge hängt in letzter Instanz davon ab, ob sie Ganze oder Teile sind."[6]

Daß Museen gültige Werte präsentieren, ist eine ebenso ausgemachte Sache wie die Rede vom Zusammentreffen der Gegenwart mit der Vergangenheit. Gerade volkskundliche Sammlungen wurden in der Vergangenheit nicht müde, auf ihre *Schätze* hinzuweisen. Selbst dort, wo mit differenzierteren Begriffen des Überlieferten operiert wurde, kreierte sich Attraktivität aus dem engen Bezug, der den Sammlungen zu Identitäten und kollektiven Erfahrungen unterstellt wurde. „Keine große Kunst, keine wirklichen Monumente, aber ..." – so ließe sich die Botschaft etwa der meisten für kulturgeschichtliche Ausstellungen und Museen werbenden Faltprospekte auf den Punkt bringen. Sie geben sich der Redundanz gegen das Verkennen hin, indem sie bestimmte Lesarten des Ausgestellten voraussetzen. Dahin-

des Gedächtnisses. Die Französische Revolution und die Idee des Museums. Wien (Französisches Kulturinstitut) 15. – 17. April 1994 (unveröff. Ms.).

6 Georg Simmel: Der Bilderrahmen. Ein ästhetischer Versuch (1902). In: Ders.: Vom Wesen der Moderne. Essays zur Philosophie und Ästhetik. Hg. von Werner Jung. Hamburg 1990, S. 215 – 261.

ter verbirgt sich der große Drang nach Sinn, weil das Verkannte scheinbar erst im Lichte des kritischen Bewußtseins aufhört, Müll zu sein, erst beginnt, kulturell wertvoll zu werden. Die Diskussion um Relevanz ist die Krücke, mit der wir das Banal-Alltägliche auf die große Sinnfrage zuführen. Aber wir haben uns dabei – das zeigen manche museale Experimente mit Alltagskultur – nicht wirklich lossagen können von den finalistischen Fragen nach Zweck und Funktion. Erzählen die Objekte immer weniger oder sind einfach unsere Ansprüche gestiegen?

An dieser Stelle empfielt es sich, noch einmal auszuholen, sprich Beispiele einzuholen. Museen und Ausstellungen werden in den letzten Jahren immer weniger danach bewertet, was sie zeigen, sondern wie sie es zeigen. Und allmählich macht sich auch in unseren Breiten beim Publikum ein Expertentum – ich meine das ganz ohne Ironie – breit, das man vor wenigen Jahren bestenfalls in der Bar des Palazzo Grassi oder in der Cafeteria des Musée d'Orsay angetroffen hat. Das gewandelte Verhältnis zu den Landesausstellungen auch bei breiteren Besucherkreisen scheint diese Annahme ebenso zu bestätigen wie der heute bereits gängige Grundtenor bei Eröffnungen, der sich m.E. immer weniger vom Fachjargon unterscheidet. Das Publikum beginnt Vergleiche zu ziehen und bildet sein Urteil nach Rezensentenkriterien: sprich, sind die Aufgaben gelöst oder ist die Gestaltung dem gestellten Thema adäquat? Die präsentierten Objekte treten dabei in den Hintergrund, und das Verstehen richtet sich zunehmend auf Kontext und Konzept.

Der in Münster lehrende russische Geisteshistoriker und Kulturphilosoph Boris Groys hat neulich diese Entwicklung in einem Referat in der Hamburger Kunsthalle für den Typus des Kunstmuseums auf die zunehmende Beschleunigung der museographischen Arbeit zurückgeführt.[7] Die Sonderausstellungen zugemessene Bedeutung und der rasche Wechsel in Daueraufstellungen sowie die Konzentration auf thematische Hängungen gegenüber älteren Kriterien wie Zeitstellung, Stil oder Schule habe den jeweils wechselnden Rahmen

7 Die Grundlinien der Argumentation auch bei Boris Groys: Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie. München/Wien 1992, s. v.a. das Kapitel Innovationsstrategien, S. 55 – 115. Dieter Bogner: Das Museum zeitgenössischer Kunst – Ein Gegenmodell zur „modernen Museumsidee" stellte neulich bei einem Symposion (wie Anm. 5) ähnliche, offensichtlich an Groys angelehnte Thesen zur Debatte.

in den Vordergrund rücken lassen. Daß neuerdings Ausstellungen immer öfter mit *curated by* und den Namen der großen Ausstellungsmacher werben anstatt mit Künstlern oder Gruppen, ist für ihn ein weiteres Glied in einer Indizienkette, an deren Ende er das „Verschwinden des Museums" ausmachen will. Ich kann diesen Überlegungen einiges abgewinnen und habe absichtlich das Beispiel der Museen moderner Kunst gewählt, weil seine Probleme nur scheinbar – wie ich glaube – nicht die unseren sind. Sicher, Museen für Gegenwartskunst haben zunehmend mit Objekten zu tun, die für keinen anderen Zweck als für die Präsentation in Museen geschaffen werden, und oft ist in der Tat – Beispiel Installationen – die Kuratorenkunst nicht mehr vom Werk des Künstlers zu trennen und zu unterscheiden, aber Groys' Beobachtungen scheinen mir auch einen entscheidenden Hinweis auf die generelle Situation musealer Verständigung zu enthalten. Entzieht sich nicht die Umdeutung vordergründig vertrauter Artefakte oft ebenso dem Verstehen, weil sie vertraute Hierarchien zerstört ohne ebenso plausible neue zu bieten? Und verraten nicht schon die Eröffnungsstatements der Kuratoren (wie übrigens auch die Antrittsinterviews mancher Museumsdirektoren), daß das Arrangement über alles gestellt wird und eine quasi privatmythologische neue Sichtweise von Kunst, Kultur, Natur oder Geschichte ins Spiel gebracht werden soll.

Ich lasse mir gerne vorwerfen, den advocatus diaboli zu spielen, denn ich sehe solche Kritik an den Praktiken der Institution Museum weniger als die Verabschiedung ihrer Idee, denn als Aufforderung zur Reflexion. Aber wir sollten uns zu Herzen nehmen, daß die Lust am Umdeuten sorgfältiger Arbeit bedarf. Die Zeiten der großen Inszenierungen zugunsten vordergründiger Botschaften, für die Exponate nur Platzhalter waren, sind freilich vorbei, aber auch unsere subtilen Präsentationen leben nach wie vor von der Frage nach den Zusammenhängen. Will man diese sichtbar machen, wird man sich der Frage nach ihrem Sinn nicht entziehen dürfen, auch wenn dieser um vieles leichter zu verstehen sein sollte als das einzelne Exponat für sich genommen. Dieses jedoch hat auch noch seinen Platz in den alten Werthierarchien, und es darf daher nicht verwundern, daß es von vornherein mit ganz anderen Besucheraugen besehen wird als die rezenten Eingriffe in das Material. Oder, um noch einmal aus der eigenen Erfahrung zu sprechen: Wir werden im Österreichischen Museum für Volkskunde nie, aber auch wirklich nie, nach der mitun-

ter komplizierten Ikonographie eines bemalten Möbels oder einer Andachtstafel befragt, aber wir werden ständig nach den Intentionen gefragt, mit denen wir einzelne Objektgruppen in einer bestimmten Art und Weise präsentieren. Der Anspruch auf Verstehen – und die Kritik – drängt vom Einzelstück über die Exponatauswahl auf die Interventionen der Autoren und Gestalter.

Man wird der Tatsache gewahr sein müssen, daß das Publikum unserer Sammlungen und Museen auch im Hinblick auf die ästhetische Bildung „dort abzuholen ist", wo es steht. Und man wird sich immer daran erinnern müssen, daß jede Kontextualisierungsarbeit und thematische Abstraktion auch das Bedürfnis nach dem Verstehen weckt, so sehr wir uns auch auf den Standpunkt stellen mögen, daß unsere Konzepte interne sind und ihre Umsetzungen mitnichten zum Repetieren befähigen sollen.

III. Das Problem des Erbes ...

> *„Der majestätische Fluß der Geschichte hinterließ Dinge, die entweder als Schätze oder als Kerker erlebt wurden, die aber das Leben formten. Unsere Epoche machte tabula rasa. Unsere Epoche enterbte sich selbst."*[8]

Museen sind Orte des Übergangs von der Welt des Profanen in die Welt des Sakralen. Sie sind Verwalter dessen, was man früher recht feierlich *Altertümer* nannte, und was man heute wieder immer öfter und vielleicht nicht weniger feierlich als *kulturelles Erbe* zu bezeichnen gewillt ist. Was ist das und was heißt das für eine Institution, die sich längst nicht mehr damit zufrieden gibt zu verwahren und zu erhalten, sondern die für sich postuliert, aktiv und in Bewegung geraten zu sein?

Erbe heißt Hinterlassenschaft, heißt in diesem Fall Überreste, die für den quasi profanen Zyklus des materiellen Daseins überflüssig und aus diesem ausgeschieden wurden. Erbe beinhaltet aber in diesem Zusammenhang auch die Möglichkeit „der Umwandlung von gewissen Abfallprodukten in Zeichen mit Symbolcharakter (...) [und die

8 Vilém Flusser: Die Nichtigkeit der Geschichte. In: Ders. (wie Anm. 3), S. 131 – 137, s. S. 131.

Möglichkeit] einer Zweck- und Bedeutungsänderung von Zeichen mit Symbolcharakter."[9]

Hermann Bausinger hat in verwandtem Zusammenhang einmal – sehr pointiert – davon gesprochen, daß „die traditionelle Gesellschaft keine Traditionen [kannte]".[10] Damit scheint mir ein grundlegendes Problem gerade der kulturwissenschaftlichen Museen verbunden zu sein. Es ist nämlich ein Paradoxon ohnegleichen, daß Relikte der Volks- und Alltagskultur die Kronzeugen von Traditionen sein sollen und gleichzeitig diese Kulturen an nichts weniger dachten als an das Tradieren ihrer Ding- und Vorstellungswelt in andere normative Systeme. Dahinter verbirgt sich das Problem der kulturellen Transformation, dem bekanntlich gerade volkskundliche Sammlungen ihre Existenzberechtigung verdanken und verdankt haben.

Anders formuliert, die Dinge, die in der Vormoderne als „Schätze oder als Kerker erlebt wurden", fanden keine legitimen Erben mehr. Die Geschwindigkeit, mit welcher der Prozeß der Modernisierung über die von uns ins Auge gefaßten ‚traditionellen' Kulturen hinweggefegt ist, der soziale und kulturelle Hiatus, den noch dazu zwei Weltkriege in diesem Jahrhundert hinterlassen haben, all dies hat die Idee des Museums als Erbwalter abgerissener Traditionen bestärkt. Pierre Nora hat dies – vor dem Hintergrund unseres gegenwärtigen Bedürfnisses nach historischer Fiktion – in ganz ähnlicher Weise damit erklärt, daß, wo die „milieux de mémoire" nicht mehr funktionieren, die „lieux de mémoire" an ihre Stelle treten.[11] Das Museum ist ein solcher Ort der Erinnerung.

Die verwahrte Erbschaft (Stichwort *heritage, patrimoine)* soll aber nun gerade dem Anspruch gerecht werden, die Brüche im kollektiven Gedächtnis zu überbrücken und den (falschen) Erben Zeugnis zu sein für ihr Herkommen. Die in den letzten Jahren mit Verve und aus recht unterschiedlichen Positionen geführte Musealisierungsdebatte[12] hat

9 Krzysztof Pomian: Museum und kulturelles Erbe. In: Gottfried Korff/Martin Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt am Main/New York 1990, S. 41 – 64, s. S. 44.

10 Hermann Bausinger: Tradition und Modernisierung. In: Reimund Kvideland (ed.): Tradition and Modernisation. Plenary Papers read at the 4th International Congress of the Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (= NIF Publications 25). Turku 1992, S. 9 – 19, s. S. 12.

11 Pierre Nora (Hg.): Les lieux de mémoire. Paris 1986.

12 Wolfgang Zacharias (Hg.): Zeitphänomen Musealisierung. Der Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung. Essen 1990. Eva Sturm: Konservierte Welt. Museum und Musealisierung. Berlin 1991

bekanntlich viel Platz eingeräumt (erstens) der beschleunigten Modernisierung und (zweitens) dem damit verbundenen Phänomen des rasanten Wachsens des „kulturellen Erbes".[13] Sie hat aber auch von Anfang an Zweifel daran gehegt, ob das mit dem „progressiven Reliktanfall" (Hermann Lübbe) einhergehende Bedürfnis nach Erinnerungskultur in den identitätsstiftenden Überbrückungsversuchen zwischen Vergangenheit und Gegenwart ihre adäquate und legitime Antwort finden kann. Wenn das „Überkommene nicht länger als etwas Erworbenes angesehen [wird]" und die Anhäufung kulturellen Erbes auf die „soziale Arbeit des Gedenkens"[14] vergißt, dann wird dies unausweichlich zu ähnlichen Mißverständnissen führen wie das Agieren mit Tradition (s. Bausinger, wie oben zitiert).

Übertragen auf die Situation der kulturwissenschaftlichen Museen heißt das, daß das Aufeinandertreffen von stummen Zeugen und falschen Erben die stete Gefahr eines identifikatorischen Kurzschlusses in sich birgt: eines Kurzschlusses, der noch dazu in diesem Museumstypus schon allein durch die Tatsache droht, daß seine Sammlungsbestände und Arbeitsfelder in irgendeiner Weise nahestehend, also vertraut erscheinen. Wo sich zwar die grundlegenden Verhältnisse des materiellen Daseins verändert haben, die Dinge jedoch – entweder ihrer regionalen oder sozialen Herkunft, ihrer Form, Gestalt oder Funktion nach – als bekannt und gegeben erscheinen, suggerieren sich schnell Identifikationsangebote und bieten sich rasch Zusammenhänge an, die Komplexes allzu plausibel erscheinen lassen und der Vielfalt der Bedeutungen keinen Platz mehr einräumen.

Die in den kulturhistorischen Museen versammelten Dinge neigen dazu anzuheimeln. Daran konnten auch die Korrekturen der Sammlungsbestrebungen in Richtung Alltagskultur und Gegenwart nichts ändern. Wahrscheinlich liefern uns gerade die erhöhten Musealisierungstempi, auch wenn sie den Brüchen im Alltagsleben rhythmisch zu folgen scheinen, zunehmend der Gefahr aus, das Erbe auf seine einfachste und lauteste Botschaft zu reduzieren: nämlich auf die Bezeugung einer universellen und kollektiven Vergangenheit, einer Beschwörung der Herkunft, in der für differenzierte Fragestellungen

13 Pomian (wie Anm. 9).

14 Henri Pierre Jeudy: Die Welt als Museum. Berlin 1987, S. 8. zit. n. Friedrich Waidacher: Handbuch der Allgemeinen Museologie (= Mimundus 3/Wissenschaftliche Reihe des Österreichischen TheaterMuseums), Wien/Köln/Weimar, 1993, S. 159.

kein Platz bleibt. Marc Augé hat dieses windschiefe Geschichtsverständnis, das von der Schwierigkeit herrührt, „die Zeit als intelligibles Prinzip zu begreifen" und „ein Identitätsprinzip darin unterzubringen", mit Rückgriff auf Pierre Nora treffend skizziert: Es kommt dem Bedürfnis des Publikums „nach alten Formen entgegen, als verrieten diese alten Formen uns Heutigen, was wir sind, indem sie zeigen, was wir nicht mehr sind."[15]

Wenn Peter Sloterdijk das Museum „eine Schule des Befremdens"[16] nennt und damit einen Auftrag zur verunsichernden Konfrontation der Identitäten meint, dann sehe ich in dieser Definition auch eine Chance zu einem intelligenten Umgang mit Traditionen. Es ist wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, den kürzer gewordenen Abstand zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu überbrücken, ohne den Bruch zu verdecken. Die auf rückwärtsgewandte Sinn- und Identitätsstiftung angelegten Museen[17] mit ihren warmen und gemütlichen Nahweltverzauberungen befördern hingegen bestenfalls die Sehnsucht nach kompensatorischer Museophilie.

IV. Im Museum tut sich eine Tür zur Welt auf ...

Daß Museen das Weltgedächtnis sind und in irgendeiner Art einen panoramatischen Ausblick auf diese Welt und ihre Ordnung ermöglichen, hängt mit den oben bereits ein wenig eingekreisten Erwartungsdefinitionen zusammen: Die Vergangenheit ist bei der Gegenwart zu Gast; in den Sammlungen werden die Relikte in gültige Hierarchien gebracht; und das Kulturerbe soll über das Herkommen Auskunft geben, wenn nicht die Gegenwart etwas erträglicher gestalten.

Museen sind, und das bezeugen die Geschichte des Sammelns wie das gegenwärtige Präsentieren gleichermaßen, eines der letzten großen Plädoyers für die Unendlichkeit der Welt. Aber sie sind naturgemäß gleichzeitig der Spiegel einer subjektiven – individuellen

15 Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main 1994 (frz. Originalausg. Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité. Paris 1992), S. 34.

16 Peter Sloterdijk: Museum. Schule des Befremdens. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Magazin vom 17. März 1989.

17 Henri Pierre Jeudy: Erinnerungsformen des Sozialen. In: Korff/Roth (wie Anm. 9), S. 145.

oder kollektiven – Weltsicht, gleichgültig welchen Ordnungskriterien sie unterliegen. Über den Standort des Hochsitzes innerhalb dessen, was man mit Jean Baudrillard „Das System der Dinge"[18] nennen könnte, gab es lange Zeit relativen Konsens. Heute ist das Museum zum Austragungsort jener Anerkennungskämpfe geworden, die gegenwärtig in allen Feldern des Gesellschaftlichen zu beobachten sind und auf die Museen ebenso zu reagieren haben wie Hochschulen und andere Einrichtungen des Gemeinwesens. Die gewachsene intellektuelle und ästhetische Kompetenz – als ein Zeichen von Emanzipiertheit eigentliche Chance der Institution – wird oft als Angriff auf die Institution an sich empfunden. War doch das Befinden darüber, welche kulturellen Verschiedenheiten als neu und relevant und welche als trivial und irrelevant gelten, immer Sache eines relativ überschaubaren Milieus, das sich um das Außen wenig zu kümmern hatte. „(...) Die Probleme bei der Auswahl bestimmter kultureller Werke für Archive wie Bibliotheken, Museen, Filmotheken mit allen damit verbundenen Phänomenen der Mode, des sozialen Erfolges und Prestiges [lassen sich] nicht leugnen. So versuchen die Kritiker dieser Archive und der entsprechenden kulturellen Privilegien immer wieder zu zeigen, daß die kulturellen Unterschiede zwischen verschiedenen gesellschaftlich nicht anerkannten Gruppen und den etablierten Archiven so wesentlich seien, daß diese nicht ignoriert werden könnten. Hieraus entspringt beispielsweise die Kulturkritik im Namen der Frauen, der ethnischen oder sexuellen Minderheiten (...). Die Unterschiede vom jeweiligen Umfeld werden in allen diesen Fällen als besonders bedeutsam bezeichnet, woraus der Anspruch auf kulturelle Repräsentation in den etablierten Archiven abgeleitet wird."[19]

In den Museen schlägt sich dieser Diskurs um Anerkennung nicht nur als Anspruch auf Differenzierung und Öffnung nieder, sondern er stellt darüberhinaus mit den Kulturbegriffen und Sichtweisen auch die Aufgaben musealer Arbeit in Frage. „Alles lieb und nett hier, und dort ist Krieg!", liest sich die wenig ausformulierte Kritik dann im Besucherbuch.[20] Wenn solches mit anderen Gruppeninteressen in

18 Jean Baudrillard: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt am Main/New York 1991 (frz. Originalausg. Le système des objets. Paris 1968).

19 Boris Groys: Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie. München/Wien 1992.

20 Besucherbuch. Österreichisches Museum für Volkskunde. März 1994.

Konkurrenz tritt, etwa mit dem politischen Anspruch, regional, national oder europäisch identitätsstiftend zu wirken, oder dem aus den Fachwissenschaften kommenden Ansinnen, Ergebnisse der immer vielschichtiger werdenden Forschungsarbeit zur Diskussion zu stellen, dann ist die Institution Museum mit ihren schwer lastenden und unter gänzlich anderen Prämissen zusammengetragenen Sammlungen mit Sicherheit überfordert.

Dies soll kein Resignieren sein und auch kein Plädoyer für einen Rückzug auf einen konservativen Standpunkt im Sinne von „man kann nur zeigen, was da ist". Denn dieser Standpunkt verschleiert mitunter allzu schnell, daß „was da ist" nicht immer zwingend über dieselben Phänomene, Haltungen und Kulturmuster zu erzählen hat. Ich plädiere vielmehr dafür, in Auseinandersetzung vielleicht auch mit manchem zunächst in die museologische Arbeit nicht integrierbarem Blick an den Dingbestand neue Fragen zu stellen im Hinblick auf seine Bedeutsamkeit.[21] Ich halte dies für den zur Zeit angemessenen Weg, den „Verschiedenheiten" in den Kulturen Platz zu geben – den globalen und regionalen, den sozialen und den durch das Geschlecht definierten.

Die Affinitäten zwischen den Dingen und den ihnen zugedachten Bedeutungen und Botschaften werden freilich nicht immer gleich stark sein, aber schließlich kann es im Museum auch nicht mehr darum gehen, die Welt in ihrer Totalität aus der einen, einmal eingenommenen Warte zu erklären. Es wird vielmehr darum gehen, auch mit dem Risiko des Scheiterns, über dieser Welt mehrere und bewegliche Hochsitze zu errichten: Blicke zuzulassen, die ganz bewußt auf kleine Wirklichkeitsausschnitte zielen.

Macht und Ohnmacht praktischer Museologie liegen stets sehr eng beieinander. Je höher die Ansprüche formuliert werden, desto mehr wird sich auch das Ansinnen, in Erinnerung zu rufen oder mit Vergessen zu bedecken – also „Geschichte zu machen" –, der Diskussion stellen müssen. Krzysztof Pomians Definition des Museums als „eine

21 Gottfried Korff. Einleitung. Notizen zur Dingbedeutsamkeit. In: Museum für Volkskultur in Württemberg. Außenstelle des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart: 13 Dinge. Form Funktion Bedeutung. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskunde in Waldenbuch. Waldenbuch Schloß. Stuttgart 1992, S. 8 – 17. Der Begriff Dingbedeutsamkeit wurde geprägt von Karl Sigismund Kramer: Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58 (1962), S. 91 – 101.

der Institutionen, deren Funktion darin besteht, einen Konsens zu schaffen über eine bestimmte Form, das Sichtbare dem Unsichtbaren entgegenzusetzen (...)"[22] kann als Plädoyer für die Institution verstanden werden. Der Konsens über diese Form und vor allem der Konsens über Platz und Gestalt des unsichtbaren Konterparts ist jedoch nur im Diskurs zu finden – im Diskurs der Museen untereinander, mit seinen Zuträgern und mit seinen Publika.

22 Krzysztof Pomian: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (= Kleine Kulturwissenschaftliche Bibliothek 9). Berlin 1988, S. 69.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 277 – 283

Mitteilungen

Über volkskundliche Forschungen der ungarischen Minderheit in der Slowakei

Von József Liszka

Mit großem Interesse habe ich in der Nummer 1/1993 der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde die Übersicht „Volkskunde in der Slowakei" von Gabriela Kiliánová gelesen. Da die Autorin in der Überschrift ihrer Abhandlung nicht nur über die slowakische, sondern über die volkskundliche Wissenschaft in der Slowakei generell spricht, und da nach letzten Angaben der Volkszählung im Jahre 1991 10,8% (insgesamt 566.741) der Bevölkerung ungarischer Nationalität ist, ist es nicht uninteressant, die Ergebnisse der volkskundlichen Forschungen, wie sie von ungarischen Folkloristen und Ethnographen in der Slowakei im Kreise der nationalen Minderheit durchgeführt werden, zu betrachten. Wegen des begrenzten Umfangs ihrer Abhandlung konnte die Autorin darauf nur in einigen Zeilen eingehen.

Im Ungarn der Zeit vor 1918 stand die Wiege sowohl der slowakischen als auch der ungarischen Volkskundewissenschaft auf dem Gebiet des damaligen Oberungarns. Die Anfänge sind sehr verflochten, sodaß, mehr oder weniger berechtigt, beide Nationen das Schaffen der vorwiegend lateinisch schreibenden Autoren (Matthias Bel, Georgius Gyurikovits und Ladislaus Bartholomeides) als ihr eigenes (Kósa 1989, S. 32 – 41; Urbancová 1987, S. 11 – 33) betrachten. Im Grunde genommen hat die Entfaltung der Folkloristik dazu beigetragen, daß sich die Volkskundewissenschaften beider Nationen eindeutig auf nationalen Grundlagen trennten. Da Kiliánová in der genannten Abhandlung über die slowakische Folkloristik und Ethnographie berichtete, möchte ich mich jetzt nur mit der ungarischen befassen.

Die Anfänge der Interessen für die ungarische Folkloristik sind mit 1782 anzusetzen, als in der Preßburger Zeitung „Magyar Hírmondó" ein Aufruf erschien, in dem – als offenbare Wirkung auf Herders Schaffen – die ungarische Intelligenz zum Sammeln von Volksliedern aufgerufen wurde (Kósa 1989, S. 44 – 47). Etwas später (in den Jahren 1811 und 1817) veröffentlichte der in Komorn geborene István Kultsár ähnliche Aufrufe. Im Jahre 1817 erschien in der Zeitschrift „Tudományos Gyűjtemény" ein Preisausschreiben für die Darstellung der markantesten ungarischen Volksgruppe,

der Palozen, die den Kern des nördlichen ungarischen Sprachgebietes bildete. Der einzige Bewerber war der in Csáb (slow. Čebovce) geborene Fábián Szeder, dessen Beschreibung bis heute noch als das klassische Meisterstück der ungarischen Volkskundeliteratur anzusehen ist.

Der in Preßburg geborene György Gaal veröffentlichte einige Jahre später in Wien eine ungarische Volksmärchensammlung in deutscher Sprache (Gaal 1822), was auf die Wirkung der „Kinder- und Hausmärchen" von den Brüdern Grimm, die 1812 herausgegeben worden waren, zurückzuführen ist. In den 20er Jahren wurden noch drei deutschsprachige volkskundliche Arbeiten veröffentlicht, die im damaligen Oberungarn gesammelte Beiträge zum Volksleben, zu Sagen und Märchen beinhalten (Mednyánsky 1826, 1829; Mailáth 1825). János Erdélyi hat mit seiner Volkssagen-, Sprichwörter- und Volksliedersammlung die Literatur der ungarischen Volksdichtung bereichert (Erdélyi 1846 – 1848, 1851), ebenso Arnold Ipolyi, der – am Beispiel der Brüder Grimm – die ungarische Mythologie zu rekonstruieren versuchte (Ipolyi 1854). Noch mehrere andere Persönlichkeiten der ungarischen Ethnographie brachen von den Städten des damaligen Oberungarns auf, so die Zipser János und Pál Hunfalvy, und der in Briesen geborene Ottó Herman.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Zeit der Museengründung in Ungarn. Das damalige Oberungarn steht auch auf diesem Gebiet an der Spitze. Dort wurden die Museen in Preßburg (1868), Kaschau (1872), Steffelsdorf (1882) und Komorn (1886) gegründet. Diese Institutionen begannen schon damals die Denkmäler des ungarischen Volkslebens in ihren Regionen zu sammeln und zu dokumentieren (Liszka 1989, S. 18 – 19). Um die Jahrhundertwende führten mehrere berühmte ungarische Folkloristen und Ethnographen eine große Forschungsarbeit in den Gebieten des von Ungarn bewohnten Oberungarns durch, die später der Slowakei angehörten (z.B. Béla Bartók, Zoltán Kodály, Zsigmond Bátky, István Györffy usw.).

Nach 1918 veränderte sich die Situation radikal, denn die aus Oberungarn stammenden Volkskundeforscher siedelten sich fast ohne Ausnahme in Budapest an. So blieben die damals noch fast eine Million Ungarn in der Slowakei ohne ausgebildete Volkskundler. Mit dem Sammeln und Erforschen der Schätze der ungarischen Volkskultur beschäftigten sich anfangs Amateure, vor allem Hochschulstudenten – gruppiert in der damaligen Pfadfinderbewegung –, Lehrer, Künstler, Geistliche usw. (Liszka 1989, S. 32 – 100; Thain-Tichy 1991). In dieser Zeit wurden die Grundlagen mehrerer Landesmuseen, wie in Lewentz (1927), Sommerein (1929) und Neuhäusel (1935) geschaffen (Liszka 1989, S. 24 – 31; 1990).

Dem funktionalistisch-strukturalistischen Kreis der Preßburger Universität gehörte der Sprachwissenschaftler László Arany A. an, der in der Zobor-Gegend bei Neutra auch Volkskundeforschungen durchführte (Arany

1941), und der auch seine Schüler in diese Richtung orientierte. Eine seiner Studentinnen, Éva Putz, hat eine Arbeit über die Hochzeitsbräuche in Kolon bei Neutra geschrieben, die bis heute eine unserer besten Beschreibungen über diese Volksbräuche ist (Putz 1943).

Nach dem Zweiten Weltkrieg bemühte sich die kulturelle Organisation der Ungarn in der Slowakei, die Csemadok (gegründet 1949), das Sammeln von Volkstraditionen zu unterstützen. Da diese Organisation (ausgehend von ihren Zielsetzungen) vor allem für die Bühne geeignete Volksmusik, Volkstanz, Volkstracht und Volksbräuche brauchte, beschränkte sich die Forschung – besonders in der Anfangsperiode – natürlich auf diese Gattungen der Volkskultur.

Später ist aber eine neue Generation herangewachsen, die an Universitäten in Budapest, Preßburg und Brünn ihre Fachausbildung erwarb und vorwiegend in Museen in der Südslowakei eine Arbeitsstelle bekam. Die Angehörigen dieser Generation verstanden die Volkskultur viel komplexer als ihre der Csemadok enger angehörenden Kollegen, und so konnte man auch mit den folkloristischen und ethnographischen Forschungen (im weiteren Sinne) beginnen. Die Sammlungen der Museen (vor allem in Niedermarkt, Galandau, Neuhäusel, Komorn, Lewentz, Steffelsdorf und Rosenau) wurden in dieser Zeit (ab der zweiten Hälfte der 70er Jahre) auch durch ungarisches Material bereichert (Liszka 1994). Seither wurde auch intensiver publiziert, nicht nur von der Seite der jüngeren, sondern auch der älteren Generation. Wichtige Volkslied- (Ág 1974, 1979), Volkstanz- (Martin/Takács 1981), Volksdichtungs- (Kósa 1979), Volksmärchen- (Géczi 1989), Volksbräuche- (Csáky 1987) und Kinderspielsammlungen (Gágyor 1982) wurden in dieser Zeit veröffentlicht. Man begann auch, die Ergebnisse der ethnographischen Forschungen der materiellen Kultur zu veröffentlichen (Fehérváryné 1988; Kecskés 1979), und auch die thematische Forschung der einzelnen ethnographischen Landschaften und Regionen belebte sich (Kaprálik/D. Varga 1989; Liszka 1988, 1992).

Die oben erwähnten Arbeiten sind jedoch vorwiegend Ergebnisse von Privatinitiativen. Eine koordinierende Rolle spielte zwar auch die Csemadok-Organisation in dieser Zeit, aber in erster Linie bei den auch auf der Bühne verwendbaren Gattungen.

Die gesellschaftlichen Veränderungen des Jahres 1989 ermöglichten die legale Organisierung der ungarischen Volkskundeforscher in der Slowakei, und so entstand am 9. Dezember 1989 der Verein für ungarische Volkskunde in der Tschechoslowakei (seit dem 3. April 1993 nach der Selbständigkeit der Slowakei als Verein für ungarische Volkskunde in der Slowakei). Diese Organisation, die mehr als 150 Mitglieder hat, setzte sich zum Ziel, die ungarische Volkskundeforschung in der Slowakei zu organisieren und zu koordinieren, die Ergebnisse zu publizieren, und den Nachwuchs zu fördern (Liszka 1991; Lukács 1991, S. 267).

Zur Erreichung dieser Ziele werden verschiedene Konferenzen und Weiterbildungskurse organisiert, Forschungsprogramme entworfen, Publikationen herausgegeben. An dieser Stelle sei das vierteljährlich aufgelegte Informationsheft „Hírharang" erwähnt, das heuer schon das fünfte Jahr erscheint und sich mit aktuellen Fragen der europäischen, ungarischen, slowakischen, tschechischen und der ungarischen Volkskunde in der Slowakei beschäftigt. Die Buchreihe „Népismereti Könyvtár", veröffentlicht Abhandlungen und Kleinmonographien über die Volkskultur im weiteren Sinne (Csáky 1992; Fehérváry 1992; B. Kovács 1991; Szapu 1993).

Der Verein unterhält Kontakte zur Slowakischen Ethnologischen Gesellschaft in Preßburg, zur Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft in Budapest und zur Ethnographischen Gesellschaft „János Kriza" in Klausenburg.

Als gesamtstaatliche, selbständige Abteilung des Donaulandmuseums in Komorn entstand am 1. Oktober 1991 die Abteilung für Forschung und Dokumentation der ungarischen Minderheit in der Slowakei, deren Aufgabe darin besteht, die ungarischen bzw. interethnischen Forschungen, Ausstellungen und Publikationen der südslowakischen Museen zu koordinieren. Eine bibliographische Serie (Fülöp 1992) und ein Jahrbuch wird unter dem Titel „Acta Museologica" veröffentlicht. Letzteres beinhaltet in seinen Nummern 1 – 2 die Vorträge einer internationalen wissenschaftlichen Tagung über die interethnischen Beziehungen im nördlichen Teil des Karpatenbeckens; dieses Symposion wurde im Herbst 1991 zusammen mit dem Verein für ungarische Volkskunde in der Tschechoslowakei veranstaltet.

Meiner Meinung nach konnte die ungarische Volkskundewissenschaft in der Slowakei trotz vieler Schwierigkeiten (wie z.B. Mangel an entsprechenden zentralen Institutionen, materielle Sorgen usw.) bis jetzt schöne Erfolge erzielen. Manche dieser Ergebnisse berühren auch wissenschaftsgeschichtliche Gesichtspunkte (Liszka 1989, Thain-Tichy 1991). Ein bedeutender Teil dieser Publikationen ist auch durch Bibliographien erschlossen (Fülöp 1992; Liszka 1988).

Verzeichnis der deutschen, slowakischen und ungarischen Ortsnamen

Briesen	Brezno	Breznóbánya
Brünn	Brno (Mähren)	
Galandau	Galanta	Galánta
Kaschau	Košice	Kassa
Klausenburg	Cluj	Kolozsvár (Rumänien)
Komorn	Komárno	Komárom

Lewentz	Levice	Léva
Neuhäusel	Nové Zámky	Érsekújvár
Neutra	Nitra	Nyitra
Niedermarkt	Dunajská Streda	Dunaszerdahely
Preßburg	Bratislava	Pozsony
Rosenau	Rožňava	Rozsnyó
Sommerein	Šamorín	Somorja
Groß-Steffelsdorf	Rimavská Sobota	Rimaszombat

Literatur

Tibor Ág: Édesanyám rózsafája. Palóc népdalok (Volkslieder der „Palozen"). Bratislava 1974.

Tibor Ág: Vétessék ki szóló szívem. Szlovákiai magyar népballadák (Ungarische Volksballaden aus der Slowakei). Bratislava 1979.

László Arany A.: A szlovákiai magyarság néprajza (Die ungarische Volkskunde in der Slowakei). Bratislava 1941.

Ján Botík, Margit Méry (Hg.): A csehszlovákiai magyar nemzetiség néprajzi kutatása (Ethnographische Forschung der ungarischen Minderheit in der Tschechoslowakei). Bratislava 1981.

Károly Csáky: Hallottátok-e már hírét (Ungarische Volksbräuche aus der mittleren Eipel-Gegend). Bratislava 1987.

Károly Csáky: „Pogánykát vittünk, báránykát hoztunk". A születéssel s a gyermekkel kapcsolatos népi hiedelmek és szokások az Ipoly mentén (Mit der Geburt und Kindern zusammenhängender Volksglaube aus der Eipel-Gegend). Komárom 1992.

János Erdélyi: Népdalok és mondák (Volkslieder und Sagen). Pest 1846 – 1848.

János Erdélyi: Magyar közmondások könyve (Buch der ungarischen Sprichwörter). Pest 1851.

Magda Fehérváry (Hg.): Gúta hagyományos gazdálkodása a XX. század első felében (Die traditionelle Wirtschaftsführung von Kolárovo [Gúta] in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts). Komárom 1992.

Magda Fehérváryné Nagy: Parasztgazdaság a XX. század első felében. Gútai példa (Peasant farming in the early 20th century. The example of Gúta). Budapest 1988.

Laura Fülöp: Szlovákiai magyar néprajzi bibliográfia 1991 (Volkskundliche Bibliographie der ungarischen Minderheit in der Slowakei 1991). Komárno 1992.

Georg von Gaal: Märchen der Magyaren. Wien 1822.

József Gágyor: Megy a gyűrű vándorútra. Gyermekjátékok és mondókák (Kinderspiele und Sprüche). Bratislava 1987.

Lajos Géczi: Ungi népmesék és mondák (Volksmärchen und Sagen vom Ung). Bratislava 1989.

Arnold Ipolyi: Magyar Mythologia (Ungarische Mythologie). Pest 1854.

Zsuzsanna Kaprálik, László D. Varga (Hg.): Néprajzi tanulmányok az Ung-vidékről (Ethnographische Abhandlungen aus der Gegend des Ung). Bratislava 1989.

László Kecskés: Komáromi mesterségek (Kleingewerbe in Komorn). Bratislava 1979.

László Kósa: Rozmaringkoszorú. Szlovákiai magyar tájak népköltészete (Volksdichtung der ungarischen Landschaften in der Slowakei). Bratislava 1979.

László Kósa: A magyar néprajz tudománytörténete (Geschichte der ungarischen Volkskunde). Budapest 1989.

István B. Kovács (Hg.): Vály-völgy (Das Tal des Baches Vály). Pozsony – Rimaszombat – Felsővály 1991.

József Liszka: Bibliografia etnografie a folkloristiky mad arskej národnosti na Slovensku. Od začiatku 19. storočia do konca roku 1986 (Ethnographische und folkloristische Bibliographie der ungarischen Minderheit in der Slowakei. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis Ende 1986). Bratislava 1988.

József Liszka (Hg.): „Kurtaszoknyás hatfalu". Dolgozatok Kéménd község néprajzából (Studien zur Volkskunde des Dorfes Kéménd – Kamenín). Bratislava 1988.

József Liszka: Magyar néprajzi kutatás Szlovákiában. 1918 – 1938 (Ungarische ethnographische Forschungen in der Slowakei. 1918 – 1938). Bratislava 1989.

József Liszka: Národopisný výskum mad arskej národnostnej menšiny na Slovensku v medzivojnovom období. 1918 – 1938 (Ethnological research among the Hungarian minority in Slovakia between the World Wars. 1918 – 1938). Slovenský národopis 38 (1990), S. 568 – 673.

József Liszka: Verein für ungarische Volkskunde in der Tschechoslowakei. In: DGV Informationen 1/100 (1991), S. 15.

József Liszka: Fejezetek a szlovákiai Kisalföld néprajzából (Abschnitte aus der Ethnologie der Kleinen Tiefebene in der Slowakei). Budapest 1992.

József Liszka: Őrei a múltnak. Magyar tájházak, vidéki néprajzi gyűjtemények Szlovákiában (Hüter der Vergangenheit. Ungarische Landschaftshäuser, provinzielle volkskundliche Sammlungen in der Slowakei). Dunaszerdahely 1994.

László Lukács: Volkskunde in Ungarn. Zur gegenwärtigen Situation volkskundlicher Institutionen. Zeitschrift für Volkskunde 87 (1991), S. 263 – 268.

Johann Gr. Mailáth: Magyarische Sagen und Märchen. Brünn 1825.

György Martin, András Takács: Mátyusföldi népi táncok (Volkstänze vom Matthiasland). Bratislava 1981.

Aloys Freyherr von Mednyánsky: Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn. Pest 1826.

Aloys Freyherr von Mednyánsky: Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit. Pesth 1829.

Éva Putz: A kolonyi lagzi (Hochzeit in Kolon). Pozsony 1943.

Magda Szapu: Életmódvizsgálatok a Vág völgyében. Szímő (Forschungen zur Lebensweise im Tal des Waag-Flusses. Zemné-Szímő). Komárom 1993.

János Thain, Kálmán Tichy: Kisalföldi és gömöri népi építészet (Volksarchitektur der Kleinen Tiefebene und des Gömör-Gebietes). Budapest 1991.

Viera Urbancová: Slovenská etnografia v 19. storočí (Die slowakische Ethnographie des 19. Jahrhunderts). Martin 1987.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 283 – 301

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1993

Präsident HR Dr. Klaus Beitl begrüßt zu Beginn der Generalversammlung um 17.00 Uhr die erschienenen Mitglieder und stellt die Beschlußfähigkeit fest. Er weist darauf hin, daß der Verein und das Museum nun in ihr 100. Bestandsjahr eintreten. Das Jubiläum erstreckt sich daher über zwei Jahre (1994/95). Der Vorstand ließ zu diesem Anlaß ein eigenes Logo anfertigen. Für die beiden Jubiläumsjahre sind mehrere Festveranstaltungen geplant, u.a. im Dezember 1994 eine Festakademie im Alten Rathaus.

Zur Tagesordnung, die fristgerecht mit der Einladung zur Generalversammlung ausgeschickt wurde, kamen keine schriftlichen Anträge. Die Tagesordnung wird einstimmig angenommen.

Tagesordnung

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde
2. Kassenbericht
3. Entlastung der Vereinsorgane
4. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages
5. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern
6. Allfälliges

Zu Beginn der Sitzung erheben sich die Mitglieder zu einem ehrenden Gedenken an die verstorbenen Vereinsmitglieder:

Prof. Dr. Gösta Berg, Stockholm (korrespondierendes Mitglied); Erich Freistätter, Gußwerk; HR Dr. Hans Hochenegg, Solbad Hall; Dr. Franz Kollreider, Lienz; Dr. Wolfhilde v. König, München; Walter Krumhaar, Wien; Maria Lunardi, Wien; Prof. Dr. Elfriede Moser-Rath, Göttingen; HR Dr. Karl A. Portele, Wien; Prof. Dr. Lothar Pretzell, Berlin (korrespondierendes Mitglied); Josef Ritzinger, Wien; Nora Watteck, Salzburg (verdientes Mitglied); Univ.-Prof. Dr. Ingeborg Weber-Kellermann, Marburg (korrespondierendes Mitglied); OSR Emma Winhart, Wien; Univ.-Prof. Dr. Matthias Zender, Bonn (korrespondierendes Mitglied).

1. Jahresberichte 1993 des Vereins und des Museums für Volkskunde
A. Verein für Volkskunde

„In unserer Zeit, wo nationale und sociale Fragen eine so lebhafte Vorherrschaft im öffentlichen Interesse behaupten, gewinnt eine Thätigkeit wie diejenige, welche unser Verein sich vorgesetzt hat, über ihre wissenschaftliche und vaterländische Wichtigkeit hinaus auch ungewollt und ungesucht eine ganz besondere Bedeutung. Sich kennen lernen, heißt sich verstehen, heißt Interesse an einander finden. Sicherlich ist die Wahrnehmung der vielfach so verwandten Grundlagen und Äußerungen unserer Nationalitäten geeignet, beruhigend und verbindend zu wirken. Im Ganzen aber liegt das Unternehmen, an das wir herantreten, so innig im *warmen Heimatgefühle des Österreichers* begründet, daß wir zuversichtlich auf Erfolg und Gelingen durch die allgemeine Mitwirkung der österreichischen Bevölkerung hoffen dürfen."

Diese Sätze, die gerade gegenwärtig wieder besondere Aktualität besitzen, stammen aus einem Aufruf, den die Proponenten des gerade in Gründung befindlichen Vereins für Volkskunde Anfang Dezember 1894 an die Öffentlichkeit richteten. Wie sehr die Idee eines Vereins für Volkskunde dem „warmen Heimatgefühl" entsprach, zeigt sich darin, daß der Verein innerhalb kurzer Zeit einen raschen Zuwachs an Mitgliedern verzeichnen konnte. Zählte der Verein bei seiner konstituierenden Sitzung am 20. Dezember 1894 bereits 320 Mitglieder, so stieg die Zahl bis zur Drucklegung des ersten Heftes der Zeitschrift für Österreichische Volkskunde auf 620 an.

Nun ist schon klar, daß die Statistik nur ein äußeres Gerüst darstellt und wenig über das Wesen und die Lebendigkeit eines Vereins aussagt, aber eine starke Lobby stärkt dem Vorstand gegenüber der Behörde den Rücken, bietet eine sichere finanzielle Basis und spornt zur Aktivität an.

Es ist hier und heute nicht der Zeitpunkt, ausführlich über die Geschichte des Vereins zu referieren. Dafür wird sich die Gelegenheit bei einer Festakademie im Dezember und in einer geplanten Festschrift ergeben, sondern ich möchte damit zum Ausdruck bringen, daß es für einen Verein sehr wichtig ist, bei seinen Mitgliedern einen starken Rückhalt zu besitzen. Inwieweit die „warmen Heimatgefühle" auch bei ihnen als Motivation für die Mitgliedschaft bestimmend sind, vermag ich nicht zu bewerten, ich deute die große Zahl von 863 Mitgliedern jedenfalls als Ausdruck des Interesses an den Zielen und an der Tätigkeit des Vereins für Volkskunde, wobei wir bei der Frage nach den Zielen und deren Umsetzung ständig in Diskussion bleiben müssen. Ich glaube, daß wir diesem Anspruch bisher nachgekommen sind. In diesem Zusammenhang darf ich auf die „Club-Veranstaltungen" verweisen, bei denen wir unser Konzept für die neue Schausammlung vorstellten bzw. bei denen wir unsere Pläne für das Vereins- und Museumsjubiläum 1994/95 diskutierten. (In der hitzigen Debatte ging es

vor allem um ein Signet, das unsere Leitvorstellungen zum Ausdruck bringen sollte. Inzwischen haben wir dem Jubiläum einfach einen „Stempel" aufgedrückt.)

Lassen Sie mich dazu noch die entsprechenden Fakten für das Vereinsjahr 1993 vorlegen:

a) Mitgliederbewegung

Der Verein kann einen Zuwachs von 9 Mitgliedern vermelden. Wir halten nun bei 863 Mitgliedern. Die Erhöhung der Mitgliedsbeiträge wurde erfreulicherweise allgemein akzeptiert, auch die Spendenfreudigkeit hält unvermindert an, wofür ich mich namens des Vereins sehr herzlich bedanke. Wir können das Geld wirklich gut gebrauchen, denn es stehen uns im Jubiläumsjahr vermehrte Ausgaben ins Haus. Das Plus an Mitgliedern ergibt sich aus 51 Beitritten, denen 27 Austritte und 15 Todesfälle gegenüberstehen.

b) Vereinsveranstaltungen

Im abgelaufenen Vereinsjahr gab es wie im vergangenen Jahr wieder 23 Veranstaltungen – 8 Vorträge, 4 Clubs, 7 Ausstellungseröffnungen, 2 Exkursionen, 1 Matinee und den Kittseer Advent. Im einzelnen waren es:

14.1.1993: Vortrag von Dr. Ulrike Kammerhofer, Salzburg, über „Die Mozartkugel. Von der lokalen Spezialität zum ‚nationalen Symbol' Österreichs".

28.1.1993: „Club im ÖMV": Anläßlich der Widmung einer Maroni-Braterei an das Museum durch Familie Benesch gab es „Maroni – Ein Abend um Kultur und Geschichte der Kastanien" mit einer Maroni-Verkostung.

11.2.1993: Eröffnung der Sonderausstellung: „Waldviertler Heimat-Bilder". Studien zur Sachkultur vor 50 Jahren. Die Ausstellung wurde von Mag. Nora Czapka gestaltet.
Eröffnung des Museums-Cafés. Dazu die Klein-Ausstellung von Dr. Gudrun Hempel: „Kaffee-Gerät".

19.3.1993: Ausschußsitzung und Generalversammlung.
Festvortrag von Univ.-Prof. Dr. Paul Hugger, Zürich, über „Volkskunde in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg. Zwischen Provinzialismus und Weltoffenheit".

25.3.1993: „Club im ÖMV": „Alte Sammlungen – Neue Konzepte", Vorstellungs- und Diskussionsabend zum neuen Konzept für die ständige Schausammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde.

1.4.1993: Eröffnung der Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Kittsee: „Mit Glauben und Liebe ...", Volkstümliche sa-

krale Statuen aus den Sammlungen des Historischen Museums des Slowakischen Nationalmuseums Bratislava.

22.4.1993: Vortrag mit Lichtbildern von Frau Prof. Hiltrud Ast, Gutenstein, über „Der Weg der Waldbauern in die Industriegesellschaft".

12.5.1993: Vortrag – gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien – von Univ.-Doz. Dr. Olaf Bockhorn, Wien, über „Die ‚Kulturkommission Gottschee'. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkskunde".

14.5.1993: Fahrt zur Eröffnung der Sonderausstellung im Schloßmuseum Gobelsburg: „Zinn – Gerät für Alltag und Brauch". Eine Ausstellung von Dr. Gudrun Hempel.

27.5.1993: Vortrag von Mag. Herbert Nikitsch, Wien, über „Volkskunde (auto)biographisch – Zum Versuch einer Oral History der Österreichischen Volkskunde".

16.6.1993: Eröffnung der Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee: „Ǵelem, ǵelem lugone dromeja ... Ich bin einen weiten Weg gegangen. Aus dem Leben der Roma". Eröffnung durch Bischof Dr. Paul Iby.

20.6.1993: Sommerliche Matinee im Museumshof: „Tanzmusik aus drei Jahrhunderten" mit dem Ensemble Flip.

23.6.1993: Einführungsvortrag zur gemeinsamen Exkursion mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Univ.-Doz. Dr. Bernhard Herbert, Wien, über „Archäologie in der Weststeiermark. Von den Forschungen der Anthropologischen Gesellschaft zu den Rettungsgrabungen des Bundesdenkmalamtes".

26.6.1993: Frühjahrsexkursion in die Weststeiermark, gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft.

22.9.1993: Eröffnung der Sonderausstellung: „Strohintarsia – La Marqueterie de Paille". Kunsthandwerk, Hausgewerbe und Volkskunst in Europa vom 17. bis 20. Jahrhundert" im Festzelt.

6.10.1993: Einführungsvortrag von Univ.-Ass. Dr. Otto H. Urban, über „Keltische Wallburgen in NÖ" als Vorbereitung auf die Exkursion mit der Anthropologischen Gesellschaft.

9.10.1993: Herbstexkursion ins Burgenland – gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft.

28.10.1993: „Club im ÖMV": Besichtigung des neuen Bezirksmuseums in der Josefstadt.

4.11.1993: Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner, Würzburg, über „Relevante Mannequins. Figürliches außerhalb des gängigen Kunstkanons und das Problem der Wissensform".

5.11.1993: Eröffnung der Sonderausstellung im ÖMV: „Das Moskauer Puppentheater des Sergej Obraszow" mit Vorführung des Puppenspiels „Der Rattenfänger von Hameln".

25.11.1993: „Club im ÖMV": Diskussionsabend über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Volkskunde in der Laudongasse.

4./5.12.1993: 12. Burgenländischer Advent im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee mit Eröffnung der Sonderausstellung „Volkskultur der Slowakei".

c) Publikationen

Die ÖZV erschien im 47. Band der Neuen Serie. Das ist der 96. Band der Gesamtserie, wieder mit vier Heften und einem Umfang von 570 Seiten. Auch hier werden wir bald den 100. Band erreicht haben. Dazu soll es dann auch einen Index geben!

Heft 3 und 4 waren Jubilaren gewidmet: den Vorstandsmitgliedern Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp und Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, jeweils zum 80. Geburtstag.

Übrigens machte das vierte Heft der Zeitschrift Furore, denn die FAZ und der „Spiegel" brachten ausführliche Berichte über den Aufsatz von Nicola Lepp, „Ledermythen. Materialien zu einer Ikonographie der schwarzen Lederjacke".

Heute gelangten wieder 808 Exemplare von Heft 1 des neuen Jahrganges zum Versand. Das bedeutet ebenfalls eine Steigerung um 11 Exemplare gegenüber dem letzten Jahr. Die Bezieher der ÖZV werden über das neue Heft allerdings erstaunt sein, denn es hat ein etwas anderes Format: wir schicken nämlich das Begleitbuch zur neuen Schausammlung als Heft 1 der Zeitschrift aus. Wir hoffen damit zwei Fliegen auf einen Schlag zu treffen: die Maßnahme dient dem Informationsfluß und der Kostenminimierung.

Das „Blättchen", wie das Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich" liebevoll genannt wird, erschien im 28. Jg. mit 92 Seiten.

Von der Österreichischen Volkskundlichen Bibliographie konnte im vergangenen Jahr die Folge 23/24 für die Jahre 1987/88 vorgelegt werden. Über den gegenwärtigen Stand berichtet Herr Hermann Hummer.

Dazu noch eine weitere Information: Wegen der Auflösung des „Notringes" kann auch die ÖVB nicht mehr vom Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften vertrieben werden. Es erging das Angebot an den Verein, die Lagerbestände zu übernehmen. Wir haben uns entschlossen, den Rest um öS 38.000 anzukaufen und in Hinkunft die ÖVB im Selbstverlag herauszugeben.

In der Buchreihe der ÖZV erschien als Band 10 die Arbeit von Univ.-Prof. Dr. Paul Hugger, „Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-tech-Performance".

Die Arbeiten von Dr. Eva Julien-Kausel über „Konnichi wa Österreich. Ortspartnerschaften zwischen Österreich und Japan" und der Kongreßband der Österreichischen Volkskundetagung in Salzburg über „Tourismus und Regionalkultur" erschienen als Band 11 und 12 Anfang 1994.

Alle diese Druckvorhaben erfordern einen erhöhten Finanzbedarf!

d) Von den Arbeitsgemeinschaften ist nichts zu berichten, denn sie waren – abgesehen von der Bibliographischen AG – wegen der vollen Konzentration auf die Fertigstellung der neuen Schausammlung inaktiv. Das soll sich aber im neuen Jahr ändern.

e) Forschungsprojekte

Auf Antrag bzw. Mitantrag des Vereins für Volkskunde beim Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung:

1. Spurensicherung und Lebenslinien der Landler
2. „Schönes Österreich": Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie

f) Aufarbeitung des Vereins- und Museumsarchives im Hinblick auf die Festschrift

Dazu wurden zwei Werkverträge an Mag. Herbert Nikitsch und Ulrike Vitovec vergeben.

Letzterer Hinweis leitet aber schon auf die Vorhaben des Jubiläumsjahres über, mit denen ein neues Kapitel der Vereinsgeschichte beginnt. Dazu kann der Präsident berichten.

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

Dir. Beitl berichtet, daß der Eröffnung der neuen Schausammlung zur traditionellen Volkskultur im vergangenen Jahr die gesamte Konzentration galt. Seit der Eröffnung am 30. Jänner 1994 ist ein verstärktes, positives Medienecho und ein erfreulicher Besucherstrom festzustellen.

Die neue Präsentation wird von einem museumspädagogischen Programm begleitet sein. Mag. Bärbl Mayer und Sanna Harringer haben dafür die Leitung übernommen.

Solche Aktivitäten sind wichtig im Hinblick auf künftiges Sponsoring. Ein großes Geldinstitut hat Hilfe zugesagt. Für die Betreuung von Sponsoren muß entsprechende Öffentlichkeitsarbeit geleistet werden.

Zukunftspläne: im April eine Ausstellung der Gruppe daedalus „Die Blumen des Bösen", im Herbst eine Ausstellung über „25 Jahre Neuerwerbungen", 1995 eine Ausstellung über „Heimatschutz" (siehe e) 2.).

ad 2) Kassenbericht

In Vertretung von SektChef Dr. Hermann Lein gibt Kassierstellvertreter SektChef Dr. Carl Blaha den Kassenbericht, der sehr erfreulich ist.

Im Berichtsjahr 1993 stehen Einnahmen von S 2,797.100,75 Ausgaben in der Höhe von 2,540.620,15 gegenüber. Die hohen Beträge erklären sich daraus, daß auch 1993 die Abrechnung der gesamten Steuer für den Museumsbetrieb über die Buchhaltung des Vereins für Volkskunde als Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde erfolgte.

Die Kosten für den Druck von vier Heften der Zeitschrift betrugen S 343.858,80. Dem stehen Einnahmen von S 221.745,01 gegenüber.

Für den Vereinsbetrieb ergaben sich folgende wichtige Einnahmen: Mitgliedsbeiträge S 206.545,90, Verkauf von Publikationen S 62.281,30, Subventionen S 164.000,—, Spenden S 31.480,20, Rückvergütungen S 39.032,42.

Wesentliche Ausgaben waren S 52.652,60 für die Herstellung von Publikationen und S 40.286,40 für den Druck des Nachrichtenblattes, S 48.724,— an Porto, S 53.591,33 für Büro, S 80.850,— für Rechnungsführung und Aushilfsdienste, S 13.551,— für Vorträge und Veranstaltungen.

Die Einnahmen aus Mitgliedsbeiträgen und aus dem Verkauf von Publikationen haben sich erhöht, die Erträge aus dem Vertrieb der Zeitschrift hingegen vermindert. Insgesamt erbrachte das Berichtsjahr 1993 für den Vereinsbetrieb einen Gewinn.

Präsident Beitl dankt für die Arbeit und den Bericht. Es gibt keine Fragen.

ad 3) Entlastung der Vereinsorgane

Frau Dr. Monika Habersohn berichtet, daß die Kassenprüfung gemeinsam mit Frau Dr. Martha Sammer durchgeführt wurde. Dabei wurden keine Mängel festgestellt, im Gegenteil, Dr. Habersohn hebt die verantwortungsvolle Verwaltung des Geldes hervor.

Der schriftliche Antrag auf Entlastung des Kassiers und der Buchführerin lautet:

Am 16. Feber 1994 wurde die Rechnungsprüfung für das Kalenderjahr 1993 vorgenommen.

Kassenjournal, Postsparkassenkonto und DM-Konto München sowie die zugehörigen Eingangs- und Ausgangsbelege wurden stichprobenweise kontrolliert. Wir haben die Eintragungen ziffernmäßig geprüft und in Ordnung befunden. Deshalb und aufgrund der sorgfältigen Buchführung beantragen wir, den Kassier und die Rechnungsführerin zu entlasten.

Dr. Monika Habersohn OStr. Prof. Dr. Martha Sammer

Der Antrag wird einstimmig angenommen. Ebenso der Antrag auf Entlastung des übrigen Vorstandes. Präsident Beitl dankt den beiden Rechnungsprüferinnen.

ad 4) Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages

Vom Vorstand wird angesichts der letztjährigen Erhöhung keine weitere Erhöhung vorgeschlagen. Einstimmig angenommen.

ad 5) Bestätigung von korrespondierenden Mitgliedern

Präsident Beitl berichtet, daß diese Frage im Ausschuß beraten wurde. Dabei wurden sechs Persönlichkeiten namhaft gemacht, die Vorschläge vor der Generalversammlung begründet und zur Bestätigung vorgelegt:

Univ.-Prof. Dr. Paul Hugger, Zürich
Univ.-Prof. Dr. Gottfried Korff, Tübingen
Univ.-Prof. Dr. Bjarne Stoklund, Kopenhagen
Prof. Gian Paolo Gri, Triest
Prof. Dr. Alexander Fenton, Edinburgh

Die Genannten wurden einstimmig bestätigt.

ad 6) Allfälliges

Keine Wortmeldungen!

ad 7) Festvortrag

Im Anschluß an die Generalversammlung hielt Prof. Dr. Gottfried Korff aus Tübingen einen vielbeachteten Vortrag über „Volkskunst und Primitivismus. Bemerkungen zu einer kulturellen Wahrnehmungsform um 1900".

Nach dem Vortrag waren alle Mitglieder und Gäste zum Verweilen bei Brötchen und Wein eingeladen.

Dr. Franz Grieshofer (Generalsekretär) — Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitl (Präsident)

Errichtung eines Netzwerks der Ethnographischen Museen Europas

Angesichts der politischen und wirtschaftlichen Horizonterweiterungen in der europäischen Union sehen sich die zeitgenössischen Kultur- und Geisteswissenschaften insgesamt der Herausforderung zur internationalen Zusammenarbeit gegenüber. Diese ergibt sich allgemein aus der Notwendigkeit, neueste theoretische und methodische Ansätze einzubringen und den eigenen Standpunkt durch komparatistische Analyse und internationale Diskussionszusammenhänge kritisch zu hinterfragen und damit zu relativieren.

Darin liegt zwingend das Gebot der Stunde für das Zusammenwachsen der vielen europäischen nationalen Ethnologien/Volkskunden mit ihren unterschiedlichen Schulen, Traditionen und Institutionen und ihren verschiedenen gesellschaftlichen und ideologischen Einbindungen zu einer gemeinsam übergreifenden Ethnologia Europaea als „Anthropologie des Nahen" (Marc Augé).

Mehr als anderswo reagierten diesbezüglich Frankreich und die französischen Ethnologen auf dieses aktuelle Erfordernis, der Öffnung Europas kulturell und wissenschaftlich mit einem Angebot zum Gedanken- und Erfahrungsaustausch und der Bereitschaft zu internationaler Zusammenarbeit zu entsprechen. Von zwei internationalen Kongressen, die 1993 Volkskundler aus ganz Europa zusammengeführt haben, gingen die neuesten Impulse aus. Sprachen die „Rencontres européennes des Musées d'Ethnographie et de Société", die vom 22. bis 24. Februar 1993 in Paris am Musée National des Arts et Traditions Populaires" stattfanden, vorwiegend Museumsfachleute aus ganz Europa an, so wurde auf dem Europäischen Kolloquium „Ethnologie et Patrimoine en Europe. Identités et appartenances, du local au supranational" vom 8. bis 11. Dezember 1993 in Tours unter anderem auch die Rolle des Ethnologischen Museums als Teil eines Systems der Reflexion über Identität und soziale Zugehörigkeit und die Einheit zwischen Museum und Wissenschaft als die beiden Vermittlungsinstanzen der Ethnologie angesprochen.

Hier wie dort wurde die Notwendigkeit in den Vordergrund gestellt, ein Netzwerk und Programme für Forschung und kulturelle Aktivitäten auf europäischer Grundlage zu schaffen.

Für den Bereich der europäischen ethnographischen Museen wurde auf die persönliche Initiative von Martine Jaoul und im Zusammenwirken des von ihr geleiteten Musée des Arts et Traditions Populaires mit der Fédération des Ecomusées et des Musées de Société de France als erster konkreter Schritt in dieser Richtung die Initiative für einen „Réseau des Musées d'Ethnographie/Banque de données des correspondants et de personnes ressources" geschaffen. Auf Einladung des belgischen Ministère de la Culture et des Affaires Sociales/Direction Générale de la Culture et de la Communication konnten auf einer weiteren internationalen Arbeitstagung vom 27. bis 29. Oktober 1993 in Brüssel, um die sich Damien Watteyne besonders verdient gemacht hat, für dieses Netzwerk die notwendigen Voraussetzungen formuliert werden.

Nicht zuletzt in Gestalt eines neugeschaffenen Periodikums „NET. Bulletin du Résau européen des Musées d'Ethnographie et des Musées de Société/Bulletin of the European Network in Ethnographical and Social History Museums", dessen Redaktion im Sinne einer grundsätzlich europäischen Arbeitsteilung Jasna Paličková vom SNM (Slovenské Narodné

Múzeum) in Bratislava anvertraut worden ist, wurde ein unerläßliches Verbindungsorgan begründet. Mit einer vorläufigen Null-Ausgabe soll die Struktur, Mitarbeit und Verbreitung dieses neuen und aktuellen Organs der europäischen ethnographischen Museen ausprobiert werden. Erfolg und Zukunft dieses Unternehmens liegen in den Händen von hoffentlich vielen engagierten Mitarbeitern in den europäischen Ländern und werden abhängen von einer breiten Akzeptanz im Fach der Europäischen Ethnologie.

Klaus Beitl

VIII. Internationales ICOM-Symposium am Bodensee vom 1. bis 4. Juni 1994 in Lindau

Unter dem Titel „Reif für das Museum? Ausbildung – Fortbildung – Einbildung" fand vom 1. bis 4. Juni 1994 in Lindau am Bodensee das achte, von den Nationalkomitees von Deutschland, Österreich und der Schweiz veranstaltete Symposium statt. Ausbildungspolitik für Museumsmitarbeiter ist ein wiederkehrendes Problem, auf gesamtösterreichischer Ebene zuletzt thematisiert auf dem Österreichischen Museumstag 1989 in Linz. Die bislang in Österreich, aber auch in vielen anderen europäischen Ländern fehlende formale Ausbildung für Museologen – für Fachwissenschaftler auf universitärer Ebene, für Mitarbeiter in der Verwaltung und in technischer Verwendung in Fachschulen, bis hin zur Schulung von Aufsehern – wird immer wieder eingemahnt, vor allem von jüngeren Museumsmitarbeitern, die gerade den steinigen Weg des ‚training on the job' durchlaufen und von Studenten in museumsrelevanten Fächern, die sich mehr Praxisnähe und eine stärkere Berufsausbildung bereits während ihres Studiums wünschen, nicht zuletzt als zusätzliche Qualifikation im Rennen um ständig rarer werdende Posten im Kulturbetrieb.

Die Tagung in Lindau diente der Vorstellung bestehender Ausbildungsmodelle oder Modellversuche, der Diskussion der realen Bedürfnisse in den Museen und der Suche nach Problemlösungen. Detaillierteren Berichten über die Aus- und Fortbildungssituation in Österreich, Deutschland und der Schweiz standen Überblicksreferate aus den Nachbarländern Polen, Tschechische und Slowakische Republik, Ungarn und Slowenien gegenüber, ergänzt durch Ausblicke nach England, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden und Spanien, zusammengefaßt vom Direktor der Reinwardt Akademie, Amsterdam.

Ein halber Tag war dem meist spannungsreichen Verhältnis von Universität und Museum gewidmet, ein weiterer Halbtag den Schulungsstrategien in der Museumspädagogik, einem nicht weniger konfliktbehafteten Teilgebiet der Museumsarbeit. Universitäten erheben häufig einen Alleinanspruch

auf Wissenschaftlichkeit und Forschungstätigkeit in falscher Geringschätzung der Museumswissenschaftler, die zwar mit einem anderen Medium operieren, aber dennoch oft richtungsweisende Standards auch in der Forschung setzen. Die Vermittlungsarbeiter versuchen neuerdings fachwissenschaftlicher Geringschätzung in Museumskreisen mit einer postgradualen Ausbildung zu „Kuratoren für Kommunikation" zu begegnen.

Auf der Suche nach einem interdisziplinären Integrationsmodell einer umfassenden theoretischen und praktischen Museologieausbildung beschlossen die Präsidenten der drei Nationalkomitees von ICOM Deutschland, Österreich und der Schweiz und die Präsidenten der drei nationalen Museumsbünde in Lindau eine gemeinsame Vorgangsweise für die Zukunft, wobei man sich eine gemeinsame Organisation und aufeinander abgestimmte Anforderungsprofile, aber eine dezentrale Durchführung vorstellt, welche Studenten mit Mobilitätsbereitschaft voraussetzt. ICOM-Schweiz hat im Vorfeld dieser Bemühungen einen Katalog von 15 Berufsbildern im Museum erarbeitet (Berufe im Museum. 15 kurzgefaßte Berufsbilder für die Museumsarbeit. Erarbeitet vom Vorstand ICOM-Schweiz, Redaktion Margrit Wick-Werder, Basel 1994. Bezugsadresse: ICOM-Schweiz, Sekretariat, Baselstraße 7, CH-4500 Solothurn).

Außer Zweifel steht, daß eine Professionalisierung der Branche den Museen nur dienlich sein kann, um für die ständigen Wandlungen in der Erwartungshaltung des Museumspublikums, im kaufmännischen Diktat der Museumserhalter und nicht zuletzt, beziehungsweise ganz zuerst, in der fachlichen Verantwortung für die den Museen anvertrauten Kulturgüter bestens gerüstet zu sein. Eine Zusammenarbeit im dichter werdenden Europa-Netzwerk kann da nur von Nutzen sein.

Nicht verhohlen werden soll aber auch eine zum Schluß der Tagung artikulierte Skepsis gegen den Glauben an die alleinige Wirksamkeit von Ausbildung und Schulung in einem im Wesentlichen doch von der Kreativität der Mitarbeiter lebenden Berufsfeld. Die geistigen Zugänge in Museen dürfen nicht ausschließlich intellektuell sein, sondern müssen auch von sensitiver Anmut getragen werden, und technisch gut geschulte Leute, die die Regeln beherrschen, sind noch keine Garanten für den Erfolg und die Attraktivität von Museen. Der Museumskenner und -liebhaber Kenneth Hudson aus Bristol wünscht sich Gelehrte und Poeten in den Museen und Menschen mit Herzensbildung und hoher Motivation, die imstande sind, durch Originalität des Geistes Atmosphäre zu schaffen. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Margot Schindler

Nekrolog auf Kurt Conrad (27.12.1919 – 1.5.1994), gesprochen am Grabe am 6. Mai 1994

In diesem Jahr feiert das Salzburger Freilichtmuseum sein zehnjähriges Bestehen. Die Eröffnung des Museums an jenem strahlenden Herbsttag vor zehn Jahren, brachte wohl auch den Höhepunkt des Werkes von Hofrat Dr. Kurt Conrad. Das Werk eines Lebens, das mit einer noch unfaßbaren Plötzlichkeit am 1. Mai endete. Das Leben eines Mannes, der uns allen noch als ein mitten im Leben Stehender in Erinnerung ist, als einer, dem die Jahre nichts anhaben konnten. Er ist uns in Erinnerung als einer, der auf Grund seiner vielen Tätigkeiten, Interessen und eingegangenen Verpflichtungen keine Zeit für Alter und ruhigere Tage zu haben schien. Er blieb immer der gleiche beständige, konsequente, sich in seine Arbeit vertiefende Mensch, auch als er aus dem Berufsleben in den Ruhestand wechselte.

Hofrat Conrad, schon in dieser für ihn typischen, charakteristischen Anrede spiegelte sich der Respekt vor einem hochgebildeten, kunst- und kultursinnigen Mann wider, der nach dem Grundsatz zu leben schien: weiß ich etwas, dann rede ich mit und vertrete konsequent meinen Standpunkt. Weiß ich es nicht, dann möchte ich es wissen! Er war ein Mensch, der sich sein vielfältiges Wissen nicht nur in der Studierstube aus Büchern aneignete. Für ihn waren die Menschen auf dem Land, im Dorf, die Bauern hoch oben auf ihren einsamen Höfen, die aus ihrer Tradition schöpfen, oder die Aufzeichnungen in den verschiedenen Archiven ein Teil seiner Welt, in der das Fragen, Hören, Sehen, Denken, Vergleichen, Erkennen und Schreiben zu einer begeisterten Berufung führte.

Heimat erwandern, Land und Leute direkt kennen und verstehen lernen faszinierte ihn. So konnte er Rückschlüsse ziehen auf die Denkweise der Menschen, auf ihre Bau- und Wirtschaftsweise, auf das Wechselspiel von Natur, Kultur und Mensch.

Heimat, seine Heimat war ihm stets Verpflichtung. „Heimat als Erbe und Auftrag" wie auch treffend der Titel seiner Festschrift anläßlich seines 65. Geburtstages lautet. Wenn es um diese seine Heimat Salzburg ging, konnte er auch als hochsensibler Mann und Wissenschaftler Härte zeigen – dazu steckte in ihm auch zuviel der Soldat – er war Gebirgsjäger und Offizier gewesen. Hier ist der Heimatpfleger Kurt Conrad gemeint, der auch unangenehme und hartbeschwerliche Wege der Auseinandersetzung auf sich nahm, wenn er sich für Dinge einsetzte, die es zu bewahren und zu schützen galt, wenn sie durch Unwissenheit und Unkenntnis zerstört oder einem falschen Zeitgeist geopfert werden sollten.

Mit imponierender Hartnäckigkeit, wie es einmal genannt wurde, vertrat er seine Anliegen und Interessen, wobei ihm stets sein umfassendes Wissen der beste Verbündete war und ihm stets auch den Respekt derer einbrachte,

die anderer Meinung waren. Wenn Hofrat Conrad seine fachlichen Kenntnisse vor den verschiedenen Gremien bereitwillig in einer für ihn typischen Art ausbreitete und darlegte, war seiner Argumentation der Erfolg stets sicher. Die lebendige Art des Vortrages im Zusammenwirken mit seinem fachlichen Wissen war nicht nur hoher Gewinn, sondern auch Genuß für die Zuhörer.

In seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war für den am 27. Dezember 1919 in Salzburg geborenen Kurt Conrad vor allem die Hausforschung ein besonderes Anliegen. 1950 wurde er mit einer Dissertation über „Salzburger Grenzaltertümer" zum Doktor der Philosophie promoviert, nachdem er bei Prof. Viktor v. Geramb an der Universität Graz Volkskunde studierte.

Natur – Kultur – Mensch. Dieser schon erwähnte Dreiklang war es, der Kurt Conrad sein Leben lang faszinierte und begleitete und den er wohl im Haus am anschaulichsten verkörpert fand. Oskar Moser, langjähriger Freund Conrads und Vorstand des Institutes für Volkskunde der Universität Graz, hat in seinem Vorwort zur Festschrift anläßlich des 70. Geburtstages von Hofrat Conrad geschrieben, daß Conrad bei aller Weltoffenheit und Aufgeschlossenheit gegenüber den modernen Gesellschaftsproblemen sich stets zu seiner Grunderkenntnis bekannte, daß das „Haus" mit all seinem Ambiente in seines Wesens tiefstem Sinne die eigentliche Keimzelle aller Volkskultur sei und daß dieses eines der wichtigsten Kulturgüter des Menschen überhaupt darstelle. Gleichsam wie ein Vermächtnis von Kurt Conrad steht daher auch in der Eingangshalle seines Freilichtmuseums in großen Buchstaben der Satz des großen Schweizer Volksbildners und Dichters Jeremias Gotthelf:

„Es ist nicht der Staat, nicht die Schule,
nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament,
sondern das Haus ist es."

Imponierende Hartnäckigkeit. Dieser Hartnäckigkeit ist es letztlich auch zu danken, daß das Salzburger Freilichtmuseum, sein Lebenswerk, am Fuße des Untersberges in einer der schönsten Gegenden des Salzburger Landes entstehen konnte. 1961 war es, als Conrad in einem Artikel in den Salzburger Museumsblättern die Idee eines Freilichtmuseums für Salzburg aufgriff und von diesem Zeitpunkt an die Verwirklichung vorantrieb. 1978 wurde der Gründungsvertrag unterzeichnet und mit dem Aufbau begonnen. Mit dem Salzburger Freilichtmuseum, das sich heute mit seinen bäuerlichen Bauten einer vergangenen Welt seinen vielen Besuchern präsentiert, hat sich Hofrat Conrad wohl selbst das schönste Denkmal gesetzt und die Höfe und Häuser dieses Museums werden stets an diesen großen Salzburger erinnern. Es mag ihm wohl sehr schwer gefallen sein, als er 1987 in den Ruhestand trat und

die Leitung seines Museums in andere Hände legte. Aber ich hoffe und glaube, daß es uns allen, die wir im Salzburger Freilichtmuseum arbeiten, gelungen ist, ihm das Gefühl zu vermitteln, daß sein Werk auch in seinem Sinne weitergeführt wird. Als Vorstandsmitglied des Vereines der Freunde des Salzburger Freilichtmuseums, dem Förderverein, den Hofrat Conrad mitbegründet hatte, stand Conrad dem Freilichtmuseum bis zu seinem Tode mit seinem großen Fachwissen und seinem Rat zur Seite.

Hofrat Kurt Conrad war aber auch einer der letzten in der Volkskunde Salzburgs, der im Zeitalter der Spezialisierung noch ein umfassendes Wissen über die vielen Bereiche unserer Volkskunde besaß und dieses Wissen auch aus der Praxis, aus dem Miterleben, der eigenen Erfahrungen und Vergleiche bezog.

Michael Becker

„Je suis naturaliste, rationaliste, réaliste."[1]
Zum Andenken an den französischen Ethnologen und Volkskundler Marcel Maget (30.5.1909 bis 7.3.1994)

Hinter diesem Selbstbekenntnis stand ein umfassendes, anspruchsvolles Programm. Das spiegeln auch Marcel Magets Bücher und Aufsätze wider, und das hätte ein letztes geplantes Werk, als eine Art Synthese gedacht, näher ausführen sollen. Ohne Zweifel hätte solch eine Rückschau, gespeist aus langjährigen Erfahrungen und Tätigkeiten als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Konservator im volkskundlichen Museum von Paris, als Professor für Ethnographie in Paris und Dijon, die Stellung Magets innerhalb der Geschichte der französischen Ethnologie zurechtrücken können. Magets Studien wurden in Frankreich nur unzureichend reflektiert und oft gar nicht in den wissenschaftlichen Diskurs aufgenommen. Das lag sicher nicht an der Qualität der Arbeiten, hatte vielleicht etwas mit der eigenwilligen, kämpferischen Persönlichkeit Magets zu tun, ganz sicher aber mit wissenschaftstheoretischen Moden.

Erst 1989 versuchten die französischen Soziologen Florence Weber und Jean-Claude Chamboredon mit einer kleinen Präsentation von Magets Werken eine verstärkte Rezeption einzuleiten.[2] Anlaß war das verzögerte Erscheinen von „Le Pain anniversaire"[3], einer Dorfmonographie, der hier der Rang einer klassischen Feldforschung verliehen wird. Basierend auf einer Studie der longue durée, die insgesamt den Zeitraum von 1946 bis 1976 umfaßt, untersuchte Maget den Brauch des Brotbackens in einem abgeschiedenen Dorf der französischen Alpen: Das sogenannte Jahresbrot (nur aus Roggenmehl und Wasser bestehend) wurde, wie der Name besagt, einmal

im Jahr im Gemeindebackhaus gebacken und diente als Grundlage des täglichen Speiseplans. Bis 1961 hatte die bis zu vier Wochen dauernde Backperiode maßgeblichen Einfluß auf das soziokulturelle Leben des Dorfes. Das Backen diente als informelles, kommunikatives Forum, bot Anlaß für zwangslose Zusammenkünfte aller Altersklassen. Das Produkt, das „pain bouilli", wurde im Laufe der Zeit mit wechselnden, unterschiedlichen Funktionen bedacht, diente als Mittel der Distinktion innerhalb der benachbarten Region, aber auch innerhalb des Dorfes. Maget beschreibt den Brauch nicht nur als isoliertes Ereignis im Jahreslauf, sondern er bezieht es auf einen Komplex von sozialen, ökonomischen, technischen und alimentarischen Praktiken und Normen der Alltagskultur. Damit verweist Maget direkt auf den von Marcel Mauss geprägten Begriff der „totalen sozialen Tatsache". Das kommt nicht von ungefähr, besuchte doch auch Maget die Vorlesungen von Mauss am Ethnologischen Institut in Paris. Mit dem „pain anniversaire" lieferte Maget eine zwar zuweilen etwas knapp gehaltene, aber doch sehr anschauliche Dorfmonographie mit Vorbildcharakter. Sie zeichnet sich besonders durch den Impetus aus, mit dem Maget seine Feldforschungen durchführte: Die mehrmalige Rückkehr ins Feld zur Überprüfung der nach der ersten Forschungsphase aufgestellten Hypothesen und die Beobachtung der Veränderungen in Raum und Zeit.

Als Feldforscher leistete Maget schon Mitte der dreißiger Jahre Pionierarbeit. Er gehörte zu einer Riege von zumeist jungen Wissenschaftlern, die mit viel Engagement Bereiche der französischen Gesellschaft ins Blickfeld nahmen, um so, direkt oder indirekt, der Ethnologie Frankreichs den Weg zu bereiten. Ausgebildet in einer „exakten" Wissenschaft, der Linguistik, war Maget zunächst für die von Lucien Fèbvre und Marc Bloch geleitete „Commission des Recherches Collectives" in Frankreich unterwegs. Die Kommission bestach vor allem durch die Vielfalt der in ihr repräsentierten Disziplinen wie Soziologie, Geographie, Ethnologie und Geschichte. Mittels Fragebogen und vor Ort wurden verschiedene Bereiche der ländlichen Kultur für die „Encyclopédie française" untersucht. Maget assistierte dabei Fèbvre und beschäftigte sich mit Themen wie „Grundlagen der französischen Küche" oder „Schmiedehandwerk".[4]

Getragen von einem ähnlichen Anliegen, die eigene Kultur bzw. die der ländlichen Gesellschaft in ihrem Reichtum und ihrer Vielfalt zu dokumentieren, gab es zur gleichen Zeit von anderer Seite Bestrebungen, in Paris ein zentrales Museum für Volkskunde einzurichten. Der unermüdliche Initiator dieser Kampagne, Georges Henri Rivière (1897 – 1985), war damals noch Unter-Direktor des völkerkundlichen Museums. Das Volkskundemuseum „Musée national des arts et traditions populaires", kurz Atp, wurde am 1. Mai 1937 gegründet, konnte aber erst über ein Jahrzehnt später mit Ausstellungen an die Öffentlichkeit treten. In der Zwischenzeit startete das Atp

umfangreiche Forschungen mit dem Ziel, eine Art Inventar der französischen Kultur zu erstellen und sich einen wissenschaftlich aufbereiteten, musealen Grundstock zu verschaffen.

Marcel Magets Karriere verquickte sich von Anfang an eng mit dem Aufbauprozeß des Museums. Er war, wie er selber sagte, das „Faktotum" im Atp. Das ist einerseits wohl sehr untertrieben und andererseits durchaus zutreffend, da die Institution ständig mit Geld- und Personalmangel zu kämpfen hatte, persönlicher Einsatz also unabdinglich war. Musiker Rivière, der Direktor, hatte mit der Wissenschaft bekanntlich seine Probleme und zeichnete sich vor allem durch ein großes Organisationstalent und das Geschick aus, qualifizierte Leute um sich zu sammeln und sie an den entsprechenden Stellen zum Einsatz zu bringen. Maget gehörte zu denjenigen, die dem Museum, und das ist wohl sein größtes Verdienst, gewissermaßen die wissenschaftliche Unterfütterung gaben.

In diesen Anfangsjahren hatte die sogenannte Folklore erhebliche Schwierigkeiten, sich als eigenständige Disziplin zu etablieren. Folklore wurde allein auf Frankreich bezogen und stand damit in einem gewissen Gegensatz zur „exotischen" Ethnographie, die sich auf fremde Kulturen außerhalb Frankreichs spezialisiert hatte. Plastisch illustriert dies eine persönliche Erfahrung Magets: Während einer Feldforschung vor dem Krieg wollten die Einwohner eines bretonischen Dorfes mit der Begründung nicht als Informanten herhalten, daß sie keine „Wilden aus Afrika" wären. Gleichzeitig aber waren die Methoden der Ethnographie auch maßgeblich für die Folklore, weil nahezu alle der wenigen Mitarbeiter des Atp in diesem Fach ihre Ausbildung erhalten hatten. Maget setzte sich sehr dafür ein, die Folklore durch Heranziehung von Methoden aus den Sozialwissenschaften für die Forschungen des Museums zu modernisieren und sie so von dem ihr anhaftenden Geruch des Altmodischen, des gehegten Steckenpferdes einiger aus Lehrern zusammengesetzten Gelehrtenzirkel der Provinz zu befreien. Er unterschied schon sehr früh zwischen einer „exotischen" und einer „metropolitanen", auf Frankreich bezogenen Ethnologie und bereitete so den Weg für eine Neuorientierung mit vor.

Das Atp sondierte zunächst einmal das Terrain: Auf die Feldforschung in der Sologne und in der Bretagne folgten während des 2. Weltkrieges und der deutschen Besatzungszeit weitere Forschungskampagnen. Als „chantiers intellectuels" tituliert, wurden über 100, zumeist arbeitslose Jungakademiker zu Erhebungen über ländliche Architektur, Kunsthandwerk und Mobiliar herangezogen und in weite Teile Frankreichs geschickt.[5] Maget zeichnete für einige der „Baustellen" verantwortlich und fertigte dafür, in Zusammenarbeit mit Rivière, entsprechende Richtlinien und Programme an. Als Chef des „Office de Folklore" im Atp war Maget vor allem aber für die Verwaltung und Aufbereitung der erstellten Monographien und gesammelten Objekte zuständig.

Der Folklore dieser Epoche und insbesondere dem Atp als der zentralen volkskundlichen Institution ist oft vorgeworfen worden, sich zu sehr auf die traditionelle, ländliche Gesellschaft und den Regionalismus konzentriert zu haben. Damit, so die Kritik, wurden gefährliche Allianzen mit den kulturpolitischen Strategien des Vichy-Regimes unter Maréchal Pétain eingegangen. Der Historiker Christian Faure beschäftigte sich eingehend mit diesen von Erneuerungsbestrebungen geprägten Zusammenhängen.[6] Maget seinerseits sah sich noch 1993 gezwungen, Stellung zur „Vichy-Folklore" zu beziehen: Man wollte das „reale" Frankreich untersuchen, die damals gegenwärtige Gesellschaft, und die präsentierte sich zu diesem Zeitpunkt eben fast ausschließlich ländlich.[7] Vor „Vichy" gab es durchaus schon – bescheidene – Forschungen zur städtischen Kultur. Maget erstellte Ende der dreißiger Jahre eine kleine Ikonographie der Pariser Bäckereien. Sein Kollege André Varagnac rief zu einer „Folklore der Arbeiter" auf, als in Paris 1936 eine große Streikwelle ausbrach.[8] – Die bei dem Streik entstandenen Fotos sind allerdings mit dem Einmarsch der Deutschen 1940 in Paris aus der Museumsbibliothek verschwunden.

Nach Ende der deutschen Besatzungszeit vertrat Maget im August 1944 für einige Monate die Direktion des Atp, weil sich Rivière einer Untersuchung wegen des Verdachts auf Kollaboration unterziehen mußte.[9] Maget übernahm auch Rivières Vorlesungen an der Kunsthistorikerschule am Louvre. Statt „Arts et traditions populaires" lehrte er nun allerdings „Ethnographie française", wobei die Umbenennung programmatisch zu verstehen ist. Damit leitete Maget einen endgültigen Perspektivenwechsel von der Folklore zur Ethnographie ein.[10]

Marcel Maget blieb bis 1962 am Atp. Der Direktor des „Laboratoire d'Ethnographie française" (heute das Centre d'ethnologie) führte allerdings ein recht unabhängiges Leben innerhalb des Museums. Die Idee Rivières, ein „Musée-Laboratoire" zu entwickeln, Forschung und museumsspezifische Aufgaben eng miteinander zu verbinden, war so von Anfang an mehr Ideal als Realität und fand nur selten Anwendung.

Außerhalb des Museums fand Maget vor allem mit einem Buch Anerkennung. Aus Manuskripten für Vorlesungen an der Ecole du Louvre und aus den Richtlinien für die Museumsrecherchen hat Maget 1953 einen Leitfaden für volkskundliche Feldforschung entwickelt, der zur Grundausstattung des kulturwissenschaftlichen Bücherregals gehören sollte.[11] Die Besonderheit des „Guide" besteht darin, daß er die Konfrontation zweier Kulturen, die des Forschers und des Erforschten, reflektiert: Die eigene Position sei ständig zu hinterfragen, und nur durch teilnehmende Beobachtung könnte der Forschungsgegenstand überhaupt näher betrachtet werden. Maget hat diese Annäherungsarbeit sehr subtil und detailliert beschrieben. Der „Guide" gibt genauestens Auskunft, wie jeder einzelne Schritt vor Beginn,

während und nach der Forschungsphase aussehen könnte. Ganze Forschergenerationen haben sich in Frankreich daran orientiert, ins Deutsche übertragen wurde er allerdings – trotz früher Bestrebungen – nie.

In der deutschsprachigen Volkskunde und Kulturwissenschaft setzte man sich nur am Rande mit Magets Werken auseinander. Das ist einmal bedauerlich, da gewisse Aspekte, die er beschrieben hat, heute noch genauso gültig sind. Zum zweiten war Maget sehr an deutschen Themen interessiert. In den dreißiger Jahren faszinierte ihn, wie viele Intellektuelle seiner Zeit, die deutsche Soziologie, die Raymond Aron 1935 in Frankreich bekannt gemacht hatte. Noch kurz vor seinem Tode bekundete Maget großes Interesse für die 1993 ins Französische übersetzte „Volkskunde" von Herman Bausinger. Darin glaubte er seine wissenschaftlichen Ansprüche, seine fundamentale Konzeption von Ethnologie wiederzufinden. Ebenso konnte sich Maget für die Vielfalt von Themen und Problematiken der aktuellen Ethnologie Frankreichs begeistern. Das entsprach ganz seiner Auffassung von einer „Culture générale". Er selbst hätte sich durchaus vorstellen können, etwa eine mentalitätsgeschichtliche Studie über den Direktor von Peugeot zu schreiben. Den hätte er mit den gleichen Methoden und Mitteln untersucht, wie er einen „Buschmann" untersucht hätte, ganz konform mit der ihm heiligen Regel der Universalität von Forschung.

Nina Gorgus

Anmerkungen

1 Aus einem am 12. Januar 1994 von N. G. geführten Gespräch mit Marcel Maget. Das gilt im folgenden für alle nicht gekennzeichneten Zitate.

2 Cahiers d'Economie et Sociologie rurales. Paris, EHSS, Nr. 2 (1989), S. 47 – 91.

3 Marcel Maget: Le Pain Anniversaire à Villard d'Arène en Oisans. Paris 1989.

4 André Varagnac: Une coopérative de travail scientifique: La commission des recherches collectives du comité de l'encyclopédie française. In: Annales d'histoire economique et sociale (1935), Nr. 7, S. 302 – 306.
Die ländlichen Forschungen der 30er Jahre sind insgesamt gesehen, wie Florence Weber bemerkt, nach dem Krieg ungerechtfertigterweise in Mißkredit geraten: Die Sozialwissenschaften wandten sich hauptsächlich angelsächsischen Untersuchungen und Methoden zu, da die französischen Forschungen als belastet galten. Dies erklärt sich durch die enge thematische Verknüpfung der „Folklore" und der Kulturpolitik des Vichy-Regimes. Als sich in Frankreich die strukturalistische Schule entwickelte, wurden viele Ansätze nicht mehr rezipiert. Vgl. dazu: Florence Weber: Les études rurales dans la France des années trente: un apogée oublié. In: Recherches sociologiques. Numéro spécial: Sociologie rurale, sociologie du rural? Vol. 20, (1989), Nr. 3, S. 367 – 381.

5 Zu den „intellektuellen Baustellen": Georges-Henri Rivière: Le chantier 1425: un tour d'horizon, une gerbe de souvenirs. In: Ethnologie française (1973), Vol.

III, Nr. 1 – 2, S. 9 – 12. Rivière betont vor allem den Nebeneffekt, den die „Chantiers" mit sich brachten: Auf diese Weise konnten nämlich einige Personen vor einem Arbeitseinsatz in Deutschland und in Einzelfällen vor Verfolgungen durch die Gestapo geschützt werden.

6 Christian Faure: Le projet culturel de Vichy: folklore et révolution nationale 1940 – 1944. Lyon/Paris 1989.

7 Marcel Maget: A propos du Musée des arts et traditions populaires de sa création à la Libération (1935 – 1940). In: Genèses (1993), Nr. 10, S. 90 – 107.

8 Projet de questionnaire sur le folklore des grèves. In: Folklore Français et de Folklore colonial (1936), Nr. 4, S. 130.

9 Eine Anklage wurde nicht erhoben. Es ist bis heute nicht klar, inwieweit dieser Verdacht begründet war, und ob eine Denunzierung nicht v.a. aus persönlichen Motiven von André Varagnac, dem Stellvertreter, erfolgte. Die Akten dazu sind noch nicht einsehbar oder nicht auffindbar, die Beteiligten gestorben oder möchten dazu keine Stellung nehmen. Vgl. dazu: Herman Lebovics. True France. The Wars over Cultural Identity. 1900 – 1945, Ithaca/London 1992, s. S. 181ff.

10 Vgl. dazu Jean Cuisinier/Martine Segalen: Ethnologie de la France. Paris 1986, S. 39.

11 Marcel Maget: Guide d'étude directe des comportements culturels. Paris 1953.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 302 – 340

Literatur der Volkskunde

Christiane AMIEL, Jean-Pierre PINIES, René PINIES (Red.), *Au miroir des revues*. Ethnologie de l'Europe du Sud (= Cahiers d'ethnologie méditerranéenne, 1). Carcassonne, Hésiode, 1991, 238 Seiten, zahlr. Abb.

Wenn nächstes Jahr das 100jährige Gründungsdatum der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" zu begehen sein wird, dann sollte dies auch Anlaß zu Reflexionen über volkskundliche Institutionen bzw. deren Publikationsorgane in Europa sein. Denn diese spiegeln in ihrer Geschichte, in den geäußerten Absichten (vgl. Michael Haberlandts programmatische Einleitung *Zum Beginn)* sowie in den zahllosen abgedruckten Beiträgen Entwicklungen wider, die zwischen regionaler Selbstvergewisserung, nationaler Wissenschaft und internationalem Vergleich oszillieren. Hier bietet aber das anstehende Jubiläum auch Anlaß, eine Publikation aus dem Jahre 1991 vorzustellen, die auf eine Tagung über volkskundliche Zeitschriften im Mittelmeerraum im französischen Carcassonne 1985 zurückgeht. Die Ergebnisse mögen in Details bereits überholt sein, in der Tendenz aber lassen sie zwei bis heute wichtige inhaltliche Stränge in den Vordergrund treten: Zum einen richten sie den Blick erneut auf die Vermittlungsaufgabe von Volkskunde-Zeitschriften für eine Europäische Ethnologie. Zum zweiten haben sich in Europa besondere volkskundliche Kommunikationsräume – eben etwa die europäische Süd-Achse der *ethnologie méditerranéenne* – etabliert, über die in Österreich wenig (Frankreich, Italien, Griechenland) oder gar nichts (Spanien, Portugal, Tunesien) bekannt ist. Für beide Aspekte bietet das Buch wichtige und schlüssige Informationen.

Grundsätzliche Bemerkungen zum Reichtum und Paradoxon der ethnologischen Zeitschriften in Europa stammen vom Altmeister der französischen Ethnologie, der *ethnologie de soi*, von Isac Chiva. Er leitet mit einer Feststellung ein, die fachintern gerne übersehen wird: Ethnologische Zeitschriften spiel(t)en im sozialwissenschaftlichen Diskurs des 20. Jahrhunderts insgesamt nur eine geringe Rolle. Gemeinsam sind ihnen, wie überhaupt den Volkskunden in Europa, eine angestrebte Verwurzelung im Populären, eine Entstehung im Rahmen des nationalen Denkens des 19. Jahrhunderts, eine inhaltliche, sich im Widerspruch gegen den sich durchsetzenden modernen Staat äußernde Rechtfertigung als Wissenschaft der bäuerlichen Kulturen sowie dem Fehlen einer verbindenden Wissenschaftssprache bzw. gemeinsam getragener Schulen einer Europäischen Ethnologie. Wichtig,

weil auf nahezu alle Volkskunden zutreffend, ist eine weitere Bemerkung von Chiva: In allen Sozialwissenschaften hat sich eine Zweiteilung – Grundlagenforschung und angewandte Forschung – ergeben. In den europäischen Volkskunden, die ursächlich auf der Matrix des Ethnischen entstanden waren, wurde die angewandte Forschung durch nationale oder regionale Identitätsstiftung ersetzt. Diese Gemeinsamkeiten sind strukturelle Natur. In der Realität existieren zwar übernationale, miteinander kommunizierende Wissenschaftsräume: der anglophone Raum, Nordeuropa mit dem deutschsprachigen Raum, die slawischen Verständnisformen von Volkskunde und eben die auf das lateinische Umfeld sich beziehende Ethnologie. Aber gleichzeitig erschwerte schon allein die Existenz zahlreicher Sprachen, der gegebene kulturelle Pluralismus sowie die Vielfalt der intellektuellen Traditionen die Etablierung großer kultureller, auf Europa bezogener Forschungsmodelle.

Allerdings zeigen sich in bezug auf Inhalt oder Entstehungsdatum der Zeitschriften auch bedeutende nationale oder – etwa beispielhaft bezogen auf Spanien – internationale, auf die historischen Regionen rekurrierende Unterschiede. Denn überdeutlich wird, daß die jeweilige (nationale) Volkskunde nur dann verstanden werden kann, wenn das jeweilige Staatswesen, der Inhalt des angestrebten kulturellen Erbes sowie die Bedeutung von regional(istisch)en Strömungen mitbedacht wird. Die Vielfalt der meist recht genauen Artikel zum Entstehen der französischen, italienischen, griechischen, spanischen (katalanischen, baskischen), maghrebinischen und portugiesischen volkskundlichen, anthropologischen oder kulturellen Zeitschriften (mit ethnologischem Inhalt) lassen eine genaue Besprechung hier nicht zu. Verwiesen sei aber doch darauf, daß in mehreren Beiträgen auch auf das begründende Umfeld, auf Institutionen wie etwa Volkskundemuseen eingegangen wird und ein Raster der Entwicklungen ablesbar ist.

Besonders hervorgehoben seien aber die vielfältigen internationalen Einflüsse auf die jeweiligen nationalen volkskundlichen Schulen. Erwähnt sei etwa der Einfluß des Grazer Indogermanisten Hugo Schuchardt auf die spanische Volkskunde. Interessant ist weiters auch der Beitrag von André Burguière, der über die Geschichte einer der wohl wichtigsten mentalitätshistorischen Zeitschriften, die *Annales*, schreibt. Deren erste Serie beinhaltete nur wenige im engeren Sinne ethnologische Artikel. Zu erwähnen sind etwa der Aufsatz von Lucien Febvre *Folklore et folkloristes* aus dem Jahre 1939 oder – für österreichische Leser besonders bedeutend – die Beiträge der österreichischen Febvre-Schülerin Lucie Varga *Ein Tal in Vorarlberg – zwischen Vorgestern und Heute* und *Hexenglauben in einem ladinischen Tal*, die inzwischen kommentiert auch in deutsch erschienen sind.[1]

Im Moment tritt erfreulicherweise die französische Ethnologie mit Interesse für Europäisches in den Vordergrund: Erinnert sei an die Tagung in

Tours 1993 zum Thema „Ethnologie et Patrimoine en Europe. Identités et appartenances, du local au supranational" (vgl. den Bericht von Nina Gorgus u. Ulrich Hägele in der ÖZV, 1994, H. 2. S. 158 – 161), an die vorbereitende Konferenz in Le Creusot 1992 zu der bereits die Papers[2] erschienen sind sowie an die Artikel der vom „Mission du Patrimoine ethnologique" herausgegebenen, neben der klassischen *Ethnologie française* sehr wichtigen Zeitschrift „Terrain".[3]

Sich gegenseitig bekannt zu machen, Kenntnis der Forscher, der Institutionen sowie der Publikationsorgane zu erlangen, mag ein erstes vorrangiges Ziel einer im wesentlichen erst zu verwirklichenden Europäischen Ethnologie zu sein. Dies bedarf – das macht das rezensierte Buch deutlich – aber mehr, nämlich vor allem kultureller Übersetzungsarbeit. Denn nur dann sind die meist in einem nationalen Umfeld entstandenen, in Geschichte, Fachsprache, in der Fachbezeichnung aber auch in den gegenwärtigen Forschungsfeldern recht unterschiedlichen Volkskunden in Europa verstehbar. Derart wäre es alleine schon wünschenswert, wenn Volkskunde-Bibliotheken die im Anhang angeführten Zeitschriften (aus ganz Europa) besässen. Besser freilich wäre es, wenn diese auch Leser finden würden. Das Buch aus Carcassonne jedenfalls schafft einen deutlichen Anreiz dafür.

Reinhard Johler

Anmerkungen

1 Lucie Varga, Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936 – 1939. Hg. v. Peter Schöttler. Frankfurt am Main 1991.

2 Mission du Patrimoine ethnologique: Usages sociaux de l'ethnologie. Journées du Creusot 30 juin – 9 juillet 1993. Communications. Paris.

3 Paul Hugger, Histoire et situation actuelle de l'ethnologie de la Suisse (Terrain, 15, 1990, S. 125 – 134); Geneviève Zoia, L'anthropologie en Grèce (Terrain, 14, 1990, S. 143 – 151); Thomas K. Schippers, Regards ethnologiques sur l'Europe (Terrain, 17, 1991, S. 146 – 152); Jean-Yves Durand, „Où la terre s'achève et la mer commence." Une anthropologie du bout de l'Europe (Terrain, 17, 1991, S. 120 – 134); Marc Maure, Nation, paysan et musée. La naissance des musées d'ethnographie dans les pays scandinaves 1870 – 1904 (Terrain, 20, 1993, S. 147 – 157).

Österreichisches Museum für Volkskunde. *Schausammlung zur historischen Volkskultur*. Begleitbuch. Wissenschaftliches Ausstellungskonzept und Texte: Klaus BEITL, Franz GRIESHOFER, Margot SCHINDLER, Bernhard TSCHOFEN. Wien 1994, 94 S., 101 Farbabb., zugl. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLVIII, 97, 1994, H. 1.

Die heimische Presse hat die Wiedereröffnung[1] des *Österreichischen Museums für Volkskunde* mit erstauntem Wohlgefallen gemeldet;[2] für die ansonsten übliche volkskundliche Nicht-Präsenz ist dies an sich schon bemerkenswert. Volkskundler[3] sollten allerdings, so empfiehlt es sich, trotzdem eine gewisse Bodenhaftung behalten. Der Rezensent – das sei vorweggenommen – teilt das ausgesprochen positive Echo in bezug auf Dauerausstellung und Begleitbuch. Letzteres aber kann immer nur so gut sein, wie das Museum es auch selbst ist. Hier kann (leider) der bisher zwar im Besucherbuch stattfindende, fachintern aber bedauerlicherweise fehlende öffentliche Diskurs um die neueröffnete Dauerausstellung nicht geführt werden, der „Vogel Selbsterkenntnis" – das Logo der neuen Schausammlung – bezieht sich daher lediglich auf den Text. Die graphische Gestaltung des Begleitbuches, auch das sei eingangs erwähnt, ist m. E. ausgesprochen gelungen. Sie ist übersichtlich, die Photographien sind von guter Qualität und treffender Auswahl und deuten an, worauf die Konzeption zielt. Doch dazu später. Ein paar überflüssige Trennungszeichen sind wohl dem Zeitdruck zuzuschreiben; aber immerhin ist der Band termingerecht erschienen. Auch das ist schon längst nicht mehr immer üblich.

Im *Geleit* von Klaus Beitl wird von der wechselvollen Geschichte des *Hauses* berichtet, die in den letzten Jahre von aufwendigen Umbau- und Sanierungsarbeiten geprägt war. Der Termin des am *Dreikönigstag* verfaßten Textes ist fast das einzige Relikt volkskundlichen Zuschnitts älterer Publikationsformen. Man muß – sowohl was Text und Gestaltung betrifft – vom lange dominierenden Geschmack und von impliziten inhaltlich-moralischen Konventionen Abschied nehmen. Denn der Inhalt verweist auf ein urbanes, der österreichischen Volkskunde meist nur schwer zugängliches Publikum. Mit anderen (bzw. mit den Verfasser-)Worten: Das Oeuvre zielt auf den intellektuellen Diskurs der Gegenwart. Heimische Volkskundler und delektierende Laien haben dabei Ungewohntes zu verdauen – nocheinmal: *Diskurs*, *Engramme*, *polymorphe Kontextualisierung*, *populäre Ästhetik* u. ä. Die Sprache versucht inhaltlich und geographisch zu plazieren. Eingestandenermaßen geht es dabei um eine *großstädtische Situation* und notwendigerweise sind daher die „Augen der Gegenwart" auf eine urbane Intelligenz, auf deren diffundierten ästhetischen Blickwinkel gerichtet. Insoweit kann und will das Museum nicht die Dienste eines *Heimatmuseums* offerieren. Aber trotzdem: Nur und ausschließlich in dieser Sichtweise ist das *Österreichische Museum für Volkskunde*, wie besonders hervorgehoben

wird, *keine für die Stiftung von Identitäten zuständige Geschichtsanstalt.* Jede andere Lesart – und dies ist m. E. auch tatsächlich die Aufgabe einer öffentlich finanzierten Kulturinstitution – hat Angebote zu einer Interpretation ihres Themenfeldes zu geben. Trotz vielfältiger, im Begleitbuch vorgeschlagener Zugangsweisen wird daher ein Museum, weil eben eine Geschichtsanstalt seiend, wenn es überzeugend ist, auch partiell Identitäten stiften müssen. Die Frage kann nur sein, wie reflektiert dies geschieht und wer die Ansprechpartner sein sollen.

Mit diesen Bemerkungen ist der Rezensent bei dem von Bernhard Tschofen verfaßten gescheiten und diskussionswerten Einleitungstext angelangt. Kurzgefaßt: Das *Österreichische Museum für Volkskunde* kann aufgrund seiner auf Volkskunst konzentrierten Sammlungsgeschichte und gestützt auf die rezente Museumsdebatte den Alltag mit funktionalistischer, geschlechtsspezifischer und auf soziale Zuordnung zielender Perspektive nicht zeigen. Stattdessen geht es um *Volkskultur im Museum*, genauer um *historische Volkskultur* in ihrer doppelten Vergangenheit: als Fund und als Erfindung, wie dies Ernst Klusen bezeichnet hat. Sie wird daher nicht nur als *traditionell*, sondern als *Zeugnis jenes Modernisierungsprozesses* gesehen, durch welchen *Überliefertes erst zur Traditionskultur gerinnen konnte.* Dem dahinter wirkenden Alltag muß daher erst *nachgespürt*, die historisch-kulturelle Praxis damit erst decouvriert werden. Dies erfordert eine *distanzierende Perspektive*, zwingt *Verfremdungen* auf und fordert eine kritische Lektüre der Objekte ein. Ein – wenn auch nicht der einzige – Schlüssel dafür ist der sog. *volkskundliche Blick.*

Für den Rezensenten ist diese Argumentation, nämlich mit Hilfe von Volkskunst Kulturgeschichte zu lesen, überzeugend. Überlegenswert – und nicht nur auf Museum und Begleitbuch beschränkt – scheint allerdings eine generelle, nun schon ein Jahrzehnt andauernde Tendenz: Denn hier wie dort geht es nicht mehr um *Realitäten, sondern stets um deren kulturellen Niederschlag.* Aber bedeutet dies, was in dieser Rezension nur erwähnt sein soll, nicht in Konsequenz den Verlust von Realität bzw. führt dies nicht zu einer Umformung der Sprache, die diese zu bezeichnen hilft?[4]

Auch im engeren Sinne bleiben volkskundlich-zentrale, in einem populären Führer vielleicht nicht notwendigerweise zu klärende Fragen offen. Zumal diese aber die Stützpfeiler des Gesamtkonzeptes sind, seien sie, wenn auch hier selektiv hervorgehoben, angeführt: *historische Volkskultur*, *Moderne*, beide verbindend der *volkskundliche Blick* respektive die Fachgeschichte. Die Konjunktur von Volkskultur, auch ihres historischen Teils, überrascht noch immer. Aber gerade dieser Begriff hätte eine ausführlichere Erläuterung, eine terminologische Präzisierung erfordert. Denn wie er verwendet wird, ist gleich einem Bindemittel zur ungenauen Beschreibung des Forschungs- und Ausstellungsfeldes. Und gleichzeitig schließt schon der

Begriff der historischen Volkskultur das Vorhandensein einer gegenwärtigen mit ein. Insoweit ist daher auch nicht die Frage interessant, warum eine Verlängerung in die Gegenwart nicht getätigt wurde (Raumproblem), sondern, ob diese – und über die Rezeption hinausgehend – überhaupt mit dem Begriff Volkskultur hätte bewerkstelligt werden können. Zu klären ist m. E. ein weiterer Punkt: Ist der volkskundliche Blick tatsächlich auch ein gesellschaftlich relevanter, hat er tatsächlich jene öffentliche Prägekraft, die von Volkskundlern gerne behauptet wird, ist er wirklich ein verläßliches Sensorium (und in welchem Ausmaß) für gesamtkulturelle Strömungen? Und eine letzte Überlegung: Das *Österreichische Museum für Volkskunde* wird gerne und oft als Institution gesehen, die *gegen den in der Monarchie grassierenden Nationalismus* wirkte; und das gibt dem Museum mit seiner übernationalen Sammlung gerade in der Gegenwart eine interessante Aktualität. M. E. ist dies aber eine unberechtigte Interpretation, bei der die Realität der Vergangenheit recht wahllos mit den Wünschen der Gegenwart vermischt wird. Denn zweifelsohne waren die Nationalbewegungen ein konstituierender Faktor der wiederholt im Text genannten Moderne. Sie sollten auch nicht notwendigerweise negativ bewertet werden; Historiker[5] etwa betonen deren kausal mit Modernisierung und sozialem Wandel zusammenhängenden, oft demokratischen Charakter. Die tschechische Nationalbewegung beispielsweise, wie sie sich gegen die österreichische „Hofratsnation" (Ernst Bruckmüller) richtete, war in vielem moderner und zweifelsohne auch demokratischer Natur. Auf die Volkskunde übertragen ist etwa in Frage zu stellen, ob der Gründer des *Österreichischen Museum für Volkskunde*, Michael Haberlandt, den Inhalt des modernen Nationsbegriffes überhaupt verstanden hat oder ob er nicht stur und kaisertreu auf ein überholtes politisches und damit einhergehend auch auf ein wirklichkeitsfremdes Wissenschaftskonzept gesetzt hat.

Die von Klaus Beitl, Franz Grieshofer, Margot Schindler und Bernhard Tschofen verfaßten Texte zu den einzelnen Themen und Bereichen der Ausstellung sind trotz der Vielzahl der Autoren durchaus einheitlich geschrieben und vermögen durch kurze prägnante Einführungen und exemplarische Beispiele zu differenzieren und zu überzeugen. Der Band ist bei aller als weiterführend gedachter Kritik ein bebildertes und gelungenes Kompendium. Man bedauert allerdings ein wenig, daß eine genaue Objektliste und -beschreibung fehlen. Hinzugefügt sei aber, daß das Begleitbuch als inhaltliche Einführung konzipiert ist und eine ausführliche Bestandsdokumentation geplant ist. Jedenfalls bietet die Lektüre Vielfältiges: Mit dem Blick der Gegenwart eine komplexe Sehweise der historischen Volkskultur. Von Adolf Loos stammt der Satz, daß jeder Gebrauchsgegenstand von den Sitten und dem Charakter eines Volkes erzählen könne. Nicht mehr aber auch nicht weniger wurde in Begleitbuch und Dauerausstellung realisiert.

Reinhard Johler

Anmerkungen

1 Tschofen, Bernhard: Alte Sammlungen – Neue Konzepte. Schausammlung zur historischen Volkskultur im Österreichischen Museum für Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS Bd. XLVII, GS Bd. 96, 1993, S. 497 – 501.

2 Der Falter, Nr. 4, 28.1. – 3.3.1994; Der Standard, 28.1.1994; Profil, Nr. 5, 31.1.1994.

3 Volkskunde in Österreich, 29. Jg., 1994, F. 2: „Durch das starke Medienecho auf die Ausstellung rückt das Fach Volkskunde in Österreich nunmehr auch in einer breiteren Öffentlichkeit in den Blickpunkt als das, was es auf wissenschaftlicher Ebene längst ist, eine dynamische Kulturwissenschaft, die auch die Dynamik ihres Forschungsgegenstandes, der populären Kultur, erkennt und analysiert."

4 In der Nähe des Angedeuteten (bzw. von dem Ethnologen Hans Peter Duerr dorthin plaziert) setzt die Wirksamkeit der „Political Correctness" in ihrer verbalen Dimension ein (vgl. das Interview mit H. P. Duerr in: Der Spiegel, Nr. 28, 11.7.1994, S. 162).

5 Vgl. Jiri Koralka, Aufstieg moderner Nationalgesellschaften in Österreich. In: Peter Berner u.a. (Hg.): Wien um 1900. Wien 1986, S. 164 – 175.

Marc AUGÉ, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit.* Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag, 1994, 141 Seiten.

Auf ein aktuelles Dilemma der Ethnologie reagiert Marc Augés 1992 zuerst in Paris unter dem vielleicht präziseren Titel „Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité" erschienene Buch. Und in diesem Dilemma liegt auch die Brisanz seines Entwurfes für eine sich als *Ethnologia Europaea* verstehende Volkskunde: Wie kann man den anthropologischen Wissenschaften die Moderne als Gegenstand erhalten, angesichts eines sich tiefgreifend verändernden Verhältnisses des Subjekts zur Kultur? Oder umgekehrt: Wie läßt sich eine zusehends ‚übermoderne' Züge annehmende Gegenwart anthropologisch fassen und verstehen, ohne das an ihr Relevante aus den Augen zu verlieren? Augé treibt nicht nur Neugier, er sieht durchaus eine Notwendigkeit, sich dieses neue Forschungsfeld zu erschließen; und er versteht es, diese Notwendigkeit plausibel darzulegen (wenn auch vielleicht mit ihm ein Angehöriger eines hochmobilen universitären Submilieus spricht, das an den beschriebenen (künftigen) Lebenswelten möglicherweise bereits weit mehr Anteil nimmt, als sie sich für das Gros bis jetzt auch nur abzuzeichnen beginnen).

Schlüsselbegriff für Augés Argumentation – die mit der Kritik einer *Anthropologie des Hier und Jetzt* (‚Das Nahe und das Ferne') ansetzt und über eine Bestimmung des ‚anthropologischen Ortes' zu einer beschreiben-

den Analyse der Tendenz ‚Von den Orten zu den Nicht-Orten' gelangt – ist die *surmodernité,* die quantitativ und räumlich zur Übermoderne gesteigerte Moderne. Sie zeichnet sich zuallererst – Schwierigkeit der Geschichtswissenschaft – durch ein Übermaß an Zeit aus, durch eine Überfülle an Ereignissen, die einem die Geschichte auf die Fersen rücken läßt und zu einem gesteigerten Bedürfnis nach Sinn führt. „Neu daran ist ..., daß wir tagtäglich das Bedürfnis verspüren, der Welt einen Sinn zu geben: der Welt einen Sinn zu geben und nicht einem Dorf oder einer Sippe" (S. 38). Ein zweites Kennzeichen der Übermoderne sieht Augé in einem Übermaß an Raum, das mit konkret sichtbaren Veränderungen konfrontiert: mit Verdichtungs- und Wanderungsbewegungen und mit der Vermehrung von Einrichtungen für den beschleunigten Verkehr oder mit Einkaufszentren, Durchgangslagern für die wachsende Zahl von Menschen unterwegs – mit Nicht-Orten. Wo sich das Verhältnis von Zeit und Raum ändert, gerät, drittens, auch das Individuum in Bewegung, und zwar in zweifachem Sinn: einmal real, weil es sich zunehmend in eine immer ereignisreichere kollektive Geschichte und in weltumspannende Räume verstrickt sieht, zum anderen naturgemäß als Gegenstand der Anthropologie, sich in immer mehr individualisierten Referenzen verlierend.

Da hatte es nach Augé die alte Anthropologie freilich leichter: Sie „war immer schon eine Anthropologie des Hier und Jetzt" (S. 14), und durch die räumliche und zeitliche Begrenzung ihres Gegenstandes gelang es ihr selbst noch in ihrer europäischen Spielform einer „Ethnologie des Nahen", überschaubare Totalitäten zu konstruieren. Wo das nicht mehr möglich war, nämlich beim Studium der fortgeschrittenen Zivilisationen, sah man – wie auch in der Volkskunde – häufig die Kontinuität der Disziplin in Frage gestellt oder von der anthropologischen Geschichtswissenschaft, wie Augé die historische Anthropologie treffender nennen möchte, untergraben. Die Kritik solcher am Objekt festgemachter Disziplinarität wird in dem konsequent argumentierenden Essay übergeleitet zu einem Versuch positiver Definition anthropologischen Arbeitens – (nicht ohne in den dichten Text manchen Gedanken einzustreuen, der einer eigenen Abhandlung wert wäre. „Die These, wonach die Ethnologen sich zunehmend mit Europa beschäftigen, weil die fernen Forschungsfelder ihnen verschlossen seien" (S. 16f.), zieht Augé etwa stark in Zweifel.)

„Anthropologische Orte" ließen sich auch noch in der Moderne finden, aber sie sind „in gewissem Sinne (nämlich im Sinne des ‚Findens') eine Erfindung" (S. 54). Gegründet auf der Weltsicht der „Eingeborenen" und einer auf das Verständnis der anderen zielenden Perspektive des Ethnologen, erscheinen sie als geschlossene Welt, als identisch, relational und historisch. Die räumliche und soziale Ordnung sowie die Geschichte definieren in ihnen das Dasein und sie beziehen sich direkt auf die Identität. Das macht

etwa den Unterschied zu den von Pierre Nora beschriebenen *lieux de memoire,* den Orten der Erinnerung aus, in denen die Präsenz des Historischen zuallererst auf das Anderssein verweist und „das Bild dessen" in Erinnerung ruft, „was wir nicht mehr sind" (S. 67). Im Raum der Übermoderne zeigt sich die Auflösung des anthropologisch faßbaren Ortes hingegen in den unzähligen Hinweisen auf die Spuren des Vergangen, in Landmarken, die uns von den überlokalen Räumen der Durchgangsstraßen und neuformierten Regionen in das lokale Ambiente altehrwürdiger Zeiten und Orte zurückholen wollen.

Das industrielle Zeitalter hat noch in der Befreiung von den alten Ordnungen lange einen Weg gefunden, diese Ungleichzeitigkeiten zu integrieren. Augé spricht in Anlehnung an Jean Starobinski von einer an alte Orte und Rhythmen erinnernden Baßstimme: „Die Moderne löscht sie nicht aus, sondern rückt sie in den Hintergrund. Sie zeigt gleichsam die Zeit an, die vergeht und überlebt" (S. 92). Salopp gesagt: In der Moderne konstituierte sich abstrakterer Raum noch aus konkreten Orten, in der Übermoderne ersetzt er sie.

Das Verweilen an Nicht-Orten, von Augé in einer einführenden Geschichte und eindrücklichen Beispielen des letzten Kapitels beschrieben, ist durch andere als topographische Strukturen geregelt. Texte zeigen dem auf die Einsamkeit im Raum zusteuernden Individuum an, wie es sich zu verhalten hat, und Identitäten sind nur beim Betreten und Verlassen der nicht-örtlichen Räume nachzuweisen. Allein, aber den anderen gleich, regeln Vertragsverhältnisse den Zugang des einzelnen zu Supermärkten, Geldautomaten und Autobahnrouten. Anonym und individualisiert bewegt man sich auch an Nicht-Orten erst, nachdem man seine Identität und Unschuld bewiesen hat.

Augé faßt den Begriff des *non-lieu* demnach durchaus metaphorisch. Er umschreibt nicht nur die Räume, die sich durch ihren Zweck und die textlichen Systeme konstituieren, sondern konsequenterweise auch das Verhältnis, in dem das Subjekt mit ihnen steht, die Art, wie es mit ihnen umgeht. Darin dürfte mithin einer der interessantesten Punkte für ein Weiterdenken *nicht-örtlicher* Bindungen im Hinblick auf eine Ethnologie des Gegenwärtigen liegen. Augés Entwurf steckt in der Tat voller Anregungen für die Auseinandersetzung mit den kulturellen Dimensionen des globalen Hier und Jetzt. Von den Konsum- und Mobilitätsgewohnheiten über das allmählich jeder Exotik entbehrende Verfahren mit örtlichen und zeitlichen Andersheiten bis hin zu so Grundsätzlichem wie den sich neu ordnenden gesell(gemein-?)schaftlichen Bindungen bietet die Skizze Anhaltspunkte.

Schließlich sei noch – ganz subjektiv – auf einen der Kernsätze verwiesen, zumal er auf eine Grundkategorie volkskundlichen Denkens und Arbeitens zu verweisen scheint – auf Heimat: „Die Person ist dort zu Hause, wo sie sich in der Rhetorik der Menschen auskennt, mit denen sie das Leben

teilt" (S. 126). Ob Sätze wie dieser (wie auch das für eine zwar mitunter anstrengende aber in jedem Fall anregende Lektüre garantierende Buch) die Diskussion um Beheimatung vielleicht neuerlich ein Stück weit von der pathetisch verklärten Herkunft in Richtung einer symbolischen Praxis verschieben kann?

Bernhard Tschofen

Tamás HOFER (Hg.), *Hungarians between „East" and „West". National Myths and Symbols.* Budapest, Museum of Ethnography, 1994, 60 S., 27 Abb.

Der Katalog einer gegenwärtig im Budapester *Ethnographischen Museum* stattfindenden Ausstellung über „Ungarn zwischen ‚Ost' und ‚West'. Nationale Mythen und Symbole" ermöglicht es dem Rezensenten, drei Beiträge näher zu besprechen, die hier zusammengestellt und vorher bereits in der *Ethnologia Europaea* erschienen sind. Sie sind aufgrund ihrer wissenschaftlichen Qualität, aber auch wegen ihres Österreich-Bezuges für heimische Volkskundler von besonderer Bedeutung.

Das behandelte Thema einer mentalen, geschichtlichen, geographischen und strukturellen Verortung der ungarischen Nation und deren begründetes Schwanken zwischen den vergangenen und in der Trennung relativ stabil gebliebenen gegenwärtigen Großräumen Europas, eben dem Osten und Westen, läßt an den großen ungarischen Historiker Jenö Szücs und an dessen mittlerweile auch in deutsch erschienenes Buch *Die drei historischen Regionen Europas* (Frankfurt am Main 1990) erinnern. Die von Szücs vertretene Hauptthese beinhaltet, verkürzt dargestellt, eine Dreigliederung Europas und behauptet dementsprechend die strukturelle Existenz einer Ungarn miteinschließenden Region „Ostmitteleuropa".[1] Es wäre, was die einzige kritische Anmerkung des Rezensenten ist, interessant gewesen, dieses sich auf Strukturen berufende Argument in der Ideologie des 19. Jahrhunderts und damit auch im volkskundlichen Diskurs, also in der Realitätsschöpfung, zu überprüfen. Dennoch: Der Katalog thematisiert die Kreation und Etablierung von nationaler Identität mit Hilfe von Symbolen (wie etwa dem Gulasch), von kontroversiellen Heldenschöpfungen (Arpád oder Hl. Stefan), von Konstrukten (dem nationalen kulturellen Erbe) und versucht damit jenen Prozeß nachzuzeichnen, der eine ungarische Einzigartigkeit belegen und der Nation einen Platz in Europa zuschreiben konnte. Da dabei das historische Österreich der unmittelbare Konkurrent war, mußte das ungarische Symbolsystem reziprok zu dem des Nachbarn entwickelt werden. Ungarn mußte daher nahezu zwangsläufig eine besondere, eben zwischen

Ost und West angesiedelte Position einnehmen. Dieses ständig thematisierte Spiegelbild zu Österreich macht die Publikation für heimische Volkskundler ausgesprochen lesenswert. In Ungarn – wie im übrigen auch in Österreich – mag das behandelte Thema, darauf macht einleitend Tamás Hofer aufmerksam, nur zuweilen wirklich handlungsleitend sein, aber als nationale Legenden sind sie Teil eines auch politisch aktivierbaren Alltagslebens. Dies gibt der Ausstellung und dem Katalog eine kulturpolitische Bedeutung, zumal auch ausführlich Volkskultur und die Rolle von Volkskundlern während der letzten zweihundert Jahre analysiert werden.

Katalin Sinkó, dem österreichischen Leser bereits durch ihren Aufsatz *Die Milleniumsfeier Ungarns* im Katalog „Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs. 2. Teil 1880 – 1916" (Wien 1987) bekannt, behandelt die West-Ost-Plazierung Ungarns durch die von unterschiedlichen Eliten betriebenen Kulte um die beiden in Konkurrenz gesetzten Nationalhelden, um Arpád und den Hl. Stefan. In dieser Rezeption historischer Persönlichkeiten zeigt sich ein genereller Prozeß der Symbolisierung, der zu zwei unterschiedlichen Sets von Identitäten führte: Während der Arpád-Kult von Protestanten gefördert wurde, den Willen des Volkes zur Nation verkörperte und für den „Osten" stand, wurde die Symbolisierung des Hl. Stefans von Katholiken betrieben, die eine Nation von oben favorisierten und eine Zuordnung Ungarns zum „Westen" befördern wollten. Diese Polarität führte auch zu unterschiedlichen Verständnisformen von Nation: Risorgimento-Nationalismus oder übernationaler Staatsnationalismus. Derselbe Dualismus prägte denn auch das Verhältnis der handelnden Eliten zur Bevölkerung, er konnte *volkstümlich* oder *urban* sein.[2]

Der ausführliche, m.E. inhaltlich brillante Aufsatz von Tamás Hofer geht von ähnlichen Thesen aus. Er thematisiert die Konstruktion eines „volkskulturellen Erbes" in Ungarn als konkurrenzierende Fassungen einer nationalen Identität. Tatsächlich war die Bedeutung, die das Konstrukt Volkskultur für die Etablierung eines nationalen Symbolsystems hatte, in Europa höchst unterschiedlich. Aber selbst in Osteuropa läßt sich eine Trennlinie ausmachen: In Nationalbewegungen, die sich auf einen mittelalterlichen Staat beziehen konnten (wie Polen oder Ungarn), blieb die Bedeutung von Volkskultur relativ gering und wurde bestenfalls zu einem Subsystem der Nationalkultur. Hingegen rekurrierten Nationalbewegungen, die diese Ressource nicht hatten (wie Bulgarien oder Serbien), bewußt auf eine bäuerliche, die Nation verkörpernde Kultur. Dementsprechend unterschiedlich entwickelte sich auch die Bedeutung und das Profil jener, die die Codifizierung der bäuerlichen Kultur übernahmen. Nationale Ethnographien entstanden zwar überall, aber ihr spezifisches Design war doch höchst unterschiedlich. In Ungarn konkurrierten, wie erwähnt, zwei Formen des Nationsverständnisses. Während der Inhalt einer sich ethnisch pluralistisch verstehen-

den Staatsnation im wesentlichen, wie auch in Österreich, die sich etablierende wissenschaftliche Forschung prägte, dominierte das Konzept einer Nation als Kultur und damit des ethnischen Ungartums dilettierende Laien und Künstler. Analog dazu kam die symbolische Plazierung im „Westen" oder „Osten" zum Tragen. Diese konträren Positionen wurden bis in die Gegenwart wiederholt und, mit unterschiedlichsten Intentionen versehen, aktualisiert.

Im dritten Beitrag analysiert Eszter Kisbán an einem frühen Beispiel, wie aus einem ländlichen Gericht ein nationales Symbol entwickelt wurde; genauer: Es geht ihr darum, wie das Gulasch zu dem wurde, was es heutzutage ist – eine ungarische Nationalspeise. Sie zeigt beispielhaft auf, wie lokale bäuerliche Artefakte (Kost, Tracht, Tanz, Lied) als Ressource für die anzustrebende Nationalkultur genommen wurden. Dies setzte zunächst eine oft von Volkskundlern getätigte Selektion voraus und bedurfte weiters einer Vereinheitlichung und Stilisierung. Schlußendlich fand das Symbol durch eine städtische Diffundierung Verbreitung bei der Landbevölkerung. Der Siegeszug des Gulasch verlief überraschend schnell. Es ersetzte das vorher als typisch ungarisch geltende Sauerkraut mit Fleisch. Im Konflikt mit den Habsburgern im ausgehenden 18. Jahrhundert setzte der ungarische Adel auf Unterscheidbares, auf Kleidung und auf Nahrung. Eine Hirtenspeise wurde, durch das bald charakteristische Paprika erweitert, zum nationalen ungarischen Gulasch. Nicht zufällig wurde es als solches erstmals von der österreichischen Gastronomie erkannt.

Wenn Eszter Kisbán in ihrem Beitrag bescheiden meint, daß in Europa zuwenig vergleichende Studien über nationale Symbole zur Bezeichnung des Eigenen bestehen, dann ist dies zweifelsohne und besonders für Österreich richtig. Denn hier fehlen analoge Forschungsprogramme wie etwa in der Schweiz, wo 1985 ein solches über *Kulturelle Vielfalt und nationale Identität* eingerichtet wurde, leider gänzlich. Nur zaghafte Versuche – wie etwa jener von Ulrike Kammerhofer in ihrem Aufsatz über die Mozartkugel und deren Weg von einer lokalen Spezialität zu einem österreichischen nationalen Symbol – können genannt werden.[3] Dies ist ohne Zweifel ein aufzufüllendes inhaltliches Manko der österreichischen Volkskunde, das indirekt schon in einem Beitrag von Tamás Hofer in dieser Zeitschrift thematisiert wurde.[4]

Für österreichische Volkskundler bietet dieser Band wichtige, sehr bedenkenswerte Vergleichsmöglichkeiten und Ansatzpunkte für anstehende Studien. Gleichzeitig ist er aber auch ein Beleg für den hohen wissenschaftlichen Standard der ungarischen Fachkollegen.

Reinhard Johler

Anmerkungen

1 Vgl. Erich Landsteiner, Europas innere Grenzen. Reflexionen zu Jenö Szücs' „Skizze" der regionalen Dreigliederung Europas. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 4. Jg., 1993, S. 8 – 43.
2 Mit einem derartigen Raster sollte vergleichsweise auch die österreichische Volkskunde untersucht werden; zum Modell siehe auch Eva Kovács, „Volkstümliche" und „Urbanisten". Zur Renaissance einer politischen Kontroverse. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 5. Jg., 1994, S. 262 – 286.
3 Vgl. die ganze Nummer der Ethnologia Fennica, vol. 21, 1993.
4 Stilperioden der ungarischen Volkskunst. Über einige Möglichkeiten des Vergleichs der Volkskunst in Ungarn und Österreich. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XXIX, 78, 1975, S. 325 – 338.

Feuer & Flamme – 200 Jahre Ruhrgebiet. Eine Ausstellung im Gasometer Oberhausen (Veranst.: Internationale Bauausstellung Emscher-Park, Gelsenkirchen). Essen, Klartext Verlag, 1994, 336 Seiten, zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Das Ruhrgebiet zählt nicht eben zu den als geschichtsträchtig bekannten Regionen Europas. Wenn es im Rahmen seiner der Emscher-Region gewidmeten Internationalen Bauausstellung dennoch zu einem historischen Rückblick antritt, dann möchte man sich Besonderes erwarten. Nicht zu Unrecht, wie die im Gasometer Oberhausen gezeigte Ausstellung über 200 Jahre Ruhrgebiet eindrucksvoll bestätigt. Diese zu besprechen – empfohlen sei sie allemal[1] –, ist hier nicht der Platz, deshalb soll die Aufmerksamkeit dem die Ausstellung begleitenden Buch gewidmet sein. Man vermag mit seiner Hilfe, auch ohne die Schau in Europas größtem Gasometer besucht zu haben, einen Einblick in die dort geübten Zugangsweisen zur Ruhrgebiets-Kultur zu gewinnen. Aber auch für sich genommen stellt der mit einem Katalogteil versehene Band eine faszinierende Art, mit regionaler Geschichte umzugehen, vor.

Dies gleich vorab: Die Qualitäten der einzelnen Beiträge verdanken sich nicht zuletzt einer Prämisse, die zwar die Geschichte als solche nicht für abgeschlossen halten will, aber zumindest einen distanzierten Blick auf das richtet, wofür das Revier gemeinhin steht – die große Industrie mit ihrer Arbeiterkultur. Diese Perspektive macht nicht nur die Ausstellung frei von seligmachender Vergangenheitsbeschwörung, sondern verleiht auch dem Geschriebenen jene diskursive Berichthaftigkeit, die, ohne der Bestätigung eines einmal erreichten status quo zuzuarbeiten, auch mit sich gerade erst abzeichnenden Wandlungen in der Alltagskultur verfahren kann. Der Blick-

winkel ist also ein strikt der Gegenwart verpflichteter und vermag doch an den Schnittpunkten der Revier-eigenen Koordinaten mit den großen Utopien, Umwälzungen und Entwicklungen des Industriezeitalters immer wieder weit hineinzuleuchten in die Schatten, welche die große Geschichte in den überschaubaren Milieus an Ruhr und Emscher hinterlassen hat.

Der Band begleitet die weitgehend einer chronologischen Ordnung folgende Ausstellung in Essays. Vorangestellt sind überblickende Ausführungen zur Kultur- und Sozialgeschichte des ins Auge gefaßten Raumes (F.-J. Brüggemeier/U. Borsdorf), eine die Positionen offenlegende Skizze zum Parcours der Ausstellung, über deren „Prinzipien, Linien und Wege" (G. Korff) sowie zur Ausstellungsgestaltung (J. Steiner). Sodann folgt einer die Überzeitlichkeit und die personifizierte Geschichtlichkeit von Ideen verbindenden Klammer „Elemente und Utopien" (N. Lepp) ein Stück Erinnerungsarchäologie: „Andenken", in der Ausstellung in einer Art „Musée Sentimental" präsentiert, verhelfen dem Privaten zu seinem Recht und führen die Verflechtungen der individuellen – an persönliche Erinnerungsstücke geknüpften – Geschichte mit den Zeitläuften vor Augen (S. Sensen). „Am Anfang war die Heide" und „Das vermessene Land" (N. Lepp) hingegen wechseln die Perspektive, wagen zunächst den Blick zurück (in eine Vormoderne, ihre Weltsicht und Natur, mit der im Ruhrgebiet wie sonst nirgendwo in wenigen Jahrzehnten tabula rasa gemacht wurde) und hin zu den Landvermessern und Kartographen, denen die einstmals „trostlose Gegend" (Droste-Hülshoff) ins rational-aufgeklärte Auge geraten war. Da zeichnen sich mit dem wachsenden Interesse an der Untertage-Natur schon die prosperierenden Zeiten ab, welchen das Kapitel „Schienenzeit" (K. Wiegmann) gewidmet ist: mit Eisenbahnbau, innerer Industrialisierung und dem neuen Zeitgefühl, das dem Zeitalter den Takt gab. In „Große Industrie" (F. Kerner/K. Wiegmann) werden nicht nur auf das Vorangegangene aufbauend das Wachsen des Montansektors im Jahrhundert nach 1850 und das System der Verbundwirtschaft dargestellt, sondern wird auch der in solchen Männerdomänen unsichtbaren, weil der Reproduktion von Arbeitskraft dienenden Bedeutung der Frauenarbeit gedacht.

Obwohl in keinem der Beiträge die gesellschaftlichen Verhältnisse aus den Augen verloren werden, ist mit „Klassenkämpfen" (S. Sensen) den von der Arbeiterschaft ausgetragenen sozialen Konflikten ein eigener, einen Zeitraum von über hundert Jahren streifender Abschnitt gewidmet: Er zeichnet sich durch eine das Politische und die realen Lebensverhältnisse gleichermaßen integrierende Darstellungsweise aus und bringt außerdem eine an die Tradition der Wiener Bildstatistik (Otto Neurath/Gerd Arntz) angelehnte, ungemein informative und gelungene graphische Übersicht zu den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen im Ruhrgebiet in Zeitschnitten von 1850 bis 1992 (allerdings mit einer schmerzlich großen Lücke zwischen

1955 und der Gegenwart). Gelungen, weil dadurch weit in den Alltag vordringend, erscheinen auch die zusammenhängende Darstellung der Rüstungsindustrie in beiden Weltkriegen – „Kriege" (S. Behrenbeck) sowie die unter „Abgründe" (S. Sensen) firmierende Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik und ihren Spuren in Geschichte und Gedächtnis der Region.

Daß in einer Kulturgeschichte des Ruhrgebiets dem Mythos Fußball, seiner Bedeutung für das kollektive Selbstverständnis und seinen Verflechtungen mit der Immigrantenkultur entsprechend Raum gewährt werden muß, steht außer Frage: Im „Sanktuarium" (K. Wiegmann) geschieht dies auf sympathische Art mit jeweils einer Spur Zauber und Distanz. Dem „Wandel" (S. Behrenbeck) von der Monoindustrie zur neuen Vielfalt, der Tertiarisierung und ihren Auswirkungen auf die Lebenswelten und Milieus (in der präsentativen Umsetzung der Ausstellung der vielleicht schwierigste Part) sowie ihren sichtbaren Zeichen im Alltag widmet sich ein Fragen stellender Beitrag – schließlich geht es um Image und Identität der Region. Damit ist ein Thema angeschlagen, dessen Ausgang in seiner Prozeßhaftigkeit noch lange nicht abzuschätzen ist, und an dem neben der Internationalen Bauausstellung („Werkstatt für die Zukunft") naturgemäß auch ein Unternehmen wie das hier vorgestellte mitstrickt. Diese offene Art, Geschichte zu erzählen, wird konsequenter noch betrieben im Kapitel „Gegenwart" (U. Eymold). Hier wurde ein – vielleicht am besten als journalistisch zu bezeichnender – Zugang gewählt, durch Schlaglichter auf Segmente des gegenwärtigen Daseins das Verhältnis von regionaler Besonderheit und Welthaltigkeit einer vorsichtig abwägenden Bestimmung zuzuführen: Ethnographie des Alltags in der globalisierten Nahwelt.

„Feuer & Flamme" ist das Begleitbuch zu einer Ausstellung, und so machte es wenig Sinn, den schriftlichen Niederschlag der Ideen von den visualisierten des Projektes säuberlich zu scheiden. Der Band spiegelt in der Tat das Herantreten an die dinghaft überlieferte Geschichte, das einem geschickt komponierten Durchspielen jeweils unterschiedlicher und sich ergänzender Akkorde gleicht. Zumal der Katalogteil mit ausführlichen Interpretationen des größtenteils mit viel Bedacht gewählten Objektbestandes ist daher als konsequente Ergänzung der Essays zu verstehen. Die Nummerntexte bringen neben detaillierten, auch jenseits der interpretatorischen Ebene angesiedelten Informationen zugleich jenes Widerlager im Exemplarischen, dem sich die Dialoghaftigkeit der Auseinandersetzung mit „200 Jahren Ruhrgebiet" letztlich im Gesamten verdankt.

Wer die Meinung teilt, daß es im Ruhrgebiet außer Arbeit nichts zu suchen gebe, dem sei der Band ebenso empfohlen wie all jenen, die den Charme dieser Gegend auch ein klein wenig als andauerndes Experiment zu lesen verstehen. Der sich in manche Beiträge eingeschlichene Hang zur Selbst-

exegese der präsentatorischen Umsetzungen – nach den einführenden Klärungen transportieren sie bestenfalls überflüssige Redundanz – möge im übrigen die Lektüre nicht trüben.

Bernhard Tschofen

Anmerkung

1 Zu sehen bis 1. November 1994. Zur Ausstellung vgl. auch: Die Zeit (Hamburg), 22. Juli 1994.

Joachim MORODER, Benno PETER, *Hotelarchitektur. Bauten und Projekte für den Tourismus im alpinen Raum 1920 – 1940.* Innsbruck, Haymon-Verlag 1993, 255 Seiten, zahlr. s/w- u. Farbabb., Pläne.

Die Erschließung der Alpen für den Massentourismus und die damit verbundenen ökonomischen und soziokulturellen Umwälzungen sind Gegenstand zahlreicher kulturwissenschaftlicher Untersuchungen.[1] Der vorliegende Band widmet sich einer besonderen Ausprägung des Tourismus im alpinen Raum, der Hotelarchitektur.

War der Alpentourismus im 19. Jahrhundert noch das Privileg des begüterten Bildungsbürgertums, läßt sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts seine Verschiebung zum breitenwirksamen Erholungs- und Sporttourismus beobachten. Neue Zentren wurden erschlossen, bestehende erweitert; in diesem Zusammenhang erhielt die Bauaufgabe des Hotels eine zentrale Bedeutung.

Das vorliegende Buch gliedert sich in zwei Teile. Im ersten versuchen die beiden Autoren, der Architekt Joachim Moroder und der Kunsthistoriker Benno Peter, einen kurzen Abriß über die Entwicklung des Tourismus und der modernen Architektur. Sie konstatieren das Entstehen einer spezifischen Alpentourismusarchitektur seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Jene war jedoch überwiegend noch nach urbanen Gesichtspunkten konzipiert; erst allmählich ist ein Sich-Lösen von den bestehenden Siedlungen und die Zuwendung zur Natur festzustellen. Waren diese Gebäude noch dem Historismus verpflichtet, wurde die Tourismusarchitektur unter dem Einfluß der 1905 gegründeten Heimatschutzbewegung um Stilmotive regionaler Bauernhäuser ergänzt. Seitdem beherrschte der heimattümelnde „Lederhosenstil" (S. 7) die Architekturlandschaft der Alpen. Im Zuge des Tourismusbooms der 20er Jahre entwickelte sich aber parallel dazu eine alpine Hotelbaukultur, die von der internationalen Moderne inspiriert war.

Dieser Parforceritt durch die Geschichte der modernen Architektur wirkt jedoch bisweilen etwas oberflächlich. Darüber hinaus haben sich sprachli-

che Ungenauigkeiten eingeschlichen; so wird das klischeehafte, an den Heimatstil angelehnte Bauschaffen mit dem Schlagwort „Alpine Architektur" belegt (S. 7), ein Begriff, der durch Bruno Tauts Publikationen visionärer Stadtentwürfe während des Ersten Weltkrieges in der Architekturgeschichtsschreibung eindeutig besetzt ist. Auch wurde das kulturelle Phänomen des alpinen Tourismus nur angerissen: Verweise auf Thesen der eingangs erwähnten Literatur wären hilfreich gewesen.

Der zweite Teil des Buches stellt rund 40 Beispiele und Projekte alpiner Tourismusarchitektur (Hotels, Pensionen, Schutzhütten, An- und Umbauten, Erschließungsprojekte) aus den Jahren zwischen 1920 und 1940 vor. Jedes dieser Gebäude kennzeichnet ein „bestimmtes Naheverhältnis zur gleichzeitigen internationalen Moderne, jedenfalls eine radikale Abwendung von Stil- und Heimattümelei" (S. 17). Katalogartig werden „Schlüsselbauten" jener Architekturauffassung vorgestellt, mustergültig dokumentiert durch viele – meist großformatige – Photos, Grund-, Aufrisse und Modellaufnahmen, dazu Skizzen von Innenraum-, Farb- und Möbelentwürfen.

Durch die Dokumentation von Vorstudien und nicht verwirklichter Projekte wird der Prozeß des Bauens sichtbar gemacht. Die Objekttexte sind knapp und informativ.

Es ist bewundernswert, welche Kleinode moderner Architektur die beiden Autoren ausgegraben haben, Gebäude, die man kaum in der Abgeschiedenheit der Bergwelt vermutet.

Auffällig ist die Bezugnahme auf lokale Bautraditionen bei vielen der vorgestellten Bauten. Sie weisen, neben unverkennbaren stilistischen Besonderheiten des Neuen Bauens wie Flach- und Pultdach oder langgezogenen Fensterbändern, auch Elemente traditioneller alpiner Architektur auf, etwa in der demonstrativen Verwendung von Holzverkleidungen. Besonders deutlich wird das Spannungsfeld zwischen regionaler Bautradition und modernem Raumempfinden in der Gestaltung zahlreicher Innenräume, bei denen Architekturmerkmale des „Heimatstiles" im Sinne modernen, zweckmäßigen Designs abgewandelt wurden; Beispiele hierfür sind die Möblierungen des Hotels Seegrube in Innsbruck (1927/28 durch Franz Baumann) oder der Pension Briol in Dreikirchen (1928 durch Hubert Lanzinger). Beeindruckend sind u.a. die qualitätvollen Hausentwürfe Siegfried Mazaggs, etwa sein Umbau des Hotels Mariabrunn auf dem Hungerburgplateau über Innsbruck (1930/31) oder das Hotel Berghof in Seefeld (1929/30).

Eine überraschende Entdeckung ist das hier erstmalig publizierte visionäre Projekt des Italieners Gio Ponti (um 1930): Er plante eine verkehrstechnische Vernetzung der Dolomiten mittels gigantischer Seilbahnverbindungen von über 160 km Länge.

Die Photographien dieses Bandes stammen großteils aus der Erbauungszeit der Gebäude, genaue Jahresangaben fehlen jedoch zumeist. Ebenso ist

eine Dokumentation des heutigen Zustands bis auf wenige Ausnahmen leider nicht erfolgt.

Auch vermißt man ein Architektenregister sowie einen topographischen Übersichtsplan zur raschen Ortung der beschriebenen Beispiele: Die vorbildliche Dokumentation der Bauten lädt nämlich geradezu zu einer Vor-Ort-Besichtigung ein.

Interessant wäre auch gewesen, die Akzeptanz dieser teilweise kompromißlos modernen Gebäude bei den Touristen zu ergründen (dies hätte jedoch womöglich den Rahmen dieser Untersuchung gesprengt).

Die überwältigende Mehrheit der Tourismusarchitektur der Bergwelt jener Zeit war jedoch vorwiegend durch ein „klischeehaftes Immer-Wieder-Abbilden" (S. 9), die unreflektierte Verwendung tradierter Formensprachen gekennzeichnet. Auch die beiden Autoren betonen, daß es sich bei den vorgestellten Objekten- wie übrigens bei der Architektur des Neuen Bauens generell – „lediglich um punktuelle Erscheinungen handelt, qualitätsvolle Architektur auch damals die Ausnahme war" (S. 17). Dies gilt auch noch für alpine Hotelbauten der Gegenwart, bei denen zumeist eine recht uniforme, heimattümelnde „Jodelarchitektur" vorherrscht.

Das Fazit: Trotz der erwähnten kleineren Schwächen ist ein sehr ansprechend gestaltetes, informatives Werk entstanden, das einen bisher kaum wahrgenommenen Aspekt der alpinen Tourismusforschung in den Blickpunkt rückt.

Martin Wörner

Anmerkung

1 Vgl. u.a. Roy Oppenheim: Die Entdeckung der Alpen. Frankfurt am Main/Wien/Zürich 1994; Dieter Kramer: Der sanfte Tourismus. Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen. Wien 1983; Gabriele Seitz: Wo Europa den Himmel berührt. Die Entdeckung der Alpen. München/Zürich 1987; Wolfgang Lipp: Alpenregion und Fremdenverkehr. Zur Geschichte und Soziologie kultureller Begegnungen in Europa, besonders am Beispiel des Salzkammerguts, in: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993), H. 1, S. 49 – 62.

Peter COLLETT, *Der Europäer als solcher ... ist unterschiedlich. Verhalten, Körpersprache, Etikette.* Hamburg, Ernst Kabel-Verlag, 1994, 249 Seiten, 5 S/W-Photos.

Europa rückt, wir lesen es täglich in der Zeitung, politisch und wirtschaftlich zusammen – ein bereits Jahrzehnte währender Prozeß, der vom Versuch, einander auch näher kennenzulernen, freilich weitaus zögernder begleitet wird. Und wenn, so meist aus recht pragmatischem Gesichtspunkt: „Euro-

paweit bestehen weiter große regionale Unterschiede in den Verbrauchergewohnheiten" übertitelt etwa jüngst der „Standard" einen Bericht über die einschlägigen Erfahrungen eines Konzerns der Elektroindustrie, in dem neben einsichtigen Faktoren wie Wohlstandsgefälle und unterschiedlichen klimatischen Bedingungen auch „kaum erklärbare Traditionen" registriert werden, die „den Produzenten das Leben schwer machen":[1] Warum etwa die Waschmaschine im durchschnittlichen italienischen Haushalt im Bad und in Spanien in der Küche steht, während sie ein Großteil der Schweizer in den Keller verbannt, ist allerdings nicht ohne weiteres verständlich; und warum beim Kauf dieses Haushaltgerätes 87% der Westdeutschen auf den (auch in Österreich üblichen) sog. Frontlader und zwei Drittel der Franzosen auf einen, in der Waschleistung völlig gleichwertigen, Toplader bestehen, blieb den Untersuchern der angeführten Enquete völlig ein Rätsel.

Rätsel gibt es, was das jeweils national „Selbstverständliche" anlangt, so manche – auch jenseits des Marketing-orientierten Blickwinkels. Ihnen geht Peter Collett, Psychologe an der Oxford-University, in einer Darstellung nach, deren Originaltitel seine Intentionen präziser artikuliert: „Foreign Bodies. A Guide to European Mannerisms". Collett ist vor allem an den körperlichen Verhaltens- und Ausdrucksformen interessiert, wie sie durch Blicke, Gestik und Mimik, durch Einnahme bestimmter Körperhaltungen, Wahrung bestimmter Distanzen, Berührung oder Berührungsvermeidung die Spielregeln des Umgangs von Menschen und deren Verhältnis zueinander ausdrücken. Daneben nimmt er die in verschiedenen Ländern verschieden normierten Standards des Umgangs mit dem eigenen Körper ins Visier, stellt die jeweils gültigen Regeln des Benehmens und öffentlichen Auftretens vor und thematisiert darüberhinaus jene habituell verfestigten kollektiven Wertsysteme, wie sie sich etwa in der Einstellung zu Fragen der Reserviertheit, der Pünktlichkeit, der Ordnung, der Sauberkeit etc. dokumentieren. So manches des hier Zusammengetragenen ist hinlänglich bekannt; viele Impressionen des unterhaltsam geschriebenen Textes lassen den Leser allerdings innehalten: Unerklärliches geschieht in der Tat, unter transeuropäischer Perspektive betrachtet, im vertraut-alltäglichen Revier von Kommunikation, Umgangsformen, Grußsitten, Körperpflege oder etwa auch nur beim „Schlangestehen". Da etwa reicht die nationale Rollenverteilung von den südländischen „Schlangensaboteuren" bis zur regelrechten „Schlangenkultur" Großbritanniens.

P. Colletts Buch fällt, obiges Beispiel soll es andeuten, unter die Kategorie der sog. populärwissenschaftlichen Abhandlungen, d.h. es ist flüssig zu lesen und anregenden Charakters, aber es enthält sich beweiskräftiger Nachweise und Argumentation. Die Ausritte in die Historie etwa, die der Autor immer wieder unternimmt, schlagen gewöhnlich auf eineinhalb Seiten einen weiten Bogen vom Römischen Reich über Mittelalter und Viktorianische

Epoche bis zur Gegenwart und sind solcherart zu verkürzt, um der Gefahr der Simplifizierung zu entgehen. Und wo er sich in rezenter Dimension bewegt, schreibt er, Lesefrüchte aus einschlägiger Literatur mit Daten von Marktforschungsanalysen kompilierend, zuweilen in der plakativen Manier eines prätentiösen Reiseführers über alles und alle – und das kann nun einmal nicht genügen.

Daß hier ein Buch angezeigt wird, das weder volkskundlicher Provenienz ist noch auch dem Standard welcher Disziplin auch immer genügt, hat seinen Grund nicht etwa darin, daß der Rezensent beim Kauf schlicht einem griffigen Titel aufgesessen ist: Denn eben dieser Titel als Vorsatz spricht das genuine Feld jenes Faches an, das man vielleicht nicht unpassend als die Wissenschaft vom nationalen Selbst- und Fremdverständnis bezeichnen kann – und das zu dem von Collett behandelten Themenkreis durchaus eigenständige Beiträge zu bieten hat. So ist vielleicht besser statt des angezeigten Bandes die Lektüre anderer facheinschlägiger oder aus den Nachbardisziplinen stammender Veröffentlichungen zu empfehlen: zum Thema Körperhygiene in seiner historischen und kulturgeographischen Dimension etwa – neben Giedions Klassiker, in dem auch von der Mechanisierung des Bades die Rede ist, – das 1988 erschienene Werk des französischen Historikers Georges Vigarello;[2] im Hinblick auf Körpersprache sei an die grundlegenden Ansätze Arnold Niederers zu einer „Ethnographie und Soziographie nichtverbaler Dimensionen der Kommunikation" erinnert;[3] und was die fundamentalen Fragen nach „nationalen Charakterzügen" anlangt, nach jener berühmten „Modalpersönlichkeit" in sozialpsychologischer Diktion, kann von kulturwissenschaftlicher Warte etwa auf Arbeiten vorrangig der skandinavischen Ethnologie verwiesen werden. Diese nimmt nach wie vor in exemplarischen Einzelstudien[4] eine Vorreiterrolle in jenem Bereich interkultureller Beschreibung, Analyse und Vermittlertätigkeit ein, der Aufgabe einer „Europäischen Ethnologie" ist, die diesen ihren Namen nicht bloß als Lippenbekenntnis verstehen will.

Herbert Nikitsch

Anmerkungen

1 Der Standard, 24.6.1994.

2 Georges Vigarello: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt am Main/New York 1988.

3 In: Zeitschrift für Volkskunde, 71 (1975), S. 1 – 20; s. auch Ders.: Nonverbale Kommunikation. In: H. Bausinger, E. Moser-Rath (Hg.): Direkte Kommunikation und Massenkommunikation (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 41. Band). Tübingen 1976, S. 207 – 213.

4 Z.B. Åke Daun: Studying National Culture by Means of Quantitative Methods. In: Ethnologia Europaea 19 (1989), S. 25 – 32; Åke Daun u.a.: Personality Traits Characteristic for Finns and Swedes. In: Ethnologia Scandinavica 19 (1989), S. 30 – 50.

Jürgen HASSE, *Heimat und Landschaft. Über Gartenzwerge, Center Parcs und andere Ästhetisierungen.* Wien, Passagen Verlag, 1993. 97 Seiten, 5 S/W-Abb.

Über ästhetische Dimensionen der Identitätsbildung hat der Hamburger Geograph Jürgen Hasse einen kleinen Essay geschrieben, einen Essay, in dem er anhand konkreter Fallbeispiele antritt, Tendenzen in einem „allgemeinen Prozeß der mimetischen Umweltgestaltung" (S. 32) zu beschreiben. Was heißt das?

Hasse geht – mit anderen – davon aus, daß die (von ihm viel bemühte sog.) Postmoderne das emotionale Verfügen über Landschaft noch einmal grundlegend verändert hat, und daß die gegenwärtigen Ästhetisierungen von Natur wiederum auf gesellschaftliche Konstellationen zurückwirken. Um diese neu gewonnenen Qualitäten, ihre Bedeutung und die Strategien ihrer Plazierung ist es dem Autor gelegen. Sein Schreiben bestimmen die beiden titelgebenden Utopien Heimat und Landschaft, wobei erstere wegen ihrer Reduktion auf das Räumlich-Ästhetische nur unscharfe Konturen gewinnt, letzere aber griffig gefaßt – als vermittelndes Abstraktum der utopischen Versöhnung mit der Natur – die Argumentation bestimmt.

Den Zusammenhang zwischen Heimat und Landschaft sucht und findet Hasse in den *großen und kleinen Gärten*; er liest sie historisch und dann vor allem gegenwartsorientiert als Ergebnisse mimetischer Prozesse, als Zeugnisse sowohl einer nachschaffenden als auch einer verändernden Kraft. Mimesis begreift er mit Wulf als einen Weg, „auf dem sich der Mensch der Umwelt, den anderen Menschen oder auch kulturellen Produkten ähnlich macht und sie dadurch in sich aufnimmt" (S. 32). Gleichzeitig geht er auf Distanz zu der lange Jahre diskussionsbestimmenden Unterstellung kompensatorischer Fähigkeiten des Naturerlebens; die Versöhnung mit der Natur – größte Utopie der Moderne – könne auch keine noch so idealisierte Landschaft bringen. Als Zeugen werden die künstlichen Gärten der *Indoor-Recreation* namhaft gemacht, Spaßbäder, Aquadroms, Erlebnisparks, die sich der Aneignung konsequent verweigern, weil sie keine Natur mehr nachstellen, sondern sie rundum ersetzen: Selbst die Sinneswahrnehmung ist von der Außenwelt abgekoppelt. Ähnlich verfahren Simulationen wie Euro-Disney oder Werbelandschaften; sie bedienen sich der „Dissuasion" (Baudrillard), weil sie von vornherein irreale Utopien anbieten, den Schein durch Schein überlagern und *anästhetisieren*, was eigentlich ästhetisiert wird. Bestes Beispiel sind Autowerbungen, welche die Autos verschwinden lassen und dafür Natur ins Bild rücken. Hasse spielt solches an einigen Beispielen durch (Werbung für Herrenbekleidung durch erhabene Natur, Werbung für die Dienstleistungen einer Bank durch romantische Landschaft und Werbung für einen Mineralölkonzern durch ästhetisierte Naturfragmente); das Verdienst liegt dabei in der Analyse und begrifflichen Ordnung

hinlänglich bekannter Praktiken, über die Schlüsse könnte man diskutieren. Ob durch die Entrückung der Botschaften tatsächlich der Rezipient zum Autor wird, ob ihm damit wirklich Mittel der Aneignung und Ideologiekritik an die Hand gegeben werden, sei einmal dahingestellt.

Schwieriger noch erscheint die Subsumierung virtueller Welten – extraterrestrische Städte und Cyber-Space – unter den Begriffen Landschaft und Heimat. Freilich mag es verlockend sein, darin die Auflösung der Utopie zu verorten, weil der Schein zum Sein wird und weil sich (vielleicht?) auch im Virtuellen die nicht erfüllten Versprechungen sublimieren lassen. Aber noch ist nicht nur der Umgang mit solcherart entmaterialisierten Fiktionen von anderer Distanz als das Herantreten an das konventionell Natürliche, sondern auch die Wahrnehmung der Verheißungen. Will sagen, niemand wird heute mehr eine Urnatur postulieren oder zum Gegenstand seiner Heimatfiktionen machen, weil – um mit Hasse zu sprechen – das Mimetische stets schon den Einbau von Bildern in die Utopie voraussetzt; aber ebensowenig wird sich heute jemand von dem Gedanken beseelen lassen, seine Sehnsucht nach Natur könnte durch eine von Computern simulierte Welt befriedigt werden. Hat nicht Landschaft in Wirklichkeit dort die größten Chancen, zum Identifikationsangebot zu werden, wo sie sich selbst am nächsten kommt und ihre Ästhetisierungen verschleiert? Mit Sicherheit kann es da keine scharfen Trennlinien mehr geben – und dies führt Hasse mit seinem erweiterten Landschafts- und Gartenbegriff ja auch eindrucksvoll vor –, mit Sicherheit fordern aber auch nach wie vor die weniger (oder traditionell) medialen Angebote mehr die Identität heraus als das dissuadierte Naturschöne.

Dies spricht nicht dagegen, angesichts sich rapide verändernder Landschafts- und Heimatdarbietungen eine neue Kompetenz, eine *ästhetische Rationalität* zu fordern. Die Schwierigkeit an Hasses lesenswerter Argumentation scheinen vielmehr in der durch ein komplexes Begriffsrepertoire letztlich stark vereinfachenden Darstellung zwar verwandter, aber in der alltäglichen Praxis fein differenziert wahrgenommener Erlebnisangebote zu liegen.

Bernhard Tschofen

M. G. VARVUNIS, Λαική λατρεία και Θρησκευτική συμπεριφορά των κατοίκων της Σάμου *[Volksreligion und religiöses Verhalten der Bewohner von Samos]*. Diss. Athen 1992, 348 Seiten, 8 Übersichtskarten, zahlr. Tabellen und graphische Darstellungen.

Die ausgezeichnet dokumentierte Dissertation von Varvunis, Volkskundeassistent an der Universität Thrakien, der bisher Arbeiten zu „Musikalischen Handschriften aus Hag. Nikolaos auf Samos" 1989, „Mythologische und volkskundliche Studien" 1990, „Volkskundliche Nachrichten aus dem Reisewerk ‚Voyage en Morée' von Fr. Pouqueville" 1991 vorgelegt hat, entspringt der Meraklis-Schule einer soziologischen Aufarbeitung der religiösen Volkskunde und bildet demnach ein Pendant zur Dissertation „Das religiöse Verhalten der Bewohner der Insel Kea" von Euphrosyne Karpodini-Dimitriadi (vgl. meine Rezension in ÖZV 92, 1989, S. 346 – 348). Systematische Quellenaufarbeitung in unveröffentlichten Sammelhandschriften verschiedener volkskundlicher Institutionen, der samiotischen Lokalpresse und eigener Feldforschungsaufzeichnungen verbinden sich mit einer bedeutenden Umschaufähigkeit und Literaturkenntnis und führen zusammen mit dem akribisch dokumentierenden Arbeitsstil zu anschaulich präsentierten Ergebnissen. Diese sind dahingehend zusammenzufassen, daß die religiöse Praxis seit 1940 in Schwundstufen verläuft, die auf Auswanderungswellen und demographische Ausdünnung der Inselbevölkerung zurückzuführen ist, ab 1960 auch auf die Änderung des Lebensstils in den Städten des Eilands, der zunehmend vom Tourismus und tourismusabhängigen Aktivitäten beeinflußt ist. Ab der Mitte der 80er Jahre kommt es auch zu Versuchen folkloristischen Wiederbelebens von religiösem Brauchtum. Die Änderungen betreffen sowohl die Lebenslaufbräuche wie auch den religiösen Hintergrund der Produktionsverfahren und fußen in einem allgemeinen Zurückgehen des Kollektivgefühls der „Wir-Gruppe", das vielfach die psychologischen Voraussetzungen abgibt für öffentliche religiöse Brauchkomplexe. Trotzdem ist die eigentliche religiöse Sensibilität kaum zurückgegangen (hier treffen sich die Ergebnisse mit denen von Karpodini-Dimitriadi), bloß manifestiert sie sich nicht mehr so häufig im öffentlichen rituellen Kontext. Das ist an den z.T. bedeutenden Geldspenden für die Erhaltung von Kirchen und Kapellen abzulesen wie auch an der lokalen Massenbeteiligung an den einzelnen regionalen Heiligen- und Krankenfesten (Kirtagen), die in z.T. abgelegenen Kapellen abgehalten werden. Auch brauchtümliches Verhalten, das mit Gesundheit, Volksmedizin, psychischem Gleichgewicht und innerlichem Aufarbeiten von Ereignissen zu tun hat, also „Therapie"-Riten im weitesten Sinn, Votivgaben, spezielle Litanei-Anrufungen usw. sind keineswegs zurückgegangen. Bei diesen Beobachtungen ist auch eine Grenze zu ziehen zwischen Städten und Dörfern: in

den regionalen Urbanformationen macht sich eine gewisse kosmopolitische „Athen"-Atmosphäre breit, die vor allem auf die große Anzahl anwesender Nicht-Samioten aus professionellen und anderen Gründen zurückzuführen ist. Dazu kommt ab der Mitte der 70er Jahre auch eine Reihe von Mischehen, sogar mit ausländischen Touristinnen. Beeinflußt wird das religiöse Verhalten im Westen der Insel durch den Strahlbereich des Johannes-Klosters auf Patmos, im Osten durch das orthodoxe Patriarchat von Jerusalem (gewisse Elemente der Meßtypika entstammen hier dem Jerusalemer Ritus).

Der Aufbau der Arbeit ist folgerichtig, die Einzelkapitel sind jeweils ausgezeichnet belegt. Auf eine allgemeine Einleitung (S. 13 – 16) folgt das erste Kapitel zur Geschichte der Insel (S. 17 – 33) mit geographischen, humangeographischen, demographischen und auch rein historischen Angaben. Das zweite Kapitel führt in das Kirchenwesen von Samos ein (S. 35 – 88) und enthält Informationen zur Geschichte und Verwaltungsstruktur der ekklesialen Einrichtungen, zur sozialen Stellung der Priester und ihren Befugnissen, zur räumlichen Verteilung von Kirchen, Kapellen und Flurkapellen (Einzugsbereich, Heiligenwidmungen, Feste, Kirchweihtage usw.), zu Klöstern und Mönchswesen (Grundbesitz, Größe, Anzahl der Mönche und Nonnen, Geschichte), zu Diözesen und Pfarrsprengeln, zum Wallfahrtswesen, schlußendlich zu den Nicht-Orthodoxen, den Katholiken und „Altgläubigen" (die noch dem Alten Kalender folgen). Kapitel 3 „Kirchliche Riten und Feste" (S. 89 – 125) bildet dann das zentrale Kapitel der Arbeit mit systematischen Angaben zu den Sonntagsmessen, den Privatmessen, liturgischen Opfern *(prosphora),* Wasserweihungen und letzten Ölungen, zu dem System der religiösen Kirchweihfeste *(panegyria)* mit tabellarischen Auflistungen sowie zu anderen Liturgien und Riten („heimliche Liturgien", 40-Tage-Liturgie, therapeutisches Hinwegschreiten der Priester über den Kranken usw.), zu Litaneien sowie endlich zu umstandsgebundenen und neueingeführten Riten; weiters betreffen die Angaben die offiziellen Heiligenfeste der Insel.

Kapitel 4, ebenso zentral, beschäftigt sich mit „Verehrenden und religiösen Aktivitäten" (S. 127 – 168), aufgegliedert in den Familienkreis, Glaube und Kult der Panagia und der Heiligen (mit Auflistung der einzelnen Schutzpatron-Funktionen der Heiligen für gewisse Berufe, Katalogisierung der Beinamen der Mutter Gottes sowie der Lokalbenennungen der Heiligen, Arbeitsverbote und Strafen bei Übertretung), die Beziehung Mensch – Gott (mit therapeutischen Praktiken wie Heilschlaf in der Kirche, das Aufhängen der Kleider von Kranken auf Bäumen bei Kapellen, der symbolische „Verkauf" von kranken Kleinkindern, Weihwasser-Quellen *[hagiasmata]* und ihr Gebrauch, Wallfahrtsverhalten, Votivgaben und Weihgeschenke, Tieropfer, Geräteopfer), Amulette als Kultgegenstände (Kreuze, Kerzen der Karwoche, Palmzweige usw.), Wunderikonen und ihre Legenden, Beruf und Reli-

giosität (bes. Agrarberufe). Kapitel 5 dehnt die Untersuchungen auf den „Weiteren Brauchzyklus" aus (S. 169 – 230) und umfaßt demnach Angaben zu Lebenslaufriten (Geburt und Taufe, Hochzeit, Tod und Begräbnis, Gedenkmessen *[mnemosyna]*, Exhumierung) und Jahreslauf (Herbstfest, Winterzyklus, Weihnachten, Neujahr, Theophanie, Heiligenfeste bis zur Karnevalsperiode, Frühlingszyklus, Karwoche und Ostern, Nachosterwoche, Erster März, Hl. Georgstag, Sommerfeste). In diesem Abschnitt ist die Belegdichte besonders groß, auch neuere kulturanthropologische Literatur ist eingearbeitet.

Kapitel 6 geht noch kurz auf die „Legende" ein (S. 231f.). Sodann folgen die „Ergebnisse" (S. 233f.) (siehe oben), ein Abkürzungsverzeichnis (S. 235f.), die Bibliographie mit der Auflistung von mehr als 100 unveröffentlichten Handschriften aus verschiedenen volkskundlichen Institutionen (S. 237 – 241) und einer reichhaltigen Zusammenstellung von Druckschriften und Sekundärliteratur (S. 241 – 264). Es folgen tabellarische Auflistungen (S. 267 – 319), die die Einzelangaben zu Kirchen und Kapellen in vorbildlicher Gründlichkeit systematisieren, sowie acht Übersichtskarten (S. 321 – 330). Ein englisches *summary* (S. 331f.) sowie ein Generalindex (S. 333 – 343 ohne Namen) beschließen die gründliche und kenntnisreich gearbeitete Studie. Mit Monographien dieses Typs und von dieser Qualität erfahren nicht nur die traditionellen Jahres- und Lebenslaufkaleidoskope der Brauchforschung eine wesentliche methodische Bereicherung, sondern umgekehrt auch die kulturanthropologischen theoretischen Arbeiten auf diesem Gebiet (mit dem Epizentrum Griechenland) eine tragfähige empirische Grundlage.

Walter Puchner

Marina MUNDT, *Zur Adaption orientalischer Bilder in den Fornaldarsögur Nordlanda.* Materialien zu einer neuen Dimension altnordischer Belletristik. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien, Lang Verlag 1993, 282 Seiten.

Das vorliegende Werk ist ein echtes Desiderat für jeden, der sich mit dem für Literaturwissenschaft wie Volkskunde interessanten Motivreichtum hoch- und spätmittelalterlicher Literatur beschäftigt. Dabei sind die altnordischen Fornaldar- und Märchensagas eine besonders ergiebige Gattung, und wenn sich die Autorin auch auf eine – argumentativ gut gestützte (S. 37 – 53) – Auswahl von 30 Fornaldarsögur beschränkt, so zeigt doch das von ihr dargelegte Material die weitreichende Bedeutung der nunmehr erstmals monographisch erfaßten orientalischen Einflüsse. Dies macht den

bleibenden Wert des Buches aus, das sich somit neben die alten, aber exzellenten Motivstudien von Leach und Schlauch stellen läßt. Folgende Kritikpunkte tun dieser Bedeutung keinen Abbruch.

1. Wie in jeder Monographie, die nur *einen* Aspekt eines so reichen Materialfundus erfaßt, macht das vorliegende Werk häufig einen monomanischen Eindruck, was schade ist. Die Autorin hat zweifellos mit der bislang unterschätzten – ganz so neu wie der Untertitel glauben machen möchte, ist der Blickwinkel denn doch nicht – Wichtigkeit der asiatischen Einflüsse recht, aber gerade weil es ihr *nur* um diese geht, bleibt im Zusammenhang vieles ungesagt und unerörtert, das im Sinnzusammenhang der Besprechung der einzelnen Werke doch hätte angesprochen werden sollen. Die Autorin bespricht nämlich die Werke ihres Textcorpus eines nach dem anderen, und da für etliche davon jegliche ausführlichere Behandlung noch immer fehlt, wäre es sicherlich nützlich gewesen, wenigstens auch auf die Motivik der Werke überhaupt einzugehen, was nur teilweise geschieht; allerdings hätte dies den Umfang des Buches drastisch erweitert, sodaß die Beschränkung von daher verständlich ist. Das Insistieren der Autorin auf der Bedeutung orientalischer Motive macht oft auch den Eindruck des Einrennens offener Türen, denn an der Wirksamkeit dieses Vermittlungswegs ist, wie gesagt, nicht zu zweifeln, auch wenn man im einzelnen die konkrete Herleitung eines bestimmten Motivs anzweifeln will – denn eine konkrete Quelle ist für Wandermotive doch wohl unnötig.

2. die Autorin hegt eine Vorliebe für solche orientalische Motive, die noch vor dem Hochmittelalter direkt durch *skandinavische* Vermittlung aus dem Südosten gekommen sein könnten, und wertet wiederholt andere ab, die „nur" auf dem Umweg über kontinentaleuropäische literarische Werke und häufig erst im Spätmittelalter Skandinavien erreicht haben. Diese Limitierung, die auch ihren Niederschlag in der ausführlichen Einleitung (S. 9 – 36) und dem historischen Kapitel „Harald der Harte und seine Gefährten" (S. 55 – 66) findet, erscheint mir bedenklich, ist doch gerade in den spätmittelalterlichen Werken in Island gar kein direkter Einfluß mehr denkbar, was die Autorin allerdings auch nicht behauptet, was sie aber dennoch weniger interessiert. Im Zusammenhang mit der direkten, also durch Skandinavier bewerkstelligten Vermittlung von Motiven sieht die Autorin aber auch einen Ansatz für eine Neudatierung mancher Fornaldarsögur, die nicht unproblematisch ist, da etwaige – schriftliche oder mündliche – Vorstufen der erhaltenen Werke nicht ausreichend zu evaluieren sind und sich hier leicht falsche Schlußfolgerungen einschleichen.

3. Der schwerste Vorwurf, der vorliegendem Buch zu machen ist, betrifft eine, wenn man so will, formale Seite, nämlich die auffälligen Mängel in Stil, Grammatik und Orthographie. Dabei mag die Kritik am umgangssprachlich-lässigen Ton noch Geschmackssache sein, wenn auch wissen-

schaftliche Arbeiten wohl ihren eigenen Stil fordern, aber die grammatikalischen und orthographischen Verfehlungen – so fehlen vermutlich einige hundert Kommata in diesem Band – müssen auch dem (offensichtlich fehlenden) Verlagslektorat angelastet werden und trüben die Lektüre beträchtlich. Dazu kommt eine reichlich verwirrende, weil uneinheitliche Praxis bei der Auszeichnung im Apparat und der Bibliographie sowie mangelnde Sorgfalt bei der Koordination der beiden – Bücher, die im Text oder Fußnoten aufscheinen, werden in der Bibliographie nicht aufgeführt (so gleich beide auf S. 130, FN 5, genannten Titel), Primärliteratur steht unter der Sekundärliteratur (z.B. u. Pálsson) u.ä.

Dessen ungeachtet legt M. Mundt ein nützliches Buch vor, ein Buch, das von langer Einarbeitung in die Materie zeugt und ein Buch, das Lust auf die Beschäftigung mit diesem Textcorpus macht: und das ist viel. Außerdem ist nun ein Großteil der orientalischen Motive der Fornaldarsögur zugänglich gemacht, und es wäre nur zu hoffen, daß M. Mundt bald Nachfolger findet, die diese Arbeit für die noch reichere Gattung der originalen Riddarasögur der Spätmittelalters leisten.

Rudolf Simek

Miloš OKUKA, Petra REHDER, *Das zerrissene Herz. Reisen durch Bosnien-Herzegowina 1530 – 1993.* München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1994, 162 Seiten, 13 Abb.

Neuerschienene Bücher über Bosnien zu lesen, bereitet heutzutage kein Vergnügen; schier unbeschreiblich sind die Grausamkeiten des gegenwärtigen Krieges in diesem Land, sodaß es dem Leser, der sich darauf einläßt, einiges abfordert.

Eine Ausnahme bildet eine Neuerscheinung in der Beck'schen Reihe. Unter dem Titel „Das zerrissene Herz. Reisen durch Bosnien-Herzegowina 1950 – 1993" haben Miloš Okuka und Petra Rehder eine Anthologie deutschsprachiger Reisebeschreibungen herausgegeben. Sie reichen von der Zeit der osmanischen Eroberung über die Okkupation durch das Habsburgerreich bis zu den Kriegsereignissen der Gegenwart und schildern ein Land, in dem Völker und Religionen, in dem Orient und Okzident wenn nicht immer miteinander, so doch zumindest nebeneinander friedlich gelebt haben.

Diese Vielfalt der menschlichen Beziehungen, der kulturellen Äußerungen und der landschaftlichen Schönheiten Bosniens war es, die die Berichterstatter für dieses Land einnahm und die sie ihren Lesern vermitteln wollten, selbst wenn ihre eigentliche Mission eine andere war. Es handelt

sich bei den Autoren nicht in erster Linie um Reiseschriftsteller – wir finden unter ihnen Ärzte, Beamte, Journalisten, Lehrer, die private wie berufliche Gründe nach Bosnien führten. Die Autoren werden in Kurzbiographien dem Leser vorgestellt, ebenso ihre Werke. Hervorheben könnte man Milena Preindlsberger-Mrazović, die das erste weibliche Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Wien war, Moriz Hoernes, der nach seinem Studium in Wien im neuen bosnischen Landesmuseum in Sarajewo tätig war, sowie Johann von Asbóth, der nach der Okkupation 1878 mit dem damaligen Finanzminister Kállay das Land bereiste und in seinem Bericht wichtige Aufzeichnungen auch zur Ethnographie lieferte.

„Bosnien. Zwischen Okkupation und Attentat" ist übrigens auch das Thema der derzeitigen Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, die die Entdeckung des Landes durch die österreichische Forschung und die Entstehung der Bosniensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde schildert. Einige der in der Anthologie vorgestellten Personen werden auch in der Ausstellung gewürdigt. Ihre Werke im Ganzen zu lesen, lohnt sich. Bezüge zur Gegenwart stellen sich tragischerweise von selbst ein.

Die Anthologie von Miloš Okuka und Petra Rehder ist dem Leser in mehrfacher Hinsicht zu empfehlen: die klug ausgewählten Texte, ergänzt durch Angaben zu Autor und Werk, Abbildungen und Zeittafel, Quellenverzeichnis, Ortsregister und Karte, wecken Verständnis, erweitern unsere Kenntnis über Bosnien und seine Menschen und machen die heutige Lage in diesem Land eher begreifbar.

Barbara Mersich

Hanns HAAS, Robert HOFFMANN und Kurt LUGER (Hg.), *Weltbühne und Naturkulisse. Zwei Jahrhunderte Salzburg-Tourismus.* Salzburg, Verlag Anton Pustet 1994, 215 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W-Abb.

Es mag verwundern, daß eine umfassende Tourismusgeschichte Salzburgs, einer der meistbesuchten Tourismusregionen Österreichs, noch nicht geschrieben wurde. Jetzt liegt sie vor in einem äußerst ansprechenden und mit reichem Bildmaterial ausgestatteten Band, herausgegeben von zwei Historikern und einem Publizisten der Salzburger Universität unter Mitarbeit von Angehörigen weiterer Salzburger Institutionen. 26 kurz gefaßte Beiträge erzählen die Geschichte des Tourismus in Salzburg von den ersten Reisenden bis zu heutigen Tourismusmarketingstrategien, von wirtschaftlichen Aufschwüngen und Abhängigkeit, von politischen Einflüssen und ganz persönlichen Sichtweisen. Zahlreiche Originalzitate aus zeitgenössischen

Berichten, regionalen Zeitungen, Reiseliteratur und Interviews lassen die Beiträge zu einem kurzweiligen und die Spannung im Detail findenden Lesevergnügen werden. Großartig zudem das Bildmaterial, zum Teil ganzseitige Farbabbildungen von Lithographien, Werbeplakaten, Prospekten und Postkarten sowie zahlreiche Schwarz-Weiß-Photos aus Privatarchiven.

Hanns Haas, Historiker und Verfasser zahlreicher Arbeiten zu kulturhistorischen Themenbereichen, behandelt im vorliegenden Band den gesellschaftlichen Wandel in Salzburg von einer Agrar- zur Freizeitgesellschaft, beginnend mit einem sozialhistorischen Abriß über die Situation Salzburgs und seiner Bevölkerung in vortouristischer Zeit. In weiteren Beiträgen befaßt er sich mit der *Eroberung der Berge*, ihrer Verwandlung in ein ästhetisches Ideal, mit dem Bergsteigen zwischen heroischem Alpinismus und Sportbegeisterung sowie den damit verbundenen Aktivitäten der alpinen Vereine im Hüttenbau- und Bergführerwesen. Vom Leben und Alltag der Sommerfrischler erzählt *Die Sommerfrische – eine verlorene touristische Kulturform.* Robert Hoffmann, Historiker und Mitherausgeber des Bandes, analysiert die literarische und künstlerische Entdeckung der Stadt und des Landes Salzburg in der Romantik, nicht ohne auf die politischen Wirren und die Not der Bevölkerung dieser Zeit hinzuweisen. In anschließenden Beiträgen thematisiert er die touristischen Leitbilder und deren Standardisierung, die wirtschaftlichen Auswirkungen der Erschließung des Landes durch die Eisenbahn und das Einsetzen einer gezielten Förderung des Tourismus durch den Hotelbau und die Etablierung von Musikfesten.

Die Entwicklung des Salzburger Gastgewerbes, des Bädertourismus und das Aufkommen erster Verschönerungsvereine im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert legen Thomas Hellmuth und Ewald Hiebl dar. Der Geograph Guido Müller beschreibt den frühen Wintertourismus in den Salzburger Bergen, den Ausbau der Straßen, die Einführung von Buslinien und die Einrichtung der ersten Flugverbindungen. Besonders interessant der Beitrag des Historikers Ernst Hanisch über die Entwicklung des Fremdenverkehrs in der Zwischenkriegszeit, der anhand von Seelsorgeberichten den sozialen Wandel, die Auflösung traditioneller Lebensweisen – von seiten der Kirche skeptisch registriert – besonders deutlich macht. Hanisch thematisiert auch die Doppelrolle, die die einheimische Bevölkerung zwischen Moderne und ländlich-bäuerlichem Image spielt. Über den illustren Festspieltourismus der Zwischenkriegszeit, den Aufschwung der Salzburger Trachtenmode und den Zeitvertreib der Festspielgäste erzählt Ulrike Kammerhofer-Aggermann, die in einem weiteren Beitrag – *Kulinarisches zum Salzburg-Tourismus* – auch den Herkunftsgeschichten einiger Salzburger Spezialitäten nachgeht.

Ausgehend vom Beispiel Wagrain schildert der für seine Analysen der NS-Zeit bekannte Historiker Gert Kerschbaumer die unmittelbaren Auswir-

kungen des „Anschlusses" auf den Tourismus sowie den Kriegsalltag im touristischen Bereich. Auch der unrühmlichen Rolle der einheimischen Bevölkerung bei der Hetze gegen die „Luxus-Touristen", bei „Gauaufmärschen" sowie dem mit fortschreitendem Krieg aufkeimenden Fremdenhaß gegenüber Umsiedlern, Reichsdeutschen und – in unmittelbarer Nachkriegszeit – gegenüber ausländischen Flüchtlingen weicht Kerschbaumer nicht aus.

Die Darstellung der Entwicklung des Fremdenverkehrs in der Zweiten Republik, die Phasen des Wiederaufbaus, des Aufschwunges, der Stagnation in den siebziger und achtziger Jahren bis zur Neuorganisation seit 1986 und den anstehenden Problemen aus wirtschaftlicher Sicht schildert Anna Hofstätter-Schmidt, und der Publizist Hans Scharfetter befaßt sich mit den Werbestrategien seit der Nachkriegszeit bis zum Marketing der neunziger Jahre und einer neu praktizierten Form der Kommunikation zwischen Touristik, Reisenden und Bereisten. Ökonomische und ökologische Auswirkungen von Skisportgroßveranstaltungen in Salzburger Gemeinden zeigt der Sportwissenschaftler Reinhard Bachleitner auf, und der Historiker Johannes Straubinger versucht in einem Beitrag *Zur Geschichte des Naturschutzes im Bundesland Salzburg* die Genese der Naturschutzidee vom ersten Artenschutz bis zum Schutz von „Landschaft" nachzuzeichnen.

Der Publizist Franz Rest, bekannt durch engagierte Studien über das Bild des Bauern in unserer Gesellschaft zwischen Idealisierung und Realität, behandelt die *Beziehung zwischen Fremdenverkehr und Landwirtschaft,* weicht jedoch im letzten Teil seines Beitrags zu sehr zum Thema „Dorferneuerung" ab. *Erfahrungen mit dem Tourismus im Gasteinertal* seit den dreißiger Jahren schildern ältere Gewährspersonen in einer, von Rest und dem Publizisten Kurt Luger zusammengestellten und mit einer – Hintergründe erklärenden – Einleitung versehenen Zitatensammlung. Besonders hervorzuheben ist auch der Beitrag *Salzburg als Bühne und Kulisse,* in dem Kurt Luger die Genese Salzburgs zu einem prägenden Element des österreichischen Weltimages nachgeht, gegenwärtige kulturpolitische Fragen andiskutiert und dabei auch die Sichtweise der Bevölkerung einbringt. Der zweite Teil dieser Arbeit ist den in Stadt und Land gedrehten Filmen und deren Wirkung auf den Salzburg-Tourismus gewidmet.

Der abschließende Beitrag von Kurt Luger und Franz Rest *Vom Massentourismus zum Sanften Reisen* legt nochmals die wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs für Salzburg dar und präsentiert Statistiken und Studien zur Verkehrsentwicklung, den Umweltbelastungen und der touristischen Arbeitsmarktsituation. Der Kritik an dieser Entwicklung folgt ein neues Marketingkonzept der *Salzburger Land Tourismus Ges.m.b.H.,* das eine kultur- und landschaftsschonende Entwicklung forciert. Als positives Beispiel beschreiben die Autoren die touristische Vermarktung der Region

Nationalpark Hohe Tauern und die dort gesetzten Initiativen zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung. Ein Nachwort des Landesrats Arno Gasteiger wiederholt die Entwicklung des Salzburger Fremdenverkehrsgesetzes und die Perspektiven für die weitere Entwicklung des Tourismus.

Das Bemühen um eine Erzählung der Geschichte in ihren Tatsachen und ihren entwaffnend ehrlichen Details, fern von Schönfärbereien und Schwarzmalereien, ohne dabei die Situation der berührten Bevölkerung zu übergehen oder zu idealisieren, macht den vorliegenden Band so sympathisch. Ob dieser und der einleitend erwähnten Qualitäten kann man über das zuweilen etwas dick aufgetragene Eigenlob der gegenwärtigen Tourismusentwicklung leicht und gerne hinwegsehen.

Ulrike Vitovec

Maria PRESENT, *Wohlfeiles heimatliches Waldesrauschen. Inhaltsanalyse und Textkritik der Heimat-Heftromane* (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Band 15). Wien 1993, 156 Seiten.

Die Herausgeber der Buchreihe des Instituts für Volkskunde der Universität Wien haben sich entgegen den bisherigen Gepflogenheiten nunmehr dazu entschlossen, dieselbe durch Studienabschlußarbeiten, die als lesenswert erachtet werden, zu bereichern. Den Anfang dabei macht die Diplomarbeit von Maria Present, die sich mit jener Literatur beschäftigt hat, deren Handlung sich irgendwo in den Alpen – der Heimat nämlich – abspielt und nach 64 Seiten gewöhnlich mit einer Heirat ihr glückliches Ende findet.

So einfach, wie sich diese Gattung beschreiben läßt, so einfach, weil stereotyp, sind die Wesensmerkmale, die sie charakterisieren. Maria Present hat Motive und Komponenten, aus denen der Heimatroman zusammengesetzt ist, und Wertvorstellungen, die er transportiert, aufgegliedert und analysiert. In den einzelnen Kapiteln untersucht sie Männer- und Frauenrollen, die Bedeutung von Arbeit, dörflichem Umfeld, Glaube und Aberglaube, die Darstellung der Sexualität und den Mythos vom Bauer-Sein. Und ihr Urteil über die vom Heimatroman vermittelten Ideale und Normen ist ein sehr strenges: In den überaus erfolgreichen und auflagenstarken Romanreihen werden durchwegs fragwürdige Rollenzuschreibungen an die Geschlechter tradiert, ohne diese auch nur in Ansätzen zu hinterfragen; die Handlung ist eingebettet in einen lieblichen Rahmen, der in einer realitätsfernen Scheinwelt angesiedelt ist, wie sie früher nirgendwo und heute nicht mehr anzutreffen ist; und der Bauer wird einer romantischen und auch faschistischen Tradition folgend idyllisierend dargestellt, seine wirkliche gesellschaftliche und soziale Stellung schlichtweg geleugnet.

Trotz dieses Urteils verfällt die Autorin nicht in die sattsam bekannte kulturpessimistische Agonie, aus der heraus von der platten Stereotypie eines trivialen Mediums auf den Geisteszustand der Rezipienten geschlossen wird. Überhaupt hat sie es weitestgehend vermieden, Aussagen über die Leserschaft zu machen. Ein kurzer Versuch zum Schluß, der Faszination nachzuspüren, die der Trivialliteratur innewohnt, ist ihr einziger Beitrag, der in diese Richtung deutet. Dementsprechend sind auch keinerlei empirische Untersuchungen vorgenommen worden. Methodisch ist das Buch ganz auf eine qualitative Inhaltsanalyse aufgebaut. Textpassagen aus einer Reihe von Heftromanen werden präsentiert, kommentiert und analysiert, mit anderen belletristischen Quellen und wissenschaftlichen Meinungen konfrontiert und bisweilen auf pointierte Art und Weise abqualifiziert. Mit einer exakten quantifizierenden kommunikationswissenschaftlichen Inhaltsanalyse hat das sehr wenig zu tun, und Vertreter der entsprechenden Profession würden womöglich eine weit weniger freundliche Rezension verfassen als dies hier geschieht. Doch scheint mir die gewählte Vorgangsweise – wiewohl schwerer überprüfbar – durchaus plausibel zu sein.

Stilistisch ist das Buch unkonventionell und essayistisch, eigentlich gar nicht nüchtern, dafür aber umso lesbarer. Die Wissenschaftlichkeit jedenfalls bleibt trotz kurzweiliger Seitensprünge und eigenwilliger Formulierungen aufgrund der analytischen Logik gewahrt.

Interessanterweise hat mich das Buch, obwohl die Kritik am Heimatroman niederschmetternd ist, auf denselben neugierig gemacht – neugierig auf die vielen von ihm transportierten Klischees, die ob ihrer Hundertschaft ergreifend sind.

Christian Stadelmann

Vera MAYER, *Burgenland. Bau- und Wohnkultur im Wandel* (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, 21; Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte 602). Wien 1993, 223 Seiten, Anhang mit Abb. und Graph., Karte.

Die Autorin wandelt auf Arthur Haberlandts Spuren, dessen 1935 erschienener Band „Volkskunde des Burgenlandes, Hauskultur und Volkskunst" die Ausgangsbasis für eine fortführende, auch die Gegenwart einbeziehende Hausforschung ist. So verdienstvoll Haberlandts Kunsttopographie ist, so bietet sie wie fast alle Denkmälerinventare der dreißiger, sogar noch der fünfziger bis sechziger Jahre eine nur lückenhafte Bestandsaufnahme von Haus und Hausrat. Aber trotz ihren Defiziten boten die frühen hauskundlichen Erhebungen des langjährigen Direktors des Wiener Museums für

Volkskunde (bis 1945) die Chance, im Sinne der von der Erzählforschung bekannten „wiederholten" oder Retour-Untersuchungen die alten Ansätze aufzugreifen und großenteils sogar dieselben Objekte wieder zu interviewen. Damit ließen sich frühere Forschungslücken schließen; und der bei Haberlandt vernachlässigten Entwicklung ab 1900 konnte der ihr gebührende Rang eingeräumt werden.

Die Verfasserin hat das umfangreiche Material, das sich im wesentlichen auf ca. 60 Objekte in 30 Orten konzentriert, zunächst nach bautypologischen Kriterien geordnet. Dabei versucht sie – soweit dies möglich ist –, auch den Entwicklungslinien des äußeren Erscheinungsbildes und der Raumstruktur nachzugehen. Manches, etwa die Ausrichtung des Hakenhofes, erklärt sich auf Grund analoger Verhältnisse benachbarter Regionen, aus deren Baugesetzgebung, da ebenfalls habsburgisch, sich auch für das Burgenland gewisse Rückschlüsse ziehen lassen. Bedauerlicherweise existiert aus den Zeiten des Wiederaufbaues nach den Türkeneinfällen – die geplanten „Ingenieurdörfer" und die Kolonistensiedlungen – kein direkt zugängliches Quellenmaterial. Noch schwieriger wird das für die Zeit vor 1600, aus der zudem mit Ausnahme der Ackerbürgerstädte nur wenige Bauten erhalten sind.

War bis Mitte des 19. Jahrhunderts im mittleren Donauraum die giebelseitige Ausrichtung der bäuerlichen Häuser zur Straße hin üblich – darunter etliche Varianten des barock beeinflußten Schweifgiebels mit Volutenzier –, so setzte sich danach, als Ausdruck wirtschaftlicher Prosperität, das sogenannte Breitfassadenhaus durch. Es handelt sich meistens dabei um Mehrseithöfe mit einer langen straßenseitigen Front. Bei einem Vergleich der Fotos von Haberlandt (1935) und der heutigen Situation ist allerdings erschreckend, wie viele dieser Bauten in den letzten Jahrzehnten für profitablere Neuanlagen geopfert worden sind.

Geänderte sozio-ökonomische Voraussetzungen sind eine bedeutende, wenn nicht die wichtigste Antriebsfeder für den Wandel im Hausbau. Dies belegen, um nochmals auf das 19. Jahrhundert einzugehen, Arbeiterhäuser, wie sie auch im Burgenland im Umfeld von Zucker- und Textilfabriken als zweigeschossige Bauten mit bewohnbarem Dachgschoß entstanden sind. Arbeiterhäuser mit geteilter Küche für zwei Familien und je einem kleinen Schlafraum kannte man übrigens schon zur Zeit Maria Theresias. Ein Beleg von 1751 zeigt das.

Der Hauptteil der Untersuchung von V. Mayer, die „Haus- und Hofformen", schließt mit etlichen Fallbeispielen, welche den Wandel nach 1945 nachzeichnen. Diese Zeugnisse dokumentieren einerseits die ganze Skala des zivilisatorischen Fortschritts im Sinne des Wohnkomforts und andererseits den Verlust einer baulichen Kultur. Die Unmittelbarkeit der Sprache, weil unverändert wiedergegeben, überzeugt zutiefst und macht dieses Kapitel zum Herzstück der Publikation, zumal, da wir es mit Individualquellen zu tun haben.

Das Material der Fallbeispiele, bei denen die verschiedenen sozialen Verhältnisse berücksichtigt werden, bildet zusammen mit den Ergebnissen der schon erwähnten Fragebogenaktion den Grundstock für das folgende Kapitel des Wohnens. Es beinhaltet nicht nur die Ausstattung der einzelnen Wohnräume, wie sie die alte Literatur der Hausforschung überliefert hat, sondern stellt vor allem den Wandel innerhalb der Ausstattung dar, wie ihn das 20. Jahrhundert mitgebracht hat. Hierzu gehören auch Änderungen im hausfraulichen Arbeitsablauf, die etwa auf Grund der Elektrizität oder der neuzeitlichen Wasserleitungen ermöglicht worden sind.

Auch die beiden nächsten Kapitel „Bauen auf dem Land", bei dem insbesondere der Abschnitt über die „Gesetzgebung" interessiert, und die „Bauentwicklung und -gesinnung auf dem Land" gehen von den tradierten baulichen Gegebenheiten aus, um sich dann ausführlich mit architektonischen Gegenwartsproblemen bis hin zu den Antipoden von Folklorismus und Denkmalpflege zu befassen. Insgesamt ein weites Spektrum der ländlichen baulichen Alltagssituation, die auch auf andere Regionen als das Burgenland zutrifft.

Den Band runden beigelegte Übersichtskarten, Aufmaße und Pläne sowie ein vorzüglicher Fotoanhang ab, bei dem vor allem die Gegenüberstellungen des „ante" von 1935 und des „post" der achtziger Jahre aufschlußreich sind. Hier gewinnt man noch einmal einen Überblick über den Wandel im Ganzen, der ja auch der Grundtenor des Buches ist und der eines der Anliegen des leider nicht mehr bestehenden „Institutes für Gegenwartsvolkskunde" war. Für die österreichische Hausforschung ist Vera Mayers Publikation ein Gewinn, weist sie doch anhand des heutigen baulichen Geschehens auf dem Lande in eine neue Richtung der Alltagskultur.

Klaus Freckmann

Hans HEISS, Hermann GUMMERER (Hg.), *Brixen 1867 – 1882. Die Aufzeichnungen des Färbermeisters Franz Schwaighofer* (= TRANSFER Kulturgeschichte, Band 1, hg. von Hans Heiss und Reinhard Johler). Bozen – Wien, Folio Verlag 1994, 464 Seiten, zahlr. Abb.

Brixen – älteste Siedlung Tirols; jahrhundertelang Mittelpunkt des gleichnamigen, 1803 säkularisierten Fürstbistums; 1805 an Bayern, 1815 wieder an Österreich, 1919 mit Südtirol an Italien gefallener Bischofssitz; heute Ferien- und Kurort mit nachhaltigem Traditionskapital: „Hoch ragen die Brixner Türme seit Jahrhunderten (...), aber viel älter und stärker sind Volksbrauch und Sitte" weiß das Brixner Heimatbuch (Innsbruck 1937) über diese Stadt, in der – die andere Seite der Medaille – der hier geborene

Publizist Jakob Fallmerayer die „Akropolis stupidesten Stillstands" gesehen hat.

Mit solchen kontroversen Aussagen ist bereits ein Thema angedeutet, von dem der in jeder Beziehung sorgfältig edierte Band als Beitrag zur Brixner Stadtgeschichte handelt: Die Auseinandersetzung mit der Moderne, einer Moderne, die um 1860 auch die Provinz erreicht. Schon das Vorwort der Herausgeber nennt allgemein die einsetzenden Veränderungen des individuellen Raum- und Zeiterlebens, weist auf neue Kommunikations- und Erfahrungsweisen hin und erinnert im Konkreten an die Einführung technischer Entwicklungen wie Eisenbahn, Telegraphie oder Photographie – Entwicklungen, die in der Familien- bzw. Stadtchronik des 1826 geborenen und 1891 gestorbenen Färbermeisters und Gemeindepolitikers Franz Schwaighofer auf lokaler Ebene ebenso dokumentiert werden wie gesellschaftliche Neuerungen, etwa jene des Fremdenverkehrs: „Einige Väter der Stadt versuchten sich [1873] in dem Gedanken, die gewiß sehr schöne und gesunde Gegend dem Fremdenaufenthalte zu eröffnen; man sprach und faselte von Stadtverschönerung etc. Aber wie unter dem bestehenden Regimente überhaupt nichts gedeihen kann, so ist auch dieser Gedanke wieder seinem Absterben nahe; Fremde sind eben der Klerisei ein Dorn im Auge." (S. 120)

Mit diesem Zitat ist ein zweiter thematischer Bezug angesprochen, der den in den vorliegenden Aufzeichnungen fokussierten Sektor Brixner Stadtgeschichte dominiert und zugleich Anfang und Ende des chronikalen Ausschnittes begründet: Nicht zufällig beginnt Schwaighofer, Vertreter der liberalen politischen Minderheit in der Bürgerschaft, die Niederschrift in jenem Jahr, das nach dem Debakel eines verlorenen Krieges gegen Preußen der österreichischen Monarchie mit der Dezemberverfassung eine Neuregelung des Verhältnisses von Kirche und Staat und der deutsch-liberalen Verfassungspartei die Mehrheit im Reichsrat bescherte, zu einem Zeitpunkt also, als der Konflikt mit dem gegen den Wiener Zentralismus opponierenden konservativ-klerikalen Lager gerade in einer kleinstädtischen Bischofsresidenz eine schärfere Gangart anzunehmen und in der Ausprägung eines „Tiroler Kulturkampfes" sich zu manifestieren begann. Schwaighofer fühlt sich in all seinen zuweilen anekdotischen Schlaglichtern, die er auf die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und tagespolitischen Ereignisse des Kleinstadtlebens wirft, dem „Vormarsch des Brixner Liberalismus" verpflichtet, dem Versuch, liberalen Werthaltungen in einem zutiefst gegenläufig geprägten gesellschaftspolitischen Umfeld zum Durchbruch zu verhelfen. Und er bricht die Abschrift des (verschollenen) Originals ebenfalls mit einer gewissen Konsequenz in jenem Jahr ab, das mit einer erfolgreichen Gemeinderatswahl seiner Fraktion jenen kommunalen Handlungsspielraum gewährt, der in späterer langlebiger Koalition von Konservativen und Liberalen in der Stadtregierung sich behaupten und ausbauen ließ.

Doch nicht allein die politisch-öffentliche Dimension ist in der Schwaighoferschen Chronik präsent. Die Aufzeichnungen überliefern nicht nur das „Drehbuch eines innerstädtischen Konflikts" (Heiss, S. 320), solcherart das Stereotyp Brixens als konservative Bastion – deren anachronistische Strukturen in der zeitgenössischen Reiseliteratur von Heine bis Noë mit Verachtung und Spott bedacht wurden – durchbrechend, sondern erlauben auch einen Einblick in die subjektive Perspektive ihres Autors, und das heißt im Falle Schwaighofers: in das Weltbild des kleinstädtischen Bürgertums des 19. Jahrhunderts. Implizit weisen sie so einen Weg, „die problematische Kluft zwischen Mikro- und Makrogeschichte zu überwinden" (Heiss) – argumentativ auf den Punkt gebracht durch die kulturwissenschaftlichen Beiträge von Hans Heiss und Reinhard Johler/Hannes Stekl, die als erläuternder Anhang zu Schwaighofers lebendigen Darstellungen diese erst zu einem rechten – weil von kompetenten Informationen gestützten – Lesevergnügen machen.

Hans Heiss stellt in seinem Beitrag „Fragen an die Stadtgeschichte", die „die bisweilen sehr erfolgreichen Anpassungsstrategien des alten Stadtbürgertums an die Herausforderungen und Zumutungen der Moderne" und somit das „dynamische Potential der Tradition" schlechthin in den Mittelpunkt des Interesses rücken. Auf knapp hundert Seiten bietet Heiss eine anschauliche Chronik Brixens von 1800 bis 1882, biographiert die Gestalt Schwaighofers vor den lokalen gesellschaftlichen und kommunalpolitischen Strukturen und skizziert am Beispiel dieses seines Vertreters die Selbst- und Fremdwahrnehmung eines kleinstädtischen Honoratiorenbürgertums. Er berührt damit eine Thematik, der sich das Team Johler/Stekl in seinem Beitrag „Bürgertum in der Bischofsstadt Brixen" detaillierter widmet. Nach der bibliographisch gut belegten „Zwischenbilanz" einer Bürgertumsforschung, die ihr Sujet nicht bloß „auf theoretisch-abstrakter Definitionsebene zu erfassen, sondern jeweils vor dem spezifischen Hintergrund der einzelnen Städte zu untersuchen" hat (S. 405), sondieren Johler/Stekl „bürgerliche Orientierungspunkte" (die „Welt", die Metropolen, den Bahnhof) und „bürgerliche Lebensfelder" (Politik, Vereinsleben und Festkultur), die sie nicht nur theoretisch umkreisen, sondern jeweils an konkreten Beispielen aus der Chronik Schwaighofers festmachen. Ebenso konkretisieren sie in einem Resümee an der Figur des Chronisten jenen Einheitlichkeit suggerierenden und darum problematischen Begriff einer „bürgerlichen" Weltanschauung – bei der es sich, wie bei jeder Art „Weltsicht", weniger um ideologische Entwürfe oder prinzipielle Wertvorstellungen handelt, sondern eher um das, was man die täglichen realitätskoordinierenden Handgriffe des Geistes nennen könnte.

Auf die sorgfältige Edition des besprochenen Bandes wurde bereits hingewiesen. Bleibt nachzutragen, daß er zum einen durch ein von Hermann

Lauschmann zusammengestelltes Register zu Chronik- und Bildteil mustergültig erschlossen und zum anderen mit seinem reichen Bildmaterial im eigentlichen Sinne des Wortes „illustriert", d.h. nicht nur geschmückt, sondern auch erläutert ist.

Herbert Nikitsch

Werner BÄTZING und Mitarbeiter, *Der sozio-ökonomische Strukturwandel des Alpenraumes im 20. Jahrhundert.* Eine Analyse von „Entwicklungstypen" auf Gemeinde-Ebene im Kontext der europäischen Tertiarisierung (= Geographica Bernensia P 26). Bern, Geographisches Institut der Universität Bern, 1993, 156 Seiten, 3 Karten.

Wenn im Kontext von Strukturwandel oder Ökologie vom Alpenraum die Rede ist, dann geschieht dies meist entweder recht pauschal und ohne die Probleme der unterschiedlichen Alpengebiete weiter zu differenzieren oder mit Blick auf die Überkomplexität des Gebietes geradezu resignierend. Diesem Manko versucht eine von einer Arbeitsgruppe um den interdisziplinär veranlagten – und längst zu so etwas wie zu einem Doyen der neueren Alpenforschung gewordenen – Berner Kulturgeographen Werner Bätzing erarbeitete Studie zu begegnen. Angesichts eines auch den Alpenraum erfassenden Tertiarisierungsprozesses ging es darum, auf Gemeinde-Ebene historisch-empirische Entwicklungstypen zu entwerfen, um so zu zuverlässigeren Aussagen über den sozio-ökonomischen Strukturwandel in den letzten 120 Jahren zu gelangen. Den Hintergrund der Studie bilden wiederum Forschungsdefizite, wie sie die Neuorientierungsversuche einer Berggebietspolitik – in Richtung einer ökologisch verträglichen, nachhaltigen Entwicklung – oder die Arbeit an der sogenannten „Alpenkonvention" zu Tage treten ließen und lassen.

Die Erarbeitung des Konzeptes der Entwicklungstypen erforderte zunächst einmal naturgemäß eine exakte Begrenzung des Alpenraumes, um den Unschärfen der in den sieben Alpenländern unterschiedlichen Berggebietsdefinitionen entgehen zu können. Bätzings Prämisse, die Alpen und ihre Probleme bei größtmöglicher Differenz nach Möglichkeit soweit zu abstrahieren, um zu übertragbaren Modellen gelangen zu können, verlangt den Ausschluß alpennaher Städte und Regionen, die nach Bevölkerungsentwicklung und Struktur deutlich andere Wege gegangen sind als die inneralpinen Gebiete. Tendenzen lassen sich freilich auch übergreifend ablesen: In einer ersten langen Phase (Bätzing setzt sie mit 1848 bis 1955 an) wurden die Alpen zum strukturschwachen Raum abgewertet, „der nur an wenigen Orten durch den Belle-Epoque-Tourismus, durch auf Wasserkraft gestützte

Industrieanlagen und durch die Verkehrsgunst der neuen Eisenbahnlinien punkt- und linienförmig aufgewertet wurde" (S. 7). Flächenhaft, aber ohne den gesamten Alpenraum zu erfassen, wurden nach 1955 einzelne Regionen als Erholungsraum der europäischen Zentren aufgewertet, um dann teilweise in eine seit den achtziger Jahren zu beobachtende neue – oft mit Monofunktionen verbundene – Entwicklung überzugehen: Pendlergemeinden, Tourismusgemeinden etc.

Doch genaueres Hinsehen lohnt, wie allein schon der Blick auf die Bevölkerungsentwicklung – Bätzing verarbeitete Daten aus allen 5.835 Alpengemeinden – zeigt. So stehen etwa extremen Wachstums- auch extreme Entvölkerungsgemeinden gegenüber, während im mittleren Bereich (relative Stagnation) der kleinste Teil der Gemeinden zu finden ist. Der mittlere Wert besagt demnach wenig über die Realität, weil er aus zwei Extremen gespeist wird, die noch dazu räumlich ungleichmäßig über den Alpenbogen verteilt sind. Den größten Bevölkerungsschwund mußten die Gemeinden in den italienischen und französischen Westalpen hinnehmen, während weite Teile der Mittel- und Ostschweiz, Westösterreichs (mit Vorarlberg, Tirol, Salzburg, dem Salzkammergut und Kärnten), Bayerns und Südtirols starkes Wachstum zu verzeichnen haben. Dagegen zieht sich (zunächst um den Alpenhauptkamm, dann ihn südlich begleitend) ein mit Wachstums-, Stagnations- und Rückgangsgemeinden durchsetzter Bogen vom Wallis über das nördliche Piemont, den lombardischen, trentinischen, venetischen und slowenischen Alpenanteil bis hin zu den östlichen Alpenausläufern bei Wien. Ein Vergleich etwa auch der drei beigefügten Karten (Bevölkerungsentwicklung 1870-1990, Alpengemeinden mit den meisten und wenigsten Bewohnern, Höhenlage der Gemeindezentren) zeigt deutlich die Zusammenhänge, welche zwischen den einzelnen Entwicklungstypen und der jeweiligen Höhenlage bestehen. So ist beispielsweise nur für 36 von 109 über 1500 m gelegene – ausschließlich als Tourismusgemeinden einzustufende – Kommunen ein Bevölkerungswachstum zu verzeichnen. „Die bisher übliche Überschätzung des alpinen Tourismus dürfte erstens damit zusammenhängen, daß man – meist unausgesprochen oder unreflektiert – von der ‚engen' Alpendefinition ausging und daher nur den ‚eigentlichen' Gebirgsraum im Blick hatte und zweitens nur die schweizerischen, österreichischen, bayerischen Alpen, nicht dagegen die großflächig strukturschwachen Alpenräume der italienischen und französischen Alpen vor Augen hatte, so daß dadurch der Einfluß des Tourismus auf doppelte Weise überbewertet wurde"(S. 85) – eine Folge touristischer Wahrnehmungsweisen.

Bätzings zehn Entwicklungstypen – *Kleingemeinden, Reliktgemeinden, Agrarische Gemeinden, Industrielle Gemeinden, Dienstleistungsgemeinden, Touristische Gemeinden, Pendlergemeinden, Lokalzentren, Arbeitsplatzzentren, Ausgeglichene Gemeinden* – werden in einzelnen Kapiteln

quantitativ und qualitativ abgeleitet, um schließlich am Beispiel dreier ausgewählter Alpenregionen (Berner Oberland, Provinz Cuneo/Piemonte, Bezirke St. Johann und Tamsweg/Land Salzburg) einer detaillierten Charakterisierung zugeführt zu werden. Dieses Durchspielen des Modells dient der Überprüfung seiner Anwendbarkeit und zeigt die Möglichkeiten, die sich bieten, wenn zwar überschaubare, aber aus unterschiedlichen Gemeindetypen zusammengesetzte Regionen ins Auge gefaßt werden.

Hier liegt auch der Wert der Studie, die als Zwischenbericht und Grundlage für weitere – insbesondere quantitative – Untersuchungen verstanden werden will. Sie bietet raschen Zugang zu faszinierendem Datenmaterial und ermöglicht so gerade für die weitgehend noch ausstehende kulturologische Interpretation auf der Ebene von einzelnen Gemeinden nicht nur einen raschen Einstieg in die Gesamtproblematik, sondern auch die Möglichkeit zur Überprüfung detaillierterer Gemeindedaten an Materialien aus vergleichbaren Alpenregionen und über den engen Horizont der monographischen Ortsbeschreibung hinaus. Für den Überblick und Vergleich sind die sprechenden Karten im Anhang außerdem besonders hilfreich. Obwohl naturgemäß nicht primär für den volkskundlichen Gebrauch geschaffen, empfiehlt sich eine Konsultierung der Studie aus methodischen Gründen wie auch aus Gründen einer gewiß anzustrebenden terminologischen Anpassung selbst für lediglich an kleinräumigen Transformationsprozessen Interessierte.

Bernhard Tschofen

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 341 – 370

Eingelangte Literatur: Sommer 1994

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Eulalia Abaitua Allende Salazar, Gure aurreko Andrak. Mujeres Vascas de ayer. Bilbao, Euskal Erkeologia, Etnografia eta Kondaira Museoa. Museo Arqueologico, Etnografico e Historico Vasco, 1992, unpag., Abb. 67 Tafeln.

Katrin Achilles-Syndram, Bernd Mayer (Red.), Kunst des Sammelns. Das Praunsche Kabinett. Meisterwerke von Dürer bis Carracci. Katalog zur Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 1994, 410 Seiten, zahlr. Abb.

Friedrich Achleitner, Die rückwärtsgewandte Utopie: Motor des Fortschritts in der Wiener Architektur? (= Wiener Vorlesungen im Rathaus 29), Wien, Picus Verlag, 1994, 58 Seiten.

Tore Ahlbäck (Hg.), The Problem of Ritual. Based on Papers Read at the Symposium on Religious Rites Held at Åbo, Finland, on the 13th – 16th of August 1991. Stockholm, Almqvist & Wiksell International, 1993, 367 Seiten, Graph.

Helmut Alexander, Geschichte der Tiroler Industrie. Aspekte einer wechselvollen Entwicklung. Innsbruck, Haymon, 1992, 302 Seiten, 102 Abb., Graph., Tab.

Marius Alexianu, Petre Roman (Hg.), Relations. Thraco – Illyro – Helléniques. Actes du XIVe Symposium National de Thracologie (à Particitpation Internationale). Băile Herculane. Bucarest 1994, 499 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Rainer Alsheimer (Hg.), Internationale Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1989 und 1990 mit Nachträgen für die vorausgehenden Jahre. Bonn, Dr. Rudolf Habelt GmbH., 1994, 481 Seiten.

Alte Bauernhöfe im unteren Saalachtal. Katalog zur Ausstellung auf der Festung Kniepaß. (= Kniepaß-Schriften 21 – 22), Unken, Museumsverein Festung Kniepaß, 1994, 77 Seiten, 35 Graph.

Karel Altman, Jana Pospíšilová (Hg.), Leute in der Großstadt. Dem Andenken an Prof. Ordřich Sirovátka gewidmet. Brno, Institut für Ethnographie und Folkloristik der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, 1992, 167 Seiten, Notenblätter.

Karel Altman, Krčemné Brno. O Hostincích, Kavárnách a Hotelech ale také o Hostodách, Výčepech a Putykách v Moravské Metropoli. Brno, Snip Brno v Nakladatelství Doplněk Brno, 1993, 159 Seiten, Abb.

Amerika. Zur Entdeckung – Kulturpflanzen – Lebensraum Regenwald. Katalog zur Ausstellung „Lebensraum Regenwald" im Schloßmuseum Linz. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums 61), Linz, OÖ Landesmuseum, 1992, 604 Seiten, zahlr. Abb., Graph.

Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Aus dem Englischen von Benedikt Burkard. (= Reihe Campus 1018), Frankfurt am Main/New York, Campus Verlag, 1993, 216 Seiten.

Bettina von Andrian-Werburg, Gebrauchsglas 1800 – 1945. (= Schriften zur Volkskunde 6), Kassel, Staatliche Museen Kassel und Autorin, 1993, 179 Seiten, Abb.

Angelika Kaufmann und die Portraitkunst um 1800. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum Bregenz vom 23.4. – 26.6.1994. Leihgaben der Österreichischen Galerie. Belvedere, Wien. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 1994, 35 Seiten, 12 Farbtafeln.

Arnold Angenendt, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1994, 470 Seiten, 29 Abb.

Berndt Anwander, Unterirdisches Wien. Ein Führer in den Untergrund Wiens. Die Katakomben, der Dritte Mann und vieles mehr. Wien, Falter Verlag, 1993, 352 Seiten, 160 Abb.

Arbeiten und Wohnen in Wien. 20 Jahre Zuwanderer-Fonds. Wien, Zuwanderer-Fonds, o.J., unpag., Abb.

Artisans de l'élégance. Katalog zur Ausstellung im Musée national des arts et traditions populaires u.a., Paris, Editions de la Réunion des musées nationaux, 1993, 257 Seiten, Abb.

Asiatika. Katalog zur Auktion am 26.4.1994 im Dorotheum. Wien, Eigenverlag des Dorotheums, 1994, unpag. Abb.

AufhOHRchen – Volksmusik in Niederösterreich 7/8/1993. Wien, Club Niederösterreich, 1993, 92 Seiten, Abb.

Augenheilkunde. Die Sammlung Münchow. Begleitband des Deutschen Hygiene-Museums Dresden in Zusammenarbeit mit der Medizinischen

Akademie „Carl Gustav Carus". Dresden, Deutsches Hygiene-Museum, 1991, 59 Seiten, Abb.

Auslandskulturbericht 1993. Kulturpolitischer Teil des Außenpolitischen Berichtes. Wien, Bundesministerium für auswärtige Angelegenheiten, o.J., 85 Seiten, Tab.

Robert Bartlett, Angus MacKay (Hg.), Medieval Frontier Societies. Oxford, Clarendon Press, 1989, 388 Seiten, Graph.

Werner Bätzing u. Mitarb., Der sozio-ökonomische Strukturwandel des Alpenraumes im 20. Jahrhundert. Eine Analyse von „Entwicklungstypen" auf Gemeinde-Ebene im Kontext der europäischen Tertiarisierung. (= Geopraphica Bernensia P 26), Bern, Geographisches Institut der Universität Bern, 1993, 156 Seiten, Graph., Tab., 3 Karten als Beilage.

Reinhard Baumann, Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1994, 287 Seiten, 20 Abb.

Angelika Bäumer, Die anderen Fotografien von Harry Weber. Nach einer Idee von Margit Münster. Katalog zur 189. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 14.4. – 28.5.1994. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1994, 142 Seiten, Abb.

Bodo-Michael Baumunk, Jürgen Rieß (Hg.), Darwin und Darwinismus. Eine Ausstellung zur Kultur- und Naturgeschichte. Eine Veröffentlichung des Deutschen Hygiene-Museums, Berlin, Akademie Verlag, 1994, 265 Seiten, Abb.

Werner Bellwald (Hg.), In Fels und Firn. Entre rocs et glaces. Bergführer und Bergsteiger in Geschichte und Gegenwart. Alpinistes et guides de montagne autrefois et aujourd'hui. In deutscher und französischer Sprache. Kippel, Lötschentaler Museum, 1994, 240 Seiten, Abb.

Dimitru Berciu (Red.), Thraco-Dacica. Tomul XIV 1 – 2 1993. Bukarest, Editura Academiei Române, 1993, 208 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Klaus Bergdolt, Der schwarze Tod in Europa. Die große Pest und das Ende des Mittelalters. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1994, 266 Seiten, 8 Abb.

Jean Bernard, Le compagnonnage rencontre de la jeunesse et de la tradition. Deuxième édition revue et augmentée. 2 Bände, Paris, Presses Universitaires de France, 1982, 704 Seiten.

Lisa M. Bitel, Isle of the Saints. Monastic Settlement and Christian Community in Early Ireland. Ithaca/New York, Cornell University Press, 1990, 261 Seiten, Abb., Tab.

Bizkaiko Baseliszak, Ermitas de Bizkaia. Bilbao, Euskal Erkeologia, Etnografia eta Kondaira Museoa. Museo Arqueologico, Etnografico e Historico Vasco, 1987, unpag., Abb.

Sándor Bodó, A bodrogköz állattartása. (= Borsodi Kismonográfiák 36), Miskolc, Herman Ottó Múzeum, 1992, 198 Seiten, 92 Abb. und Graph.

Eva Bohmann, Dirndl aus der Steiermark. St. Peter ob Judenburg, Verlag Mlakar, 1993, 89 Seiten, Abb., Graph.

Waltraud Boltz, Kataloge zu Auktion 351 am 31. März 1994: 1. April-Auktion 1994. Curioses – Banales – Kitsch – Kunst. 104 Seiten, Abb., Aktionen 352 – 356 am 9. April 1994: Ostern Rund ums Ei. 40 Seiten, Abb., Sächsischer Leinendamast. 16 Seiten, Abb., Eulen. 16 Seiten, Abb., Aschenbecher. 16 Seiten, Abb., Romy. 32 Seiten, Abb., Auktionen 357 – 358 am 16. April 1994: Kruzifixe. 64 Seiten, Abb., Bäuerliches – Eisen, Hausrat – Werkzeuge. 64 Seiten, Abb., Auktionen 359 – 361 am 23. April 1994: Bilderbücher, Kinderbücher, Bücher. 52 Seiten, Abb., Schreibutensilien, Schulutensilien. 20 Seiten, Abb., Papierantiquitäten. 16 Seiten, Abb., Auktion 362 am 7. Mai 1994: Spielzeug. 120 Seiten, Abb. Auktionen 363 – 364 am 14. Mai 1994: Münzen. 24 Seiten, Abb. Alte Waffen – Militaria. 36 Seiten, Abb. Alle: Bayreuth, Waltraud Boltz Kunstauktionshaus, 1994.

Daniel E. Bornstein, The Bianchi of 1399. Popular Devotion in Late Medieval Italy. Ithaca/London, Cornell University Press, 1993, 232 Seiten, Graph.

Birgit Brandner, Kurt Luger, Ingo Mörth (Hg.), Kulturerlebnis Stadt. Theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur. Wien, Picus Verlag, 1994, 269 Seiten, Graph., Tab.

Martina Brenner, Sammeln: Zur Bedeutung eines Kulturmusters. Magisterarbeit im Fach Empirische Kulturwissenschaft des Ludwig Uhland Instituts der Universität Tübingen, Stuttgart 1991, 112 Seiten, 15 Abb.

Robert Brentano, A New World in a Small Place. Church and Religion in the Diocese of Rieti, 1188 – 1378. Berkeley/Los Angeles/London, University of California Press, 1994, 452 Seiten, 39 Abb.

Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. 23. Band: Us – Wej. 19., völlig neu bearbeitete Auflage. Mannheim, F. A. Brockhaus, 1994, 734 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. 24. Band: Wek – Zz und vierter Nachtrag. 19., völlig neu bearbeitete Auflage, Mannheim, F. A. Brockhaus, 1994, 752 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Marco Brogi, Il Giullare Negato: Teoria del gesto ed inibizione ecclesiastica tra XII e XIII Secolo. (= Storia della Maschera Comica. La Maschera Medievale), Roma, ETL, 1990, 27 Seiten, Abb.

David Buchan (Hg.), Folk Tradition and Folk Medicine in Scotland. The Writings of David Rorie. Edinburgh, Canongate Academic, 1994, 317 Seiten, 1 Abb.

Franz Buchinger, Eberschwang. Ereignisse in Gemeinde und Pfarre. 1. Band: 1880 – 1938. Eine zeitgeschichtliche Dokumentation. Eberschwang, Edition Heimat Oberösterreich, 1992, 427 Seiten, Abb.

Christine Burckhardt-Seebass u.a., „... im Kreise der Lieben". Eine volkskundliche Untersuchung zur populären Liedkultur in der Schweiz. (= Kulturelle Vielfalt und nationale Identität. Nationales Forschungsprogramm 21), Basel/Frankfurt am Main, Helbing & Lichtenhahn, 1993, 234 Seiten, Tab., Graph. und Noten im Anhang.

Piero Camporesi, Exotic Brew. The Art of Living in the Age of Enlightenment. Translated by Christopher Woodall. Cambridge, Polity Press, 1994, 193 Seiten, 1 Abb.

Günter Cerwinka, 750 Jahre Schildlehen. Ramsau am Dachstein, Eigenverlag der Gemeinde, 1990, 31 Seiten, Abb., Tab.

Tone Cevc, Slovenski Kozolec. Slovenien Hay-Rack. Zirovnica, Agens d.o.o., 1993, 240 Seiten, Abb., in slowenischer und englischer Sprache.

Franz-Josef Christiani, Blicke in die ferne Welt. Photosammlung des Braunschweiger Bürgers Carl Götting aus der Zeit zwischen 1870 und 1885. (= Braunschweiger Werkstücke 90), Braunschweig, Städtisches Museum, 1994, 265 Seiten, 211 Abb.

Rudolf Christiner, Mittelalterliche Taufbecken in Österreich. Eine formalgeschichtliche und ikonographische Untersuchung. Band 1:Text und Katalog, Band 2: Abbildungen. (= Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz 92), Graz, dbv-Verlag, 1993, 1. Bd.: 611 Seiten, 2. Bd.: unpag., 494 Abb.

Linda Colley, Britons. Forging the Nation 1707 – 1837. New Haven/London, Yale University Press, 1992, 429 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Dimitrie Comşa, Album de broderii şi ţesături româneşti. Text introductiv, biblografie şi tabele reactualizate de Rodica Irimie-Fota. Sibiu, Editat de Revista Transilvania, 1976, 12 Seiten und 40 Tafeln mit 284 Mustern.

Károly Csáky, „Pogánykát vittünk, báránykát hoztunk". (= Népismereti Könyvtár 3), Komárno, Csehszlovákiai Magyar Néprajzi Társaság, 1992, 107 Seiten, Abb., Tab.

Ruth Irmgard Dalinghaus, Peter Reindl (Red.), Hans Trimborn 1891 – 1979 Maler und Musiker. Katalog zur Ausstellung im Landesmuseum Oldenburg, Oldenburg, Landesmuseum Oldenburg, 1994, 272 Seiten, Abb.

Wilhelm Danhofer (Hg.), Hans Kloepfer Werke. 3 Bände. Band 1: Aus dem Bilderbuch meines Lebens, Joahrlauf, Gesammelte Gedichte. 544 Seiten, Band 2: Gesammelte Erzählungen, 535 Seiten, Band 3: Sulmtal und Kainachboden, Aufsätze und Essays, Bergbauern, 487 Seiten, Graz, Verlag für Sammler, 1994.

Das ungarische Palais in Wien. Die Botschaft der Republik Ungarn. Györ 1994, 152 Seiten, Abb., Graph. Farbtafeln im Anhang.

Robert C. Davis, The War of the Fists. Popular Culture and Public Violence in Late Renaissance Venice. New York/Oxford, Oxford University Press, 1994, 232 Seiten, Abb., Graph.

Walter Dehnert, Fest und Brauch im Film. Der volkskundliche Film als wissenschaftliches Dokumentationsmittel. Eine Analyse. Teil 1. (= Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaft 2), Marburg, Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaft, 1994, 311 Seiten, 48 Abb. und Graph.

Wilhelm Deutschmann, Aus dem Postkartenverlag Brüder Kohn – Wiener Persönlichkeiten um 1900. Katalog zur 186. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 1.4. – 31.10.1994. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1994, 75 Seiten, Abb.

Gunter Dimt, Hafnerkunst aus Perg. (= Katalog des OÖ Landesmuseums 68), Linz, OÖ Landesmuseum, o.J., 27 Seiten, Abb.

Peter Dohms u.a., Die Wallfahrt nach Kevelaer zum Gnadenbild der „Trösterin der Betrübten". Nachweis und Geschichte der Prozessionen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit Abbildungen der Wappenschilder. Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker, 1992, 430 Seiten, Abb.

Kurt Dröge, Imke Tappe (Hg.), Festkultur in Lippe. Beiträge zum öffentlichen Festwesen im 19. und 20. Jahrhundert. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 81), Münster/New York, Waxmann, 1994, 442 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Brigitte Dumfart (Bearb.), Reserl mitn Beserl. Alpenländische Kinderlieder für Kindergarten und Volksschule. o.O., OÖ Volksliedwerk, 1993, 112 Seiten, 56 Lieder mit Noten, Graph.

Hana Dvořáková, Vladimír Scheufler, Katalog Keramiky ze Sbírky Muzea v Kloboukách u Brna. Brno, Moravské Muzeum, 1988, 112 Seiten, Abb.

Eine Symphonie aus Glas. Riedel seit 1756 – 10 Generationen Glasmacher. Katalog zur Ausstellung im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck vom 25.6. – 2.10.1994. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 1994, 223 Seiten, zahlr. Abb.

Claes Ellehag, Fem svenska stormanshem under 1600-talet. (= Nordiska Museets Handlingar 117), Uddevalla, Eigenverlag Ellehag, 1994, 305 Seiten, 147 Abb., Graph.

Erich Lessing – Photographie. Die ersten 50 Jahre. Katalog zur 183. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1994, 171 Seiten, zahlr. Abb.

Daniela Erlach, Markus Reisenleitner, Karl Vocelka (Hg.), Privatisierung der Triebe. Sexualität in der Frühen Neuzeit. (= Frühneuzeit-Studien 1), Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang Verlag, 1994, 501 Seiten, Abb.

Ethnomusicologica 2. Atti del 6. European Seminar in Ethnomusicology: Siena, 17 – 21 agosto 1989. (= Quaderni dell'Accademia Chigiana 45), Siena, Accademia musicale Chigiana, 1993, 247 Seiten, Abb., Graph.

Euskal Soinu-Tresnak, Instrumentos Musicales Vascos. Bilbao, Euskal Erkeologia, Etnografia eta Kondaira Museoa. Museo Arqueologico, Etnografico e Historico Vasco, 1988, unpag., Abb.

Elfriede Faber, „Paläste, Gärten, kleine Häuser". Das Werden der Josefstadt. (= Mitteilungen, Berichte, Notizen 1/1994), Wien, Bezirksmuseum Josefstadt, 1994, 33 Seiten, Abb.

Jiří Fajt, Lubomír Sršeň, Das Lapidarium des Nationalmuseums Prag. Führer durch die ständige Sammlung der böhmischen Bildwerke aus Stein vom 11. – 19. Jahrhundert im Pavillon des Lapidariums auf dem Ausstellungsgelände in Prag. Prag, Verlag ASCO, 1993, 110 Seiten, Abb.

Peter Fäßler, Thomas Held, Dirk Sawitzki (Hg.), Lemberg – Lwów – Lviv. Eine Stadt im Schnittpunkt europäischer Kulturen. Köln/Weimar/Wien, Böhlau Verlag, 1993, 207 Seiten, Abb.

Magda Fehérváry, Gúta hagyományos gazdálkodása a XX. század elsö felében. (= Népismereti Könyvtár 2), Komárno, Csehszlovákiai Magyar Néprajzi Társaság, 1992, 170 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Sylvia Ferino-Pagden, „La prima donna del mondo" Isabella d'Este – Fürstin und Mäzenatin der Renaissance. Ausstellungskatalog des Kunsthistorischen Museums Wien, Wien, Kunsthistorisches Museum, 1994, 446 Seiten, zahlr. Abb.

Feuerfest. Asbest – Zur Geschichte eines Umweltproblems. Katalog zu einer Ausstellung des Deutschen Hygiene-Museums Dresden in Zusammenarbeit mit dem Heimatmuseum Neukölln, Museum für Stadtkultur und Regionalgeschichte, Berlin. Dresden, Deutsches Hygiene-Museum, 1991, 204 Seiten, Abb.

Walter Feymann, Burgenland – Geschichte, Kultur und Wirtschaft in Biographien. Band III: Theodor Kery. Eisenstadt, Edition Roetzer, 1993, 121 Seiten, zahlr. Abb.

Gerhard Fischer, Nora Fischer-Martin, Die Blumen des Bösen. Eine Geschichte der Armut in Wien, Prag, Budapest und Triest in den Jahren 1693 bis 1873. Band II. Wien, Daedalus, 1994, 904 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Karl Flanner, Am Flugfeldviertel: Die erste kommunale Arbeiter-Wohnhausanlage der Republik. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1991/11), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1991, 10 Seiten.

Karl Flanner, Das Denkmal zur Erinnerung an die Schutträumer von 1945 – 1946 im Freiheitspark zu Wiener Neustadt. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1991/1), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1991, 11 Seiten, Abb., Graph.

Karl Flanner, Das Ziegeldenkmal. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1991/1), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1992, 3 Seiten, Abb.

Karl Flanner, Industrie und Umwelt. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1991/4), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1991, 7 Seiten.

Karl Flanner, Neustadt ohne Legenden. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1993/19), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1993, 13 Seiten.

Karl Flanner, Andrea Pühringer, Der Wiener-Neustädter-Schiffahrtskanal. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1992/5), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1991, 11 Seiten, Graph.

Karl Flanner, Rohrschleife Lokomotiv- und Maschinenfabrik Rax-Werke. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1991/3), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1991, 7 Seiten, 2 Abb.

Karl Flanner, Turner, auf zum Streite! Kurze Geschichte der Wiener Neustädter Arbeiter-Turn- und Sportbewegung. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1992/12), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1992, 11 Seiten.

Karl Flanner, Von der demokratischen Republik zur faschistischen Diktatur 1918 – 1934 – 1938 (Kurzfassung). (= Dokumentation des Industrie-

viertelmuseums, 1992/8), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1992, 20 Seiten, Abb.

Karl Flanner, Wasser für Neustadt. Zur Geschichte der Wiener Neustädter Trinkwasserversorgung. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1992/6), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1992, 42 Seiten, Abb., Graph.

Karl Flanner, Wiener Neustadt. Der Weg in den Abgrund. 12. November 1918 – 12. Februar 1934 – 12. März 1938 (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1993/16), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1993, 21 Seiten, Abb., Graph.

Karl Flanner, Zur Geschichte der Wiener Neustädter Eisenbahner. (= Dokumentation des Industrieviertelmuseums, 1992/15), Wiener Neustadt, Verein Museum und Archiv für Arbeit und Industrie im Viertel unter dem Wienerwald, 1992, 24 Seiten, Abb., Graph.

Kurd Fleige, Kirchenkunst, Kapitellsymbolik und profane Bauten. Ausgewählte Aufsätze zur Bau- und Kunstgeschichte Hildesheims und seiner Umgebung. (= Schriftenreihe des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek Hildesheim 24), Hildesheim, Bernward, 1993, 321 Seiten, Abb., Graph.

David Flemming, Crispin Paine, John G. Rhodes (Hg.), Social History in Museums. A Handbook for Professionals. London, HMSO Publications Centre, 1993, 423 Seiten, Graph.

Oliver Fok, Ulf Wender, Rolf Wiese (Hg.), Vom Klepper zum Schlepper. Zur Entwicklung der Antriebskräfte in der Landwirtschaft. (= Arbeit und Leben auf dem Land. Eine kulturwissenschaftliche Schriftenreihe 3), Ehestorf, Museen des Ausstellungsverbundes, 1994, 428 Seiten, zahlr. Abb. und Graph., Tab.

Monika Frantes-Brandstätter, Die Metamorphosen der Jeans. Über den Bedeutungswandel der Jeans als Symbol. Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Soziologie an der Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät der Univerität Wien. Wien 1994, 69 Seiten.

Márta Fügedi, Állatábrázolások a magyar népmüvészetben. Miskolc 1993, 228 Seiten, Graph.

Andres Furger, Kutschen und Schlitten in der Schweiz. Vom Streitwagen zum Stadtcoupé. Zürich, Verlag Neue Züricher Zeitung, 1993, 246 Seiten, Abb., Graph.

Benno Furrer, Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug. (= Die Bauernhäuser der Schweiz 21), Basel, Schweizerische Besellschaft für Volkskunde, 1994, 559 Seiten, 1243 Abb., 6 Farbtafeln.

Alice Gáborján, Szürujjasok. (= Catalogi musei ethnographiae a Néprajzi Múzeum tárgykatalógusai 1), Budapest, Néprajzi Múzeum, 1993, 132 Seiten, Abb.

Eugen Gabriel (Bearb., Hg.), Vorarlberger Sprachatlas – mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus (VALTS). Band II: Lautgeographie II, Langvokale und Diphthonge, Silbendehnungen und -kürzungen, Konsonantismus. 32 Karten, Kommentare 1. – 5. Lieferung, 160 Seiten, Bregenz, Eigenverlag der Vorarlberger Landesregierung, 1994.

Wilhelm Gaj-Piotrowski, Duchy i demony w wierzeniach ludowych z okolic Stalowej Woli-Rozwadowa i Tarnobrzega. (= Prace i Materiały Etnograficzne XXX), Warschau, Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 1993, 219 Seiten, 36 Abb.

Galleria Storica. Triest, Lloyd Triestino di Navigazione S.p.A., 1993, 127 Seiten, Abb.

Uwe Gardein, Matthias Mala, Walpurgisnacht und Zungenreden. Ursprung und Belebung unserer Feste und Bräuche. München, Verlag Peter Erd, 1994, 211 Seiten, Graph.

Frances & Joseph Gies, Cathedral, Forge, and Waterwheel. Technology and Invention in the Middle Ages. o.O., Harper Collins Publishers, 1994, 357 Seiten, Abb., Graph.

Felic Giger u.a. (Red.), Dicziunari Rumantsch Grischun. Publichà da la Società Retorumantscha. 120 Faschicul: Inguotta – Inqual. Cuoira, Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun, 1994, S. 193 – 256.

Reimar Gilsenbach, Weltchronik der Zigeuner. Teil 1: Von den Anfängen bis 1599. (= Studien zur Tsiganologie und Folkloristik 10), Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang Verlag, 1994, 319 Seiten, Abb.

Wolfgang Gleich, Krieg auf dem Balkan. Die jugoslawische Tragödie und die Wurzeln. (= Eckart-Schriften 129), Wien, Österreichische Landsmannschaft, 1994, 116 Seiten, Graph.

Nina Gockerell (Red.), Bunte Bilder am Bienenhaus. Malereien aus Slowenien. Katalog zur Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum in München vom 15.3. – 21.7.1991, München, Bayerisches Nationalmuseum, 1991, 144 Seiten, 199 Abb.

Nina Gockerell, Krippen im Bayerischen Nationalmuseum. München, Bayerisches Nationalmuseum, 1993, 127 Seiten, zahlr. Abb.

Róża Godula (Hg.), The Gift in Culture. (= Zeszyty naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego MLXXXIX Prace Etnograficne 31), Kraków, Uniwersytet Jagielloński, 1993, 176 Seiten, Abb., Graph.

Jordan Goodman, Tobacco in History. The cultures of dependence. London/New York, Routledge, 1993, 280 Seiten, Tab.

Eva Grabherr (Hg.), Geschichten von Gegenständen. Judaika aus dem Beziehungsraum der Hohenemser Juden. The Gross Family Collection, Tel Aviv. Jewish ritual objects and the stories they tell. Artefacts in the Gross Family Collection, Tel Aviv, pertaining to the cultural world of the jews of Hohenems. Katalog zur Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems vom 17.6. – 15.8.1994 in deutscher und englischer Sprache. Hohenems, Jüdisches Museum Hohenems, 1994, 184 Seiten, 47 Abb.

Sabine Grabner, Ferdinand Georg Waldmüller (1793 – 1865). Sonderband der monographischen Reihe zur Salzburger Kunst in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Galerie Wien anläßlich der Ausstellung im Museum Carolino Augusteum Salzburg und Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Salzburg/Wien 1993, 180 Seiten, Abb.

Theodor Graff, Bibliographia Widmanstadiana. Die Druckwerke der Grazer Offizin Widmanstetter 1586 – 1805. (= Arbeiten aus der Steiermärkischen Landesbibliothek 22), Graz, Steiermärkische Landesbibliothek, 1993, 734 Seiten.

Ina-Maria Greverus (Hg.), StudentinSein. Station Uni Frankfurt am Main (= Kulturanthropologie Notizen, Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main 43), Frankfurt am Main, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1993, 398 Seiten, Abb., Graph.

Erwin Gruber, 100 Jahre Schließung des Eisenerzbergwerkes Altenberg an der Rax. Altenberg an der Rax, Eigenverlag der Gemeinde, 1993, 32 Seiten, Abb., Graph.

Maurice Guis, Thierry Lefrançois, Rémi Venture, Le galoubet-tambourin. Instrument traditionnel de Provence. o.O., èdisud, 1993, 269 Seiten, Abb., Graph.

Hanns Haas, Robert Hoffmann, Kurt Luger (Hg.), Weltbühne und Naturkulisse. Zwei Jahrhunderte Salzburg-Tourismus. Salzburg, Pustet, 1994, 215 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Gottfried Habenicht, Wolgadeutsche Lieder aus Argentinien. Die Aufzeichnungen Thomas Kopps in der Kolonie Santa Teresa. Freiburg, Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde, 1993, 104 Seiten, Abb., Notenvorlagen.

Michaela Habersack, Heinrich Purkarthofer, Hainersdorf – Obgrün – Riegersdorf. Mehr als 850 Jahre. Hainersdorf, Eigenverlag der Gemeinde, 1992, 372 Seiten, Abb., Graph.

Susanne Hahn, Albrecht Scholz, Elfriede Walther, Moulagen – Krankheitsbilder in Wachs. Dresden, Deutsches Hygiene-Museum, 1993, 32 Seiten, Abb.

József Hála, Franz Baron von Nopcsa. Anmerkungen zu seiner Familie und seine Beziehungen zu Albanien. Ein Bibliographie. Wien, Geologische Bundesanstalt, 1993, 79 Seiten, 71 Abb.

Reinhard Haller, Holzkunst im Bayerischen Wald. Grafenau, Morsak Verlag, 1993, 179 Seiten, zahlr. Abb.

Michael F. Hamm, Kiev: A Portrait, 1800 – 1917. Princeton/New Jersey, Princeton University Press, 1993, 304 Seiten, 24 Abb.

Barbara A. Hanawalt, Kathryn L. Reyerson (Hg.), City and Spectacle in Medieval Europe. (= Medieval Studies at Minnesota 6), Minneapolis/London, University of Minnesota Press, 1994, 331 Seiten, Abb., Graph.

Rudolf Hanhart, Der Appenzeller Bauernmaler Conrad Starck. Dargestellt anhand seiner Arbeiten im Historischen Museum St. Gallen. St. Gallen, Stiftung St. Galler Museen, Historisches Museum St. Gallen, 1994, 34 Seiten, zahlr. Abb.

Ilse Hartlieb, Mykologische Untersuchungen zu Problemen des Denkmal- und Kulturgüterschutzes. Dissertation der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, Wien 1979, 111 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Andreas Hartmann (Hg.), Zungenglück und Gaumenqualen. Geschmackserinnerungen. München, Verlag C. H. Beck, 1994, 230 Seiten.

Lucia Haselböck, Von Palmbuschen und Pilgerscharen. Brauchtum und Volksfrömmigkeit im Dunkelsteinerwald. Horn, Verlag Berger, 1994, 214 Seiten, 58 Abb.

Bärbel Hedinger (Hg.), Rainvilles Fest. Panorama, Promenade, Tafelfreuden. Ein französicher Lustgarten im dänischen Altona. Hamburg, Altonaer Museum/Norddeutsches Landesmuseum, 1994, 201 Seiten, Abb.

Georg Heilingsetzer (Red.), Traun – Geschichte und Gegenwart. Traun, Eigenverlag der Gemeinde, 1993, 256 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Heimatbuch über Gobelsburg und Zeiselberg. Verfaßt von einer Gobelsburger Arbeitsgemeinschaft. Langenlois, Eigenverlag der Stadtgemeinde Langenlois, 1991, 272 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Mozes F. Heinschink, Ursula Hemetek (Hg.), Roma – das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 1994, 206 Seiten, Abb.

Friedrich Heller, Groß-Enzersdorf. Tor zum Marchfeld. Ein Führer durch Stadt, Großgemeinde und Geschichte. Groß-Enzersdorf, Verein für Heimatkunde und Heimatpflege, 1989, unpag., Abb.

Artur Hlebowicz, Bibliografia Etnografii Polskiej zu Lata 1926 – 1933. (= Archiwum Etnograficzne 37), Warschau, Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 1993, 164 Seiten.

Tamás Hofer (Hg.), Hungarians between „East" and „West". Three Essays on National Myths and Symbols. Budapest, Museum of Ethnography, 1994, 60 Seiten, Abb., Tab.

Gabriele Hofmann (Hg.), Über den Zaun geguckt. Freizeit auf dem Dauercampingplatz und in der Kleingartenanlage. (= Kulturanthropologie Notizen, Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main 45), Frankfurt am Main, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1994, 232 Seiten, Abb., Graph.

Werner Hofmann, Die Kunst, die Kunst zu verlernen. (= Wiener Vorlesungen im Rathaus 27), Wien, Picus Verlag, 1994, 59 Seiten.

Maria Hornung, Siegfried Kogler, Die altösterreichischen Sprachinseln. Forschung, Pflege und Dokumentation im „Verein der Sprachinselfreunde" Wien, Verein der Sprachinselfreunde, 1992, 24 Seiten, 14 Abb.

Po-chia Hsia R., Trent 1475. Stories of a Ritual Murder Trial. o.O., Yale University, 1992, 173 Seiten, 10 Abb.

Elisabeth Hülmbauer (Bearb.), Kunst des 19. Jahrhunderts. Bestandskatalog der Österreichischen Galerie des 19. Jahrunderts. Band I: A – E. Wien, Österreichische Galerie/Edition Brandstätter, 1992, 263 Seiten, Abb.

Elisabeth Hülmbauer (Bearb.), Kunst des 19. Jahrhunderts. Bestandskatalog der Österreichischen Galerie des 19. Jahrhunderts. Band 2. F – K, Wien, Edition Christian Brandstätter, 1993, 296 Seiten, Abb.

Erik Husberg, Honung, vax och mjöd. Biodlingen i Sverige under medeltid och 1500-tal. (= Avhandlingar från Historiska institutionen i Göteborg 7), Göteborg 1994, 397 Seiten, Abb., Graph., Tab.

I Segni dei Mestiere. Banchi, grida, indegne. Roma, Leonardo – De Luca Editore, 1992, 221 Seiten, Abb., Graph.

Wolfgang Ingenhaeff, Die Benediktinerabtei St. Georgenberg – Fiecht. Porträt eines Tiroler Doppelklosters. Schwaz, Berenkamp, 1993, 94 Seiten, Abb.

Wolfgang Ingenhaeff, Martin Reiter, Kufstein und Umgebung. (Ebbs, Erl, Kufstein, Langkampfen, Niederndorf, Niederndorfberg, Rettenschöss, Schwoich, Thiersee). Schwaz, Berenkamp, 1993, 95 Seiten, Abb.

Institute of Ethnology and Anthropology. Adam Mickiewicz University Poznan – Poland. Poznan o.J., 26 Seiten, Abb.

M. Introvigne, J. F. Mayer, L'Europa delle nuove Religioni. (= CESNUR Centro Studi sulle Nuove Religioni 4), Torino, Editrice elle di ci, 1993, 245 Seiten, Tab.

Franz Irsigler, Günter Löffler (Hg.), Geschichtlicher Atlas der Rheinlande. 4. Lieferung. (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XII, Abteilung 1a Neue Folge), Köln, Rheinland Verlag, 1992, 10 Kartenblätter und 8 Beihefte. Karte und Beihelft IV/7: Peter Burggraaff, Kulturlandschaftswandel am Unteren Niederrhein seit 1150. 64 Seiten, 7 Karten, Tab.; V/3: Reiner Pommerin: Die räumliche Organisation von Staat und Partei in der NS-Zeit. 18 Seiten, Tab.; V/4: Johannes Mötsch, Die Grafschaften Sponheim. 79 Seiten, Tab.; VII/3: Friedrich Zunkel und Wolfgang Froese, Die Wirtschaft um 1925. Erwerbstätige nach Wirtschaftsbereichen. 53 Seiten, Graph., Tab.; VII/4: Erich Weiß, Ländliche Bodenordnung 1821 bis 1990. 68 Seiten, Tab., Graph.; IX/1: Eduard Hegel, Das mittelalterliche Pfarrsystem und seine kirchliche Infrastruktur in Köln um 1500. 26 Seiten, Tab.; X/2: Wolfgang Kleiber und Johannes Venema, Germanisch-romanische Lehnbeziehungen in der Winzerterminologie. 37 Seiten, Graph.; X/3: Albrecht Greule, Gewässernamen. 41 Seiten. Tab.

Angelika Iwitzki, Europäische Freiheitskämpfe. Das merkwürdige Jahr 1848. (= Schriften des Museums für Volkskunde 19), Berlin, Reimer, 1994, 207 Seiten, Abb.

Pasqua Izzo, Le Marinerie Adriatiche Tra '800 e '900. Roma, De Luca Editore, 1989, 203 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Mathilde Jamin, Lisa Kosok (Hg.), Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende. Essen, Ruhrlandmuseum/Verlag Peter Pomp, 1992, 328 Seiten, Abb.

Eva Jantzen, Niehuss Merith (Hg.), Das Klassenbuch. Chronik einer Frauengeneration 1932 – 1976. (= Damit es nicht verlorengeht ... 29), Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1994, 318 Seiten, 18 Abb.

Claudette Joannis, Bijoux des régions de France. Paris, Flammarion, 1992, 299 Seiten, Abb.

Ilkka Joki, Mamet, Bakhtin, and the Dramatic: The Demotic as a Variable of Addressivity. Åbo, ÅboAkademi University Press, 1993, 233 Seiten, Graph.

Rudolf Joó (Hg.), The Hungarian Minority's Situation in Ceausescu's Romania. Translated from Hungarian by Chris Tennant. (= Atlantic Studies on Society in Change 68), New York, Columbia University Press, 1994, 157 Seiten.

Journalisten. Jäger und Gejagte. Fotos von Didi Sattmann, Katalog zur 192. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 9.6. – 15.8.1994, Wien, Museen der Stadt Wien, 1994, 166 Seiten, Abb.

Robert Jütte, Poverty and Deviance in Early Modern Europe. (= New Approaches to European History), Cambridge, University Press, 1994, 239 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Kurt Kaindl, Wurzmühle. Industriearchäologie aus dem oberen Waldviertel. Eine Fotodokumentation mit Texten von Walter Pongratz und Harald Waitzbauer. Salzburg, Otto Müller Verlag, 1994, 69 Seiten, Abb.

Regina Karner, Wiener Damenmode im Fin de Siècle. Begleitheft zur 191. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien im Schauraum der Modesammlung Schloß Hetzendorf vom 5.5.1994 – 9.4.1995, Wien, Historisches Museum der Stadt Wien, 1994, 32 Seiten, Abb.

Fred Kaspar, Brunnenkur und Sommerlust. Gesundbrunnen und Kleinbäder in Westfalen. Bielefeld, Westfalen Verlag, 1993, 254 Seiten, Abb.

Andrea Kastens (Red.), Ruhrlandmuseum Essen. (= museum), München, Magazinpresse Verlag, 1986, 128 Seiten, Abb.

William Kavanagh, Villagers of the Sierra de Gredos. Transhumant Cattle-raisers in Central Spain. Oxford, Berg Publishers, 1994, 149 Seiten, Abb., Graph.

Jürgen Keddigkeit (Hg.), Feste und Festbräuche in der Pfalz. (= Beiträge zur pfälzischen Volkskunde 5), Kaiserslautern, Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde, 1992, 294 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Neville Gwen Kennedy, The Mother Town. Civic Ritual, Symbol and Experience in the Borders of Scotland. New York/Oxford, Oxford University Press, 1994, 150 Seiten, Abb., Graph.

Alois Kernbauer, Paracelsus (1493 – 1541) zum 500.Geburtstag. Katalog zur Ausstellung im Biologiezentrum des OÖ Landesmuseums. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums 66), Linz, OÖ Landesmuseum, 1993, 79 Seiten, Abb., Graph.

Josef Kessler, Josef Märk, Rankweil im Spiegel der Geschichte. (= Reihe Rankweil 4), Rankweil 1993, 288 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Horst Klusch, Ilie Moise, Volkstrachten aus dem Kreis Sibiu. Portul popular din jedeţul Sibiu. Sibiu, Revista „Transilvania", 1980, 187 Seiten, Abb.

Jutta Knauf, Jacob's Ladder. Einfluß der Religion auf das Alltagsleben einer Old-Order Amisch-Gemeinde in Ohio/USA. (= Kulturanthropologie Notizen, Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main 42), Frankfurt am Main,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1993, 221 Seiten, Abb., Graph.

Herbert Kneifel, Karl Mitterer (Red.), Mitteilungen des Museumsvereins Lauriacum – Enns Heft 32. Enns, Museumsverein Lauriacum, 1994, 52 Seiten, Abb., Graph., Tab.

„Kö és korsó". Képek északkelet-magyarország zsidóságának történetéböl. Miskolc, Herman Ottó Múzeum, 1992, 24 Seiten, Abb.

Korn und Mahlsteine. Das Mahlen von Getreide in Südtirol von der Urgeschichte bis ins Mittelalter. Katalog zur Ausstellung des Südtiroler Landesmuseums Schloß Tirol vom 27.4. – 24.7.1994. Dorf Tirol, Südtiroler Landesmuseum, 1994, 143 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Ilse Korotin (Hg.), „Die besten Geister der Nation". Philosophie und Nationalsozialismus. Wien, Picus Verlag, 1994, 351 Seiten.

Ilse I. Koschier, Das Wirken des friulanischen Baumeisters Alois (Luigi) Cargnelutti (1804 – 1855) in Klagenfurt. Sonderdruck aus CARINTHIA 1993, S. 517 – 542, 16 Abb.

Kostbarkeiten aus den Sammlungen des Rätischen Museums Chur. (= Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 36), Chur, Rätisches Museum, 1993, 226 Seiten, zahlr. Abb.

Wolodymyr Kosyk, L'Ukraine et les Ukrainiens. Paris, Publications de l'est Européen, 1993, 174 Seiten.

Ben-Amos Ilana Kraisman, Adolescence and Youth in Early Modern England. New Haven/London, Yale University Press, 1994, 335 Seiten, Graph.

Peter Kratz, Die Götter des New Age. Im Schnittpunkt von „Neuem Denken", Faschismus und Romantik. Berlin, Elefanten Press, 1994, 415 Seiten.

Karl Kraus, Siegfried W. de Rachewiltz (Bearb.), Tiroler Feiheitskampf und Volksleben in Werken von Jakob Placidus Altmutter (1780 – 1819). Katalog zur Ausstellung im Südtiroler Landesmuseum Schloß Tirol vom 16.6. – 22.8.1993. Dorf Tirol, Südtiroler Landesmuseum Schloß Tirol, 1993, unpag., 56 Abb.

Milada Kubová, Bibliografia Slovenskej Etnografie a Folkloristiky zu Roky 1986 – 1990 V. Bratislava, SAP, 1994, 315 Seiten.

Harry Kühnel, Roman Sandgruber (Hg.), Genuß und Kunst. Kaffe, Tee, Schokolade, Tabak, Cola. Katalog zur Ausstellung auf Schloß Schallaburg. (= Katalog des NÖ Landesmuseums 341), Innsbruck 1994, 433 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Kultobjekte der Erinnerung. Katalog zur 185. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien Hermesvilla, Lainzer Tiergarten, vom 17.3.1994 bis 26.2.1995. Wien, Eigenverlag des Historischen Museums, 1994, 152 Seiten, Abb.

Kulturstraßen, Kulturparks. Von der Aufarbeitung unserer Kulturlandschaft. (= Denkmalpflege in Niederösterreich 13), Wien, Amt der NÖ Landesregierung, 1994, 56 Seiten, Abb.

Anny Kunachowicz-Steczkowskiej (Red.), Pragmatyka Wypowiedzi Etnograficznych. (= Zeszyty naukove Uniwersytetu Jagiellońskiego MCXII Prace Etnograficne 32), Kraków, Uniwersytet Jagielloński, 1993, 126 Seiten.

L'art populaire russe. Katalog zur Ausstellung im Musées de la Ville de Paris, Pavillon des Arts vom 15.12.1993 – 17.4.1994. Paris, Editions des Musées de la Ville de Paris, 1993, 152 Seiten, Abb.

Fea Lamers-Nieuwenhuis, Kleding mit een vouwtje. Streekdrachten door vouwen vormgegeven. Arnhem, Nederlands Openluchtmuseum, 1993, 60 Seiten, 79 Abb. und Graph.

Gabriele Lazansky, Kärntner Museumsführer. Museen, Sammlungen, Natur- und Tierparks in Kärnten. Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten, 1993, 196 Seiten, Abb.

Le case appenniniche come sedimentazione di una storia antropica nel percorso dell'architettura. Bologna, CLUEB, 1993, 218 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Le pouvoir de la femme. (= Cahiers de Littérature Orale 34), Paris, Publications Langues'O, 1993, 271 Seiten.

Carlo Lejeune, Leben und Feiern auf dem Lande. Die Bräuche der belgischen Eifel. Band 1: Von Silvester bis Weihnachten. Die Frömmigkeit des Volkes. St. Vith, Aktuell Verlag, 1992, 320 Seiten, Abb., Graph.

Konrad Paul Liessmann, Über Nutzen und Nachteil des Vorlesens – eine Vorlesung über die Vorlesung. (= Wiener Vorlesungen im Rathaus 25), Wien, Picus Verlag, 1994, 57 Seiten.

Renaat van der Linden, Eigentijdse Straatbeelden. Gent, Koninklijke bond der oostvlaamse Volkskundigen, 1994, 229 Seiten, Abb

József Liszka (Red.), Hirharang. A Szlovákiai Magyar Néprajzi Társaság Tájékoztatója. IV. évfolyam 1993/3, Komárno, Szlovákiai Magyar Néprajzi Társaság, 1993, 40 Seiten, Abb., Graph.

József Liszka (Red.), Hirharang. A Szlovákiai Magyar Néprajzi Társaság Tájékoztatója. IV. évfolyam 1993/4, Komárno, Szlovákiai Magyar Néprajzi Társaság, 1993, 44 Seiten, Abb., Graph.

József Liszka (Red.), Volkskundliche Bibliographie der ungarischen Minderheit in der Slowakei 1991. Zusammengestellt von Laura Fülöp. Komárno, Podunajské múzeum – Duna Menti Múzeum, 1993, 44 Seiten.

József Liszka, A Szlovákiai Magyar Nemzetiség Etnografiai és Folklorisztikai Bibliográfiája (A 19. század elejétöl 1986 végéig). Bratislava 1988, 233 Seiten.

József Liszka, Fejezetek a Szlovákiai Kisalföld Néprajzából. (= A Magyarságkutatás könyvtára XII), Budapest 1992, 162 Seiten, 33 Graph.

József Liszka, Geräte und Methoden der Güterbeförderung mit menschlicher Kraft im Tal des Páris-Baches. Sonderdruck aus: Ideen, Objekte und Lebensformen. Gedenkschrift für Zsigmond Bátky. Székesfehérvár 1989, S. 237 – 244, 11 Abb., Tab.

József Liszka, Magyar Néprajzi Kutatás Szlovákiában (1918 – 1938). Madách 1990, 144 Seiten, Abb., Graph.

Regina Löneke, Heinrich Mehl, Vibe Punger (Red.), Meiereimädchen. Arbeits- und Lebensformen im 19. Jahrhundert. Begleitbuch zur Ausstellung im Schloß Gottorf, Schleswig, Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum, 1991, 64 Seiten, 61 Abb., Katalogteil im Anhang.

Winifred Milius Lubell, The Metamorphosis of Baubo. Myths of Woman's Sexual Energy. Nashville/London, Vanderbilt University Press, 1994, 219 Seiten, Abb., Graph.

Kurt Luger, Rudi Renger (Hg.), Dialog der Kulturen. Die multikulturelle Gesellschaft und die Medien. (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 8), Wien/St. Johann i.P., Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 1994, 360 Seiten.

Niall Mackinnon, The British Folk Scene. Musical Performance and Social Identity. Buckingham, Open University Press, 1994, 151 Seiten, Tab.

Paul Robert Magocsi, The Rusyns of Slovakia. A Historical Survey. New York, Columbia University Press, 1993, 185 Seiten, 38 Abb., Graph.

Gerard Jean-Pierre Maïdani, Léonard de Vinci. Mythologie ou théologie? Paris, Presses Universitaires de France, 1994, 305 Seiten, 24 Abb., Graph.

Otto Maier, Burgenland – Geschichte, Kultur und Wirtschaft in Biographien. Band II: Gemeinden. Eisenstadt, Edition Roetzer, 1993, 352 Seiten, zahlr. Abb., Tab.

Robert Malcolmson, John Rule (Hg.), Protest and Survival. The historical Experience. Essays für E.P. Thompson. London/New York, The Melin Press/The New Press, 1993, 423 Seiten.

Göran Malmstedt, Helgdagsreduktionen. Övergången från ett medeltida till ett modernt år i Sverige 1500 – 1800. (= Avhandlingar från Historiska institutionen i Göteborg 8), Göteborg 1994, 285 Seiten, Tab.

Hildegard Mannheims, Heinrich Mehl (Red.), Du bist dran! Spielen gestern und heute. Begleitbuch zur Ausstellung im Schloß Gottorf, Schleswig, Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum, 1992, 151 Seiten, 167 Abb.

Michael Mason, The Making of Victorian Sexuality. Oxford/New York, Oxford University Press, 1994, 338 Seiten, Abb.

Achim Masser, Die Iwein-Fresken von Burg Rodenegg in Südtirol und der zeitgenössische Ritterhelm. Achim Masser zum 60.Geburtstag am 12. Mai 1993. Mit einem Verzeichnis der wissenschaftlichen Schriften Achim Massers. Sonderdruck aus Zeitschrift für Deutsches Altertum und Literatur. Innsbruck, Institut für Germanistik der Universität Innsbruck, 1993, 40 Seiten, Abb., Graph.

Matzler Keramiken 1935 – 1990. Katalog zu einer retrospektiven Ausstellung des Jüdischen und des Historischen Museums der Stadt Wien in Zusammenarbeit mit dem American Craft Museum in New York vom 8.7. – 26.10.1994 im Jüdischen Museum der Stadt Wien. Wien, Jüdisches Museum der Stadt Wien, 1994, 137 Seiten, Abb.

Maria Mayr, Das Jahr 1945 im Bezirk Horn. (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 31), Horn/Waidhofen an d. Thaya, Waldviertler Heimatbund, 1994, 176 Seiten, Abb.

Fritz Mayrhofer (Hg.), Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven. (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas XII), Linz, Ludwig-Boltzmann-Institut für Stadtgeschichtsforschung, 1993, 271 Seiten, Graph., Karten.

Barbara E. Messerli Bolliger, Keramik in der Schweiz. Von den Anfängen bis heute. Zürich, Verlag Neue Züricher Zeitung, 1993, 186 Seiten, Abb., Graph.

Krzysztof Michalski (Hg.), Macht Raum Europa. Magisches Prag? (= Transit: europäische Revue 7), Frankfurt am Main, Verlag Neue Kritik, 1994, 205 Seiten, 4 Abb.

John Michell, At the Centre of the World. Polar Symbolism Discovered in Celtic, Norse and Other Ritualized Landscapes. London, Thames and Hudson, 1994, 184 Seiten, 56 Ill.

Georges Minois, Die Hölle. Zur Geschichte einer Fiktion. Aus dem Französischen von Sigrid Kester. München, Diederichs, 1994, 429 Seiten, Abb.

Michael Mitterauer, Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte. München, Verlag C. H. Beck, 1993, 519 Seiten, 15 Abb., 19 Tafeln.

Ilie Moise (Red.), Studii Şi Comuničari. Etnologie. Tomul VII 1993, Serie noua. Sibiu, Editura Academiei Române, 1993, 235 Seiten, Abb.

Ilie Moise (Red.), Studii Şi Comuničari. Etnologie. Tomul VI 1992, Serie noua. Sibiu, Editura Academiei Române, 1992, 210 Seiten, Abb., Graph.

Ilie Moise, Irdenen Gefäße im rumänischen und sächsischen Brauchtum des Karpatenraums. Sonderdruck aus: Forschungen zur Volks- und Landeskunde 35, Nr.1 – 2. Sibiu, Editura Academiei Române, 1992, S. 117 – 122, Abb.

Gianfranco Molteni (Red.), Il Museo del Bosco Orgia. Siena, Protagon Editori Toscani, 1993, 142 Seiten, Abb., Graph.

Hubert Moser, Andacht und Sinnbild. Marianische Andachtsbilder steirischer Wallfahrtsorte. Graz, Verlag für Sammler, 1994, 123 Seiten, Abb.

Edward Muir, Mad Blood Stirring. Vendetta & Faxtions in Friuli during the Renaissance. Baltimore/London, The Johns Hopkins University Press, 1993, Abb., Graph., Tab.

Jean-Claude Muller, Le Quotidien des Rukuba. Collections du Nigéria. Neuchâtel, Musée d'ethnographie, 1994, 192 Seiten, Abb., Graph.

Renate Müller, Licht und Feuer im ländlichen Haushalt. Lichtquellen und Haushaltsgeräte. (= Sammlungen des Altonaer Museums in Hamburg 15), Hamburg, Altonaer Museum/Norddeutsches Landesmuseum, 1994, 20 Seiten, Abb.

Manfred Müller-Harter, Ulm 1847. 1. Mai. 7.00 bis 13.00 Uhr. Auf der Suche nach den Hintergründen eines Teuerungstumultes. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 81), Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 1993, 335 Seiten, Abb., Tab.

Walter Myß (Hg.), Die Siebenbürger Sachsen. Lexikon. Geschichte, Kultur, Zivilisation, Wissenschaft, Wirtschaft, Lebensraum Siebenbürgen (Transsilvanien). Innsbruck, Kraft, 1993, 624 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Elisabeth Nemeth, Paul Neurath (Hg.), Otto Neurath oder Die Einheit von Wissenschaft und Gesellschaft. (= Monographien zur österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte 6), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 1994, 431 Seiten, Abb., Graph.

Otti Neumeier, Der Pompfuneberer. Heiteres und Nachdenkliches aus Wien. Wien, ON-Eigenverlag, 1990, 97 Seiten, Graph.

Peter Norman, Medeltida utskärsfiske. En studie av fornlämningar i kustmiljö. (= Nordiska museets Handlingar 116), Stockholm 1993, 212 Seiten, 116 Abb. und Graph.

Cynthia J. Novack, Sharing the Dance. Contact Improvisation and American Culture. Wisconsin, The University of Wisconsin Press, 1990, 258 Seiten, 109 Abb.

Ulrich Nußbeck, Karl Theodor Weigel und das Göttinger Sinnbildarchiv. Eine Karriere im Dritten Reich. (= Schriftenreihe der Volkskundlichen

Kommission für Niedersachsen 8), Göttingen, Verlag Volker Schmerse, 1993, 229 Seiten, Abb., Graph, Tab.

Ulrich Nußbeck, Schottenrock und Lederhose. Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees. (= Kleine Schriften der Freunde des Museums für Volkskunde 14), Berlin, Verein der Freunde des Museums für Volkskunde, 1994, 71 Seiten, Abb.

Österreichisches biographisches Lexikon 1815 – 1950. Herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 49.Lieferung: [Schmid] Mieczyslaw Henryk-Schneider Robert von, Wien, Verlag der ÖAW, 1993, S. 289 – 384.

Oldřich Sirovátka (1925 – 1992). (= Bibliografická příloha Národopisné revue č 5), Strážnice, Ústav lidové kultury, 1993, 43 Seiten, 1 Abb.

Helmut Ottenjann, Karl-Heinz Ziessow (Hg.), Landarbeit und Kinderwelt. Das Agrarwesen in pädagogischer Literatur 18. bis 20 Jahrhundert. (= Arbeit und Leben auf dem Land. Eine kulturwissenschaftliche Schriftenreihe 2), Cloppenburg, Museen des Ausstellungsverbundes, 1994, 562 Seiten, zahlr. Abb. und Graph.

Rudi Palla, Verschwundene Arbeit. Ein Thesaurus der untergegangenen Berufe. Frankfurt am Main, Eichborn Verlag, 1994, 445 Seiten, Graph.

Ina Ulrike Paul, Hagen Schulze (Hg.), Europäische Geschichte. Quellen und Materialien. München, Bayerischer Schulbuch-Verlag, 1994, 1288 Seiten, 14 Abb

Paysages, paysans. L'art et la terre en Europe de Moyen Age au XXe siècle. Sous la Direction d'Emmanuel le Roy Ladurie. Paris, Bibliothèque Nationale de France/Réunion des Musées Nationaux, 1994, 287 Seiten, zahlr. Abb

Bertl Petrei, 100 Begegnungen mit der Kärntner Seele. Aus der Heimat-Krone in der Kärntner Krone. Klagenfurt, Verlag Johannes Heyn, 1992, 180 Seiten, 16 Abb.

Leander Petzoldt, Ingo Schneider, Petra Streng (Hg.), Bild und Text. Internationale Konferenz des Komitees für ethnologische Bildforschung in der Société internationale pour Etnologie et Folklore (SIEF) vom 2. – 6. Oktober 1990 in Innsbruck. (= Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore. Reihe B: Tagungsberichte und Materialien 5), Bratislava, Národopisny ústav SAV und Slovak Academic Press, 1993, 225 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Leander Petzoldt,** Bild und Text (Einführungsreferat). 9 – 14; **Bohuslav Beneš,** Wandkarikaturen während der „sanften Revolution". 14 – 20; **Gertrud Benker,** Verschiedene Ebenen der Text-Bild-Relation aufgezeigt am Beispiel der Eule. 21 – 25; **Nils Arvid Bringéus,** Bild und Text. Einführung in ein Problemfeld. 26 – 36; **Dagmar Burkhart,** Korrelation

von Wort und Bild im intermedialen „Text" des russischen „Lubok". 37 – 47; **Evamaria Ciolina,** Reklamesammelbilder. 48 – 51; **Clara Csilléry,** Bilder mit erläuternden Aufschriften bei den Bauern in Ungarn. 52 – 56; **Olga Danglová,** Textile posters with inscription in the Central European context. 57 – 64; **Janusz Dunin,** Die Rolle des illustrierten Buchumschlags in der literarischen Kommunikation (Beispiele seiner Verwendung im Nationalsozialismus und im sogenannten realen Sozialismus). 65 – 73; **Helmut Fischer,** Das interpretierte Bildwerk. Die Leistung von Erzähltexten für die Deutung von Bildwerken. 74 – 84; **Olga Goldberg-Mulkiewicz,** „Sprüche der Väter" als Ornament. Die Scherenschnitte der osteuropäischen Juden. 85 – 94; **Richard Jeřábek,** Wort im Bild – Bild als Wort. 95 – 99; **Günther Kapfhammer,** Heinrich Zille – Hurengespräche. Ein Bild-Text-Bericht als volkskundliche Quelle. 100 – 104; **Seyfi Karabas,** Hair as a sign in Turkish Folklore and Cartoons. 105 – 117; **Gabriela Kiliánová,** Texte auf Hinterglasbildern der Slowakei im 20. Jahrhundert. 118 – 122; **Sona Kovačevičová,** Bild und Text in Volksdrucken. 123 – 127; **Lena Larsén,** Religious pictures and words copied by swedish folkloristic painters today. 128 – 133; **Ljubomir Mikov,** Buchstabenähnliche und Buchstabenornamente in der bulgarischen Volkskunst. 134 – 142; **Sybille-Karin Moser**, Zur Kunst des Bilderlesens. Kryptische Botschaften in Albrecht Altdorfers Bildern. 143 – 153; **W. F.H. Nicolaisen,** Wortloses Erzählen. 154 – 162; **Venetia Newall,** A narrative Icon. 163 – 168; **Marina Peltzer,** Polemical Prints. 169 – 172; **Christa Pieske,** Old Mother Hubbard and her Dog. 173 – 189; **Péter Pogány,** Der Bilderschatz der alten ungarischen Jahrmarktliteratur. 190 – 193; **Oldřich Sirovátka,** Gezeichnete Gassenzeitungen und Plakate im tschechoslowakischen Herbst 1989. 194 – 201; **Cornelius Steckner,** Zum Verbund kommunikativer Lagebeziehungen. 202 – 209; **Gabor Tüskés, Eva Knapp,** Titelkupfer asketischer Werke eines ungarischen Jesuitenautors aus dem 17. Jahrhundert. 210 – 231; **Tatiana A. Voronina,** Russian popular prints and the role of censorship in their producton (1820s to 1860s). 232 – 239; **Wulfhild Ziel,** Zum Funktionswandel von „Bild und Text" des russischen Volksbilderbogens – von Karion Istomin bis D. A.Rovinskij. 240 – 245; **Heidrun Wozel,** Die Vogelwiesen-Bilderbogen von Johann Karl Gottfried Rehhahn (1793 – 1865). 246 – 252.)

Werner Pichler, Die Felsbilder der Kienbachklamm. (= Studien zur Kulturgeschichte Oberösterreichs 2), Linz, Oberösterreichisches Landesmuseum, 1994, 51 Seiten, Abb., Graph.

Mark Pinson (Hg.), The Muslims of Bosnia-Herzegovina. Their Historic Development from the Middle Ages to the Dissolution of Yugoslavia. (= Harvard Middle Eastern Monographs XXVIII), Cambridge/Massachusetts, Harvard University Press, 1994, 187 Seiten, Graph.

Alfred Pohler, Vorarlberger Bauernhöfe. Thaur bei Innsbruck, Wort und Welt Verlag, 1993, 169 Seiten, zahlr. Abb., Graph.

Rudolf Post, Pfälzisches Wörterbuch. Band VI, Lieferung 43: Spang-eisen – Stab. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 1994, S. 193 – 384, Graph.

Privatisierung und Kommerzialisierung von Freilichtmuseen: eine Chance oder eine Bedrohung? Tagungsbericht einer speziellen Arbeitsgruppe des Verbandes europäischer Freilichtmuseen in Arnheim am 14. und 15. Januar 1993. Arnheim, Niederländisches Freilichtmuseum, o.J., 126 Seiten, in deutscher und holländischer Sprache.

Viktor Pröstler, Datenfeldkatalog zur Grundinventarisation. Ein Bericht der „Arbeitsgruppe Dokumentation" des Deutschen Museumsbundes. Karlsruhe, Deutscher Museumsbund, 1993, 47 Seiten.

Walter Puchner, Historisches Drama und gesellschaftskritische Komödie in den Ländern Südosteuropas im 19. Jahrhundert. Vom Theater des Nationalismus zum Nationaltheater. (= Europäische Hochschulschriften: Reihe XXX, 57), Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang Verlag, 1994, 155 Seiten.

Jacek Purchla, Krakau unter österreichischer Herrschaft 1846 – 1918. Faktoren seiner Entwicklung. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 1993, 144 Seiten, Abb., Tab.

Oliver Rackham, The History of the Countryside. The classic history of Britain's landscape, flora and fauna. London, J. M. Dent, 1986, 445 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Holger Rasmussen, Lodser og landmænd på oen Nyord. Sonderdruck aus Nationalmuseets Arbejdsmark 1993, S. 44 – 60, 12 Abb.

Cornelia Reiter (Bearb.), Kunst des 20. Jahrhunderts. Bestandskatalog der Österreichischen Galerie des 20. Jahrhunderts. Band I. A-F, Wien, Edition Christian Brandstätter, 1993, 276 Seiten, Abb.

Franz Remmel, Die Roma Rumäniens. Volk ohne Hinterland. Wien, Picus Verlag, 1993, 240 Seiten.

Seppo Rissanen, Theological Encounter of Oriental Christians with Islam during Early Abbasid Rule. Åbo, Åbo Akademis Förlag-Åbo Akademi University Press, 1993, 290 Seiten.

Euphrosyne Rizopoulou-Egoumenidou, La Maison du Drogman de Chypre Hadjigeorgakis Kornessios. Chypre, La Fondation Culturelle de la Banque de Chypre, 1991, 69 Seiten, 47 Abb. und Graph.

Cornelia Rohe, „Weiblichkeits"Dilemma. Zur kulturellen Wirklichkeit von „Frauen in Männerberufen". (= Kulturanthropologie Notizen, Schrif-

tenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main 44), Frankfurt am Main, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1993, 188 Seiten, Abb., Graph.

Karl Roll, Die Schaumünzen auf die Salzburger Emigration. (= Salzburg Archiv 7), Salzburg, Selbstverlag des Vereins „Freunde der Salzburger Geschichte", 1989, 67 Seiten, Abb., Tab.

Johanna Rolshoven, Martin Scharfe (Hg.), Geschichtsbilder. Ortsjubiläen in Hessen. (= Beiträge zur Kulturforschung 1), Marburg, Jonas Verlag, 1994, 126 Seiten.

Kerstin Römhildt, Nationalismus und ethnische Identität im „spanischen" Baskenland. (= interethnische Beziehungen und Kulturwandel, Ethnologische Beiträge zu soziokultureller Dynamik 5), Münster/Hamburg, Lit Verlag, 1994, 148 Seiten, Graph.

Maj-Len Rönkä, Termer för slåtter- och skörderedskap. Finlandssvensk ordgeografi i nordiskt perspektiv. Åbo, Åbo Akademis förlag, 1993, 236 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Heidi Rosenbaum, Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1992, 405 Seiten, 24 Abb., 21 Tab.

Gustav Roskoff, Geschichte des Teufels. Eine kulturhistorische Satanologie von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert. Stuttgart, Parkland Verlag, 1993, 526 Seiten, Graph.

Russische Malerei der 20er und 30er Jahre. Katalog. Ausstellungstausch Russland-Niedersachsen. Oldenburg, Landesmuseum Oldenburg, 1993, 37 Seiten, Abb.

Werner Schäfke (Hg.), „Drittes Reich" und Nachkriegszeit 1933 – 1948. Eine Auswahl aus den Beständen des Kölnischen Stadtmuseums bearb. von Christine Doege u.a. Köln, Kölnisches Stadtmuseum, 1993, 288 Seiten, Abb.

Elmar Schallert, Führer durch das Museum der Stadt Bludenz. Bludenz, Selbstverlag der Stadt Bludenz, 3.erw. Aufl. 1989, 18 Seiten, Abb.

Herbert Schempf, Bausteine zur Rechts- und Verwaltungsgeschichte des Fürstenfelder Hofs in der Reichsstadt Esslingen am Neckar. Sonderdruck aus: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde, Band 15, Festgabe für Nikolaus Grass zum 80.Geburtstag. Zürich, Schulthess Polygraphischer Verlag, 1993, S. 275 – 284.

Werner Schiffauer (Hg.), Familie und Alltagskultur. Facetten urbanen Lebens in der Türkei. (= Kulturanthropologie Notizen, Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main 41), Frankfurt am Main, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1993, 345 Seiten, Abb., Karten.

Johannes Schima, Peter Weiss, Wald und Tourismus. Wien, Zentrum für Umwelt- und Naturschutz Universität für Bodenkultur, 1992, 54 Seiten, Graph, Tab.

Schmerz laß nach. Dogerie-Werbung der DDR. Katalog zur Ausstellung des Deutschen Hygiene Museums. Dresden, Deutsches Hygiene-Museum, 1992, 87 Seiten, Abb.

Marjen Schmidt, Fotografien in Museen, Archiven und Sammlungen. Konservieren – Archivieren – Präsentieren. Erarbeitet im Rahmen eines zweijährigen Restaurierungsprojekts der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern und des Münchner Stadtmuseums. (= Museums Bausteine 2), München, Weltkunst Verlag, 1994, 124 Seiten, 96 Abb., Tab.

Norbert Schnetzer (Hg.), Musik ist ihre Freude – Beiträge zur Musikgeschichte Rankweils im 19. und 20. Jh. Rankweil 1994, 224 Seiten, Abb., Tab.

Helga Schnur (Red.), Tagungsbericht zum Symposion „Ländliche Kulturformen – ein Phänomen in der Stadt" vom 21. – 22.5.1993 in Graz. Graz, Weishaupt Verlag, 1994, 110 Seiten, Abb., Graph., Notenblätter.

(Inhalt: **Alexander Dill,** Die Region in der Polis – zur Geschichte und Vision der Vielfalt in der Einheit. 10 – 15; **Walter Deutsch,** MUSICA RUSTICA IN URBE – Eine Begegnung besonderer Art. 16 – 24; **Rudolf Pietsch,** Der Stammtisch in einem Wiener Wirtshaus als musikalische Heimat. 25 – 35; **Julijan Strajnar,** Ein Beispiel ländlicher Instrumentalmusik der Stadt. 36 – 39; **Wolfgang Mayer**, Die Begegnung von Stadt und Land bei den Münchner „Volkssängern". 40 – 51; **Oskár Elschek,** Die Integration der Volksmusik in der städtischen Unterhaltungsmusik. 52 – 61; **Maria Walcher,** „Wann auf d'Ålm i geh im feschen Steirergwånd ..." Von der wienerischen Sehnsucht nach der ländlichen Idylle. 62 – 71; **Johannes Moser,** Die Veränderung der Wahrnehmung. Die Entwicklung einer Siedlung zu einem Leitbild ländlichen Wohnens in der Stadt. 72 – 84; **Alica Elschekova,** Regionale Volksmusikaktivitäten im städtischen Bereich der Slowakei. 85 – 101; **Franz Grieshofer,** Heimat im Verein. Die Gebirgs-, Trachtenerhaltungs- und Schuhplattlervereine als städtisches Phänomen. 102 – 110.)

Carl E. Schorske, Wien – Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle. Aus dem Amerikanischen von Horst Günther. München/Zürich, Piper, 1994, 365 Seiten, 63 Abb.

Regina Schulte, The Village in Court. Arson, infanticide, and poaching in the court records of Upper Bavaria, 1848 – 1910. Translated by Barrie Selman. Cambridge, Cambridge University Press, 1994, 199 Seiten.

Lothar Schultes (Red.), Der Meister des Kefermarkter Altars. Die Ergebnisse des Linzer Symposions. (= Studien zur Kulturgeschichte Oberösterreichs 1), Linz, Oberösterreichisches Landesmuseum, 1993, 165 Seiten, 230 Abb.

Thomas Schürmann, Tisch- und Grußsitten im Zivilisationsprozeß. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 82), Münster/New York, Waxmann, 1994, 291 Seiten, 10 Abb.

Cornelia Schweppe, Basisorganisationen und sozialer Wandel in Lateinamerika. Sankt Augustin, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., 1993, 199 Seiten.

Otto Scrinzi, Südtirol – ein zweites Elsaß? (= Eckart-Schriften 128). Wien, Österreichische Landsmannschaft, 1994, 96 Seiten, Abb.

Sehsucht. Das Panorama als Massenunterhaltung des 19. Jahrhunderts. Publikation zur Ausstellung in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland. Bonn, Stroemfeld/Roter Stern, 1993, 367 Seiten, Abb., Graph.

Johannes Seidl, Das Kopialbuch der Zeche Unserer Lieben Frau zu Perchtoldsdorf. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 18 zugleich: NÖ Schriften Wissenschaft 64), Wien, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 1993, 158 Seiten, Abb.

Hugh Shields, Narrative Singing in Ireland. Lays, Ballads, Come-all-yes and other Songs. Dublin, Irish Academic Press, 1993, 283 Seiten, Abb., Notenblätter.

Siehe dieses Herz. Studientagung über die Herz-Jesu-Verehrung. (= Cor ad cor Schriften im Dienst der Herz-Jesu-Verehrung 2), Maria Roggendorf, Salterrae, 1993, 48 Seiten.

Elisabetta Silvestrini, La Piazza Universale. Giochi, spettacoli, macchine de fiere e luna park. Milano/Roma, Arnoldo Mondadori Editore/De Luca Editore, 1987, 287 Seiten, Abb.

Oldřich Sirovátka a Kolektiv, Mesto. Pod Spilberkem. O Lidové Kultuře, Tradicích a Životě Lidí v Brně a Okolí. Brno, Ústav pro etnografii a folkloristiku, o.J., 242 Seiten, Abb.

Bertl Sonnleitner, Walcherberg. Bilder vom Leben auf dem Land. St. Pölten/Wien, Verlag Niederösterreichisches Pressehaus, 1994, 175 Seiten, Abb., Graph.

Letizia Sorrentino, La Festa Fiorentina dell'Inferno.(= Storia della Maschera Comica. La Maschera Medievale), Roma, ETL, 1990, 31 Seiten, Abb.

Adolf Spamer, Die Tätowierung. Ein Versuch zur Erfassung ihrer Formen und ihres Bildgutes. Mit einem Beitrag von Werner Petermann und einem Verzeichnis deutscher Tätowierstudios. München, Trickster Verlag, 1993, 140 Seiten, Abb.

Peter Springer (Hg.), Gesammelt in und um Oldenburg. Aspekte der Alltagskultur. Zur Ausstellung im Oldenburger Kunstverein. Oldenburg 1984, 317 Seiten, Abb.

Marta Šrámková, Marta Toncrová, Ty Ranšpurské zvony zvoňá ... Die Glocken von Rabensburg läuten ... Slawische Volkslieder aus Rabensburg, Hohenau und Umgebung. Brünn, Institut für Ethnologie und Folkloristik der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, 1993, 123 Seiten, Musiktexte und Noten, in deutscher und tschechischer Sprache.

Franz Steinmaßl, Arsen im Mohnknödel. Kriminalität im Mühlviertel von der Jahrhundertwende bis 1938. Grünbach, Edition Geschichte der Heimat, 1992, 342 Seiten, Abb.

Struggling For Ethnic Identity. Czechoslovakia's Endangered Gypsies. A Helsinki Watch Report. New York/Washington/Los Angeles/London, Human Rights Watch, 1992, 152 Seiten, 2 Tab.

Birgitta Svensson, Bortom all ära och redlighet. Tattarnas spel med rättvisan. (= Nordiska museets Handlingar 114), Stockholm 1993, 275 Seiten, Abb., Graph.

Jan Swietek, Brzozowa o Okolica Zakliczyna dad Dunajcem. Obraz Etnograficzny – Zbiór z Lat 1897 – 1906. Część I. (= Archiwum Etnograficzne 36-I), Warschau, Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 1989, 234 Seiten.

Helmut Swozilek, Franz Rederer (1899 – 1965) Musikerportraits. Publikation zur Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum vom 21.7. – 25.9.1994. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 1994, 163 Seiten, Abb., Graph.

Helmut Swozilek, Gerhard Grabher, Archäologie in Gebirgen. Elmar Vonbank zum 70.Geburtstag. (= Schriften des Vorarlberger Landesmuseums, Reihe A: Landschaftsgeschichte und Archäologie 5), Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 1992, 268 Seiten, Abb., Graph.

Magda Szapu, Életmódvizsgálatok a Vág Völgyében. Szímö. (= Népismereti Könyvtár 4), Komárno, Szlovákiai Magyar Néprajzi Társaság, 1993, 146 Seiten, Abb., Graph.

Zsuzsa Szarvas (Hg.), Interacting Communities. Studies on Some Aspects of Migration and Urban Ethnology. The Fourth Finnish-Hungarian Symposium on Ethnology Veszprém – Budapest, August 24 – 31, 1992, Budapest, Hungarian Ethnographic Society, 1993, 342 Seiten, Abb., Graph.

Antonio Tagliacozzo, Archeozoologia della Grotta dell'Uzzo, Sicilia. Da un'economia di caccia ad un'economia di pesca ed allevamento. (= Supplemento al Bullettino di Paletnologia Italiana 84, nuova serie II), Roma, Instituto Poligrafico e Zecca dello Stato, 1993, 278 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten

Theaterverein Bizau – 125 Jahre. Begleitheft zur Ausstellung des Vorarlberger Landesmuseums mit dem Theaterverein Bizau vom 21.4. – 5.5.1991. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 1991, 60 Seiten, 25 Abb.

Elisabeth-Lulu J. Theotoky, Costumes from Corfu, Paxos and the Offshore Islands. Corfu, Municipality of Corfu Edition, 1994, 216 Seiten, Abb.

Janice E. Thomson, Mercenaries, Pirates and Sovereigns. State-Building and Extraterritorial Violence in Early Modern England. Princeton/New Jersey, Princeton University Press, 1994, 219 Seiten, Tab.

Gianfranco Tortorelli, Catalogo delle Edizioni Salani (1862 – 1917). Bologna 1993, 318 Seiten.

Txostena – Memoria 1992. Bilbao, Euskal Erkeologia, Etnografia eta Kondaira Museoa. Museo Arqueologico, Etnografico e Historico Vasco, 1993, 71 Seiten, Abb.

Richard W. Unger, The Art of Medieval Technology. Images of Noah the Shipbuilder. New Brunswick/New Jersey, Rutgers University Press, 1991, 168 Seiten, 77 Abb. im Anhang.

György Mihály Vajda, Keletre nyílik Bécs kapuja. Közép-Európa Kulturális Képeskönyve 1740 – 1918. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1994, 207 Seiten, 212 Abb.

Pier Paolo Viazzo, Upland communities. Environment, population and social structure in the Alps since the sixteenth century. Cambridge/New York/New Rochelle/Melbourne/Sydney, Cambridge University Press, 1989 Seiten, 325 Seiten, Graph., Tab.

Gertrud Weinhold, Das lebenspendende Kreuz. Das Mysterium – Heilszeichen und Schmuck weltweit. Dachau, Verlagsanstalt „Bayerland", 1993, 188 Seiten, Farbtafeln ab S. 103.

Günter Wiegelmann (Hg.), Volksmedizin in Nordwestdeutschland. Heilmagnetismus – „Besprechen" – Erfahrungsheilkunde. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 83), Münster/New York, Waxmann, 1994, 253 Seiten, Graph., Tab.

Wiener Kunstauktionen. Katalog 132 zur 2.Kunstauktion im April 1994. Wien, Kunstauktionen GesmbH, 1994, unpag., zahlr. Abb.

Merry E. Wiesner, Women and Gender in Early Modern Europe. Cambridge, Cambridge University Press, 1993, 264 Seiten, 13 Abb.

Herta Wilk, Siebenbürgisch-Sächsische Webmuster aus Tartlau. Bukarest, Kriterion Verlag, 1982, 10 Seiten mit Abb. und 55 Bildtafeln.

Ernst Witzig, „Da war's um mich geschehen" Erinnerungen eines Hagestolz aus dem Basel des 19. Jahrhunderts. (= Das Volkskundliche Taschenbuch 2), Basel, Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, 1994, 205 Seiten, Abb.

Hans-Jürgen Wolf, Geschichte der Druckverfahren. Historische Grundlagen, Portraits, Technologie. Elchingen, Historia Verlag, 1992, 992 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Gerlinde Wolfram, Der Maler Hans Essinger. Beiträge zum Verständnis seines Persönlichkeitsbildes und seines künstlerischen Schaffens. Mödling, Eigenverlag Wolfram, 1992, 247 Seiten, Abb.

Isser Woloch, The New Regime. Transformations of the French Civic Order, 1789 – 1820s. New York/London, W.W. Norton & Company, 1994, 536 Seiten, Graph.

Bernhard Wördehoff, Das gab's doch mal. Vielerlei Dinge, die aus unserem Alltag entschwunden sind. Wien, Verlag Christian Brandstätter, 1994, 93 Seiten, 39 Ill.

Fritz Wöss, Der Wahrheit eine Gasse. Fakten – Fragen – Folgen zur Geschichtsschreibung. Wien/München, WIP Wöss Int. Publishing, o.J., 78 Seiten, Abb.

Herwig Würtz, Paul Hörbiger, Hans Moser. Zwei Wiener Schauspiel-Legenden. Katalog der 228. Wechselausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Wien, Eigenverlag der Stadt Wien, 1994, 32 Seiten, Abb.

Karl-Heinz Wüstner, Zirkelschlag und Vasenstrauß. Zeitgenossen der Rößler – neue Forschungen zu malenden Schreinerfamilien im Hohenlohischen. Katalog zur Aussstellung im Museum Rößler-Haus in Untermünkheim vom 10.5. – 21.6.1992. Untermünkheim, Kultur- und Förderverein „Rößler-Haus", 1992, 135 Seiten, 54 Abb.

Christel Zahlmann (Hg.), Kommunitarismus in der Diskussion. Eine streitbare Einführung. (= Rotbuch Taschenbuch 92), o.O., Rotbuch Verlag, 1994, 152 Seiten.

Eva Ziss (Hg.), Ziehkinder. (= Damit es nicht verlorengeht ... 28), Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1994, 327 Seiten.

Zusammenarbeit Österreichs mit den Ländern Mittel- und Osteuropas. Im Bereich des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung im Jahre 1991. Dokumentation. Wien, BMWF, 1992, 46 Seiten, Tab.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dir. Dr. Michael Becker
Salzburger Freilichtmuseum
A-5084 Großgmain

HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Dr. Klaus Freckmann
Freilichtmuseum Sobernheim
D-55560 Sobernheim/Nahe

Nina Gorgus M.A.
Köstlinstraße 10
D-72074 Tübingen

OR Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ.-Ass. Mag. Reinhard Johler
Institut für Volkskunde
Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger
Hauptstraße 20
A-3420 Kritzendorf

Barbara Mersich
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee

Dr. József Liszka
Szlovákiai magyar néprajzi társaság
Klapka tér 9
SK-945 01 Komárno

Mag. Herbert Nikitsch
Michaelerstraße 13/11
A-1180 Wien

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

OR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ.-Ass. Dr. Ingo Schneider
Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
Innrain 51 (Penthouse)
A-6020 Innsbruck

Dr. Magdalena Schwenter
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ.-Doz. Mag. Dr. Rudolf Simek
Fachbibliothek für Germanistik an der Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1
A-1010 Wien

Mag. Christian Stadelmann
Sonnwendgasse 30/12
A-1100 Wien

Bernhard Tschofen M.A.
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Ulrike Vitovec
Märzstraße 34/12
A-1150 Wien

Martin Wörner M.A.
Wiclefstraße 33
D-10551 Berlin

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 373 – 394

Volkskunst und Primitivismus
Bemerkungen zu einer kulturellen Wahrnehmungsform um 1900[1]

Von Gottfried Korff

1.

Die folgenden Überlegungen fügen sich auf den ersten Blick in Vorstellungen, die seit einiger Zeit Konjunktur haben und sogar drohen, zur Marotte zu werden. Vermehrt nämlich ist die Rede davon, daß die Jahrhundert*enden* (und auch *-wenden)* durch spezifische Denkfigurationen und Ideenkonstellationen gekennzeichnet seien, die ihre Mitte in anthropologischen Reflexionen und Standortbestimmungen hätten. So wird behauptet, daß die Jahrhundert*enden* Verdichtungszeiten eines Nachdenkens über das Verhältnis von Mensch und Natur, von Fremd und Eigen, von Fortschritt und Geschichte seien.[2] Auch wenn ich starke Vorbehalte gegen Behauptungen dieser Art habe (weil sie meiner Ansicht nach empirisch nicht nachweisbar sind), lasse ich mich auf sie ein, denn das Thema, um das es heute geht, hat eine Geschichte, die etwa vor hundert Jahren beginnt, aber auch zurückweist auf Denk- und Handlungsstrategien, die im Ideenhorizont des späten 18. Jahrhunderts profiliert worden sind.

Die Jahrhundert*enden* als kulturreflexive Verdichtungszeiten: Solch eine Vorstellung liegt natürlich nahe, weil sie sich auf der Linie eines neuzeitlich-modernen Kulturverständnisses bewegt, das durch und durch von Räsonement und Kommunikation, von Selbstvergewisserungen und Selbstthematisierungen kultureller Deutungseliten

1 Vortrag im Rahmen der Generalversammlung des Vereins für Volkskunde am 18. März 1994. Die mündliche Form wurde beibehalten und lediglich um Nachweise ergänzt.

2 Vgl. dazu Konrad Köstlin: Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden. In: Ethnologia Europaea 24 (1994), S. 5 – 20.

bestimmt und so auch von nicht wenigen Impulsen jeweiliger intellektueller Standortbestimmungen geprägt ist. „Der Schluss eines Jahrhunderts ist schon an sich ein so sinnlicher Abschnitt in den Begebenheiten des Menschengeschlechts, dass er von selbst die Betrachtung zu verweilen einladet", so schrieb Wilhelm von Humboldt 1796 in seinem *Rückblick auf das 18. Jahrhundert*[3], und er thematisiert damit ein Problem geänderter Geschichtswahrnehmung, die sich – anstatt von älteren, naturellen Zeitvorstellungen diktiert zu sein – am Prinzip des linearen Fortschreitens, der Ereignis-Beschleunigung und der Vernunft-Entfaltung orientiert.[4] „Wo stehen wir? welchen Theil ihres langen und mühevollen Wegs hat die Menschheit zurückgelegt? befindet sie sich in der Richtung, welche zum letzten Ziel hinführt? und wieweit ist es ihr gelungen, in dieser Richtung bereits fortzuschreiten?", so heißt es ganz zu Beginn von Humboldts Abhandlung.[5] Dies sind Fragen, die äußerst aktuell klingen, die freilich von Humboldt am Ende des aufgeklärten Jahrhunderts optimistisch beantwortet werden (anders jedenfalls, als wir das heute tun würden). Humboldt argumentiert zivilisations- und anthropologiegeschichtlich; er sieht vor allem im intensivierten Kontakt unterschiedlicher Kulturen, Völker und Nationen einen Gewinn für die Menschheit. So plädiert er für eine auf „Erfahrung und Weltkenntnis" gegründete „vielseitige Kultur", er spricht sich für einen produktiven Kulturkontakt mit dem Fremden aus („Denn durch das Entgegenwirken fremder Kräfte kann das Wachsthum der eigenen gedeihen").

Humboldt bewegt sich so im Umkreis eines anthropologisch-ethnologischen Denkens, wie es sich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgebildet hatte.[6] Dieses Denken war von Grund auf gesellschaftskritisch, und die Entdeckung und Hochschätzung des *Fremden* – im Diskurs des 18. Jahrhunderts sehr viel weiter verbreitet: *des Wilden* – war eine Strategie bürgerlich-emanzipativer Selbstverortung. Die Wilden werden geschätzt, weil ihr Leben die Folie zur

3 Wilhelm von Humboldt: Das achtzehnte Jahrhundert. In: ders.: Werke in fünf Bänden, hg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt 1960, Band 1 (= Schriften zur Anthropologie und Geschichte), S. 377 – 505, S. 398.

4 Vgl. dazu Wolf Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. München/Wien 1976; Reinhart Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt am Main 1979.

5 Wilhelm von Humboldt: Das achtzehnte Jahrhundert (wie Anm. 3), S. 376.

6 Wolf Lepenies: Soziologische Anthropologie. Materialien. München 1971.

Kritik der eigenen Gesellschaft liefert. Die Vorstellung vom *Wilden* als des *bon sauvage* verbindet sich mit Rousseaus Lehre vom *homme naturel*, die jedoch keinesfalls – wie oft fälschlicherweise angenommen wird – Arkadien, Idylle und Gesellschaftsflucht meint, sondern auf eine Gesellschaftstheorie zielt, die über den hypothetischen Urzustand soziale und politische Deformationen attackieren will. Das späte 18. Jahrhundert sieht auf den *Wilden*, nicht weil es Sehnsucht nach ihm hat, sondern weil es in ihm einen Reflexionsgegenstand vermutet. Die ethnologische Anthropologie des 18. Jahrhunderts betrachtet den *Wilden* außerhalb der eigenen Gesellschaft und beläßt ihn dort auch; im Umkreis des 18.-Jahrhundert-*End*-Diskurses hat er die Funktion einer Idealgestalt, einer Projektionsfläche, in der sich bürgerliche Interessen und Entwürfe bündeln.[7]

Humboldt überblickt 1796 also die Diskussionen eines ganzen Jahrhunderts. Das, was die Anthropologie seiner Zeit und seiner Vor-Zeit ausmacht, ist bei ihm wie in einem Brennspiegel gesammelt – genauso wie bei Kant, der 1798 seine „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" veröffentlicht oder wie bei Condorcet, der 1794 seinen „Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes" vorlegt. In den Jahrhundert-*End*-Werken sind die Gedanken der gesamten Epoche präsent: Rousseaus „retour à la nature" schimmert ebenso durch wie der Erfahrungsgehalt aufgeklärter Reiseliteratur. Humboldt nimmt die Jahrhundert-Zäsur, die *zwei Nullen* in der bevorstehenden Jahreszahl, zum Anlaß eines Prüfberichts über ein Jahrhundert, das reich an literarischer und philosophischer Reflexion, eben das „tintenklecksende Säculum"[8], war, und er steigert diese Reflexion durch seinen eigenen Kommentar. Auf diese Weise kommt schnell der Eindruck eines verdichteten Diskurses zustande. Die Vorstellung von einer anthropologischen Verdichtungszeit ist so vermutlich nichts anderes als Ausdruck einer Intellektuellen-Mode, die der neuzeitlich-profanen, von blassen Zahlen vergebenen Chronologie, die dem Rhythmus der Dekaden und die vor allem, wie Humboldt sagte, dem „sinnlichen Abschnitt", der durch die Doppelnull der Centenarien gebildet wird, einen moralischen Impuls zur Selbstreflexion abgewinnen will. Für ideenge-

7 Heinrich Fink-Eitel: Die Philosophie und die Wilden. Über die Bedeutung des Fremden für die europäische Geistesgeschichte. Hamburg 1994.

8 So Franz von Moor in den „Räubern" (1781) über „sein" Jahrhundert.

schichtliche Exkursionen sind die Jahrhundertwenden deshalb kein schlechtes Terrain.

2.

Es liegt also in der Logik moderner Selbstreflexions-Mechanismen, wenn sich das *Ende* des 19. Jahrhunderts ebenfalls als anthropologisch-ethnologische Verdichtungszeit darstellt. Und in der Tat spielen exotisch-ethnologische Orientierungen, wie auch anthropologisch-völkerpsychologische Überlegungen eine wichtige Rolle in der Kultur des Fin de siècle. Fin de siècle: diesmal hat sich der Jahrhundert-End-Diskurs sogar einen sprechenden Namen zugelegt. Die Zeit vor und um 1900 redet allerdings nicht mehr vom *Wilden*, sondern vom *Primitiven*. Und so wie das Primitive an die Stelle des Wilden getreten ist, ist auch die Reflexion über die Verbesserungswürdigkeit des Gesellschaftszustands durch die über die Verbesserungswürdigkeit des Kulturzustandes (als Motor zivilisatorischen Fortschritts) ersetzt worden. *Primitiv:* das ist eine Kategorie, die sich auf fremde wie auch auf eigene Kulturen anwenden läßt. *Primitiv* ist ein breit ausgefächerter Begriff, der wissenschaftlich und außerwissenschaftlich eine Fülle von Konnotationen gestattet. Es ist ein Begriff, in dem natürliche und kulturelle Faszinationen zusammentreffen und in dem auch intellektuelle Befindlichkeiten nicht zu kurz kommen. Primitiv, so scheint es, ist ein Begriff, der Natur-, Kultur- und Kunstwissenschaftlern gleichermaßen zupaß kommt. Als er im letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende seinen großen Auftritt hatte, war er schon auf vielfältige Weise wissenschaftlich vorprogrammiert.

Diese wissenschaftliche Vorgeschichte ist jedoch heute weitgehend in Vergessenheit geraten, und zwar deswegen, weil man sich im Laufe dieses Jahrhunderts angewöhnt hat, den Primitivitätsbegriff vor allem in Bezug auf den engeren Kunstdiskurs anzuwenden.[9] Dieser Diskurs, der sich in den 20 Jahren um die Jahrhundertwende entfaltet, klopft bis heute in undifferenzierter Weise die Stereotypen *primitiv* und Primitivismus fest, obwohl wichtige kunsthistorische

9 Vgl. dazu Sally Price: Primitive Kunst in zivilisierter Gesellschaft. Frankfurt am Main/New York 1992.

Untersuchungen – etwa die Primitivismus-Darstellung des amerikanischen Kunsthistorikers William Rubin[10] – auf die komplexen wissenschaftshistorischen Wurzeln der Kategorie „primitiv" hingewiesen haben. Dabei ist, um zu präzisieren, Primitivismus die von *primitiv* abgeleitete Stilbezeichnung für europäische Kunstproduktionen, die sich an künstlerischen Techniken und Ausdrucksformen der „Stammeskunst", der „primitive art", der „art primitive" angelehnt haben. Mittlerweile sind *primitiv* und *Primitivismus* durchgehend negativ besetzte Begriffe. Oder genauer: es gibt differente Anwendungsformen, wobei die negativen Wertakzente im Laufe des 20. Jahrhunderts jedoch dominant geworden sind.

Das war einmal anders. Als Paul Gauguin in den Jahren vor 1900 den Kontakt zur „einfachen" Kunst suchte, zuerst in der Bretagne, dann in der Südsee, war *primitiv* noch eine neutrale Bezeichnung, und auch 1911, im Manifest des „Blauen Reiters", ist noch von einem wertfreien *primitiv* die Rede; es ist ein Wort, das Kandinsky in Parallelität zur „Volkskunst" gebraucht. In seinem ersten Aufruf heißt es, daß die „neueste malerische Bewegung in Frankreich, Deutschland und Rußland ... feine Verbindungsfäden mit der Gotik und den Primitiven, mit Afrika und dem großen Orient, mit der so ausdrucksstarken ursprünglichen Volkskunst und Kinderkunst"[11] aufweise. Die Bandbreite des Primitiven, das belegt der „Blaue Reiter", ist groß: die „ausdrucksstarke", heimische Volkskunst gehört ebenso dazu wie die Kinderkunst und die „Stammeskunst". In all dem sah Kandinsky „verwandte, oft identische Erscheinungen" und „synthetische Beziehungen". Mit guten Gründen hat Kirk Varnedoe[12] in seiner Gauguin-Studie ebenfalls auf die Gleichartigkeit des Einflusses bretonischer und polynesischer Kunst-, Kultur- und Lebensstile hingewiesen. Im Kunstdiskurs um 1900 war *primitiv* ein gleichermaßen weitverbreiteter wie wertfreier Begriff, ein Begriff, der für die Avantgarden nicht weniger wichtig war als für die konservative Volkskunstbewegung.

10 William Rubin: Der Primitivismus in der Moderne. Eine Einführung. In: ders. (Hg.): Primitivismus in der Kunst des 20. Jahrhunderts. München 1984, S. 9 – 91.

11 „Der blaue Reiter", hg. von Wassily Kandinsky und Franz Marc. Dokumentarische Neuausgabe von Klaus Lankheit. München 1965, S. 316.

12 Kirk Varnedoe: Paul Gauguin. In: William Rubin: Primitivismus (wie Anm. 10), S. 187 – 217.

3.

Woher kommt nun diese Konjunktur der Kategorie „primitiv" am Ende des 19. Jahrhunderts? Sie hat ihre Basis in der Verbindung von anthropologisch-kulturwissenschaftlichem, urgeschichtlich-ethnologischem und völkerpsychologisch-soziologischem Denken – und war zudem im Zeitgeist begründet. Den Auftakt bildete die berühmte und einflußreiche Schrift von Edward B. Tylor „Primitive Culture" aus dem Jahre 1871.[13] Sie enthielt den Vorschlag, für alle Kulturen Bestandsverzeichnisse ihrer Elemente, ihrer Grundmuster, ihrer charakteristischen Bausteine und Konfigurationen zu ermitteln. Tylors Vorschlag stand nicht isoliert. Adolf Bastians „Völkerpsychologie", Rudolf Virchows Verknüpfung von medizinischer und ethnologischer Anthropologie und auch Emile Durkheims Soziologie orientierten sich in der gleichen Richtung. Wie die Völkerpsychologie an einfachen Kultur- und Zivilisationszuständen, so ist die Ethnographie an „Urzuständen", die biologische Anthropologie an Primär-Funktionen und die Soziologie an elementaren Regeln interessiert. Das Primitive ist das Primäre, das Elementare, das Prototypische, dasjenige, das genetisch vor der Entwicklung der Artenvielfalt und historisch vor der Ausdifferenzierung der Gesellschaftszustände liegt. „... Primärgedanken zu gewinnen, das ist die erste und Hauptaufgabe der Ethnologie", so hatte Adolf Bastian 1881 geschrieben und nachdrücklich für eine Integration von natur- und kulturwissenschaftlicher Sichtweise plädiert.[14] In Analogie zur Biologie und zur Zellmedizin entwirft Bastian eine „genetische Induktionsforschung"[15], die darauf aus ist, „aus dem Werden ... das Sein als Gewordenes" zu verstehen, „um im Rückgang auf erste Anfangszustände den organischen Wachstumsprozeß des Geistes in seinen Elementargesetzen zu enthüllen".[16] Über das Elementare sei ein Begreifen auch „complicierter Gebilde" möglich. Und apodiktisch für sein Fachgebiet, die Völkerkunde, erklärt Bastian, der 1869 die Berliner Anthropologische Gesellschaft

13 Edward B. Tylor: Primitive Culture, London 1871 (deutsche Übersetzung 1873 unter dem Titel „Die Anfänge der Cultur").

14 Adolf Bastian: Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen. In: Carl August Schmitz (Hg.): Kultur. Frankfurt am Main 1963, S. 54 – 64, s. S. 59.

15 Ebd., S. 58.

16 Ebd.

mitbegründet hatte: „Sobald es uns gelungen, in den Naturvölkern den Gang zur Entwicklung zu durchschauen, haben wir ... gewissermaßen einen Schlüssel gewonnen, um mit seiner Hilfe auch die complicierten Gestaltungen höherer Gebilde aufzuschlüsseln."[17]

Der Mediziner Virchow, auch er einer der Initiatoren der Anthropologischen Gesellschaft, ist in seinen ethnologischen und vorgeschichtlichen Studien ebenfalls an den Ur- und Rohzuständen der Kultur und deshalb an einem Vergleich von „Naturvölkern" und der Prähistorie der Kulturvölker interessiert. „Gleich wie es eine Vorgeschichte auch der heutigen Naturvölker gibt", so hatte Virchow 1889 in dem Aufruf für die Gründung des Volkskunde-Museums in Berlin geschrieben, „so ziehen sich vorgeschichtliche Überlieferungen in das Leben der Kulturvölker herüber."[18] Diese herübergezogenen Überlieferungen heißen bei Virchow „Überlebsel der Vorzeit" – und das ist exakt die Übersetzung des berühmten Tylorschen *survival*, an denen die Elementar- und Primärgedanken, also die Bauformen der „primitive culture" expliziert werden sollten. Entsprechend ihrer sozial-anthropologischen Grundausrichtung waren Volks- und Völkerkunde an diesen *survivals*, Überlebseln, stärker interessiert als an Relikten, toten Überresten und Überbleibseln, weil sich im lebendigen Handlungszusammenhang die elementar-primitiven Mental- und Geistesbeschäftigungen zuverlässiger greifen ließen. Das heißt nicht, daß Objekte keinen Platz in Tylors *survival*-Theorie gehabt hätten, im Gegenteil: Nicht nur als Indikatoren, sondern auch als verhaltenssteuernde Stimuli waren sie Beweismittel für jene „Vorgänge, Sitten und Anschauungen, welche durch Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen sind".[19] Mit dieser Formulierung hatte Tylor seinen Begriff *survival* definiert und ihn mit einem Objektbeispiel, einem Handwebstuhl aus Somersetshire, illustriert: Er beschreibt die Arbeit einer Weberin, die ihr Schiffchen in alter Weise noch von einer Hand in die andere wirft, und resümiert: „Diese alte Frau ist noch nicht ein Jahrhundert hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, aber sie ist ein Überlebsel." Daraus leitet Tylor die allgemeinere Beobachtung ab: „Solche Beispiele führen

17 Ebd., S. 58.

18 Rudolf Virchow: Das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in Berlin. In: Gartenlaube, Nr. 26, S. 435 f.

19 Zitiert nach Edward B. Tylor: Die Culturwissenschaft. In: Carl August Schmitz (Hg.): Kultur. Frankfurt am Main 1963, S. 33 – 53.

uns oft zu Sitten, welche vor hundert und selbst tausend Jahren galten."[20]

Auch in Virchows Museumsplänen spielte der Indikationswert, der Verweischarakter der gesammelten Objekte eine zentrale Rolle. Sie sind für ihn wie Fossilien; sie gelten ihm als Materialisationen kultureller und zivilisationsgeschichtlicher Zustände. Deshalb insistiert er auf der Sammlung von primitiven Gebrauchsgegenständen, weil er, wie er schreibt, der eigentlichen Kunstgeschichte die Geschichte der Arbeit vorangehen sieht. Damit wird der Blick auf die Kunst jedoch nicht verweigert, sondern zum Problem gemacht: „Eine Grenze zwischen beiden (zwischen Arbeit und Kunst) gibt es nicht, denn niemand kann sagen, wo die Kunst beginnt und die Arbeit des täglichen Lebens endet."[21] Kunst und Leben sind miteinander verflochten; die Objekte „ältester Tradition" sind nicht nur Funktions- sondern Ausdrucksträger – durch ihre Form, ihre Verzierung, ihre Verwendung „bieten sie bestimmte Andeutungen", wobei Gestalt und Dekor durchaus Bedeutungsverdichtungen darstellen können. Für Virchow zählten in erster Linie Alter und Funktion; ästhetische Auswahlkriterien waren damit nicht ausgeschlossen. Den Begriff Volkskunst gab es noch nicht; gesammelt wurde unter dem Aspekt der Zeugenschaft und der Repräsentanz.[22] Und was bezeugt und repräsentiert werden sollte, war klar, war zumindest Virchow klar: die elementaren, primären, *urzuständlichen*, eben *primitiven* Formen der menschlichen Kultur.[23]

4.

Darin glichen sich die volkskundlichen Museumsbemühungen in Berlin und in Wien.[24] Michael Haberlandts Aufruf in der ersten

20 Ebd., S. 46.

21 Rudolf Virchow: Das Museum (wie Anm. 18), S. 436.

22 Vgl. dazu die äußerst sorgfältige Studie von Heidi Müller: Die Sammlungskonzeption des Museums für Deutsche Volkskunde von der Gründung 1889 bis zum ersten Weltkrieg. In: Jahrbuch der Berliner Museen N.F. 34 (1992), S. 186 – 194.

23 Vgl. dazu auch Ulrich Steinmann: Die Entwicklung des Museums für Volkskunde von 1889 bis 1964. In: 75 Jahre Museum für Volkskunde 1889 – 1964, Festschrift. Berlin 1964, S. 7 – 47; Erika Karasek: 100 Jahre Museum für Volkskunde. Alltagsgeschichte im Wandel. In: Staatliche Museen zu Berlin. Museum für Volkskunde 1889 – 1989. Wissenschaftliches Kolloquium anläßlich des 100jährigen Bestehens des Museums für Volkskunde. Berlin 1991, S. 9 – 13.

Nummer der „Zeitschrift für Österreichische Volkskunde" (1895) enthält die gleichen Forderungen, Überlegungen und Argumente wie Virchows Projekt-Skizze von 1889 in der „Gartenlaube": „Das eigentliche Volk, dessen primitivem Wirtschaftstrieb eine primitive Lebensführung, ein urwüchsiger Geisteszustand entspricht, wollen wir in seinen Naturformen erkennen, erklären und darstellen. Ersteres durch die Mittel und Methode der Wissenschaft in unserer Zeitschrift; letzteres ... durch ihre Bergung und Aufsammlung in einem Museum."[25] Im Unterschied zu Berlin wird in Wien entschieden auf den innerstaatlich-innerethnischen Kulturvergleich der Monarchie gesetzt und so die „Unbefangenheit in nationalen Dingen" ausdrücklich hervorgehoben, ja sogar in der vielfachen „Identität der naturwüchsigen Volksäußerungen", eben in der Tylorschen *primitive culture*, ein „tieferes Entwicklungsprincip als das der Nationalität" ausgemacht.[26]

Unmißverständlich hieß es in Haberlandts emphatischem, aber durchweg solide argumentierendem Aufruf: „Von den Karpathen bis zur Adria wohnt in dem von Natur und Geschichte gefügten Rahmen des Vaterlandes eine bunte Fülle von Völkerstämmen, welche wie in einem Auszug die ethnographische Mannigfaltigkeit Europas repräsentiert."[27] In Österreich konnten die kulturellen Elementar- und Primärformen aus der synchronen Komparatistik, gewissermaßen dem innerstaatlichen Überlebsel-Vergleich erschlossen werden, was in Deutschland nur über einen engen Kontakt mit der Völkerkunde (deshalb die enge Liaison Bastian-Virchow[28]) oder aber über den diachronen Vergleich (deshalb die Neigung zur Urgeschichte[29]) möglich war. Folgerichtig ist bei Haberlandt deshalb auch Distanz zur Ur-

24 Zum Vergleich beider Museen siehe Ulrich Steinmann: Die Volkskundemuseen in Wien und Berlin. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 66 (1963), S. 2 – 16.

25 Michael Haberlandt: Zum Beginn! In: Zeitschrift für Österreichische Volkskunde 1 (1895), S. 1 – 3, s. S. 1.

26 Ebd.

27 Ebd.

28 Vgl. dazu Heide Nixdorff: Hundert Jahre Museum für Völkerkunde Berlin. Abteilung Europa. In: Baessler-Archiv N.F. 21 (1973), S. 341 – 358.

29 Karl J. Narr: Nach der nationalen Vorgeschichte. In: Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hg.): Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten. Frankfurt am Main 1990, S. 279 – 305.

und Frühgeschichte signalisiert: „Ausgeschlossen sind ferner Ermittlungen über die prähistorische Bewohnerschaft Österreichs ..."[30]

Insgesamt entsteht der Eindruck, daß die Wiener Volkskunde sich weniger altertumskundlich versteht als die Berliner. Um es im Code des Elementar- und Primitiv-Rasters zu sagen: in Berlin waren die Begriffe *ursprünglich* und *urzuständlich* die Konnotationen von *primitiv*, wohingegen in Wien bei primitiv eher an *einfach*, *volkstümlich* und *zurückgeblieben* gedacht wurde. Diese vorgeschichtliche Affinität in Deutschland wird der Grund dafür gewesen sein, daß das Berliner Institut nach Virchows Tod seine Selbständigkeit verlor und als „Sammlung für Deutsche Volkskunde" der prähistorischen Abteilung des Völkerkunde-Museums angegliedert wurde; es wurde erst 1935 wieder eine selbständige Einrichtung und konnte dann auch prompt mit seiner urgeschichtlich-germanentümelnden Schausammlung Eindruck und Staat machen.[31]

5.

Daß in Wien der Primitivitäts-Gedanke anders dimensioniert und auch anders, weil intensiver und folgenreicher, für die wissenschaftliche Arbeit zugeschnitten war, lag an der 1894 erschienenen Abhandlung von Alois Riegl über „Volkskunst, Hausfleiss und Hausindustrie". Nicht nur, daß in ihr der Begriff Volkskunst zum ersten Mal auftaucht, sondern auch, daß der Begriff definiert, erläutert und perspektiviert wurde, macht bis heute die Bedeutung der Schrift aus. So sehr sich Riegl dem Phänomen der Volkskunst als Kunsthistoriker nähert, so sehr sieht er deren Grundlage doch in wirtschaftlichen Zusammenhängen. „Dieses wirtschaftliche Moment erscheint ... in ganz wesentlichem Maße geeignet, jenen dringend gesuchten übersichtlichen Standpunkt zur Umgrenzung des Bereichs der Volkskunst abzugeben."[32] Riegls Deduktion ist äußerst logisch, wenn man sich

30 Michael Haberlandt: Zum Beginn! (wie Anm. 25), S. 2. Haberlandt fährt allerdings fort „... insofern nicht ein Faden von einer wie immer fern liegenden Vorzeit auf unsere Tage heraufführt" und unterstreicht so ebenfalls die *survival*-Idee.

31 Vgl. dazu Martin Roth: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution. Berlin 1990 (= Berliner Schriften zur Museumskunde, 7), S. 137 – 143.

32 Alois Riegl: Volkskunst, Hausfleiss und Hausindustrie (Berlin 1894). Mittenwald 1978 (= Kunstwissenschaftliche Studientexte, Band VI), S. 4.

die Grundannahme seines Volkskunst-Modells klar macht – und dieses ist eine gewissermaßen wirtschaftswissenschaftlich systematisierte Primitivitätstheorie. Er übernimmt sie von dem Wirtschaftshistoriker Karl Bücher, der ein Entwicklungsschema „von Betriebsformen der menschlichen Güterproduktion" entworfen hatte, in der der „sogenannte Hausfleiß das unterste, das Fabrikwesen das oberste Glied" bildete (S. 7 f.). Analog dazu sieht Riegl die Volkskunst als „eines der untersten Glieder in der Kette künstlerischer Entwicklungsstadien". So werden Hausfleiß und Volkskunst einander zugeordnet, beide stehen auf einer „primitiven" Stufe – Riegl spricht sogar von „primitivster Stufe". Gemäß des Tylorschen *survival*-Konzepts, bei Riegl ist von „überlebenden Resten" (S. 5) die Rede, wird die in der Gegenwart in „lebendiger Übung" (S. 56) produzierte Volkskunst als Objektivation einer primitiven, elementaren, einfachen Lebens- und Wirtschaftsform gedeutet. Volkskunst ist in dieser Systematik das Erzeugnis bäuerlicher Handfertigkeiten, wie sie sich im Zusammenhang mit dem Hausfleiß ergeben haben und überliefert worden sind.

Die Volkskunst als Ausdruck primitiver Wirtschaftsweise, als Produkt bäuerlichen Hausfleißes war tradiertes Überlebsel; sie war gesichert durch eine „östliche Beharrlichkeit" und sie war vor allem in den transleithanischen Gebieten, Völkerschaften, sagt Riegl, der österreichisch-ungarischen Monarchie anzutreffen. Weil diese Reliktgebiete „vom westlichen Neuerungssinn" nicht affiziert waren, war die „internationale Mode" dort noch nicht dominant geworden, denn, so eine der Grundannahmen Riegls, „wo die Tradition aufhört, beginnt die internationale Mode" (S. 29). Volkskunst gibt es also nach Riegl nur noch als *survival;* ihr völliges Verschwinden steht jedoch bevor. Deshalb ist Bergung und Sammlung geboten – und auch die wissenschaftliche Analyse. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus sieht Riegl keine Chance für eine Reaktivierung der Volkskunst, vor allem nicht als „Quelle neuer wirtschaftlicher Vorteile" (S. 53) und zwar deswegen nicht, weil eine primitive Wirtschaftsform sich in einem entwickelten Wirtschaftssystem nicht halten kann, sogar im Interesse der Produzenten nicht halten darf, „womit", so Riegl wörtlich, „ipso facto der Charakter des Hausfleißes wie der Volkskunst gleichmäßig verloren gehen müssen" (S. 53). Dennoch aber setzt Riegl auf die Volkskunst – und zwar aus ästhetisch-künstlerischen Gründen. Die Überlegung, die Riegl anstellt, ist einfach: Die Volkskunst muß deshalb gesammelt und erforscht und in ein wissenschaft-

liches System gebracht werden, weil es sich bei ihr um ein wichtiges ästhetisches Potential handelt, von dem anregende Kraft für die Kunst- und Modestile der Zeit erwartet werden kann. Das ist von Riegl frank und frei ausgesprochen: „Das künstlerische Interesse, das man plötzlich an den Leistungen slawischer und rumänischer Volkskunst zu nehmen anfing, war eine unmittelbare Folge der Unzufriedenheit, die man über die Entwicklung der Verhältnisse in der internationalen Kunst um die Mitte unseres Jahrhunderts zu empfinden begann." (S. 55) Volkskunst wird in ihrer Konträrfaszination, als produktiver und kreativer Gegenpart zur Zeitkunst, entdeckt – und Riegl liefert die Theorie dazu, die zu einem Entwurf einer Theorie der Praxis wird.

Paradox daran ist, daß Riegl, ihren Untergang als soziale und ökonomische Erscheinung diagnostizierend, den Aufstieg der Volkskunst als ästhetisches Phänomen begründet – nach dem Motto: Die Volkskunst ist tot, es lebe die Volkskunst. Riegl ist Notar im besten Sinne; er stellt die Sterbeurkunde aus und eröffnet damit der Testamentsvollstreckung, der ästhetischen Aktivierung des Erbes, eine zukunftsweisende Entfaltungsmöglichkeit. Riegls Büchlein ist also, ob man will oder nicht, der Anfang der Volkskunst als ästhetischer Figuration; mit Riegl beginnt die Volkskunst – Begriff wie Sache –, eine Rolle im ästhetischen, politischen und wissenschaftlichen Diskurs zu spielen. In den „Werken der Volkskunst" hatte die Gesellschaft „einen goldenen, bisher ungehobenen Schatz von ungeheurem Werte" vor sich. Besonders schätzenswert an der Volkskunde gilt das, was sich aus ihrer Primitivität im sozioökonomischen Sinn ableiten ließ, nämlich: „anspruchslose Einfachheit und Naivität der Erfindung, Fernhalten aller Verkünstelungen in den Formen ...". Riegl greift zu einer kräftigen Metapher, um die ästhetische Bedeutung der Volkskunst-Entdeckung deutlich herauszustellen: „Man überließ sich der schwärmerischen Betrachtung mit dem gleichen Gefühl, wie etwa ein vom Champagner Übersättigter dem Genusse eines frischen Quelltrunks." (S. 57)

6.

Was Riegl durchaus mit kritischer Distanz beobachtet, wird im Kunstdiskurs der Jahrhundertwende[33] zur häufig verwendeten, zur beliebten und unreflektierten Argumentationsformel. Kunst- und Gesellschaftsreformer benutzen sie, Großstadt- und Industriefeinde setzen sie ein, und auch Wissenschaftler und Künstler machen sie sich zu eigen.[34] Bei den einen schwingt ein bewußter Antimodernismus mit, bei den anderen wird von der Volkskunst, ganz im Gegenteil, eine Modernitätssteigerung erwartet. Mit der Volkskunst wird Kritik am Historismus und Naturalismus geübt, mit ihr werden neue Muster für die kulturelle Durchdringung der Lebenspraxis erprobt, mit ihr werden Initiativen gegen das Prinzip der Kunstautonomie gestartet; Volkskunst- und Primitivitäts-Appelle sind intensiv in die kulturellen Selbstverständigungsprozesse der Jahrhundertwende eingeflochten.[35] Die Volkskunst wird zur ästhetischen Konstruktion im Gegensinn, egal wie der Gegensinn formiert ist. Volkskunst ist das Remedium gegen die fabrikmäßige Serienproduktion, aber auch das Gegenmittel gegen eine artifiziell übersteigerte Salonkunst. Im ersten Fall trifft sich die Volkskunst mit den konservativen Reformbewegungen à la Dürerbund, im zweiten Fall mit der Kunstavantgarde à la Blauer Reiter. Der „Kunstwart" empfahl in den 90er Jahren Volkskunst anstatt einer „Kaviarkunst fürs Volk", Oskar Schwindrazheim wollte sie 1894 gegen die „Parfumatmosphäre eines modernen Salons" aufbieten, und Franz Marc lobt 1911 mit ähnlichen Sprachformeln das Einfache und Asketische der Kunstmittel „primitiver Völker": „... unsere Ideen und Ideale müssen ein härenes Gewand tragen" schreibt er an Macke, „wir müssen sie mit Heuschrecken und wildem Honig nähren und nicht mit Historie, um aus der Müdigkeit unseres europäischen Ungeschmacks herauszukommen." Das Primi-

33 Vgl. dazu die bisher unveröffentlichte Tübinger Dissertation von Elisabeth Mylarch: Künstlerische Kunstkritik. Akademiekritik und moderne Kunstbewegung in Deutschland um 1900. Typoskript Tübingen 1993.

34 Bernward Deneke: Beziehungen zwischen Kunsthandwerk und Volkskunst um 1900. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1968, S. 140 – 161.

35 Gottfried Korff: Volkskunst als ideologisches Konstrukt? Fragen und Beobachtungen zum politischen Einsatz der „Volkskunst" im 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Volkskunde 15 (1992), S. 23 – 49 (darin sind auch die folgenden Zitate nachgewiesen).

tive und Elementare als Alternative zur Historie und Selbstreferentialität der modernen Kunst und Kultur war das Programm der künstlerischen Avantgarde. Die Volkskunst galt als spannungsvoller Energiespender, von der die Moderne, die moderne Kunst, ästhetischen Zugewinn erwartet. Der „Blaue Reiter" unterschied nicht zwischen Volks- und Stammeskunst, beides war unter dem Stichwort *primitiv* subsumiert; primitive Kunst machte zwei Drittel des gesamten Bildmaterials der Zeitschrift aus, davon wiederum zeigt die Hälfte Zeugnisse der europäischen Volkskunst.[36]

Im „Blauen Reiter" war Volkskunst vollends zur ästhetischen Kategorie geworden. Riegls als Hausfleißprodukt entstandene Volkskunst war noch ganz allgemein die volkstümliche Sachkultur gewesen – Arbeitsgeräte, Rahmabschöpfer, Strümpfe, Stickhemden, Krüge und Töpfe werden als Beispiel traktiert. Sie alle waren freilich auch schon durch eine ästhetische Anmutungsqualität ausgezeichnet, durch einen, wie Riegl das nennt, *Affektationswerth*.[37] Dieser Affektationswert war ein wirkungsvolles Instrument bei der Konstruktion von Gegensinn, denn Volkskunst war das Gegenbild zur Modernisierung schlechthin, sie war in gewisser Weise das Modul einer Entdifferenzierung angesichts von Prozessen fortschreitender Ausdifferenzierung. Die Volkskunst verhieß eine „Ordnung der Dinge", die unverkennbar die Züge des Elementaren und Konstanten, des Primären und Natürlichen, des Einfachen und Ursprünglichen aufwies: sie war die sinnlich-suggestive, anschaubare und greifbare Gegenkraft zur Dynamik und Flüchtigkeit der Gegenwart. Alois Riegl hat diese Wirkung der Volkskunst, der materiellen Volkskultur unter dem Titel „Das Volksmäßige und die Gegenwart" übrigens im ersten Heft der Zeitschrift für Österreichische Volkskunde brillant und doch differenziert ausgeführt.[38]

36 Vgl. dazu Rosel Gollek: Der Blaue Reiter im Lenbachhaus München. Katalog der Sammlung in der Städtischen Galerie (= Materialien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, 12). München 1974, Ursula Gatzel: Zur Bedeutung der Volkskunst beim Blauen Reiter. Phil. Diss., München 1975.

37 Alois Riegl: Volkskunst (wie Anm. 32), S. 78.

38 Alois Riegl: Das Volksmäßige und die Gegenwart. In: Zeitschrift für Österreichische Volkskunde I (1895), S. 4 – 7.

7.

Die „Begeisterung für alles Volksmäßige", von der Riegl spricht, wurde paradoxerweise durch Modernisierungsagenturen noch gesteigert. In Bezug auf die Volkskunst ist vor allem an die Weltausstellungen mit ihrem Trachten- und Stubenexhibitionismus zu denken[39], der nicht nur folgenreiche Wirkungen auf das volkskundliche Museumswesen hatte, sondern der nachdrücklich auch den ab Mitte der 90er Jahre energisch anhebenden Kunst- und Lebensreformdiskurs bestimmte, nachdem er ihn mit visuellen Impulsen schon vorbereitet hatte. Auch Riegl war, wie Bernward Deneke vor einigen Jahren nachgewiesen hat, von den Kunstgewerbe- und Volkskulturabteilungen der Weltausstellungen – besonders der Wiener von 1873 – nicht unbeeindruckt und in seinen Darlegungen nicht unbeeinflußt geblieben.[40] In London, Paris, Wien und wie die Expositionsorte alle heißen, waren die Schau-Arrangements der primitiv-einfachen Formen von Hausfleiß und Volkskunst als Kontrastbilder zur Gegenwart konstruiert worden.[41] Das Archaisch-Einfache mit seinem spezifischen Affektationswert wird als Maßeinheit für den Fortschritt, gleichzeitig aber auch als dessen kompensatorisches Gegenbild präsentiert. Die Vermehrung und Ausdifferenzierung der Sachwelt in Technik und Konsum und deren enthemmt-luxurierende Zurschaustellung verlangt den „Rückspiegel", der in einfachen Bildern anzeigen sollte, was der europäische Teil der Menschheit hinter sich gelassen hat. Die Bauerntrachten und -stuben, die Werkzeug- und Arbeitsgeräte-Installationen boten eine elementare Ordnung der Dinge, die jene Übersichtlichkeit versprach, die in Anbetracht der neuen

39 Zur Bedeutung der Wiener Weltausstellung 1873 für das Volkskundemuseum vgl. Leopold Schmidt: Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien 1960, S. 11 f. Bei Schmidt finden sich übrigens aufschlußreiche Ausführungen zur musealen Umsetzung des Rieglschen Volkskunst-Konzepts (Kap. V, S. 53 – 61).

40 Bernward Deneke: Die Entdeckung der Volkskunst für das Kunstgewerbe. In: Zeitschrift für Volkskunde 60 (1964), S. 168 – 201; ders.: Volkskunst. Leistungen und Defizite eines Begriffs. In: Jahrbuch für Volkskunde 15 (1992), S. 7 – 21, s. S. 9.

41 Bjarne Stoklund: The Role of the International Exhibitions in the Construction of National Cultures in the 19th Century. In: Ethnologia Europaea 24 (1994), S. 35 – 44.

Technikleistungen und Warenwelten nicht mehr so ohne weiteres möglich schien.[42] Für die Wissenschaft von der Volkskunst und Volkskultur – das nebenbei – hatte das den Effekt, daß sie Material- und Bildlieferant für die Konstruktionen im Gegensinn wurde. Volkskundler wurden zu Experten für das Einfache, zu Fachleuten für Gegenentwürfe zur Modernisierung.

8.

Das alles wird klar, wenn man sich den Werdegang der Volkskunst- und Primitivitäts-Idee in den 100 Jahren vergegenwärtigt, die seit ihrer Erfindung als ästhetischer Leitidee vergangen sind. Denn die Wirkung der Volkskunst als diskursbestimmendem Begriff reicht weit über sein Entstehungsjahrzehnt und die Jahrhundertwende hinaus – aber immer wieder scheinen die in das Wechselspiel von Volkskunst und Primitivität eingetragenen Konnotationen auf: Archaik, Volkstümlichkeit, Ursprünglichkeit, Elementarität, Solidität, Bodenständigkeit, Regionalität etc.

Wie gesagt: Um die Jahrhundertwende verkörpert Volkskunst einerseits das Natürlich-Lebensvolle gegenüber den Entwicklungstendenzen der Nerven- und Dekadenzkunst, andererseits das Handwerklich-Solide gegenüber der fabrikmäßig-seelenlosen Massenproduktion; Volkskunst wird zur national-binnenexotischen Variante der *art nègre* (wobei übrigens bis in die 20er Jahre hinein das Schlagwort *primitiv* einen durchaus positiven Klang hat[43]). Im Zu-

42 Eduard Hoffmann-Krayer, der Gründer des Schweizerischen Museums für Volkskunde, hat um 1900 seine programmatischen Ideen zu einem Volkskunde-Museum ebenfalls unter dem Schlagwort „primitiv" veröffentlicht. „Ideen über ein Museum für primitive Ergologie" (in „Museumskunde" 6 (1910), S. 113 – 125). Als Hoffmann-Krayer 1926 seine Überlegungen überarbeitete, änderte er den Titel in „Über Museen für vergleichende Volkskunde" und gibt so auch einen Hinweis auf die Bewertungsänderung des Begriffs „primitiv". In: Kleine Schriften zur Volkskunde von Eduard Hoffmann-Krayer, hg. von Paul Geiger. Basel 1946, S. 204 – 222.

43 Noch in den 20er Jahren legt Lászlo Moholy-Nagy eine Architekturlehre vor, die den „primitiven Menschen" als Kontrast zum entfremdeten, „sektorenhaften" Menschen der Gegenwart entwirft. Vgl. dazu den Katalog „Bauhaus Dessau Dimensionen 1925 – 1932". Ausstellung vom 27. März bis 18. Juli 1993. Dessau 1993, S. 82 f. Und auch noch 1949 erscheint die erste deutsche Übersetzung von Ruth Benedicts „Patterns of Culture" (1934) unter dem Titel „Kulturen primitiver

sammenhang mit dem Ersten Weltkrieg wird die Volkskunst *nationalisiert*: einerseits wird auf überlieferte Volkskunst-Techniken zur Gestaltung von militärischen Propaganda-Mitteln zurückgegriffen, andererseits wird die deutsche Kunst *ethnisiert* und solcherart etwa gegen die „modernere" französische Kunstentwicklung aufgeboten. Im vierten Kriegsjahr 1917 wird unter dem Titel „Deutsche Volkskunst" eine „Monatsschrift für die Freunde Deutscher Kunst" gestartet, in der mit Polarisierungen wie *völkisch/heimisch* und *fremdländisch/dekadent* – eine nationale Selbststilisierung bei gleichzeitiger kultureller Fremdmarkierung betrieben wird.[44] In dieser Zeitschrift wird übrigens auch schon mit dem Begriff *Entartung*, der 1893 von Max Nordau[45] in die Kunstdebatten eingeführt worden war, operiert, wobei die deutsche Volkskunst als Korrektiv der „Verhöhnung und Vergewaltigung" der Kunst seitens französischer Maler in Anschlag gebracht wird.

1937 wurde die Moderne in München unter dem Schlagwort „Entartete Kunst" gebrandmarkt und erhielt in der Ausstellung „Süddeutsche Volkskunst" eines ihrer Gegenbilder; das, was in München geschah, war freilich schon in Adolf Bastians Primär- und Elementarkonzepten angelegt. Bastian hatte die „transparente Durchsichtigkeit" der Elementarformen gelobt und sie als Meßlatte für eine „naturgemäß normale" Überwachung empfohlen, um den „sozialen Organismus" von „pathologischen Abweichungen" zu bewahren. Mit der Volkskunst als einer ästhetischen Eigen- und Grundform konnte gegenüber dem Entarteten das *Arteigene* und *Artige* in einem ethnischen und in einem sozial disziplinierten Sinn beschworen werden.[46]

Völker", erst die 1955 in der Reihe rowohlts deutsche enzyklopädie (rde) erscheinende deutsche Ausgabe (bei gleicher Übersetzung, in der die Begriffe primitiv, Primitivität, Primitivkultur häufig erscheinen) heißt „Urformen der Kultur".

44 Deutsche Volkskunst. Eine Monatsschrift für die Freunde deutscher Kunst, hg. von Arthur Dobsky, Februar, März, April 1917 (vor allem aufschlußreich „Kunst und Volk" von A. Deventer von Kunow im Märzheft).

45 Max Nordau: Entartung. 2 Bde, Berlin 1893. Vgl. dazu auch Sander L. Gilman: You Degenerate! The Roots of the Degenerate. In: Culturefront. A Magazine of the Humanities 1994 (No. 1), S. 84 – 88.

46 Vgl. dazu Gottfried Korff: Volkskunst (wie Anm. 35), s. S. 31 – 35; Wolfgang Brückner: Der Reichskunstwart und die Volkskunde 1923 bis 1933. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1993, S. 93 – 118; Stefano Cavazza: Arte popolare e intellettuali durante il nazismo. In: Italia contemporanea, dicembre 1993 (193), S. 637 – 661.

Die Schwierigkeiten, die sich in diesem Zusammenhang mit dem Begriff Primitivismus ergaben, wurden in Form eines Eiertanzes hinweggeredet. Die NS-Theorie unterschied zwischen *roher Primitivität* nach Art der Negerkunst (oder noch deutlicher: Niggerkunst) und *vollendeter Primitivität*, die die Züge des Naiven und Unberührten trage (und Volkskunst, so hieß es, sei primitive Kunst „im allerbesten Sinne des Wortes").[47] Jedenfalls war anläßlich der Neueinrichtung der Volkskunst-Abteilung des Hamburgischen Museums für Kunst und Geschichte im Jahr 1935 in der Zeitschrift „Deutsches Volkstum" in dieser Weise differenziert worden. Der Begriff *primitiv* hatte allein deshalb keinen schlechten Klang in der NS-Theorie, weil er der Gegenbegriff zum *gesunkenen Kulturgut* war, ein Konzept, welches quer zur völkischen Gemeinschaftsidee stand. Hans Naumann hatte eine Trennung der Volkskultur in *primitives Gemeinschaftsgut* und *gesunkenes Kulturgut* vorgenommen[48]; im Fall des primitiven Gemeinschaftsgutes hatte er sich auf den französischen Soziologen Lévy-Bruhl berufen, der in den 20er Jahren durch seine Studien über Primitivität und Kollektivgeistigkeit große Bekanntheit erlangt hatte.[49] Primitive Kollektivität: das war ein zivilisationsgeschichtlich unberührter, urzuständlicher Gemeinschaftsgeist, der sich bruchlos in eine Blut- und Bodenideologie und in die Vorstellung einer unverfälschten *Eigen-Artigkeit* einfügen ließ. Andererseits aber wurde der Primitivismus im Sinne der Stammes- und Völkerkunst diskreditiert: Sie wurde als letztlich französische Erfindung abqualifiziert und als Neger-, Nigger-, Anarcho-, Bordell- oder Idiotenkunst bezeichnet. Hitler selbst hatte sich in seiner Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Entartete Kunst" mit dem Begriff Primitivität schwer getan (er hatte ihn aufgegriffen, einerseits zurückgewiesen, andererseits historisiert und differenziert), um so mehr jedoch hatte er sich darin gefallen, mit dem Begriff *Volk* Stimmung zu machen und das *Volkstümliche* als Leitprinzip deutscher Kunst zu empfehlen.[50]

47 Kurt Dingelstedt: Volkskunst. In: Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben 1935, S. 200 – 207, s. S. 201.

48 Hans Naumann: Grundzüge der deutschen Volkskunde. Leipzig 1929.

49 Lucien Lévy-Bruhl: Das Denken der Naturvölker. Wien/Leipzig 1921, ders.: Die geistige Welt des Primitiven. Wien/Leipzig 1927 (Fotomech. Nachdruck: Darmstadt 1966).

50 Peter-Klaus Schuster (Hg.): Die ‚Kunststadt' München 1937. Nationalsozialismus und „Entartete Kunst". München 1987, S. 242 – 252 („Hitlers Rede"),

9.

Nach 1945 spielte in der ästhetischen Diskussion der jungen DDR das Schlagwort Volkskunst ebenfalls wieder eine wichtige Rolle. Dabei kam es in der berühmt-berüchtigten Formalismus-Debatte übrigens auch wieder zu einem Einsatz des Begriffs *Entartung*. Das Volkstümliche wurde polemisch und auch aggressiv gegen die „abstrakte Kunst" gewendet und zum Programm für Kreativitäts-Strategien vom Schlage des „Bitterfelder Wegs" gemacht.[51] Die Volkskunst und die Volkskunstforschung mußten herhalten, um Programme für das „künstlerische Laienschaffen" zu entwerfen, mit der westliche Konsum- und Freizeitgewohnheiten abgewehrt werden sollten. Mit den Volkskunst-Initiativen, für die in Leipzig zeitweilig ein eigenes Forschungszentrum eingerichtet wurde, sollte dem, wie es hieß, „US-amerikanischen Kulturimperialismus" entgegengetreten werden. In der BRD firmierten unter dem Stichwort Volkskunst ebenfalls Kreativitäts-Initiativen, die zunächst im Umkreis der 68er Protestbewegung eine starke Dynamik entwickelten. In den 80er Jahren wurden diese Initiativen durch Do-it-yourself- und Selbstverwirklichungstrends,[52] die nicht selten auch auf die Produktionsformen des Einfachen, Originalen und Unvermittelten setzten, abgelöst. Ein neuer Primitivitätskult setzte sich prätentiös in Szene, verstärkt war auf einmal das anzutreffen, was Theodor W. Adorno stets als „Hemdsärmelarchaik" kritisiert hatte. Volkskunst und Primitivität gelten als Dispositiv zur Selbstverwirklichung: Niemand beherrscht die Techniken toskanischer Töpferei oder bretonischer Spitzenklöppelei besser als Studienräte aus Gelsenkirchen oder Vorruhestandsberechtigte aus Rosenheim.

---

insbes. S. 249 f. und S. 183 – 216 (faksimilierte Wiedergabe des Ausstellungsführers „Entartete Kunst").

51 Vgl. dazu Ute Mohrmann: Engagierte Freizeitkunst. Werdegang und Entwicklungsprobleme des bildnerischen Volksschaffens in der DDR. Berlin 1983.

52 Ronald Hitzler, Anne Honer: Reparatur und Repräsentation. Zur Inszenierung des Alltags durch Do-It-Yourself. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Kultur und Alltag. Göttingen 1988 (= Sonderband Soziale Welt, 8), S. 267 – 284; Stephen Brockmann, Julia Holl, Reinhilde Wiegmann: The Greens: Images of Survival in the Early 1980s. In: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Ed.): From the Greeks to the Greens. Images of the Simple Life. Madison/Wisconsin 1989, S. 127 – 144.

Diese Freiverfügbarkeit hat sich mittlerweile mit dem in den Industriegesellschaften stark ausgeprägten Wunsch nach Authentizitätserfahrung, der wiederum als Reaktion auf Entfremdungsprozesse entstanden ist, verbunden. Das hat zur Folge, daß die freidisponiblen Formen durch unterschiedliche Vollzugspraktiken aktiviert werden – zum Zwecke der Steigerung von Lebensgefühlen. Anything goes heißt die Parole: Man greift auf alles aus – aufs Exotische, und auf alles zurück – aufs Archaische. Was neu an der kulturellen Stimmung der Gegenwart ist, das hat seinen Grund in einem neu definierten Verhältnis von Fremd und Eigen. Das Eigene wird über das Fremde erklärt; dem Fremden wird der Stempel des Eigenen aufgedrückt. Die Stimmung geht folglich dahin, das Fremde nach dem Maß des Eigenen zurechtzubiegen und das Eigene durch das Fremde zu steigern. Authentizität, in dem Sinn wie sie heute offeriert wird, nämlich als von Kulturwissenschaftlern entworfene, von Sozial- und Kulturarbeitern angebotene und von der Kommerzkultur banalisierte Praxisform (authentic shirts, authentic music), ist die Verfügbarmachung fremder Wirklichkeiten mit Absicht der Selbstverwirklichung[53] – als Konsequenz einer epochalen Individualisierung und Subjektivierung der Kultur, die in ihrer Struktur und Verfassung der von den Soziologen in den letzten Jahren entdeckten „Erlebnisgesellschaft"[54] präformiert und institutionalisiert ist.

Im 18. Jahrhundert war es der Wilde, der zu unserer Selbsterkenntnis aufgerufen wurde; im 19. Jahrhundert war es das Primitive, das in die Selbstverständigungsprozesse auf dem Weg in die Moderne eingeholt wurde, jetzt ist es das Authentische, mit der das Verhältnis von Fremd und Eigen angegangen wird – mit einer Anleitung, die Grenze zwischen Eigen und Fremd, zwischen Identität und Differenz zu verwischen. Wild, Fremd, Authentisch – wer diese Reihe aufstellt, folgt, so ließe sich sagen, ebenfalls dem Jahrhundert-*End*-Schema. Bei aller Ähnlichkeit der Denkfiguren scheinen mir die Unterschiede der An-

53 Vgl. dazu Hans-Peter Duerr (Hg.): Authentizität und Betrug in der Ethnologie. Frankfurt am Main 1987 (darin insbesondere die Castaneda-Debatte, S. 271 – 307). Eine gründliche Analyse des Authentizitätsdiskurses ist überfällig. Erste Schritte in diese Richtung hat unternommen Regina Bendix: Diverging Paths in the Scientific Search for Authenticity. In: Journal of Folklore Research 29 (1992), S. 103 – 132.

54 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main/New York 1992.

näherung ans Fremde, an die Natur, an das Vergangene doch so groß, daß es sich verbietet, von Parallelitäten oder Sequenzen zu sprechen.

10.

Zudem: Die Diskurse vor der Doppelnull bleiben schemenhaft, wenn sie nicht auf das Ganze ihrer Zeit und Vor-Zeit bezogen werden. Die Jahrhundert-*End*-Reflexionen, so hatte es Wilhelm von Humboldt in seinem eingangs zitierten Essay über das 18. Jahrhundert angedeutet, seien ohne Aussage, wenn sie sich nicht als „Charakteristik der Zeit, in der wir leben" verstünden. Dabei will er auf die „pragmatische Herleitung unseres Zustandes aus seinen in früheren Begebenheiten und Umständen verborgenen Ursachen" nicht verzichten. Das aber erfordere eine „Schilderung des Jahrhunderts, das wir zurückgelegt haben".[55] Damit jedoch ist die Relevanz und Aussagekraft des Jahrhundert-*Endes* relativiert. Sie verweist aufs Ganze der Zeit, und dieser Verweis ist insbesondere angebracht in einem Jahrhundert, das man das „kurze", „the short century"[56] genannt hat – wegen der Vielzahl der Ereignisse, Aktionen, Brüche, Ideologien und monströsen Verirrungen.

Am Beispiel Volkskunst in der „Zeit der Ideologien"[57] läßt sich nämlich zeigen, daß das *Volksmäßige* und das *Primitive* im kulturellen Diskurs des ganzen Jahrhunderts präsent waren – von der Ethnisierung im Ersten Weltkrieg, über die Entartungs-Markierungen der 30er Jahre, bis hin zu den kulturpolitischen Instrumentalisierungen in der DDR-Zeit und zu den Kombinationen mit der life-style-Kultur im Zeichen der Authentizitätssuche. Die Erkundung solcher Prozesse ist aufschlußreicher als Jahrhundert-*End*-Abrechnungen. Daß dabei auch eine kritische Haltung zur eigenen Geschichte, zur Fachgeschichte eingenommen werden muß, scheint selbstverständlich. Ein schönes Zeichen war es deshalb, daß das Österreichische Museum für Volkskunde in seiner Neuaufstellungs-Publikation[58] dem Emblem

55 Wilhelm von Humboldt: Das achtzehnte Jahrhundert (wie Anm. 3), S. 376.
56 FAZ vom 6. Mai 1992 (Geisteswissenschaften).
57 So ein Titel und eine These zum „Politischen Denken im 20. Jahrhundert" von Karl-Dietrich Bracher, Stuttgart 1982.
58 Österreichisches Museum für Volkskunde. Schausammlung zur historischen Volkskultur. Begleitbuch. Wien 1994.

eines *cognosce te ipsum*, eines Vogels, der sich an der eigenen Nase faßt, programmatischen Wert zugemessen hat, und so im hundertsten Jahr seines Bestehens auf den Vogel Selbsterkenntnis[59] verweist: 100 Jahre nachdem hier in Wien zum ersten Mal in systematischer Weise, auf hohem Niveau und in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext über *Volkskunst* nachgedacht worden ist.

59 Leopold Schmidt: Der Vogel Selbsterkenntnis. Zwischen Volkskunst und Redensart. In: ders.: Werke der alten Volkskunst. Rosenheim 1979, S. 18 – 22.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 395 – 424

Bauernhaus und Nationenpavillon
Die architektonische Selbstdarstellung Österreich-Ungarns auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts

Von Martin Wörner

Die Weltausstellungen gelten als die „offiziellen Visitenkarten des 19. Jahrhunderts".[1] Ihre Aufgabe war nach den Worten des Initiators der ersten Weltausstellung von 1851, Prinz Albert von Sachsen-Coburg, „ein treues und lebendiges Bild von demjenigen Standpunkte der Entwicklung, zu welchem die Menschheit gelangt ist"[2], zu vermitteln. In der Folgezeit wurden bis 1900 durchschnittlich alle fünf Jahre in verschiedenen Städten Weltausstellungen veranstaltet;[3] eine Flut von nationalen oder regionalen Industrie-und Gewerbeausstellungen unterstreichen eindrucksvoll die große Popularität des Mediums Ausstellung im 19. Jahrhundert.

Die Weltausstellungen dienten zum einen als Bühne, um die neuesten und international konkurrenzfähigen Produkte auf dem sich konstituierenden Weltmarkt zu präsentieren. Ziel war, „in (...) friedlichem Wettkampfe die Produzenten gleichartiger Erzeugnisse aus allen industriellen Ländern einander gegenüberzustellen", um so „für den Werth und die Preiswürdigkeit dieser Erzeugnisse ein unzweifelhaft sicheres Urtheil herbeizuführen (...)".[4]

Dieser „Wettkampf" wurde zugleich auch auf kulturellem Gebiet ausgetragen. In diesem Zusammenhang spielte die Architektur eine

1 Werner Hofmann: Das Irdische Paradies. Motive und Ideen des 19. Jahrhunderts. München [3]1991, S. 86.

2 Zit. nach Mitteilungen über die Industrie-Ausstellung aller Völker zu London im Jahre 1851. Aus dem Bericht der von der österreichischen Regierung delegierten Sachverständigen, 1. Bd., Wien 1853, S. 3.

3 Die Veranstaltungsorte waren 1855, 1867, 1878, 1889 und 1900 Paris, 1851 und 1862 London, 1873 Wien, 1876 Philadelphia, 1893 Chicago, 1894 Antwerpen, 1897 Brüssel. Dazu kamen noch kleinere Weltausstellungen, etwa in New York (1853/54), Melbourne (1880/81) oder Barcelona (1888).

4 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz I HA Rep. 76 (Sekt. 1, Abtl. IV) Kultusministerium Nr. 2, Bd. 1, Bl. 10 (M): Kommission für die Industrie-Ausstellung an den Gewerbestand Preussens (1851).

gewichtige Rolle. Bauwerke wie der Londoner „Kristall-Palast" von 1851, der Eiffelturm der Weltausstellung in Paris 1889, die „White City" von Chicago 1893 oder das „Grand Palais" in Paris 1900 prägten in einem hohen Maß das Bild der einzelnen Weltausstellungen und ihrer veranstaltenden Länder bzw. Städte.[5]

Dies galt ebenso für die Wiener Weltausstellung von 1873[6], die erste und bislang einzige Unternehmung dieser Art im deutschsprachigen Raum. Mit ihr sollte, nach den militärischen Niederlagen gegen Italien 1859 und Preußen 1866, das politische und wirtschaftliche Wiedererstarken sowie die kulturelle Blüte der k.u.k. Monarchie demonstriert werden.[7] Baulicher Ausdruck hiervon war v.a. der über 900 Meter lange Industriepalast im Wiener Prater mit seiner imposanten Kuppel, dem Wahrzeichen der Ausstellung.[8]

War Wien 1873 zwar die bei weitem publicityträchtigste Präsentation Österreich-Ungarns auf diesem Gebiet, so stellte sich die k.u.k. Monarchie auf den übrigen Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts auch auf architektonischem Gebiet zumeist gebührend dar. Die offiziellen Nationengebäude der Habsburgermonarchie übernahmen hierbei als architektonische „Botschafter der Nation"[9] eine wichtige repräsentative und politische Funktion.

Offizielle Architektur: Die Nationenpavillons

Die ursprüngliche Intention der Weltausstellungsarchitektur bestand darin, einen einheitlichen Rahmen für die Präsentation der Ausstellungsgegenstände aller teilnehmenden Nationen zu schaffen.

5 Vgl. Wolfgang Friebe: Architektur der Weltausstellungen von 1851 bis 1970. Leipzig 1983.

6 Vgl. Jutta Pemsel: Die Wiener Weltausstellung von 1873 und ihre Bedeutung für die Entfaltung des Wiener Kulturlebens in der franzisco-josephinischen Epoche. Eine historische Studie. 2 Bde., Diss., Wien 1983; Karlheinz Roschitz: Wiener Weltausstellung 1873. Wien/München 1989.

7 Vgl. Jutta Pemsel: Die Wiener Weltausstellung von 1873: das gründerzeitliche Wien am Wendepunkt. Wien/Köln 1989, S. 10.

8 Wolfgang Friebe (wie Anm. 5), S. 49 – 53.

9 Paul Sigel: Zwischen Pschorrbräu und Gralsburg. Repräsentationsgebäude des Deutschen Reiches auf den Weltaustellungen in Paris 1900, Brüssel 1910, Barcelona 1929 und Paris 1937. Dokumentation und Analyse im internationalen Kontext. Magisterarbeit, Ms., Tübingen 1992, S. 7.

So sollte auch architektonisch die „Darstellung der Einheit der Menschheit“[10] versinnbildlicht werden. Prototyp dieser Idee war der „Kristall-Palast“ der ersten Weltausstellung 1851 in London.

Schon hier wurden jedoch die verschiedenen Abteilungen der teilnehmenden Länder durch die Vorblendung „nationaler“ Architekturelemente von einander abgesetzt.[11]

In Philadelphia 1876 entstanden erstmals einige freistehende Länderpavillons, die in ihrer architektonischen Gestaltung die Identität und Souveränität ihrer Bauherren symbolisieren sollten. Österreich-Ungarn, das mit vergleichsweise wenigen Ausstellern präsent war, errichtete hier, im Unterschied zur zwei Jahre später veranstalteten Weltausstellung in Paris, noch kein eigenständiges Nationengebäude.[12]

In Paris 1878 wurde die architektonische Selbstdarstellung der Teilnehmerländer in das Zentrum der Ausstellungsplanung gerückt. Man richtete im westlichen Innenhof des Industriepalastes die sogenannte „Rue des Nations“ ein,[13] in der jede Nation die Möglichkeit erhielt, quasi als architektonisches Wahrzeichen, den Eingang zu ihrer Abteilung durch „irgend ein bedeutendes Baudenkmal des Landes oder den nationalen Baustyl des Volkes (...) in freier architektonischer Nachbildung“[14] zu gestalten. Die Architektur wurde also selbst zum Exponat, mit dem die Länder ihr kulturelles Selbstverständnis und ihre nationale Identität demonstrieren konnten.[15]

10 Prinz Albert von Sachsen-Coburg, zit. n. Wolfgang Schütte: Die Idee der Weltausstellung und ihre bauliche Gestaltung. Eine gebäudekundliche Studie als Material zu einer Baugeschichte des 19. Jahrhunderts. Diss., Hannover 1945, S. 47.

11 Vgl. Bjarne Stoklund: The Role of the International Exhibitions in the Construction of National Cultures in the 19th Century. In: Ethnologia Europaea 24/1994, S. 35 – 44; hier S. 38 f.

12 Die Donaumonarchie war lediglich durch einen Gastronomiebetrieb in Form einer „Vienna Bakery“ vertreten (vgl. Map of Centennial Grounds. In: Centennial Portfolio: a souvenir of the International Exhibition at Philadelphia. Philadelphia 1876, o.S.).

13 Eine Liste der beteiligten Länder und der Architekten in: Archives Nationales F 12 Nr. 3492: Exposition Universelle de 1878. Direction des Sections Etrangères. Architectes; Beschreibungen dieser „Rue des Nations“ in: W. H. Uhland (Hg.): Illustrirter Katalog der Pariser Welt-Ausstellung. 1. Theil Kunstindustrie. Leipzig 1880, S. IX – XVI; L'architecture dans la rue des Nations. In: Hippolite Gautier, Adrien Desprez: Les curiosités de l'Exposition Universelle de 1878. Guide du visiteur. Paris 1878, S. 32 – 44.

14 Die Pariser Welt-Ausstellung 1878, Nr. 58, S. 435.

15 Die „Rue des Nations“ fand jedoch trotz ihrer richtungsweisenden Neuartigkeit nicht ungeteilten Beifall. So verglich der Berichterstatter des „Le Correspon-

Hierbei orientierte man sich vorwiegend an Bauformen der Vergangenheit, indem aus dem Fundus eines nationalen „musée imaginaire" architektonische Vorbilder gewählt, modifiziert und miteinander kombiniert wurden.

Die Auffassungen einer spezifisch „nationaltypischen" Architektur waren jedoch sehr unterschiedlich. So stellte England u.a. ein Cottage aus dem 16. Jahrhundert aus; auch Norwegen und Schweden setzten demonstrativ ländliche Architekturformen ein, ebenso das Zarenreich mit einem pompösen, reich verzierten Holzbau, der verniedlichend als „Bauernhaus"[16] bezeichnet wurde.

Die Verwendung volkstümlicher Architekturelemente blieb aber für die europäischen Länder eher die Ausnahme; sie griffen vorzugsweise auf Motive ihrer Hochkultur zurück. Spanien variierte beispielsweise die Alhambra in Granada, Belgien präsentierte eine prunkvolle Fassade der flandrischen Renaissance.

Die Donaumonarchie war auf der Pariser Ausstellung stark vertreten; sie stellte nach dem Gastgeberland und Spanien die meisten Aussteller.[17] Dementsprechend aufwendig war auch ihre bauliche Präsenz in der „Rue des Nations": Österreich-Ungarns Beitrag bildete laut der „Deutschen Bauzeitung" „einen der besten (...) Theile der Nationen-Strasse".[18]

Der Architekt Korompay entwarf eine offene, mit Sgrafitto verzierte Arkadenhalle, die an beiden Enden von kompakten Eckrisaliten eingefaßt wurde. In den Zwickeln der Arkaden hatte man Tafeln mit Namen bekannter Persönlichkeiten der k.u.k. Monarchie wie Franz Grillparzer, dem ungarischen Schriftsteller Alexander Petöfi, Wolfgang Amadeus Mozart oder dem ungarischen Staatsmann Stephan Széchenyi angebracht; in der Arkadenhalle war u.a. eine Statue des Kaisers Franz Joseph aufgestellt.[19]

---

dant" die Gebäude mit einem Menü aus verschiedenen Teilen der Welt, „on nous servait sur une seule assiette une bouchée de plum-pudding entre un petit tas de caviar et une cuillère de pottage au nid d'hirondelles" (Edmond Villetard: Promenade à travers l'Exposition universelle. In: Le Correspondant 1878, S. 657 – 680; hier S. 668).

16 Die Pariser Welt-Ausstellung 1878, Nr. 58, S. 426.

17 Brigitte Schroeder-Gudehus, Anne Rasmussen: Les fastes du progrès. Le Guide des Expositions universelles 1851 – 1992. Paris 1992, S. 98.

18 Die Architektur auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1878. In: Deutsche Bauzeitung, 12/1878, Nr. 92, S. 465 – 467; hier S. 465.

19 Vgl. Die Pariser Welt-Ausstellung 1878, Nr. 64, S. 500.

Mit der repräsentativen, großstädtischen Fassade in Formen der italienischen Renaissance und ihrem vorwiegend national ausgerichteten Figurenschmuck sollte auf die politische Macht und kulturelle Tradition der k.u.k. Monarchie mit ihren Zentren Wien und Budapest verwiesen werden. Hiermit kann das Gebäude als architektonisches Manifest der dualistischen Struktur der Habsburgermonarchie interpretiert werden, die 1867 in dem „Ausgleich mit Ungarn"[20] verwirklicht worden war. Dies bedeutete zugleich eine Abkehr von der ursprünglichen Fassadenplanung: Jene war, in krassem Gegensatz zum letztendlich ausgeführten Entwurf, an Formen ländlicher Bauernhausarchitektur Cisleithaniens angelehnt.[21]

Auf der Pariser Weltausstellung 1889 kam es zur Aufstellung von zahlreichen Nationenpavillons; die meisten großen europäischen Nationen beteiligten sich an dieser Weltausstellung aus politischen Gründen nur inoffiziell, wie auch Österreich-Ungarn. Dennoch erstellte die k.u.k. Monarchie ein – wenn auch bescheidenes – Nationengebäude am Quai d'Orsay.

Hatte sich das Habsburgerreich auf den bisherigen Weltausstellungen[22] durch singuläre Nationengebäude dargestellt, die so die politische Einheit des Vielvölkerstaates symbolisieren sollten, errichtete Österreich-Ungarn in Paris 1900 gleich drei Bauten jener Art.

20 Vgl. hierzu u.a. Erich Zöllner: Der Österreichbegriff. Formen und Wandlungen in der Geschichte. Wien 1988; Józef Galántai: Der österreichisch-ungarische Dualismus 1867 – 1918. Budapest/Wien 1985; Walter Pohl, Herwig Wolfram (Hg.): Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung (= Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs, Bd. 18). Wien 1991.

21 Vgl. Die Pariser Welt-Ausstellung 1878, Nr. 17, S. 133 (Abb.). Auch die Beiträge von Dänemark und der Schweiz waren ursprünglich am ländlichen Bauschaffen orientiert. Dänemark errichtete schließlich eine Fassade in Renaissance- Formen. Die von der Schweizer Ausstellungskommission geplante Nachbildung einer Sennhütte aus dem Berner Oberland wurde zugunsten einer „repräsentativeren" Fassade „dans le style des demeures bourgeoises du XVIIe siècle" zurückgezogen (vgl. Clovis Lamarre, Edgard Zévogt: La Suisse et l'Exposition de 1878. Paris 1878, S. 141). Dies mutet erstaunlich an, gestand man doch schon im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch dem Bauernhaus einen zentralen Platz innerhalb der nationalen Architekturgeschichte zu. So wurde beispielsweise die Architektur des Bergbauernhauses oder Chalets in der Schweiz zum Synonym für die Nationalarchitektur dieses Landes (vgl. Claude Mignot: Architektur des 19. Jahrhunderts. Fribourg/Stuttgart 1983, S. 54 f.).

22 In Chicago 1893 war Österreich-Ungarn eher schwach vertreten und hatte keinen offiziellen Länderpavillon errichtet.

Sie lagen an der „Rue des Nations", die sich entlang des Quai d'Orsay zwischen den beiden Ausstellungszentren auf dem Marsfeld und der Esplanade des Invalides erstreckte. Hier sollten nach dem Wunsch der französischen Weltausstellungskommission Pavillons mit „ausgesprochenem Nationalcharakter"[23] vorgeführt werden. Entsprechend dieser eher vagen Vorgabe zeigten 25 Länder in malerischer Lage am Seine-Ufer auf engstem Raum ein buntes Spektrum unterschiedlichster Architekturauffassungen und -stile.[24]

Einige Staaten gestalteten ihre Gebäude in Anlehnung an bekannte historische Bauwerke oder in für das entsprechende Land charakteristischen Stilmerkmalen des Historismus.[25] So stellte beispielsweise Italien einen Pavillon mit Motiven des Dogenpalastes und des Markusdomes in Venedig vor, das Deutsche Reich ein aufwendiges Gebäude aus Versatzstücken deutscher Architekturformen des 15. und 16. Jahrhunderts.

Auch der schloßartige Nationenbau Österreichs[26] stand in dieser Tradition. Der Architekt Ludwig Baumann wählte mit Barockformen einen Stil, der „in und um Wien so viele Andenken vom 18. Jahrhundert hinterlassen hat(te)".[27]

Der Pavillon nahm u.a. eine Gemäldesammlung der Stadt Wien auf. Für den Bereich der Volkskunde war eine Ausstellung des „Vereins zur Förderung der volkswirtschaftlichen Interessen des Königreichs Dalmatien" beachtenswert, die u.a. durch den Gründer des Österreichischen Museums für Volkskunde, Michael Haberlandt, konzipiert worden war. Sie bestach „durch den Reiz der malerischen

23 Süddeutsche Bauzeitung 1895, S. 254.

24 Vgl. Louis Rousselet: Les palais des nations étrangères. In: Ders.: L'Exposition Universelle de 1900. Paris 1901, S. 56 – 108; George Riat: La Rue des Nations. Paris 1901.

25 Zum Begriff des Historismus vgl. u.a. Valentin Hammerschmidt: Anspruch und Ausdruck in der Architektur des späten Historismus in Deutschland (1869 – 1914). Frankfurt am Main 1985; Heinrich Dilly: Entstehung und Geschichte des Begriffs „Historismus" – Funktion und Struktur einer Begriffsgeschichte. In: Michael Brix, Monika Steinhauser: Geschichte allein ist zeitgemäß. Historismus in Deutschland. Gießen 1978, S. 11 – 16.

26 Vgl. Das österreichische Repräsentationshaus am Quai d'Orsay, linkes Ufer. In: K.k. General-Commissariat (Hg.): Officieller Führer durch die oesterreichischen Abtheilungen der Weltausstellung Paris 1900. Paris ²1900, S. 79 – 91.

27 A. J. Meier-Graefe (Hg.): Die Weltausstellung in Paris 1900. Paris/Leipzig 1900, S. 28.

Costüme, reichen Stickereien und ihren nationalen Motiven, Waffen, Erzeugnissen der Hausindustrie, volksthümlichen Schmuck."[28]

Ein weiterer architektonischer Beitrag Österreichs war die Nachbildung eines Schlosses des Eppaner Tals in Südtirol, das die Komitees für Nord- und Südtirol durch den Architekten B. Deininger auf dem Marsfeld hatten errichten lassen. Attraktionen des malerischen Baus waren die Repliken des Fürstensaales von Schloß Feldthurns und eines gotischen Saales des Schlosses Reiffenstein. Im Erdgeschoß befand sich eine Ausstellung von Erzeugnissen des „tirolischen Gewerbefleisses"[29] sowie Südtiroler Agrarprodukten.

In deutlichem Kontrast zum cisleithanischen Nationenpavillon am Quai d'Orsay präsentierte sich das ihm benachbarte Gebäude Ungarns. Es sollte nach dem ungarischen Generalkommissar, quasi als steingewordenes Geschichtsbuch, „alle Stile vereinen, die in Ungarn einst in Blüte waren."[30]

Beherrschender Bauteil des blockhaften Baukörpers war ein massiger Turm, dessen oberer Teil der aus den Türkenkriegen bekannten Zitadelle Körmöczbánya entlehnt war. Des weiteren waren u.a. Nachbildungen eines Fragments der gotischen St. Michaelskirche von Kassa, des Rittersaales von Vajda-Hunyad, einer Renaissance-Loggia des Rakoczy-Hauses und eines Teils des barocken Palais Klobusotzky, beide in Eperjes, sowie des Turms der serbischen Kapelle von Budapest in den Komplex integriert.[31]

Im Inneren konnte man eine durch das ungarische Museum der dekorativen Künste und das ungarische Nationalmuseum zusammengestellte Ausstellung zur Geschichte Ungarns besichtigen, ferner eine umfangreiche Waffensammlung.[32]

28 K.k. General-Commissariat (wie Anm. 26), S. 88.

29 Ebd., S. 108.

30 A. J. Meier-Graefe (wie Anm. 27); Schon auf der Millenniums-Ausstellung von 1896 in Budapest, die anläßlich der sagenumrankten Gründung des ungarischen Staates im Jahre 896 abgehalten worden war, hatte man einen umfangreichen Baukomplex errichtet, der aus einem bunten Gemisch von Repliken und Zitaten verschiedener Architekturepochen Ungarns bestand; vgl. Zoltan Bálint (Hg.): Die Architektur der Millenniums-Ausstellung. Wien 1897, S. 33 – 38.

31 Vgl. A. J. Meier-Graefe (wie Anm. 27), S. 28 f.

32 Vgl. Guide pour la collection historique installée dans le pavillon de Hongrie. Budapest 1900.

Die Kombination verschiedener Stile und Bauformen machte den ungarischen Nationenpavillon zu einem Paradebeispiel des zu jener Zeit in Blüte stehenden typologischen Eklektizismus.[33]

Andere Länder griffen wiederum auf ländliche Architekturformen zurück, die als nationaltypisch angesehen wurden.[34] Auch der Pavillon Bosnien-Herzegowinas bediente sich dieser Formensprache;[35] er war in Anlehnung an den Baustil traditioneller Herrenhäuser des Balkans gestaltet. Sein Inneres beherrschte ein Panoramagemälde Sarajewos, um das Inszenierungen der Hausindustrie des Landes gruppiert waren: „Behagliche Interieurs führen mit Teppichen, Divans und gestickten Kissen, mit Taburets und einer frisch lackierten Wiege, an der eine Mutter mit einer Muhme wacht, das serbische Familienleben vor."[36]

Volkstümliche Architektur: ethnographische Ensembles und historische Dörfer

Über die offiziellen Länderpavillons hinaus war das Habsburgerreich auf den meisten Weltausstellungen mit einer Vielzahl von volkstümlichen Gebäuden und Baugruppen vertreten. Sie gehörten zum Genre der ethnographischen Dörfer und historischen Ensembles, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts auf kaum einer Welt,- Landes- oder Regionalausstellung fehlten und als „unentbehrliche Requisiten"[37] einen beträchtlichen Anteil am Publikumserfolg der Ausstellungen hatten.

Hierin manifestierte sich ein allmählich vollziehender Bedeutungswandel: Waren die Wertausstellungen ursprünglich primär als

33 Dieser Begriff bezeichnet nach Claude Mignot eine Gestaltungsform, bei der historische Architekturstile je nach Art des jeweiligen Programmes und der Aufgabe des betreffenden Gebäudes eingesetzt und kombiniert werden (Claude Mignot [wie Anm. 21], S. 103).

34 So hatte z.B. der Pavillon Dänemarks das Aussehen eines jütländischen Bauernhauses.

35 Die Okkupation Bosnien-Herzegowinas durch Österreich war eine Folge der territorialen Neuordnung des Balkans nach dem russisch-türkischen Krieg von 1877/78, die auf dem Berliner Kongreß von 1878 beschlossen worden war.

36 Georg Malkowsky: Architektonische Spaziergänge. In: Ders. (Red.): Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild. Berlin 1900, S. 30 – 31; hier S. 31.

37 Industrieausstellungen von 1896. In: Mittheilungen des k.u.k. Oesterreich. Museums für Kunst und Industrie, Nr. 130/1896, S. 198 – 202; hier S. 199.

Zentren des wirtschaftlichen und industriellen Austausches konzipiert, verschob sich ihre Funktion im Verlauf des 19. Jahrhunderts zugunsten von publikumswirksamen Massenveranstaltungen, bei denen kulturelle Darbietungen und Unterhaltungselemente einen zunehmend breiteren Raum einnahmen.

Neben „exotischen" Ensembles aus dem Orient und Asien[38] kamen, entweder als privatwirtschaftliche Unternehmungen oder als offizielle Ausstellungsbeiträge, auch zahlreiche Vertreter der „westlichen Welt" zur Aufstellung.

Den Anfang dieser Entwicklung von den „palais isolés à la ville dans la ville"[39] markierte die Weltausstellung von 1867 in Paris. Die beteiligten Länder wurden dort von offizieller Seite aufgefordert, auf dem Marsfeld landestypische Bauten zu errichten:

„Jede Nation (...) soll auch durch irgend ein Gebäude, oder durch sonst ein passendes bauliches Unternehmen vertreten sein, und zwar durch ein solches, welches in möglichst deutlicher und zugleich interessanter Weise die Eigenthümlichkeiten des betreffenden Volkes in Bezug auf seine Sitten und Gebräuche wie auf seine ganze Lebensweise veranschaulicht."[40]

So umgab den zentralen Industriepalast in der Art eines „outdoor architectural museum"[41] ein buntes Sammelsurium von Pavillons unterschiedlichster Gestaltung und Funktion.[42]

Einige dieser Bauwerke waren Teil des offiziellen Ausstellungsprogrammes. Der Generalkommissar Frédéric Le Play initiierte eine eigenständige Ausstellungsgruppe, in der „Objets spécialement ex-

38 Vgl. hierzu u.a. Sylvaine Leprun: Le Théâtre des Colonies. Scénographie, acteurs et discours de l'imaginaire dans les expositions 1855 – 1937. Paris 1986; Zeynep Çelik: Displaying the Orient. Architecture of Islam at Nineteenth-Century World's Fairs. Berkeley/Los Angeles/Oxford 1992.

39 Vgl. Henry Loyrette: Des palais isolés à la ville dans la ville. Paris 1855 – 1900. In: Union Centrale des Arts Décoratifs (Hg.): Le livre des expositions universelles 1851 – 1989. Paris 1983, S. 213 – 232.

40 Bericht der Central-Commission an den Kaiser vom November 1865. Zit. n. A. Ebeling: Die Wunder der Pariser Welt-Ausstellung 1867. Köln 1867, S. 114.

41 Vgl. Edward N. Kaufman: The Architectural Museum from World's Fair to Restoration Village. In: Assemblage 9/1989, S. 21 – 39; hier S. 22.

42 Vgl. A. Ebeling: Der Park des Marsfeldes. In: Ders. (wie Anm. 40), S. 111 – 143; Friedrich Pecht: Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867. Pariser Briefe. Leipzig 1867, S. 199 – 231; Einen Übersichtsplan nebst Auflistung der einzelnen Baulichkeiten zeigt: Ueber Land und Meer. Allgemeine Illustrirte Zeitung 9/1867, Nr. 22, S. 352 f.

posés en vue d'améliorer la condition physique et morale de la population"[43] vorgestellt werden sollten. Eine Untergruppe bildeten „Spécimens d'habitations caractérisées par le bon marché uni aux conditions d'hygiène et de bien-être."[44] Ihr Anspruch war, durch die Entwicklung einer ökonomisch und sozial vorbildlichen Wohnform „zur Lösung der Wohnungsfrage mitzuwirken, um durch den Vergleich das dem praktischen Bedürfniß der arbeitenden Klassen Entsprechendste herauszufinden".[45]

Neben der Präsentation von Plänen, Beschreibungen und Modellen von Arbeiterhäusern und -quartieren wurden auch Musterhäuser erstellt, wie z.B. ein Gebäude, das als Vorbild für billige und praktische Arbeiterwohnungen dienen sollte[46] oder die Nachbildung eines englischen Cottages, welches als Beitrag „für die Beurtheilung des häuslichen Lebens und Behagens"[47] der ländlichen Bevölkerung zu verstehen war.

Im Unterschied zu der von der Weltausstellungskommission gestellten Vorgabe lag jedoch bei einigen dieser Bauten der Schwerpunkt nicht auf der volkswirtschaftlichen Seite, sondern bei der Darstellung ihrer ethnographischen Besonderheiten. So war u.a. eine norwegische Berghütte zu besichtigen; Schweden errichtete die idealisierte Kopie eines Holzhauses aus der Provinz Dalekarlien, in dem sich nach der Überlieferung der schwedische Nationalheld und spätere König Gustav Wasa vor den Dänen verborgen hatte. Rußland stellte sich durch ein kleines Dorf dar, darunter die Nachbildungen zweier russischer Bauernhäuser, die man, so ein Beobachter, ob ihres stark idealisierten Erscheinungsbildes „so wie sie sind, direct in die komische Oper für ‚Czar und Zimmermann' (...) schicken könnte."[48]

Auch das Gebäude, in dem die Schweizer Ausstellung zu sehen war, lehnte sich in der Gestaltung seiner Fassade an landestypische

43 Vgl. hierzu Exposition Universelle de 1867. L'Enquête du Dixième Groupe. Catalogue Analytique. Paris 1867.

44 Eine ausführliche Beschreibung dieser Abteilung in: Julius Faucher: Die zehnte Gruppe auf der internationalen Ausstellung in Paris. In: Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte 5/1867 Bd. 2, S. 153 – 181; Bd. 3, S. 102 – 115.

45 Illustrirte Zeitung, Bd. 48 Nr. 1244, 4. Mai 1867, S. 312.

46 Vgl. Julius Faucher (wie Anm. 44), Bd. 3, S. 102 – 115; hier S. 103 – 105.

47 Die Bauernhäuser auf den Welt-Ausstellungen. In: Die Pariser Welt-Ausstellung 1878, Nr. 23, S. 179.

48 A. Ebeling (wie Anm. 40), S. 128.

Architekturformen an; es erinnerte „an den Stil der Alpen-Sennhütte".[49]

Neben Rußland stellte Österreich-Ungarn den bedeutendsten Beitrag der ethnographischen Bauten auf dem Marsfeld. Präsentiert wurden musterartige Bauernhäuser aus Galizien, Oberösterreich und der Walachei, dazu eine ungarische Csarda und ein Bauernhaus aus Tirol, das „l'architecture rustique des montagnes"[50] verkörpern sollte. Das Ensemble gruppierte sich um eine Schankwirtschaft, die „Dreher'sche Bierhalle". Vorgestellt werden sollten hier „nicht Häuser, wie sie sein sollen, sondern wie sie wirklich in den österreichischen Kronländern für den kleinen Besitz oder die kleine, mit Tagelöhnerbeschäftigung oder industrieller Nebenarbeit verbundene Pachtung üblich sind (...)."[51]

Das Ziel war eine umfassende Darstellung ländlicher Architektur aus allen Teilen der k.u.k. Monarchie und damit eine Betonung ihres Vielvölkercharakters: „Der Kaiserstaat, der in seinem Banne so verschieden geartete Nationalitäten und mannigfaltige Sprechweisen einschließt, hat dieser Eigenart seiner Völkerschaften Rechnung getragen, indem in seiner Abtheilung die in den größern Provinzen üblichen, ländlichen Wohnstätten eine Stelle fanden."[52]

Nachdem auf der Weltausstellung 1867 in Paris erstmals Bauwerke mit national geprägten Architekturelementen zu sehen waren, wurde 1873 in Wien die Präsentation von Mustergebäuden zur Demonstration und zum Vergleich unterschiedlicher Bauweisen und Lebensformen in das offizielle Programm aufgenommen.[53]

Mit der 20. Gruppe „Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinen Geräthen"[54] wurde hier zum ersten – und einzigen – Mal auf einer Weltausstellung der Versuch unternommen, „Beispiele und Vorbilder"[55] von Bauernhäusern innerhalb einer offiziell ausgeschrie-

49 Führer für die Pariser Welt-Ausstellung 1867. Berlin ^{3}1867, S. 5.

50 Alfred Normand: L'architecture des nations étrangères. Étude sur les principales constructions du parc à l'Exposition Universelle de Paris (1867). Paris 1870, S. 24.

51 Illustrirte Zeitung (wie Anm. 45).

52 Ebd.

53 Der kulturelle Aspekt spielte auf der Wiener Weltausstellung eine gewichtige Rolle. So war fast ein Drittel der Sachgebiete diesbezüglichen Themen gewidmet; vgl. Jutta Pemsel (wie Anm. 7), S. 51.

54 Vgl. Weltausstellung 1873 in Wien. Nr. 5. Special-Programm für die Gruppe 20. Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinen Geräthen. Wien 1871.

55 Ebd., S. 2.

benen Abteilung auszustellen. Anhand von Zeichnungen, Modellen und ausgeführten Gebäuden sollte die bäuerliche Wohnkultur dargestellt werden, mit dem Anspruch, „nur das praktisch Bewährte und in den verschiedenen Ländern zerstreute Gute und Zweckmäßige zur Ansicht"[56] zu bringen.

Die Intention dieser Ausstellungsgruppe war hierbei, „auf den Bauernstand und seinen Fortschritt einzuwirken"[57] und somit Anregungen für die in Umwälzung befindlichen landwirtschaftlichen Produktionsweisen und Bauformen zu geben.

Hierzu wurde nach dem Plan des Generaldirektors der Weltausstellungskommission, Wilhelm Schwarz-Senborn, im Prater ein „internationales Dorf" errichtet.[58] Die meisten dieser Gebäude befanden sich im östlichen Teil des Ausstellungsgeländes an einem schmalen Donauarm, dem Heustadelwasser.

Das „Dorf" bestand aus einem Vorarlberger Bauernhaus, einem Michelsberger und einem Székler Haus, beide aus Siebenbürgen, ferner Beispielen aus Kroatien, Rumänien und Galizien sowie einem Bauernhaus aus Geidel in Ungarn. Hinzu kamen noch ein idealisierter „Bauernpalast"[59] aus Rußland und ein eher städtisch geprägtes Elsässer Bauernhaus.[60] Österreich-Ungarn war in dieser Ausstellungsgruppe also am stärksten präsent: Von den im offiziellen Ausstellungsbericht aufgeführten neun Bauernhäusern stammten sieben aus dem Gebiet der k.u.k. Monarchie.

Den „freundlichsten Eindruck"[61] machte nach Ansicht des Berichterstatters das Bauernhaus aus Michelsberg in Siebenbürgen. Es war ein weiß verputztes und mit Ziegeln gedecktes Gebäude, umgeben von einem kleinen Garten. Das Haus präsentierte sich „einfach und nüchtern, aber mit dem Stempel einer gewissen Wohlhabenheit und Civilisation (...)".[62] Die Fassade wurde durch eine vorspringende,

56 Ebd., S. 2.
57 Ebd., S. 1.
58 Vgl. Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, Handelsministerium, Wiener Weltausstellung 1873, Fasz. 1, Zl. 242.
59 Allgemeine Illustrirte Weltausstellungs-Zeitung, Bd. 5, Nr. 3/1873, S. 28.
60 Eine ausführliche Beschreibung und Analyse der 20. Gruppe liefert Karl Julius Schröer: Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinem Geräthe (Gruppe XX.). In: General-Direction der Wiener Weltausstellung 1873 (Hg.): Officieller Ausstellungsbericht. Wien 1873 – 1877, Heft 51.
61 Ebd, S. 16.
62 Von der Wiener Weltausstellung. Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. In:

überdachte Laube akzentuiert, über die man in das erhöhte Wohngeschoß gelangte. Sie bot den Anlaß für eine romantisierend-verklärte Darstellung des Siebenbürgener Bauernstandes: „(...) dort raucht der Bauer sein Pfeifchen, während er nach dem Wetter aussieht, die Bäuerin sitzt da mit der Nachbarin im Gespräche und die Bauerntochter pflegt auf der Brüstung (...) im Sommer die Blumen, mit denen sie sich Sonntags gerne zum Tanze schmückt."[63] Die reichhaltige Wohnungseinrichtung „entbehrt(e) jedoch nicht eines gewissen ländlichen Comforts und macht(e) in ihrer spiegelnden Reinlichkeit den Eindruck bäuerlicher Wohlhabenheit".[64]

Das Haus war während der Zeit der Weltausstellung von „eingeborenen Insassen"[65] bewohnt; es waren „die Bauersleute Johann Krafft und seine Gemahlin Anna, geborene Hann mit ihrem dreijährigen Töchterlein Anna",[66] die das typische Landleben jener Gegend vorführen sollten.

Unmittelbar daran anschließend stand das Székler Bauernhaus. Das eingeschoßige Gebäude war aus groben Balken errichtet; auffällig war eine Veranda an zwei Hausseiten. Den Eingang zum Hof des Areals markierte ein hölzernes, mit farbigen Ornamenten und Inschriften verziertes Eingangstor. Im Innern waren Gegenstände des häuslichen Gebrauchs ausgestellt. Auch wurde der Verkauf verschiedener Waren betrieben, was jedoch seine Kritiker fand: „Die vordere Stube war über und über angefüllt mit dem Trödel eines Krämers vom Lande."[67]

Wie das Michelsberger bewohnte auch das Székler Bauernhaus während der Dauer der Weltausstellung eine Familie dieser Region.

Gegenüber dem siebenbürgisch-sächsischen Bauernhaus befand sich der Nachbau eines Hauses aus Geidel in Oberungarn, der heutigen Slowakei.

Das von der Preßburger Handels- und Gewerbekammer in Auftrag gegebene zweigeschoßige Gebäude zeichnete sich durch ein hohes Maß an Authentizität aus; es wurde in Geidel „von Eingebornen in üblicher Weise gezimmert"[68], dann nach Wien transportiert und auf

Illustrirte Zeitung, Bd. 60, Nr. 1563, 14. Juni 1873, S. 459.

63 Allgemeine Illustrirte Weltausstellungs-Zeitung, Bd. 4, Nr. 8, 1873, S. 121.

64 Illustrirte Zeitung (wie Anm. 62), S. 459, 462.

65 Karl Julius Schröer (wie Anm. 60), S. 24.

66 Ebd., S. 11.

67 Ebd., S. 24 f.

68 Ebd., S. 20.

dem Ausstellungsplatz aufgebaut. Ein Berichterstatter hob hervor, daß im Unterschied zu manch anderen Häusern des „Dorfes" „(...) alles daran ursprünglich und echt ist (...), ohne alles Dazwischentreten fremden Gewerbefleisses, ohne allen fremden Aufputz".[69] Der aus Holzbalken zusammengefügte Bau mit seinem hohen Dach besaß im ersten Stockwerk eine überdachte Galerie, die um zwei Hausseiten geführt war. Im Unterschied zu dem eher großbäuerlich wirkenden Bauernhaus aus Michelsberg machte das Gebäude aus Geidel einen sehr schlichten Eindruck: „Wenn wir das Ganze überblicken, so scheint es uns fast, als ob einfacher der Mensch kaum wohnen könnte."[70] Für die Betrachter hatte es den „Charakter der Abgeschiedenheit vom Weltverkehre, wie ein Wohnhaus eines auf eine Insel verschlagenen Robinson".[71]

Auch dieses Haus war bewohnt, und zwar von dem aus Schmidshäu stammenden Bauer Andreas Steinhübel, seiner Frau Eleonore und ihrem gemeinsamen Kind.

Im äußersten Nordosten des Ausstellungsgeländes lag ein kleines, unscheinbares Bauwerk, das ein rumänisches oder auch walachisch genanntes Bauernhaus aus Oravicza im Banat darstellen sollte. Das aus rohen Balken errichtete Häuschen war das kleinste der ausgestellten Bauernhäuser; es besaß nur zwei Zimmer links und rechts des Einganges. Vom Berichterstatter dieser Gruppe wurde es als „sehr primitiv und öde"[72] bezeichnet: „Wenn wir schon beim Anblicke des Geidler Hauses über die Armuth und Einfachheit des Ganzen staunen, so erscheint es uns neben diesem rumänischen Hause doch wie ein Palast."[73]

Das Gebäude, das nicht bewohnt war, beherbergte eine Anzahl ethnographischer Gegenstände.

Das kroatische Bauernhaus befand sich hinter dem aus Geidel. Wie das Geideler Haus war es aus – hier freilich mit der Dampfsäge bearbeiteten – Holzlatten und -balken gezimmert. Auch die Tür- und Fensterstöcke waren moderne Tischlerarbeit. Den einzigen Schmuck des zweigeschoßigen, „in seiner ganzen Armuth wiedergegebenen"[74] Gebäudes bildete ein kleiner Balkon im Obergeschoß.

69 Ebd., S. 22
70 Ebd., S. 24.
71 Ebd.
72 Ebd., S. 31.
73 Ebd.

Das Bauernhaus war nicht zu besichtigen und wurde für Empfänge der kroatischen Ausstellungskommission genutzt.[75]

Das eingeschoßige Bauernhaus, das die galizische Ausstellungskommission hatte errichten lassen, lag ebenfalls am Heustadelwasser. Es bestand aus Holzbalken und besaß ein strohgedecktes Dach. Gelobt wurde die authentische Ausstattung: „Wie man sieht, ist die ganze Einrichtung von grösster Einfachheit und keineswegs darauf berechnet, einen gastlichen Eindruck bei dem Besucher zu erwecken."[76]

Jedoch wurde ein Teil des galizischen Hauses – entgegen der Ausschreibung – auch zu repräsentativen Zwecken genutzt; in einem geräumigen Zimmer links der Diele zeigte die landwirtschaftliche Abteilung der Brodyer Ausstellungskommission ihre forstwirtschaftliche Kollektivausstellung.

Einziger Beitrag Cisleithaniens war das durch die Ausstellungskommission von Feldkirch präsentierte zweigeschoßige Bauernhaus aus Vorarlberg. Es wurde aufgrund seiner beträchtlichen Größe und seines eher städtischen Gepräges im Ausstellungskatalog irrtümlich unter der Gruppe 19 („bürgerliches Wohnhaus") geführt; hierzu trug auch der Verzicht auf den bei einem Bauernhaus dieser Gegend üblicherweise integrierten Wirtschaftsteil bei. Charakteristisch waren die hölzernen Veranden an den beiden Giebelseiten.

War schon die teilweise mit Schindeln verkleidete Fassade geschönt – sie erschien Vorarlberger Betrachtern „etwas zu modisch und zu zierlich in der Ausführung"[77] – entsprach auch die Ausstattung nicht den Vorgaben der Ausstellungskommission:

„Was nun die Einrichtung und die Bewohner des Hauses anlangt, so stand das Vorarlberger Haus hinter dem siebenbürger-sächsischen und selbst dem Geidler darin zurück, dass weder Vollständigkeit der inneren Einrichtung eines Bauernhauses angestrebt, noch in Bezug auf die Bewohner das Bild des Familienlebens gegeben wurde. Sowohl der Inhalt des Zimmers, als die Beschäftigung der Bewohnerinnen machten den Eindruck einer Fabrik und stellten nur eine Seite häuslicher Gewerbetätigkeit dar, die weiblichen Stickarbeiten Vorarlbergs."[78]

74 Allgemeine Illustrirte Weltausstellungs-Zeitung, Bd. 5/1873, Nr. 9/10, S. 110.
75 Karl Julius Schröer (wie Anm. 60), S. 40.
76 Allgemeine Illustrirte Weltausstellungs-Zeitung (wie Anm. 74).
77 Vorarlberger Volks-Blatt, Nr. 50, 24. Juni 1873, S. 332.

Neben diesen offiziellen Ausstellungsbeiträgen kamen auf dem weitläufigen Weltausstellungsgelände noch weitere volkstümlich gestaltete Bauten, darunter auch aus Österreich-Ungarn, zur Aufstellung, die vorwiegend als Restaurationen genutzt wurden. Ein Beispiel war der Bautyp einer schilfgedeckten ungarischen Csarda „mit etwas verfeinerter Toilette"[79]: Während ihr Äußeres noch halbwegs dem eines ungarischen Heidewirtshauses entsprach, war die Csarda „im Uebrigen (...) von der Cultur so beleckt, dass sie ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten eingebüsst"[80] hatte. Großen Anklang fand auch ein „steirisches Weinhaus", das ebenfalls landestypische Architekturelemente aufwies: „(Es) ist nicht von des Weltausstellungs-Gedanken Blässe angekränkelt und mit versteinertem Culturfirniß überzogen, sondern ein echtes, rechtes unverfälschtes Stück steierisch nationalen Wesens."[81]

Inmitten des Ensembles der Bauernhäuser standen ferner die Nachbildungen von zwei österreichischen Alpenhütten „in ihrer ganzen primitiven Construction"[82]. Eines dieser Gebäude sollte eine „Salzburger Sennhütte" darstellen. Mit seinen roh behauenen Stämmen und dem mit Steinen beschwerten Dach wirkte das Häuschen im Ausstellungspark etwas deplaziert: „Nur das fröhliche Gebrüll der Kühe aus den benachbarten Ställen der Niederösterreichischen Landwirthschaftsgesellschaft erinnert an das Sennenleben im Hochgebirge."[83] Die Hütte diente gleichfalls als Gastwirtschaft, in der die Weltausstellungsgäste von als Sennerinnen verkleideten Kellnerinnen bedient wurden.

Bezüglich der Abteilung der Bauernhäuser gab es Kritik von offizieller Seite, welche die geringe Beteiligung und die mangelhafte Umsetzung der Ausschreibung monierte: Das Programm sei „nicht überall richtig aufgefasst worden".[84] Gänzlich vermißt wurde die von den Ausstellungsplanern intendierte innovative Ausrichtung dieser Gruppe: „Musterhäuser, Vorschläge zu möglichst zweckmässigen

78 Karl Julius Schröer (wie Anm. 60), S. 35.
79 Von der Wiener Weltausstellung. Die Csarda. In: Illustrirte Zeitung, Bd. 61, Nr. 1582, 25. Oktober 1873, S. 306.
80 Allgemeine Illustrirte Weltausstellungs-Zeitung, Bd. 3/1873, Nr. 4, S. 40.
81 Wiener Weltausstellungs-Zeitung, Bd. 3, Nr. 172, 10. Juni 1873, S. 2.
82 Ebd., S. 1.
83 Von der Wiener Weltausstellung. Die Salzburger Sennhütte. In: Illustrirte Zeitung Bd. 61, Nr. 1574, 30. August 1873, S. 155.
84 Karl Julius Schröer (wie Anm. 60), S. 1.

billigen Wohnungen sammt Einrichtung für Landwirthe sind nicht vorgekommen."[85]

Die Bauernhäuser übten aber auf die Besucher der Weltausstellung eine überaus große Anziehungskraft aus: „Es war in der That auffallend, dass kein anderer Gegenstand der Kunst und des Gewerbefleisses, dass alle Pracht, aller Glanz kaum so ungetheilte Theilnahme erregten, als diese schlichten Häuser überm ‚Heustadelwasser'."[86]

Auch auf beinahe allen folgenden Weltausstellungen war Österreich-Ungarn durch ethnographische Bauten vertreten, die als malerischer Rahmen für gastronomische Einrichtungen dienten.

Darüber hinaus wurde die Habsburgermonarchie – neben dem „österreichischen Dorf" in Paris 1867 und den Bauernhäusern in Wien 1873 – auf einer weiteren Weltausstellung durch ein größeres ethnographisches Ensemble repräsentiert, das für die Selbstdarstellung der k.u.k. Monarchie eine bedeutende Rolle spielte: „Alt-Wien" auf der Weltausstellung 1893 in Chicago.

Dem Bereich der Anthropologie und Ethnographie maß man auf dieser Weltausstellung mit der eigenständigen Abteilung „Department M. Ethnology and Archaeology" ein großes Gewicht bei. Neben der musealen Präsentation im „Anthropological Building" wurde ein beträchtlicher Teil der ethnographischen Abteilung auf den „Midway Plaisance", einen 1.500 Meter langen und 250 Meter breiten Geländestreifen am Rand des eigentlichen Ausstellungsgeländes, verlagert. Dieser, auch als „kaleidoscope of humanity at the Exposition"[87] bezeichnet, zeigte sich als eine bunte Mischung aus Vergnügungsgelände und einer Art „ethnographischem Freilichtmuseum": Neben unzähligen Verkaufsbuden und Vergnügungsstätten wurden mehrere ethnographische Dörfer samt „Bewohnern", etwa aus Lappland, der Südsee oder Nordafrika, zur Schau gestellt.[88] Aus Europa beteiligten sich lediglich drei Länder: Außer zwei konkurrierenden „Irischen Dörfern"[89] und einem „Deutschen Dorf"[90] war dies „Alt-Wien."[91]

85 Ebd., S. 2.

86 Ebd., S. 2 f.

87 Chicago Times Portfolio of the Midway Types. Chicago 1893, Part 8, o. S.

88 Vgl. hierzu u.a. Official Catalogue of Exhibits on the Midway Plaisance. World's Columbian Exposition. Group 176. Chicago 1893.

89 Sie präsentierten neben Nachbildungen ländlicher Cottages verkleinerte Repliken berühmter irischer Baudenkmale, wie z.B. der Burg von Donegal; vgl. Art History. Midway Plaisance and World's Columbian Exposition. Compiled by Frank H. Smith. Chicago 1893, o. S.

Der Erbauer des Ensembles, Emil Bressler, fungierte zugleich auch als Architekt der österreichischen Ausstellungskommission, was der Unternehmung einen halboffiziellen Anstrich verlieh.

Auffällig war die Wahl des Sujets. Hatte sich Österreich auf den vergangenen Weltausstellungen – etwa in Paris 1867 oder Wien 1873 – mit ländlich geprägten Bauten präsentiert, wählte man hier eindeutig identifizierbare Architekturelemente der Hauptstadt Wien – wenngleich historisierend-pittoresker Art.[92]

Auf einem ca. 180 x 60 Meter großen Gelände erhoben sich die Nachbildungen von 36 Gebäuden, welche die im 17. und 18. Jahrhundert vorherrschende Bebauung des „Grabens" nachstellen sollten:

„Das ganze malerische Alt-Wien, wie es sich vor 200 Jahren darstellte, war hier zur Erscheinung gekommen. Die Typen des Rathauses und der Bürgerhäuser und der ehrwürdigen Thorthürme – Alles zusammen gab ein Bild von reizvoller Eigenart."[93]

Den Eingang des Geländes markierte ein massiger Festungsturm mit einer Zugbrücke. Nachdem der Besucher diese überschritten hatte, fühlte er sich „in a few seconds (...) in a century almost forgotten"[94] versetzt. Den Mittelpunkt von „Alt-Wien" bildete ein großer Konzert- und Biergarten. Um ihn gruppierten sich zahlreiche Kaufläden aller Art sowie Restaurants und Weinstuben mit „rosenwangigen, weißarmigen, freundlich lächelnden Wiener Mädchen, welche den durstigen Sterblichen aufwarten und die Erquickung

90 Mittelpunkt des „Deutschen Dorfes" war die idealisierte Nachbildung einer Wasserburg des 16. Jahrhunderts. Ein Fachwerkgebäude in den Stilformen des 16. Jahrhunderts sowie Repliken von Bauernhäusern aus vier Regionen des Deutschen Reichs komplettierten das Ensemble; vgl. Unsere Weltausstellung. Eine Beschreibung der Columbischen Weltausstellung in Chicago, 1893. Chicago 1894, S. 321 – 336; Georg Buss: Beschreibung der Deutschen Pfalz und Führer durch das Deutsche Dorf – Description of the German castle and Guide through the German village. Berlin 1893.

91 Detaillierte Beschreibungen von „Alt Wien" liefern: Unsere Weltausstellung (wie Anm. 89), S. 336 – 353; Art History (wie Anm. 90).

92 Ein Grund für die Wahl eines großstädtischen Ambientes mag der Wunsch nach Abgrenzung gegenüber den übrigen europäischen Ensembles auf dem „Midway Plaisance", den Bauernhäusern des „Deutschen Dorfes" oder den ländlichen Gebäuden der beiden „Irischen Dörfer", gewesen sein.

93 Franz Jaffé: Die Architektur der Columbischen Weltausstellung zu Chicago, 1893. Berlin 1895, S. 108.

94 Beautiful Scenes of the White City. A Portfolio of original Copper-Plate Half-Tone Engravings of the World's Fair. Chicago 1894, o. S.

doppelt süß erscheinen lassen".[95] Mehrere Musikkapellen sorgten mit ihrem Programm von „national airs, Vienna waltzes and the popular music of today"[96] für eine wirkungsvolle Untermalung.

Das Ensemble wollte „die Lebensweise und die Erzeugnisse der Österreicher (...) in ihrer natürlichen Umgebung" vorführen, damit „der Amerikaner eine getreuere Vorstellung von dem Österreicher und seiner Lebensweise erhielte als selbst durch Reisen möglich sei".[97]

Bei der Inszenierung dieser österreichischen Idylle wurde deshalb auf Authenzitität vermeintlich großer Wert gelegt: „So sorgfältig und getreu wurde Alles hergestellt, daß selbst die Thürklinken und Beschläge der Schlüssellöcher nach alter Art aufs Mühsamste angefertigt wurden."[98]

Trotz dieser Bemühungen um historische Detailtreue erweckten die innerhalb von nur zwei Monaten errichteten Häuser von „Alt-Wien" – im Unterschied zum „Deutschen Dorf", das, „errected for a six month's season will withstand the storm of a century"[99] – überwiegend einen provisorischen Eindruck: „Leider sind die Bauten von so leichtem Material – die Rückseite überhaupt flach – ausgeführt, daß das Ganze etwas kartenhausartig aussieht."[100]

Der Anspruch von „Alt-Wien" war, eine „ernste, wissenschaftliche Ausstellung mit einer vernünftigen Beimischung des Unterhaltenden"[101] zu schaffen. In Realität war aber „Alt-Wien" trotz dieser Absichtserklärung das vielleicht am meisten kommerziell orientierte Unternehmen des gesamten „Midway Plaisance", in dem sich die Besucher von der inszenierten Romantik einer vergangenen Zeit verzaubern und zu massenhaftem Konsum anregen ließen.

95 Unsere Weltausstellung (wie Anm. 90), S. 344.
96 Official Catalogue (wie Anm. 88), S. 31.
97 Unsere Weltausstellung (wie Anm. 90), S. 340.
98 Ebd., S. 341; Zu getreu durfte die Nachahmung freilich nicht ausfallen: So machten die Mauerflächen an der Südseite des Ensembles für manche Betrachter eher „einen trüben, abstoßenden Eindruck, zu treu historisch, um den Vorübergehenden anzulocken" (ebd., S. 343).
99 Rand, McNally & Co's A week at the Fair. Illustrating Exhibits and Wonders of the World's Columbian Exposition. Chicago 1893, S. 238.
100 Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam 09.01, Nr. 298: Einige kurze Notizen und Betrachtungen über die Weltausstellung in Chicago vom kaiserlichen Gesandten in Washington, Baron von Holleben, 30. Juni 1893, S. 127.
101 Unsere Weltausstellung (wie Anm. 90), S. 340.

„Vergnügung und Belehrung"[102] *– die ethnographischen Bauten zwischen Kommerz und wissenschaftlichem Anspruch, zwischen Zivilisationskritik und Identitätsstiftung*

Die Motive für die Errichtung der ethnographischen Gebäude Österreich-Ungarns auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts sind komplex und vielschichtig. Entscheidend jedoch war ihre retrospektive Ausrichtung.

Das mit Hilfe dieser Ensembles vermittelte rückwärts gewandte Kulturbild wurde beispielsweise im Ringen um internationale Reputation und im Kampf um politisch-wirtschaftliche Dominanz eingesetzt. Besonders deutlich wird dies an „Alt-Wien", das für die traditionsreiche Vergangenheit Österreichs stand. Diese wurde den ökonomisch aufstrebenden, aber „geschichtslosen" Vereinigten Staaten gegenübergestellt: So sollte der hier demonstrierte „kulturelle Vorsprung" für die aktuelle wirtschaftliche Leistungsfähigkeit reklamiert werden.

Die ethnographischen Dörfer und historischen Ensembles dienten aber v.a. als Vermittler von regionalen und nationalen Identitäten.[103]

Dies galt im besonderen für die Bauernhausgruppe des Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn auf der Wiener Weltausstellung von 1873, bei der die Länder Transleithaniens überproportional vertreten waren. Die ausgeprägt regionaltypischen Gebäude – wie auch die Nationenpavillons Ungarns und Bosnien-Herzegowinas auf der Weltausstellung in Paris 1900 – waren so als Demonstration nationalen Selbstbewußtseins und kultureller Eigenständigkeit gegenüber dem politisch und wirtschaftlich dominanten Österreich zu verstehen.

Nicht ohne Grund waren es vorwiegend agrarisch strukturierte Regionen, die sich mittels volkstümlich-ethnographischer Ensembles darstellten; damit sollte eine ideologische Stärkung ihrer durch die ökonomischen und gesellschaftlichen Umwälzungen im Zuge der industriellen Revolution unter Druck geratenen Landwirtschaft und des bäuerlichen Kleingewerbes betrieben werden. Auch die Länder

102 Ebd., S. 318.

103 Zur Frage der nationalen Identität siehe v.a. Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Frankfurt am Main/New York 1983; Eric J. Hobsbawm: Introduction: Inventing Traditions. In: Ders., Terrence Ranger (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge 1983, S. 1 – 14; Eric J. Hobsbawm: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt am Main 1992.

Transleithaniens unterstrichen mit den Bauernhäusern in Wien 1873 ihre Bedeutung als agrarisch geprägte Regionen[104] und suchten durch die Präsentation ihrer Volkskultur zugleich auch die offensichtliche ökonomische Rückständigkeit zu kompensieren.

Die kontrastreiche Gegenüberstellung der oft spartanisch wirkenden Bauten mit den in verschiedenen Weltausstellungsabteilungen eindrucksvoll demonstrierten Errungenschaften des Fortschritts machte den Besuchern die Vorzüge der modernen Zivilisation besonders deutlich. Gleichzeitig konnten hier aber auch romantisierend-verklärte Sehnsüchte nach einer scheinbar noch intakten „guten alten Zeit" ausgelebt werden:

„So verschwinden die alten hölzernen Bauten und ihre Formen mehr und mehr, und mit ihnen das Zierliche, Trauliche und Behagliche, die alte patriarchalische Lebensweise und Sitte der Väter."[105] Melancholisch wurde dieser Gebäude als Überresten einer immer mehr zurückgedrängten Kultur gedacht, als „Gehöfte(n), deren Zustände und Bewohner sich seit Jahrhunderten gleich geblieben sind, trotz der modernen Cultur, die draussen auf Eisenbahn und Heeresstrassen stetig neugestaltet durchs Land zieht".[106]

Auch „Alt-Wien" wurde als Zeuge gegen die Gegenwart herangezogen, welche man mit Hilfe des altertümlichen Ensembles plakativ mit dem Verlust an Lebensqualität gleichsetzte:

„Man sucht sich die wunderbaren Zimmer vorzustellen, welche in den Thürmen und Ecken versteckt liegen müssen und sich das Leben der Leute in denselben auszumalen, als es noch keine Dampfheizung und heißes Wasser in jedem Zimmer und Gas und elektrische Beleuchtung und Telephone gab. Die alten Häuser errathen unsere Gedanken und lächeln und flüstern, daß sie dafür auch nicht den ewigen Verdruß mit Gasometern (...) und Fernsprechanschlüssen gehabt haben. Und Herr Fin-de-Siècle seufzt und muß ihnen Recht geben. Darin bestand eine der werthvollsten Lektionen, die man in Alt-Wien lernte."[107]

104 1869 betrug die Zahl der von der Land- und Forstwirtschaft Abhängigen in der Donaumonarchie beinahe zwei Drittel der gesamten Bevölkerung; vgl. Welt-Ausstellung in Wien. Amtlicher Catalog der Ausstellung der im Reichsrathe vertretenen Koenigreiche und Laender Oesterreichs. Wien 1873, S. XVII.

105 Allgemeine Wiener Weltausstellungs-Zeitung, Bd. 1/1872, Nr. 15, S. 171.

106 Ebd., Nr. 12/1872, S. 134.

107 Unsere Weltausstellung (wie Anm. 90), S. 345.

So wurde die rasante technische und wirtschaftliche Entwicklung, dem Publikum auf den Weltausstellungen ja besonders plastisch vor Augen geführt, durch den damit verbundenen Verlust traditioneller Lebenszusammenhänge zunehmend auch als Bedrohung empfunden. Die ethnographischen Dörfer und historischen Ensembles waren die materialisierte Form dieses Fortschrittspessimismus, der „Angst vor jeglichen Formen des Verschwindens".[108] Die in den altertümlichen Ensembles manifestierten „Bemühungen, Vergangenes gegenwärtig zu halten"[109] dienten somit als Kompensation der fortschreitenden Geschwindigkeit des ökonomischen und sozialen Wandels der Gesellschaft mit ihren „belasteten Erfahrungen eines änderungstempobedingten kulturellen Vertrautheitsschwundes".[110]

Eng verbunden mit dem Aufkommen der ethnographischen Gebäude auf den diversen Ausstellungen war das zunehmende Interesse an der Erforschung und Darstellung historischer Zusammenhänge.[111] In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rückte zunehmend die Beschäftigung mit den materiellen Zeugnissen der Volkskultur wie Kleidung, Hausrat oder Architektur in den Vordergrund. Die Weltausstellungen übten hierbei für die Entwicklung wissenschaftlicher Disziplinen wie der Anthropologie, Museologie und Volkskunde einen immensen Einfluß aus.[112] Von großer Bedeutung für die junge Disziplin der Haus-und Geräteforschung war beispielsweise der Preßburger Germanist und Professor an der Technischen Hochschule Wien, Karl Julius Schröer, der mit seiner detaillierten Untersuchung der Bauernhäuser der Wiener Weltausstellung 1873 maßgeblich zu einer

108 Henry-Pierre Jeudy: Die Musealisierung der Welt oder Die Erinnerung des Gegenwärtigen. In: Ästhetik und Kommunikation 68/69, 1987, S. 23 – 30; hier S. 23.

109 Hermann Lübbe: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen. London 1982, S. 12.

110 Ebd., S. 18; die hier zitierten Thesen von Lübbe und Jeudy beziehen sich zwar auf das Phänomen der zunehmenden Musealisierung der Gesellschaft der achtziger Jahre unseres Jahrhunderts; die vorgestellten Ensembles des 19. Jahrhunderts belegen jedoch, daß schon über 100 Jahre zuvor ähnlich gelagerte gesellschaftliche Strömungen zu beobachten waren.

111 Den Beginn dieser Entwicklung auf den Weltausstellungen markierte die Abteilung der „Histoire du Travail" von 1867, bei der die Evolution der Menschheit von der Steinzeit bis um 1800 thematisiert wurde; vgl. Commission Impériale (Hg.): Exposition Universelle de 1867, à Paris. Catalogue Général. Histoire du Travail et Monuments Historiques. Paris o.J.

112 Vgl. Bjarne Stoklund (wie Anm. 11), S. 43.

„Nationalisierung des historischen Erbes" der verschiedenen Regionen der Habsburgermonarchie beitrug.[113]

Wissenschaftlichen Ansprüchen genügte aber nur ein kleiner Teil jener Häuser und Baugruppen, sie waren eher „dazu angethan, culturgeschichtliche Confusion anzurichten".[114]

Dies lag an ihren überwiegend privaten Betreibern, die beträchtliche Konzessionen an die Kommissionen der Weltausstellungen abführen mußten. Damit die Unternehmungen Profit abwarfen, orientierte man sich am populären Geschmack; zur Schau gestellt wurden deshalb inszenierte Bilder, Potemkinsche Dörfer aus Gips und Pappmaché, die dem Wunsch der Besucher nach Exotik, Unterhaltung und Konsum entsprachen.

So waren die ethnographischen Dörfer und historischen Ensembles auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts zumeist pittoreske Theaterkulissen, die, oft angereichert mit „lebendem Inventar" in altertümlicher Kleidung und durch die Präsentation vermeintlich volkstümlichen Lebens, ein stimmungsvolles, aber ahistorisches Bild einer untergegangenen Epoche vermittelten.

113 Vgl. Karl Julius Schröer (wie Anm. 60); zur Person Schröers siehe: Erwin Streitfeld: Karl Julius Schröer (1825 – 1900). Beiträge zur Kenntnis seines Lebens und seiner Werke 1. Teil (= Ungarndeutsche Studien 4, 1986). Auch die Budapester Millenniumsausstellung von 1896 bot zahlreichen Hausforschern und Volkskundlern der k.u.k. Monarchie, wie z.B. János Jankó, dem Leiter des damals im Aufbau begriffenen Ethnographischen Museums in Budapest oder dem Bauernhausforscher Johann Reinhard Bünker Anlaß für umfangreiche ethnograhische Studien; vgl. u.a. János Jankó: A Millenniumi Falu. Nachdr. Budapest 1989; J. R. Bünker: Herde und Öfen in den Bauernhäusern des ethnographischen Dorfes der Millenniumsausstellung in Budapest. In: Zeitschrift für Volkskunde 7, 1897, S. 11 – 31; Zur Konstruktion nationaler Identität durch Volkskultur siehe: Benedict Burton: International exhibitions and national identity. In: Anthropology Today Vol. 7, 3. Juni 1991, S. 5 – 9.

114 Industrieausstellungen von 1896 (wie Anm. 37), S. 200.

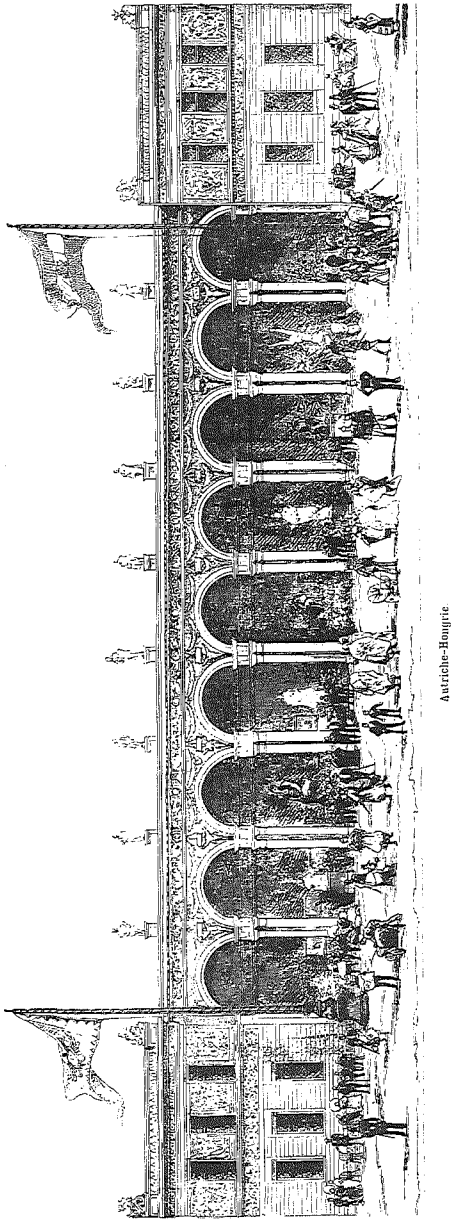


Abb. 1: Fassade der Abteilung Österreich-Ungarns in der „Rue des Nations", Paris 1878 (Sammlung Wörner)

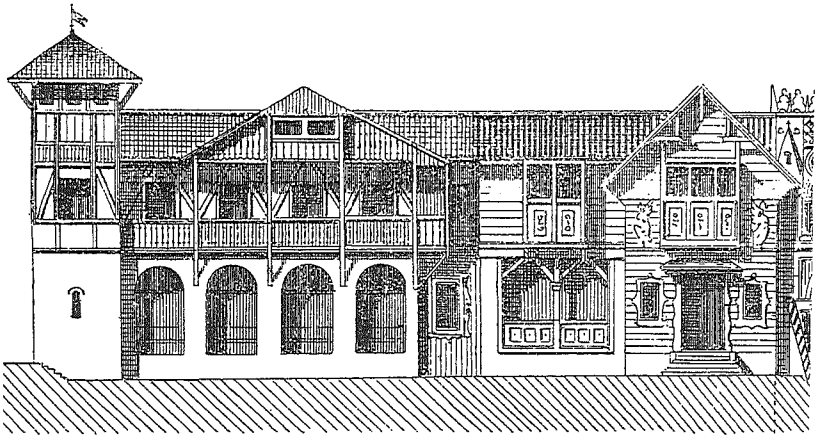


Abb. 2: Ursprünglicher Entwurf der Fassade Österreich-Ungarns auf der Weltausstellung 1878 in Paris (Die Pariser Weltausstellung 1878, Nr. 17, S. 133)

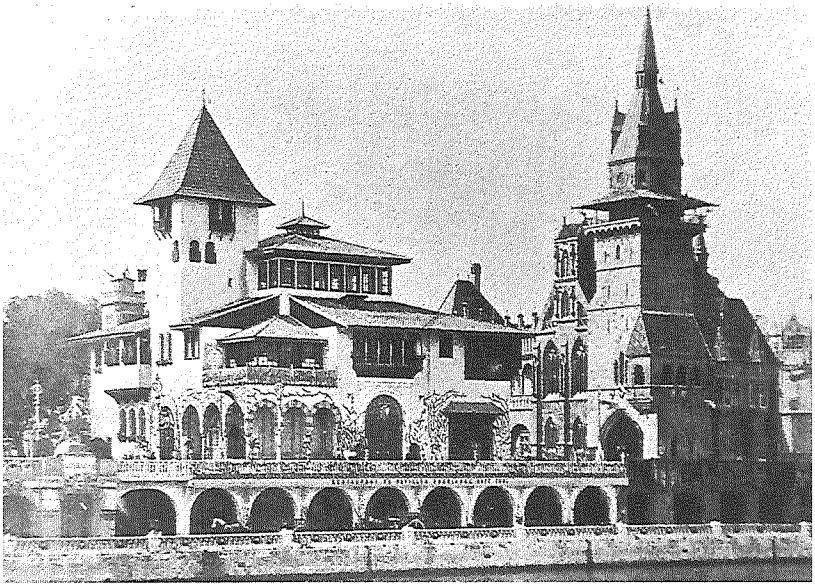


Abb. 3: Die Pavillons Bosnien-Herzegowinas und Ungarns auf der Weltausstellung 1900 in Paris (Georg Malkowsky [Red.]: Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild. Berlin 1900, S. 205)

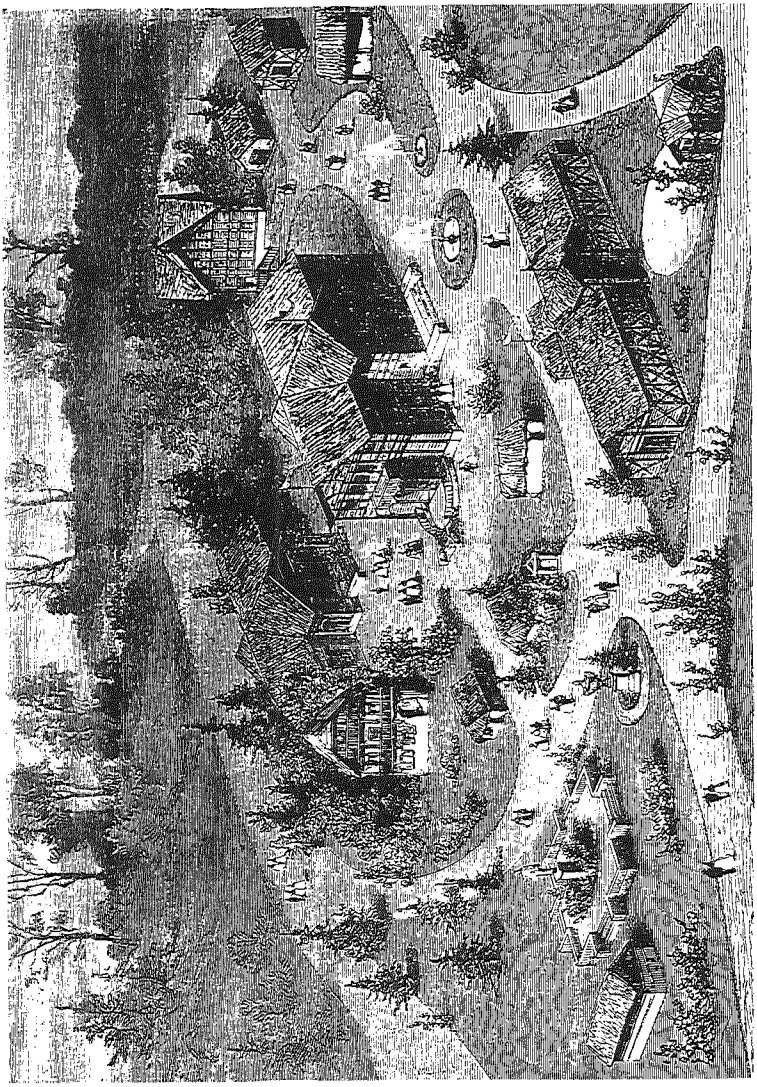


Abb. 4: Das „österreichische Dorf" auf der Weltausstellung 1867 in Paris (François Ducuing [Hg.]: L'Exposition Universelle de 1867 illustrée. Paris [1868] Bd. 1, S. 21)

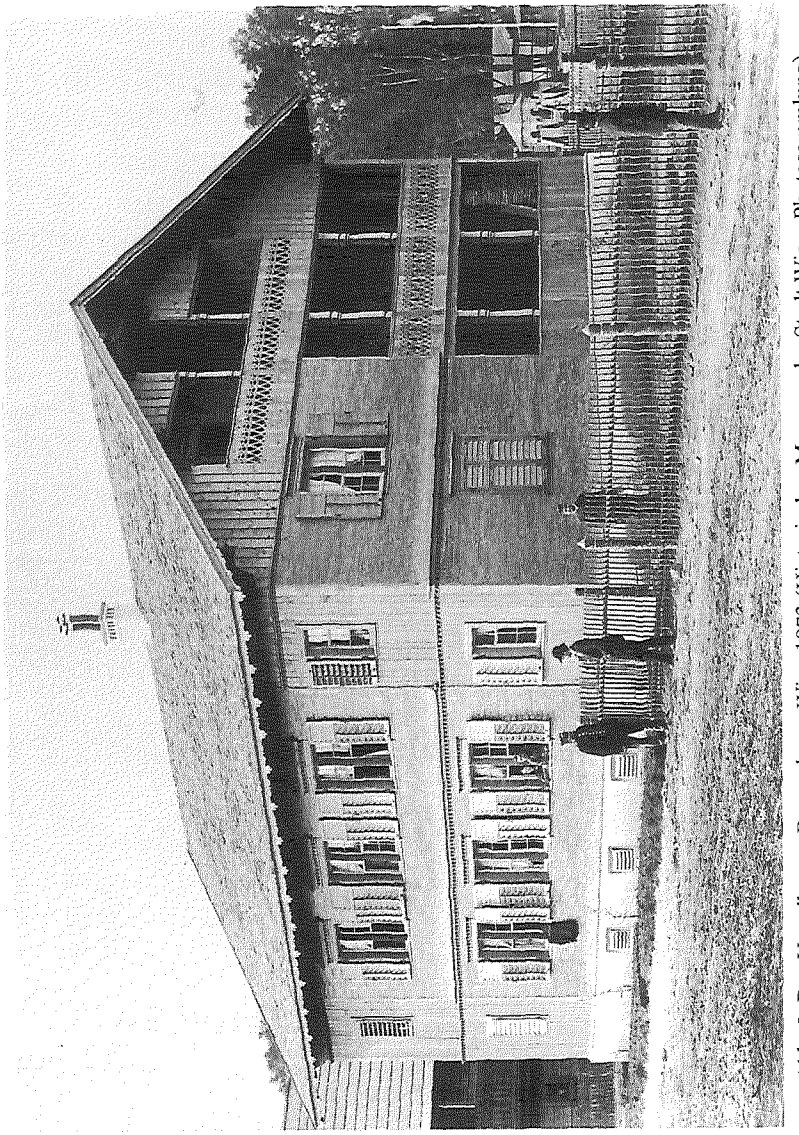


Abb. 5: Das Vorarlberger Bauernhaus, Wien 1873 (Historisches Museum der Stadt Wien, Photosammlung)

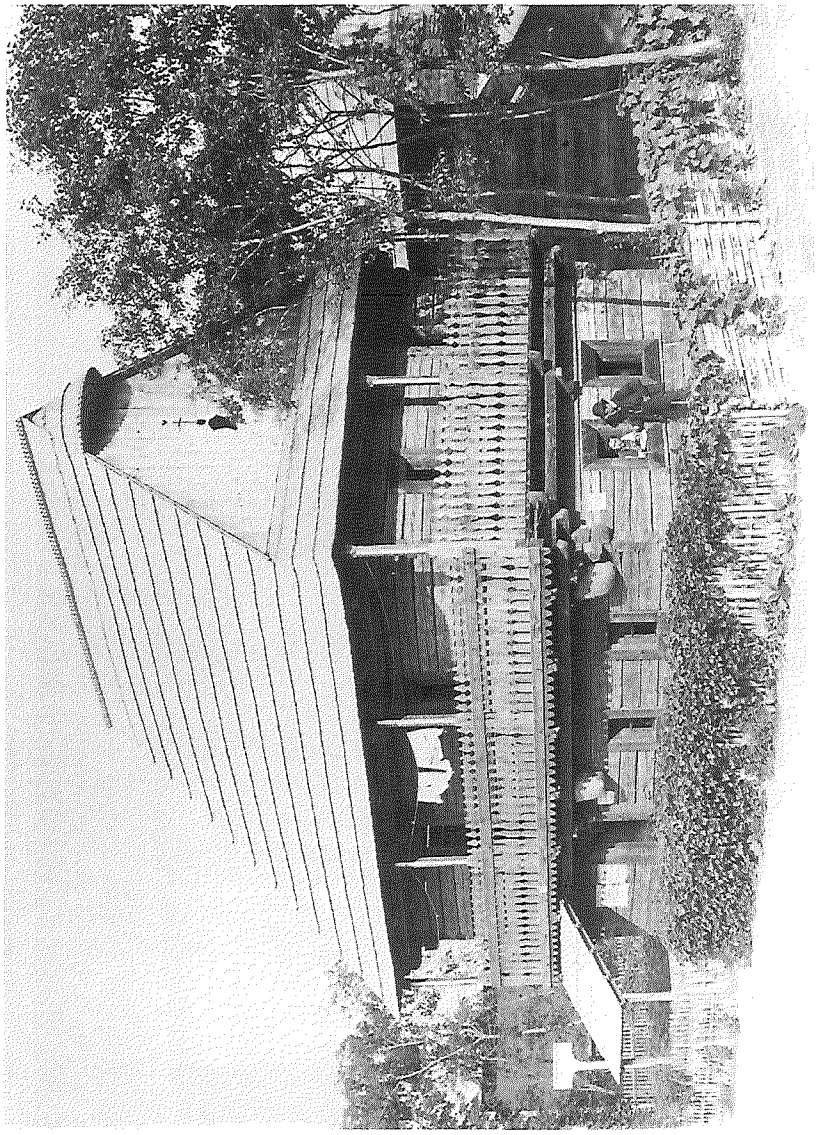


Abb. 6: Das Geideler Bauernhaus, Wien 1873 (Österreichisches Museum für Angewandte Kunst, Vorbildersammlung, Fach 62, Nr. 1400)

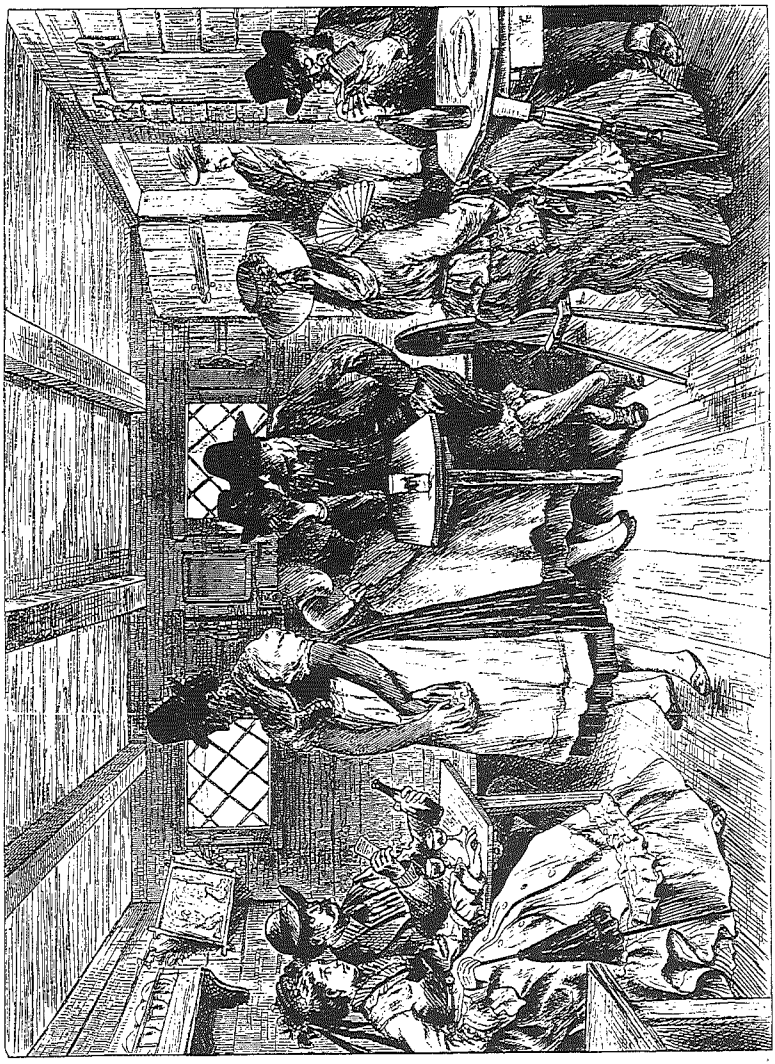


Abb. 7: Inneres der „Salzburger Sennhütte", Wien 1873 (Illustrirte Zeitung, Nr. 1574, 30. August 1873, S. 152)

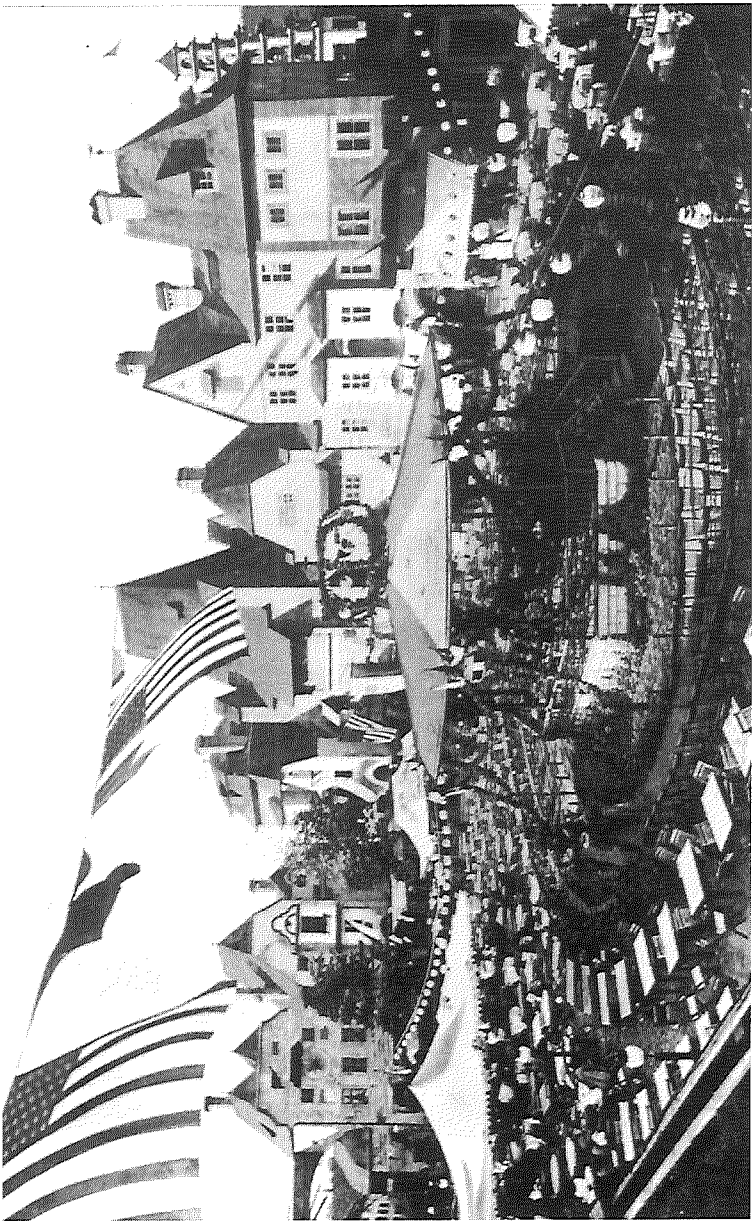


Abb. 8: „Alt-Wien" auf der Weltausstellung in Chicago 1893 (Unsere Weltausstellung. Eine Beschreibung der Columbischen Weltausstellung in Chicago, 1893. Chicago 1893, S. 342)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 425 – 452

Lokale Identität und die Erfindung von Tradition: Das Maisingen von Terni/Italien

Stefano Cavazza

Gegenwärtig kann in Italien kulturell und vor allem politisch eine Neubewertung der Regionen beobachtet werden. Dies mag nach einer langen Zeit der Betonung der Nationalkultur überraschend erscheinen. Trotzdem: Wie das hier analysierte Beispiel, das den Brauch des Maisingens in der umbrischen Stadt Terni zeigt, können vielfältige Traditionslinien dargelegt werden, die das Verhältnis Nation – Region bestimmen und die gleichzeitig dem Versuch entsprechen, Volkskultur als identitätsbildende Kraft einzusetzen.[1]

Der hier thematisierte *Cantamaggio* ist ein in vielen Gegenden Italiens bekannter Brauch. Dabei ziehen in der Nacht des 30. April Gruppen singend von Haus zu Haus und erhalten dafür Naturalien. Der *Cantamaggio* von Terni hingegen ist eine Übertragung in die Stadt, die bedeutende inhaltliche und formale Veränderungen des Maisingens mit sich brachte. Obwohl er heute als der typischste Brauch der Stadt gilt, ist er doch jung. Er geht in seiner organisierten Form auf das Jahr 1922 zurück. Um den *Cantamaggio* verstehen zu können, ist es notwendig, schrittweise zentrale Organisationen und Transformationen zu benennen. Vor allem aber hängt die Bedeutung des städtischen Maisingens mit der spezifischen Bewertung von Volkskultur zusammen. Diese mag Parallelen zu dessen Behandlung im deutschsprachigen Raum aufweisen, gleichzeitig aber treten auch spezifische, für die italienische Kultur typische Merkmale in den Vordergrund.

---

1 Anm. des Übers.: Auf ortsspezifische Quellen- und Literaturangaben wurde hier weitestgehend verzichtet. Diese finden sich teilweise bei Stefano Cavazza: Trasformazioni di una festa urbana: il Cantamaggio ternano. In: Quaderni storici, XXII, 1987, S. 901 – 914; vgl. auch: Ders.: Tradizione regionale e riesumazioni demologiche durante il fascismo. In: Studi Storici, 2 – 3, 1993, S. 625 – 655.

Dialektdichtung und die Gründung des „Sborbottu"

Terni liegt im südlichen Teil Umbriens an der Grenze zu Latium. Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Stadt vor allem für ihre Wasserfälle bekannt. 1884 entschied aber die italienische Regierung, eine große Gießerei zu errichten. Binnen kurzer Zeit veränderte sich das Gesicht und das Leben der Stadt in entscheidendem Maße. In zwei Jahrzehnten verdoppelte sich die Bevölkerungszahl. Diese Zunahme rührte von einer starken Migration von Arbeitskräften her, was zu Wohnungsmangel und zu einer allgemeinen Verschlechterung der sozialen Bedingungen führte. Dazu kam ein kultureller Konflikt zwischen den alten und neuen Bewohnern, der auch mehrfach eine literarische Verarbeitung in Dialektform gefunden hat.[2] Gleichzeitig verschoben sich durch den Bau der Gießerei die Machtverhältnisse innerhalb der Stadt. Die Fabrik, die ohne die Mitwirkung der städtischen Eliten errichtet worden war, dominierte Terni eindeutig. Und letztlich bewirkte die Industrialisierung die Bildung eines zahlenmäßig großen Proletariats, das sich schnell sozialistisch organisierte und damit das städtische Konfliktpotential weiter erhöhte.

In diesem Prozeß einer radikalen Umformung kam es zur Ausbildung einer lokalen Dialektdichtung. Allerdings war dieses Phänomen nicht auf Terni begrenzt, denn in der Zeit nach der italienischen Einigung 1860 wurde diese landesweit gefördert.[3] Zur Jahrhundertwende erreichte das Interesse am poetischen Gebrauch des Dialekts einen Höhepunkt vor allem in einer klein- und mittelbürgerlichen Leserschaft.[4] Dieser Prozeß einer zunehmenden Hochschätzung der Dialektdichtung läßt sich vielfach belegen. Er wurde 1903 etwa im Leitartikel der Eröffnungsnummer der „Rivista di Letteratura dialettale" besonders hervorgehoben.[5] Aber auch in vielen anderen Zeitschriften zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Rolle der Region und der Provinz innerhalb der Nationalkultur besonders gewürdigt.

2 Vgl. Federico Coen: Al Lavatoio. In: Ders.: Fonofilms. Terni 1911, S. 74 f. Das Gedicht enthält zahlreiche fremdenfeindliche Anspielungen auf die Zuwanderer aus den Marken.

3 Alfredo Stussi: Lingua, dialetto e letteratura. In: Caratteri originali (= Storia d'Italia, Bd. 1). Torino 1975, S. 719 ff.

4 Vgl. Pier Paolo Pasolini: Passione e ideologia 1948 – 1958. Milano 1960, S. 9 ff.

5 O. B. [Orsini Begani]: Ai lettori. In: Rivista di Letteratura dialettale. 1903, Probeheft, S. 3.

Besonders deutlich werden die dabei vertretenen inhaltlichen Positionen in einem 1914 erschienenen Band von Giovanni Crocioni „Le regioni e la cultura nazionale". Der Regionalismus, so war dort zu lesen, diene zur Stärkung des nationalen Zusammenhalts.[6] Diese Bewegung ging daher über lokalpatriotische Intentionen hinaus[7] und stellte den Versuch dar, eine Identität zu schaffen, in der Gemeinde, Provinz und Region Zwischenstufen zur Nation sind. Die Wiederkehr des Regionalismus hatte daher keine separatistischen, die Nation gefährdende Elemente, sondern strebte eine Homogenisierung von Nationalkultur an.[8]

Auch Umbrien war an dieser Wiedererweckung regionaler Bemühungen publizistisch beteiligt. 1906 begründete Ciro Trabalza die Zeitschrift „Augusta Perusia". Ihr zum Vorbild diente „Napoli Nobilissima", die bereits 1892 von einigen neapolitanischen Intellektuellen, unter ihnen auch Benedetto Croce, begründet worden war. Hatte schon diese volkskulturelle Elemente enthalten,[9] so verstärkte die Zeitschrift von Trabalza diesen Teil durch die Mitarbeit des Volkskundlers Belluci.[10] Trabalza war ein Schüler von Ernesto Monaci und verfocht wie auch sein Lehrer die Bedeutung des Dialekts in der Schule als kulturelles Integrationsmittel für die unteren Klassen. Dafür verfaßte er Lehrbücher, in denen er eine Verbindung des Dialekts mit der Nationalsprache verteidigte.[11] Die Volkskunde bekam derart einen wichtigen Platz im umbrischen Regionalismus, der ins-

6 Giovanni Crocioni: Le regioni e la cultura nazionale. Catania 1914, S. 57.

7 Herman Tak: Changing Campanilismo. Localism and the use of Nicknames in a tuscan Village. In: Etnologia Europaea, XVIII, 1988, S. 149. In meiner Arbeit wird zwischen *campanilismo* und *localismo*, *regionalismo* und *municipalismo* unterschieden. Unter letzterem wird eine Ideologie verstanden, die von den führenden Schichten mit der Absicht etabliert wurde, kollektive Identifikationsmodelle zu entwickeln. Der Ausdruck *localismo* wird als allgemeine Kategorie verwendet, die beide Phänomene einschließt.

8 Augusto Monti: Neoregionalismo e scuola di cultura. In: La Voce. H. 10, 28.5.1914, S. 30.

9 Ai nostri benevoli lettori. In: Napoli nobilissima. Jg. 1, H. 1 – 2, 1892, S. 1. Croce begann seinen ersten Beitrag mit dem Zitat eines alten neapolitanischen Volkslieds: La villa di Chiaia. In: Napoli nobilissima. Jg. 1, H. 1 – 2, 1892, S. 3.

10 Ciro Trabalza: Ai lettori. In: Augusta Perusia, Jg. 1, H. 1, 1906, S. 1.

11 Ciro Trabalza: Dal dialetto alla lingua [1917]. In: Ders.: Scuola e italianità. Bologna 1926, S. 41 ff.; vgl. auch Gabriella Klein: La politica linguistica del fascismo. Bologna 1986, S. 41 ff.

gesamt ein Versuch war, eine Einheit von Volk und führender Schicht durch die Etablierung einer regionalen Identität wiederherzustellen.[12]

Auch in Terni verlief die Wiederaufwertung der lokalen Kultur durch eine Förderung der Dialektdichtung. Dabei entstammten die Mundartdichter mittel- und kleinbürgerlicher Herkunft. Ihre Forderung nach der Herausbildung einer lokalen Identität war durch die schnelle Industrialisierung der Stadt hervorgerufen worden. Die Wiederentdeckung des Dialekts kann daher ohne Zweifel auf Aktivitäten dieser intellektuellen Schichten der Provinz zurückgeführt werden.[13] Deren tatsächliche Marginalisierung und ihre Betonung einer lokalen Identität stehen in einem vielfach belegbaren Zusammenhang, der etwa auch in der 1921 von Liebhabern des Dialekts begründeten und von Furio Miselli und Fulgenzio Proietti herausgegebenen humoristischen und im Dialekt verfaßten Zeitschrift „Sborbottu" deutlich wird. Das wichtigste inhaltliche Anliegen war die Forderung nach Ausbildung einer lokalen Identität: „Sie wollen behaupten, daß die Heimat nicht existiert, daß die Heimat die Welt ist. Kann somit ein Mailänder Terni gern haben? Ein Sohn Ternis Mailand? Nicht einmal im Traum! Ein Mailänder wird Mailand mögen, weil es seine Vaterstadt ist, und einer aus Terni wird sich für Terni in Stücke reißen lassen, weil er weiß, daß er hier geboren ist und wehe dem, der ihm das anrührt."[14] Die Zeitschrift wollte Ausdruck der Verbundenheit mit Terni sein und führte eine eigene Stadtchronik, die mit ironischem Unterton die alltäglichen Ereignisse notierte. Auch der im „Sborbottu" geförderte Lokalpatriotismus integrierte die Region.[15] Daneben wollte der „Sborbottu" Ausdruck der „echtesten Volksseele Ternis"[16] sein und betonte die eigene Verbundenheit mit der einfachen Bevölkerung, für die die Zeitschrift schreiben wollte.[17]

12 Fabrizio Bracco, Erminia Irace: La memoria e l'immagine. La cultura Umbra tra Otto e Novecento. In: L'Umbria, hg. v. Renato Covino u. Giampaolo Gallo (= Storia d'Italia). Torino 1989, S. 646 f.

13 Zu ähnlichen Ergebnissen für Frankreich kommt Anne-Marie Thiesse: Le mouvement littéraire regionaliste (1900 – 1945). In: Ethnologie Française, Jg. XVIII, 1988, S. 221. Allerdings ist die zentrale Rolle von Paris nicht mit der italienischen Realität vergleichbar, die über mehrere Zentren verfügt.

14 Buggiarittu [= Furio Miselli]: Li Fatti de casa nostra. In: Sborbottu, Nr. 20, J. I. (6.11.1921).

15 Tolosetta: Umbria, sei bella! In: Sborbottu, Nr. 47, Jg. 3, 7.1.1922.

16 Giulio Rosario: Sborbottu. Du'parole pe'capicce. Jg. 1, 16.1.1921.

17 Sborbottu: Ai nostri lettori. Jg. 2, Nr. 24, 8.1.1922.

Tatsächlich war deren Verbreitung mit etwa 2000 Lesern recht hoch; sie erreichte damit nicht nur das Kleinbürgertum, sondern auch untere soziale Schichten. Die Verherrlichung der Kultur Ternis äußerte sich in einer Idealisierung eines soziologisch nicht definierten Volkes, dessen Hauptverdienst in den Augen der Mitarbeiter im zähen Festhalten an den eigenen Traditionen bestand. Diese Enthistorisierung des „Volkes" wurde in mehreren, die „Reinheit" des gesprochenen und geschriebenen Dialekts thematisierenden Polemiken evident. Denn, so wurde argumentiert, das „wahre Volk" würde die „Unversehrtheit und Reinheit seines Dialektes" sorgsam bewahren und fremde Ausdrücke strikt ablehnen.[18] Der damit vom „Sborbottu" vertretene Dialektpurismus implizierte die Idee eines Volkes, das den Veränderungen der modernen Gesellschaft unzugänglich war und demonstrierte damit eine Nostalgie für das vorindustrielle Terni.[19]

Der dritte zum Verständnis der Zeitschrift wichtige Aspekt betrifft deren politische Orientierung. Der „Sborbottu" deklarierte sich zwar als apolitisch. Tatsächlich aber war man anfänglich gegenüber den rechten Parteien kritisch eingestellt. Einem demokratisch-republikanischen Umfeld entstammend, hatten aber die Mitarbeiter bereits während des Krieges antisozialistische Positionen eingenommen und vertraten zunehmend politisch rechte Inhalte. Diese politische Verlagerung ist, auch wenn von der lokalen Geschichtsschreibung nicht beachtet, nur schwer bestreitbar.

Zur Entstehung des Cantamaggio von Terni

Vor allem im mittleren Landesteil Italiens war der Brauch des Mai-Singens verbreitet.[20] Es handelt sich dabei um eine ritualisierte Handlung, bei der zwischen erzählend-epischen, lyrischen und dramatischen *maggi* unterschieden wird. Während die ersten beiden Typen literarische und verfeinerte Bearbeitungen der Mai-Gesänge sind, stellt die dritte Gattung volkstümliche Rückübertragungen literarisch ausgearbeiteter Epen dar. Der Brauch kann vereinfacht so beschrieben werden: In der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai zieht eine Gruppe von zwei oder mehr Personen mit einem Laubzweig

18 Furio Miselli: Polemiche dialettali. In: Sborbottu, Nr. 42, Jg. 2, 8.10.1922.

19 Le tradizioni ternane (intervista a Furio Miselli). In: Il Messaggero, 21.2.1931.

20 Giuseppe Pitrè: Le premier mai en Italie. In: La Tradition, 1889, S. 357 – 360; La Tradition, 1890, S. 10 – 12 u. 42 – 44.

durch die Felder und macht bei den Hütten längs der Straße halt. Dort werden einige *stornelli* gesungen, wofür die Akteure Naturalien erhalten.[21] Belegt ist für das Gebiet Umbriens weiters aus dem Jahr 1471, daß in Perugia ein Maibaum vor den Häusern der Verliebten aufgestellt wurde.[22] In den *canta-maggi* des 19. Jahrhunderts wurde diese Tradition vor allem im Tal des Tevere weitergeführt.[23] Für Terni fehlen zwar Zeugnisse, doch kann festgehalten werden, daß gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch in dieser Region ähnliche Bräuche gepflegt wurden. 1896 etwa imitierte eine Gruppe von jungen Leuten den bäuerlichen Brauch dadurch, daß sie zwischen den Häusern herumzogen, *stornelli* sangen und Zweige hinter sich herzogen.[24] Unter den Teilnehmern befanden sich auch einige „Hüter" des örtlichen Dialekts wie Miselli, Trinchi und Peroni. Diese Aktivitäten dürften während einiger Jahre fortgesetzt worden sein. 1922 griff die Redaktion des „Sborbottu" diese Idee wieder auf und gründete eine Gruppe von 12 Musikanten sowie einigen Sängern, die in der Nacht des 30. April mit einem Baum und einem Karren ausgerüstet, die Häuser von Freunden besuchten. Bei jedem Halt bekam die Gruppe für ihre *stornellate* Geschenke. Diese bestanden aus Blumen und Eiern. Das Almosensammeln wurde mit ausgiebigen Zechereien abgeschlossen. Die Aktivisten führten aber einige Neuerungen durch. Im musikalischen Bereich wurden nunmehr auch Instrumente neapolitanischen Ursprungs wie die Mandoline verwendet. Als zweite Innovation folgte eine kleine Gruppe von Neugierigen dem Zug.[25] Neu war auch die Wiederholung des *cantamaggio* des „Sborbottu" nach etwa einem Monat. So trat etwa zur Eröffnung des römischen Amphitheaters eine Gruppe mit einem dekorierten Karren auf.[26] In

21 Michele Barbi: Maggi della montagna pistoiese. In: Archivio storico per le tradizioni popolari, Bd. 7, 1988, S. 97 f.; Paolo Toschi: Le origini del teatro italiano. Torino 1955, S. 442 – 468; Giovanni Battista Bronzini: Rito e letteratura dei maggi. In: Lares, Jg. 48, 1982, S. 315 – 360.

22 Alessandro D'Ancona: Le origini del teatro italiano, Bd. 2, Florenz 1878, S. 331 – 332; noch im 19. Jahrhundert findet man Belege für den *Cantamaggio* vgl. May in Umbria. In: Cornhill Magazine, Bd. 61, 1881, S. 452.

23 Ugo Frittelli: I canta-maggio nell'Alta Valle del Tevere. In: Augusta Perusia, Jg. 1, Nr. 9, 1906, S. 131 – 136.

24 Giuseppe Trinchi: Le tradizioni ternane. In: Il Messaggero, 22.6.1930.

25 Lu Cronicu: Sborbottu ha cantato Maggio! In: Sborbottu, Nr. 32, Jg. 2, 14.5.1922.

26 Sborbottu: I meravigliosi festeggiamenti di oggi. In: Sborbottu, Nr. 33, Jg. 2, 28.5.1922.

den folgenden Jahren wurde die Organisation und die choreographische Gestaltung des *Cantamaggio* weiter verbessert, womit die Veranstaltung in Terni an Bedeutung gewann. 1924 wurde im vorstädtischen Viertel Borgo Rivo eine lange Tafel mit Süßigkeiten, Likör, Blumen und traditionellen Eierkörben gedeckt. Am folgenden Samstag war die Gruppe zu Besuch im Stadtteil San Martino, wo ein Tanzfest zu Ehren des „Sborbottu" stattfand. Dieser folgte ein langer Zug von Fußgängern und Autos, in denen Vertreter der Stadtprominenz wie etwa der spätere Bürgermeister Amati und der Industrielle Bosco saßen. In diesem Kreis wurde ein Komitee begründet, das im folgenden Jahr einen *Cantamaggio* unter der Ägide der Zeitschrift in den öffentlichen Parks abhalten wollte.[27] In den nächsten zwei Jahren wurde der *Cantamaggio* auch zu anderen nicht-traditionellen Terminen abgehalten, aber gleichzeitig fanden auch vom „Sborbottu" organisierte Wanderungen in der Nacht des 30. April statt. Dabei traten wetteifernde Maisänger auf und auch geschmückte Karren wurden vorgeführt. Modellhaft für diese Veränderungen war das neapolitanische Liederfest von Piedigrotta. Im Jahre 1926 fand in Terni eine adaptierte Piedigrotta Ternana statt, die mit einem Wettbewerb zugunsten der Kriegswaisen gekoppelt war. Zu sehen waren dort auch verschiedene Blumenwagen. Allerdings stellte nur ein Wagen ein Thema des Monats Mai dar. Dieser Anlaß wurde bei der Durchfahrt des „Giro d'Italia" in Terni wiederholt. Das damit verbundene Medienecho stellte die Feierlichkeit einem breiten Publikum vor.[28]

Die Organisation dieser Feiern, die finanzielle Unterstützung der Gruppen und 1930 die Vereinigung der Dialektdichter sind als Anstrengungen der Elite von Terni zu sehen, eine lokale Identität mit dem Ziel zu schaffen, Arbeiter- und Bürgerschicht miteinander zu verbinden, die sich bis dahin gegenübergestanden waren. Gleichzeitig stellten diese Feiern eine Selbstbestätigung der herrschenden Klasse von Terni dar, die ihre Ansprüche nach außen zeigte und politisch eine eigenständige, von Perugia getrennte Provinz forderte.

1927 veranstaltete Terni in der Nacht des 30. April einen einzigen *Cantamaggio*. Dieser hatte viele Elemente des Festes von Piedigrotta aufgenommen und endgültig seinen Schwerpunkt vom Land in die Stadt verlagert. Gegen Ende der 20er Jahre begannen die Gruppen die

27 Fulgenzio Proietti: La nostra Maggiolata. In: Sborbottu, Nr. 54, Jg. 3, 13.5.1923.
28 I grandi festeggiamenti di domenica. In: Il Messaggero, 29.5.1926.

mitgeführten Karren durch Lastwagen, die ihnen von der örtlichen Industrie zur Verfügung gestellt worden waren, zu ersetzen; die *Stornelli* wichen den Kanzonen. Außerdem versammelten sich 1929 die Sänger, um das Oberhaupt der Provinz zu begrüßen. Miselli als Mitorganisator dankte öffentlich Bürgermeister Amati für seine Hilfe bei der Realisierung des Festes.[29] Mit dem Maisingen des „Sborbottu" begann die Geschichte des *Cantamaggio* von Terni, einem Stadtfest, das noch heute fortlebt.

Die Anfänge der faschistischen Freizeitorganisation OND

Die bislang geschilderten Innovationen fanden in der faschistischen Ära Italiens statt. Dabei muß die Bedeutung der 1925 gegründeten „Opera Nazionale Dopolavoro" (OND) eigens hervorgehoben werden. Diese Organisation war mit dem Ziel begründet worden, den Arbeitern in ihrer Freizeit Gelegenheit zur Berufsausbildung zu geben. Tatsächlich aber verlor der Bildungsaspekt an Bedeutung, stattdessen versuchte die OND die Freizeit politisch zu vereinnahmen und die Bevölkerung für die Idee einer Nationalkultur zu gewinnen.[30] Der „Dopolavoro" bot seinen Mitgliedern Möglichkeiten zur Unterhaltung (Ausflüge, Feste sowie Radio-, Theater- und Kinovorführungen) sowie den verbilligten Kauf von Waren. Diese Aktivitäten waren von einer gemäßigten Propaganda begleitet. Im Rahmen dieser indirekten Beeinflussung der Arbeiter kam ab 1927 verstärkt auch die Folklore zum Einsatz. Diese Bemühungen sollten das Bewußtsein einer städtisch-regionalen Identität nützen und zu einem Einverständnis mit der faschistischen Regierung führen. Von der ruralistischen Wendung des faschistischen Regimes begünstigt,[31] spiegelte die Wiederentdeckung der Volkskultur in Italien Positionen wider, die eine im Regionalen verwurzelte Nationalkultur bevorzugten. Jedenfalls war die Volkskultur als erzieherisches Mittel sowohl für die Landbevölkerung, bei der allerdings der Einfluß der OND bis zur Mitte der 30er Jahre gering blieb, als auch für die Stadtbevölkerung gedacht, verkörperte sie doch die Werte einer hierarchisch geordneten vorindustriellen Gesell-

29 Echi del Cantamaggio. In: Il Messaggero, 9.5.1929.
30 Victoria Degrazia: Cultura e consenso di massa nell'Italia fascista. Roma – Bari 1981.
31 Vgl. Adrian Lyttleton: La conquista del potere. Il fascismo dal 1919 al 1929. Roma – Bari 1982, S. 564 – 571.

schaft.[32] 1928 veranstaltete die OND in Venedig ein großes Brauchtumstreffen mit dem erklärten Ziel, den nationalen Zusammenhalt der Italiener zu verstärken. Zu diesem Anlaß war auch Terni mit Trachten des 15. Jahrhunderts sowie mit einem Aufzug des *Cantamaggio* vertreten, der als Erinnerung an einen antiken Fruchtbarkeitssritus interpretiert wurde.[33] Die behauptete Datierung des *Cantamaggio* im 15. Jahrhundert war historisch ebenso falsch wie eine vermutete auf Terni bezogene Herkunft des Brauches.[34] Tatsächlich wurde das Fest damit in die lokalpatriotische Ideologie der Stadt einbezogen und von der faschistischen Autorität zudem unterstützt. Denn diese standen zwar einer Dezentralisation feindlich gegenüber, aber sie benutzten häufig den kommunalen und regionalen Lokalismus als Mittel zur Schaffung eines kulturellen Einverständnisses mit der Bevölkerung.[35]

Die organisatorischen und inhaltlichen Neuerungen, besonders aber die Urbanisierung des Festes, riefen Ende der 20er Jahre die Kritik von Giuseppe Trinchi hervor, der in der OND von Terni für die Folklore verantwortlich war. Er schlug vor, zur ursprünglichen ländlichen Form zurückzukehren, die Verschmelzung mit dem Gesangsfest von Piedigrotta aufzulösen und eine andere Veranstaltung für die Einwohner der Stadt zu schaffen. Hier gingen die Meinungen der *maggiaioli* auseinander: Miselli, der zwar für Veränderungen eingetreten war, mißbilligte diese zunehmend.[36] Im anderen Lager verteidigte Proietti die Neuerungen und verwies darauf, daß es sich um eine natürliche Entwicklung des Festes handle.[37] Allerdings war der Spielraum gering. Denn die geforderte Rückkehr zur „Reinheit" des Brauches stieß auf eine deutliche Kritik der politischen Obrigkeit.[38] Die faschistische Freizeitbewegung ordnete bei der Wiederentdeckung der Volksfeste philologische Genauigkeit und die Bewahrung von Traditionen dem Publikumsgeschmack unter. Zur selben Zeit übernahm der „Dopolavoro" die Veranstaltungsleitung. Zudem wurde der

32 Emilio Bodrero: L'OND e la rinascità delle feste pubbliche. In: OND: Costumi, danze, musiche e feste popolari italiane. Rom 1931, S. 9 f.

33 Grandiosi spettacoli e manifestazioni d'arte e di folklore in occasione del raduno dei costumi caratteristici italiani. Venezia 1928.

34 Maggio ha cantato. In: Il Messaggero, 3.5.1927.

35 Stefano Cavazza: Tradizione regionale (wie Anm. 1), S. 638 – 640.

36 Il Messaggero, 2.8.1930.

37 Raimondo Manelli: Vicende del Cantamaggio. In: Cantamaggio a Terni. Terni 1982, S. 15.

38 Furio Miselli e le tradizioni ternane. In: Il Messaggero, 13.7.1930.

Vorschlag von Trinchi angenommen, der die Schaffung zweier Formen des *Cantamaggio* – eine städtische und eine ländliche – vorschlug.

Cantamaggio und Faschismus

In der Geschichtsschreibung zum *Cantamaggio* werden einige Punkte besonders hervorgehoben: So wird ein mehrfacher Zusammenhang zwischen republikanischer und sozialistischer Tradition hergestellt. Die republikanischen Sympathien der Gruppe von 1896 finden Betonung,[39] ein Zusammenhang zwischem dem Maisingen und dem 1. Mai wird hergestellt, die Abschaffung der Feiern zum 1. Mai und die Einführung des faschistischen Festes der Arbeit am 21. April werden mit einem an Beteiligung schwächer werdenden *Cantamaggio* verknüpft.[40]

Diese Sichtweise mag in Teilen stimmen, eine genauere Analyse hingegen zeigt ein differenzierteres Bild und läßt einen Konnex zum Faschismus in vielfältiger Weise erkennen. Dies kann beispielsweise an einem der Akteure, am Dialekt-Schriftsteller Trinchi gezeigt werden. 1932 war er der Partei beigetreten, eines seiner patriotisch-national gesinnten Stücke war in das Förderungsprogramm der OND aufgenommen worden. Für die OND bot die Zusammenarbeit mit nicht notwendigerweise in die Partei eingeschriebenen Einheimischen wichtige lokale Anknüpfungspunkte. Aber auch letztere konnten sich durch die Zusammenarbeit mit dem *Dopolavoro* eine Statuserhöhung und eine Verbesserung ihrer Karrierechancen erwarten. Dieser Umstand war typisch auch für andere Dialektsänger und -dichter und erklärt die Sympathien und die mitunter offen gezeigte Zustimmung für das faschistische Regime. In den 30er Jahren etwa hatte Proietti einen Hymnus auf die Arbeiter der Waffenfabrik geschrieben, der emphatische Propagandatöne auf das kaiserliche Römertum, auf Mussolini und den Wunsch nach nationaler Macht enthielt.[41] Er und Miselli wurden 1937 zu jenen Dialektdichtern des

39 Raimondo Manelli: La storia del Cantamaggio nella cultura ternana. In: Indagini. Bolletino del C.E.S.T.R.E.S, H. 18, 1982, S. 28.

40 Raimondo Manelli: Vicende (wie Anm. 37), S. 15.

41 Fulgenzio Proietti: L'inno degli operai della fabbrica d'armi. Opuscolo senza copertina e senza data [posteriore al 1934], zur Verfügung gestellt von Silvio Morelli.

faschistischen Italiens, gezählt, die Themen der Regimepropaganda behandelten.[42] Bezeichnend für diese Dichter war die Gleichstellung garibaldinischer und faschistischer Zeichen (etwa der Uniform), weil dies das Risorgimento, mit dem Faschismus verband und damit für das Klein- und Mittelbürgertum attraktiv wurde.[43] Diese Faszination bedeutete nicht unbedingt eine offene Zustimmung zur faschistischen Ideologie, vielmehr drückte sie die Überzeugung aus, daß der Faschismus das Heimatgefühl wieder verstärkt und die Ideale des Risorgimento nach nationaler Größe verwirklicht habe. Zum Zeitpunkt der militärischen Eroberung Äthiopiens fand diese Sichtweise eine besondere Zuspitzung.[44] Sie wird allerdings nur verständlich, wenn auch die besondere Beziehung etwa der Dialektautoren zum italienischen Staat gesehen wird. Denn für diese waren die Ideale der italienischen Einigungsbewegung, des Risorgimento noch lebendig. Sie sahen derart die Monarchie als Kontinuitätsbeweis zu dieser Vergangenheit. Dabei unterschätzten sie die Zäsur zwischen dem liberalen Staat und der Mussolini-Ära und sahen im faschistischen Regime die Wiederherstellung ehemaliger römischer Größe. In Konsequenz verwechselten sie ihre Staatsloyalität mit jener zur faschistischen Diktatur. Dementsprechend zeigt eine Rekonstruktion der politischen Linie des „Sborbottu" eine differenziertere Ausrichtung. Der Zusammenhang von Republikanismus und Sozialismus darf nicht als zwangsläufig angenommen werden, der behauptete Antifaschismus des *Cantamaggio* ist jedenfalls zu bezweifeln.

Damit ist die Beziehung vom politisch begangenen 1. Mai und *Cantamaggio* noch nicht wirklich geklärt. Mehrere Thesen sind bekannt: Die bereits erwähnte Verlegung des Festes der Arbeit auf den 21. April habe zu einem Rückgang des *Cantamaggio* geführt; andere behaupten, daß der Faschismus das Maifest am 21. April vorweggenommen hätte.[45] Auch eine Vermischung von *canta-maggi* und Arbeiterfesten erscheint plausibel,[46] wenn auch für Terni nur schwer

42 Filippo Fischer: Il Duce il fascismo nei canti dialettali d'Italia. Milano[2] 1937, S. 107 u. 198.

43 Stefano Cavazza: Trasformazioni (wie Anm. 1), S. 906.

44 Giorgio Candeloro: Il fascismo e le sue guerre (= Storia dell'Italia moderna, Bd. 9). Milano 1982, S. 373 u. 389.

45 Alessandro Portelli: Biografia di una città. Storia e racconto: Terni 1830 – 1985. Torino 1985, S. 193.

46 Maurizio Antoniolo: Vieni o Maggio. Aspetti del primo maggio in Italia tra otto e novecento. Mailand 1988, S. 16; vgl. auch Gottfried Korff: „Heraus zum

belegbar. Denn weder sind sozialistische Kundgebungen beim *Cantamaggio* dokumentiert, noch läßt sich eine ablehnende Haltung des Faschismus finden. Nicht auszuschließen ist aber, daß die Teilung des Festes während der 30er Jahre den Versuch darstellte, den *Cantamaggio* vom politisch unbequemen 1. Mai zu trennen. Allerdings waren die Auswirkungen nicht gravierend, die Unterschiede der beiden *Cantamaggi* hielten sich in Grenzen. 1941 beschrieb gar ein Touristenführer den *Cantamaggio* als die typischste Manifestation der Folklore in Terni:

„Vor einiger Zeit wurde der Cantamaggio, der auf dem Land aus verschiedenen Gründen schwächer geworden war, in die Stadt gebracht, und allegorische Karren mit vorzüglichen Musikkapellen geben der Veranstaltung einen höheren Zug mit unvorhergesehenen Entwicklungen. Durch die Initiative des Dopolavoro finden Wettstreite zwischen den allegorischen Karren und zwischen den Kanzonen statt. Die gesammelten Geschenke werden mit der feinen Empfindung faschistischer Kameradschaft den Armen der Stadt angeboten."[47]

Dieser „höhere Zug" der Veranstaltung bezog sich auf die Gestaltung, den ideologischen Kontext und die Organisationsform des Festes. Mit der Einführung von allegorischen Karren wurde die Choreographie verbessert, Orchestermusiker spielten zwischen den einzelnen Karren verteilt, und gleichzeitig wurde der Liedtypus des *Stornello* durch die *Kanzone* ersetzt. Diese Veränderungen waren erst durch die Mitwirkung des „Dopolavoro" möglich geworden, der auch Lastwagen und andere Ausstattungsmittel zur Verfügung stellte und selbst auch die Organisationsleitung übernommen hatte. Dadurch wurde die *questua*, das Betteln, bald zu einem Mittel zur Finanzierung der faschistischen Hilfsaktivitäten. Gleichzeitig wurden Wettbewerbe zwischen Gruppen und Sängern eingeführt. Überdies wurde ab 1936 der Liederwettstreit vom *Cantamaggio* getrennt und in das Stadttheater verlegt. 1938 gewährte die Gemeinde von Terni dem Dopolavoro einen Beitrag von 1500 Lire zur Organisation dieses „Liederfestes". Eine Wiederbelebung der Volkskultur sollte öffentlich gefördert werden.[48]

---

1. Mai". Maibrauch zwischen Volkskultur, bürgerlicher Folklore und Arbeiterbewegung. In: Richard v. Dülmen, Norbert Schindler (Hg.): Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags. Frankfurt am Main 1984, S. 246 ff.

47 Rolando Teofoli: Terni e la sua provincia. Rom 1941, S. 34.

48 Beschluß der Gemeinde Terni Nr. 637, 24.6.1938 in: Archivio Storico del Comune di Terni, busta Nr. 551.

Die Bedeutung der Folklore für den Faschismus wird vor allem durch ihren Einsatz bei politischen Festlichkeiten des Regimes dokumentiert. So trug etwa anläßlich des faschistischen Festes der Arbeit am 21. April 1934 der Dialektdichter Giovanni Guffi aus dem Repertoire von Dialektdichtern vor. Auf der ideologischen Ebene verfolgte das Eingreifen des „Dopolavoro" auch propagandistische Zwecke. Der *Cantamaggio* in den 30er Jahren zielte auf klassenverbindende Inhalte und betonte die Zusammenarbeit von Betriebsleitung und Arbeiterschaft.

Allerdings beschnitt das Eingreifen des „Dopolavoro" durch eine Bürokratisierung vor allem den informellen Randbereich des Festes und den Freiraum zur möglichen Improvisation. Sogar das Einsammeln der Geschenke wurde einem Mitarbeiter des „Dopolavoro" anvertraut.[49] Der *Cantamaggio* verlor durch diese Einflußnahme zwar an Spontaneität, gleichzeitig aber trugen choreographische Verbesserungen erheblich zu seinem Erfolg bei. Der Brauch wurde dadurch allerdings von seinen Begründern getrennt.

Die faschistische Inanspruchnahme des *Cantamaggio* diente auch in Terni als Instrument zur Herstellung eines Einvernehmens mit dem Regime. Gleichzeitig war dies eine Traditionserfindung, die das Lob der industriellen Gegenwart mit dem der bürgerlichen Vergangenheit verknüpfte und auf solche Weise versuchte, eine Kultur zu schaffen, die eine Brücke zwischen den bäuerlichen Ursprüngen, der industriellen Realität und den städtischen Mittelschichten bilden konnte. Mündliche Hinweise auf eine Vorverlegung auf den 21. April sollten als erzählerische Verarbeitung verstanden werden, die in symbolischer Form die Bewußtwerdung der durch das Regime bewirkten Instrumentalisierung der Folklore kennzeichnete. Die tatsächliche Bewußtseinsbildung fand aber erst nach der faschistischen Periode statt.

Der Cantamaggio der Arbeiter

Nach kriegsbedingter Unterbrechung wurde der *Cantamaggio* 1946 von der „Ente Nazionale Assistenza Lavoratori" (ENAL), einem Freizeitverband, der seine Struktur von der OND geerbt hatte, organisiert. Auch die von der OND eingeführten Elemente (etwa der allegorische Karren oder die Sängerwettbewerbe) wurden beibehal-

49 Echi del Cantamaggio. In: Il Messaggero. 15.5.1937.

ten. Im sozialen und kulturellen Zusammenhang der politischen Befreiung Italiens gewann die Veranstaltung aber ihre ehemalige Spontaneität zurück. Brauchteile, die der Faschismus bekämpft hatte, wie der zu Beginn des 20. Jahrhunderts bekannte Karnevalsbrauch „lancio di merancole", der aus dem Werfen unreifer Zitronen bestand, wurden ähnlich wie auch bei den Maifeiern 1948 in das Programm aufgenommen.[50] Die Liedtexte wurden von den Sängern der neuen Realität angepaßt, und auch das Fest wurde in der Tradition der Arbeiterbewegung durchgeführt und somit zu einem Instrument politischer Identität. 1947 nahm am *Cantamaggio* auch eine Sektion der Kommunistischen Partei mit einem Karren teil, der zudem zwei Tage später auch bei der 1. Mai-Feier im Bosco delle Grazie eingesetzt wurde.[51] Gleichzeitig druckte auch die kommunistische Zeitung Dialektwerke. Dies entsprach von Seiten der Linken einer Wiederaufwertung der Volkskultur. Dabei spielte innerhalb der progressiven Politik die „ideologia municipalista" erneut eine gewichtige Rolle, auch wenn sie die lokalpatriotische Verbissenheit nicht teilte. Die Aufnahme des *Cantamaggio* in die Tradition der Arbeiterbewegung zeigte sich sowohl durch die Beteiligung einiger Karren beim 1. Mai-Fest, als auch beim Zusammentreffen von Politikern und Festgruppen. In dem von der ENAL herausgegebenen Veranstaltungsreglement war aber ausdrücklich jede politische Bezugnahme verboten.[52] Die Polizeizensur traf vor allem eine kommunistische Gruppe, die bei verschiedenen Gelegenheiten am *Cantamaggio* teilgenommen und auch die Veranstaltung von 1953 gewonnen hatte.[53] Im darauffolgenden Jahr wurde dieselbe Gruppe von der Polizei gezwungen, ihre Kostümierung zu ändern.[54] Auch die dekorative Verwendung einer Taube auf dem Wagen einer Gruppe des Stahlwerks wurde untersagt.[55] Selbst Liedtexte wurden zensuriert.

50 Cantamaggio con Merancole anche se il tempo aveva il broncio. In: L'Unità, 4.5.1948.

51 Ritorna a fiorire il Cantamaggio più vivo e pittoresco. In: L'Unità, 3.5.1947.

52 I Lavoratori ternani si apprestano a festeggiare solennemente il 1 Maggio. In: L'Unità, 28.4.1953; Il Concorso dei carri allegorici per il Cantamaggio ternano 1957. In: Il Messaggero, 20.4.1957.

53 Al carro del quartiere A. Costa il I premio del Cantamaggio. In: L'Unità, 6.5.1953.

54 „Omaggio a Maggio", è una protesta contro i limiti imposti al Cantamaggio. In: L'Unità, 23.4.1954.

55 Compromessa la riuscita del Cantamaggio per l'assenza della genuina vena popolare. In: L'Unità, 22.4.1954.

Diese Verbote waren Ausdruck eines politisch und sozial gespannten Klimas im Italien der Nachkriegszeit. Dies war auch im kommunistisch regierten Terni verspürbar und prägte das Bewußtsein der Arbeiterschaft deutlich. 1949 war ein Arbeiter während einer Kundgebung gegen die NATO zu Tode gekommen. Die angespannte Situation erhitzte sich 1953 durch die Entlassung von 2000 Arbeitern und dadurch ausgelöste harte Konfrontationen zwischen Arbeiterschaft und Polizei weiter.

Diese Umstände prägten naturgemäß auch den bei den Arbeitern sehr beliebten *Cantamaggio*. Schon in der Vorkriegszeit hatten Gruppen gewohnheitsmäßig bei einem Arbeiterwohngebäude des Stahlwerkes gehalten. Dies bot einen ersten Ansatz, das Fest in ein linkes Repertoire zu integrieren. Dabei spielte der Sarde Raimondo Manelli eine gewichtige Rolle, denn es war sein Verdienst, die Dialektdichtung von Terni durch eine Auswahl wichtiger Autoren gefördert zu haben. 1953 rekonstruierte Manelli im Lokalteil der „Unità" auch die Geschichte der lokalen Maiveranstaltungen und stellte eine Kontinuität ländlicher und städtischer Geschichte ebenso her wie die Übertragung eines bäuerlichen Ursprungs des *Cantamaggio* in ein städtisches Umfeld. In diesem Zusammenhang schlug er vor, dessen Inhalte durch neue, aus der industriellen Arbeitswelt stammende Motive zu erweitern und ihn als „Fest des Schaffens und der Arbeit" zu begehen.[56] Diese Position drückt die Nähe Manellis zu dem im damaligen Italien populären Neorealismus aus. Ähnlich forderte er, daß zeitgenössische Dichter ihre Inspiration aus dem sozialen Neubeginn Italiens zu beziehen hätten.[57] Diese Überlegungen führten zu einem Interesse für Volkskultur und gipfelten 1958 in der ersten historisch-ethnologischen Rekonstruktion des *Cantamaggio*.

Auch dieser Wandel in Terni ist in einem nationalen Kontext zu sehen. Die im antifaschistischen Kampf entwickelten gesellschaftspolitisch-linken Positionen stellten eine Verbindung von Intellektuellen und subalternen (bäuerlichen) Schichten her. Das prägnanteste literarische Beispiel dafür ist der Roman von Carlo Levi „Christus

56 Raimondo Manelli: Per un rinnovamento popolare della festa del „Cantamaggio". In: L'Unità, 14.4.1953.

57 Raimondo Manelli: L'istanza realista e sociale della giovane poesia italiana. In: La giovane poesia italiana e straniera. Aspetti e problemi, hg. v. Alberto Frattini. Roma 1959, S. 130.

kam nur bis Eboli".[58] Dabei verband sich das Erbe einer Tradition, die während des Faschismus in der heimatgebundenen Bewegung einen Freiraum gefunden hatte,[59] mit dem Aufeinandertreffen von Intellektuellen, die von dem Philosophen Croce maßgeblich beeinflußt waren, und dem Marxismus. Dieses Zusammentreffen war von antifaschistischen Momenten ebenso geprägt wie von der wachsenden politischen Bedeutung der Arbeiterbewegung.[60] Davon zeugt eindrücklich auch die persönliche Entwicklung des wohl wichtigsten Volkskundlers Italiens der Nachkriegszeit, Ernesto De Martino. Dieser hatte 1932 beim Historiker Omodeo promoviert und seine Studien in Kontakt mit dem Religionshistoriker Pettazzoni und dem Philosophen Benedetto Croce weitergeführt. 1941 schloß sich De Martino einer der ersten antifaschistischen Gruppen in Bari an und schrieb sich in der „Partito d'azione" ein, bevor er der Sozialistischen Partei beitrat, deren Vereinssekretär er in Bari wurde.[61] Nach dem Krieg eröffnete De Martino in der theoretischen Zeitschrift der Kommunistischen Partei („Società") eine Diskussion über die Rolle der Folklore innerhalb einer progressiven Politik.[62] Diese Diskussion war mit dem Erscheinen von „Letteratura e vita nazionale", einem Band der „Quaderni dal Carcere" von Antonio Gramsci verbunden. Gramsci hatte dort seine richtungsweisenden Gedanken über Nationalkultur und Folklore festgehalten.[63] Diese Reflexionen prägten nicht nur viele Intellektuelle, sondern beeinflußten vor allem die kommunistische Kulturpolitik. Diese war konzipiert als politisch-kulturelles Zusammenwirken von autonomen Traditionen und Volkserziehung. Dabei wurden die Kenntnisse der Gemeinschaft, Solidarität und Tradi-

58 Alberto Asor Rosa: Scrittori e popolo. Il populismo nella letteratura italiana contemporanea. Rom 1979 (8. Aufl.), S. 185 ff.; Carlo Ginzburg: Introduzione. In: Peter Burke: Cultura Popolare nell'europa moderna. Mailand 1980, S. II ff.

59 Alberto Asor Rosa: Scrittori (wie Anm. 58), S. 133 ff.

60 Pietro Clemente: Movimento operaio, cultura di sinistra e folklore. In: Pietro Clemente, Luisa Meoni, Massimo Squillacciotti: Il dibattito sul folklore in Italia. Milano 1976, S. 21 ff.

61 Luisa Meoni: Sul „Mondo popolare subalterno". In: Pietro Clemente, Luisa Meoni, Massimo Squillacciotti: Il dibattito (wie Anm. 60), S. 42 f.

62 Pietro Angelini (Hg.): Dibattito sulla cultura delle classi subalterne (1949 – 1950). Roma 1977; Raffaele Rauty (Hg.): Marxismo e cultura popolare. Roma 1976.

63 Zu den Überlegungen Gramscis zur Folklore vgl. Alberto Mario Cirese: Intelletuali, folklore, istinto di classe. Note su Verga, Deledda, Scottelaro, Gramsci. Torino 1976, S. 65 ff.

tion mit der Absicht aufgewertet, das kulturelle Niveau der unteren Schichten zu heben.[64] Die Begegnung von Folklore und kommunistischer Kultur war eine für eine Massenpartei gegebene Notwendigkeit, Kommunikationsformen mit den bäuerlichen Schichten zu finden.[65] Diese Annäherung war jedoch kein geradliniger Prozeß, und sie war auch zudem von Widersprüchen begleitet. Denn die an die kommunistische Kulturpolitik gerichtete Forderung von De Martino nach einer positiven Bewertung der Dialektpoesie stieß auf Unverständnis[66] und auf die Kritik jener, die dieser lediglich eine „archaische" bzw. gar eine negative Bedeutung zuschrieben.[67]

Auch in Terni mußten sich jene, die eine Verknüpfung von *Cantamaggio* und Arbeiterbewegung befürworteten, gegen Kritiker aus den eigenen Reihen verteidigen, die nicht ohne Berechtigung an die konservativen Inhalte der Dialektdichtung vor dem Krieg erinnerten und die Unmöglichkeit behaupteten, daß der *Cantamaggio* Inhalte der Arbeiterbewegung aufnehmen könne.[68] Trotz dieser Widerstände wurde eine Verbindung von *Cantamaggio* und Arbeiterkultur gefördert. Dies geschah nicht nur darum, weil das Fest bei den Arbeitern sehr populär war, sondern entsprach auch einer klaren inhaltlichen Entscheidung der Kommunisten, die programmatisch die regionale umbrische Tradition aufnahmen.[69] Dies kann als Integration einer lokalen Kultur und Ideologie in eine weiter gefaßte Perspektive gesehen werden, was eine Hegemoniestellung über die unteren sozialen Schichten beanspruchte.

64 David Forgacs: Italian culture in the industrial era 1880 – 1980. Manchester 1990, S. 154.

65 Maurizio Bertolotti: Carnevale di massa 1950. Turin 1991, S. 16 – 21.

66 Pietro Angelini: Introduzione. In: Cesare Pavese, Ernesto De Martino: La collana viola. Lettere 1945 – 1950. Torino 1991, S. 41.

67 Il calendario del popolo, H. 8, 1957, S. 1061; auch in: Pietro Clemente, Luisa Meoni, Massimo Squillaccioli (Hg.): Il dibattito (wie Anm. 60), S. 132.

68 Le voci del presente tra i canti del Cantamaggio. In: L'Unità, 11.6.1954.

69 Vgl. Raffaele Rossi: Regione e decentramento. In: Cronache umbre, Jg. 2 (1959), H. 1, S. 9 ff.; vgl. auch Renato Covino: Dall'Umbria verde (wie Anm. 12), S. 599 – 605.

Identitätskrise des Cantamaggio

Ab Mitte der 50er Jahre häuften sich Stimmen vor allem aus dem bürgerlichen Spektrum, die von einer Krise des *Cantamaggio* sprachen. Dies überrascht, denn das Fest führte, wenn auch mit einigen Neuerungen, wie etwa dem Einsatz von Radio- und Fernsehpräsentatoren, das im Faschismus entwickelte Programm fort. Dieses wurde hier als „traditionelles Modell" der Veranstaltung gesehen. Zwar waren die Festteile meist jüngsten Datums, aber sie waren binnen kurzer Zeit zu integrativen Bestandteilen des Brauches geworden, der inhaltlich eine weitestgehend apolitische Verherrlichung des Frühlings, der Blumen und der Liebe zeigte und beim Publikum auf großen Zuspruch stieß. Die Betonung einer Krise hatte daher besondere Ursachen: Die Organisationsmodelle des *Cantamaggio* zielten auf verschiedene ideologische Anschauungen, auf unterschiedliche Zielgruppen und hatten nur formal eine Idealisierung des Lebens von Terni gemein. Denn dem „traditionellen Modell" stand ein „populistisches" gegenüber, das als Versuch der politisch Linken von Terni gesehen werden kann, eine Kultur mit Inhalten der Arbeitswelt und der Arbeiterbewegung zu schaffen. Aber die Arbeiterschaft hatte 1953 eine politische Niederlage erlitten, und auch das Bürgertum zeigte, was eine bezeichnende Änderung gegenüber der faschistischen Zeit war, nur mehr wenig Begeisterung für eine Veranstaltung, die ihm vulgär und allzu „ländlich" erschien. Diese abwertende Beurteilung war eindeutig Konsequenz der symbolischen Identifikation des *Cantamaggio* mit der Linken, die sich nach dem Krieg ergeben hatte. Gleichzeitig drückte die Kritik das Bedürfnis städtischer Intellektueller aus, das Niveau der Veranstaltung zu heben. Davon betroffen war vor allem die als unzivilisiert verurteilte Teilnahme der Bevölkerung am Festgeschehen.[70] Thematisiert wurden damit die unterschiedlichen Ausdrucksformen einerseits zwischen den Arbeitern der Vororte, für die eine Wechselbeziehung zwischen Darsteller und Zuschauer wichtig war, und andererseits dem passiven bürgerlichen Genießen-Wollen. Dahinter stand aber auch eine deutliche bürgerliche Ablehnung der städtischen Volkskultur, der ein künstlerisch-stagnierendes Niveau unterstellt wurde.[71]

70 Pellegrino: Cantamaggio in controluce. In: Il Tempo, 28.5.1963.
71 Mino Valeri: Manifestazione anacronistica. In: Il Tempo, 3.5.1963.

Gleichzeitig erschwerte dieses kritisierte starre Festhalten der Organisatoren an der Tradition städtische Bemühungen, das Fest zu einer Touristenattraktion umzugestalten. Erste, in diese Richtung zielende Ansätze finden sich bereits 1961, stießen allerdings auf den Widerstand der Arbeiter. Zwar entsprach der Vorschlag einer touristischen Nutzung des *Cantamaggio* dem Wunsch, durch die Förderung des Fremdenverkehrs die Abhängigkeit Ternis vom Stahlwerk zu reduzieren, aber gleichzeitig war damit die Hoffnung verbunden, das kulturelle und politische Gewicht der Linken zu vermindern. Zur Forcierung des „touristischen Modells" wurde vor allem versucht, den spielerischen Kampf zwischen den einzelnen Stadtvierteln auszubauen, die teilnehmenden Gruppen erhielten malerische Benennungen, und das Fest sollte in ein einwöchiges Veranstaltungsprogramm eingegliedert werden.[72] Gedacht war auch an eine Vorverlegung des *Cantamaggio* in die zeitliche Nähe des populären „Festa delle Acque", das einen Zug von allegorischen Kähnen auf dem See von Piediluco zum Inhalt hatte. Diese Verbindung wollte der Veranstaltung ein internationales Niveau verleihen.[73] Eine andere touristische Idee sah vor, den *Cantamaggio* in ein mittelalterliches Fest umzugestalten. 1973 wurde dieser Vorschlag verwirklicht, die alten Bezeichnungen der Stadtviertel[74] wurden reaktiviert, ein Umzug mit historischen Kostümen fand statt.[75] Trotzdem blieb diese Durchführungsidee, die in vielen anderen Städten Italiens erfolgreich war, schon darum ein Einzelfall, da der mittelalterliche Rückgriff doch allzuweit von der Volkskultur Ternis und der Tradition des Maisingens entfernt war. Vor allem aber stießen diese Neuerungen auf den Widerstand der Maisänger selbst, denn diese befürchteten, daß inhaltliche Veränderungen auch ihre Rolle als Hauptdarsteller gefährden würden.

Neben einer verstärkten touristischen Nutzung bot vor allem das „populistische Modell" Möglichkeiten, die Krise des *Cantamaggio* zu überwinden. So schlug 1967 der kommunistische Bürgermeister von Terni eine Rückkehr zu den Ursprüngen sowie eine Erweiterung der Ausdrucksmöglichkeiten vor und versuchte weiters die Trennung

72 Alighiero Maurizi: La settimana del Cantamaggio. In: Il Messaggero, 8.2.1962.
73 Quilli de là forma propongono: Cantamaggio va rinviato al 15 maggio. In: Il Tempo, 22.2.1962.
74 Alighiero Maurizi: Famiglie e scuole al Cantamaggio. In: La nazione, 23.3.1973.
75 Tra una gran folla il Cantamaggio ternano. In: Il Tempo, 3.5.1973.

von Darstellern und Zuschauern aufzuheben.[76] Dieser Vorschlag zielte auf eine neue Volkskultur und deckte sich inhaltlich mit den Überlegungen des Philosophen und Parteiführers Antonio Gramsci, der eine Wiederaufwertung der Volkskultur von Seiten der Linken gefordert hatte.[77] Ziel war es, eine Kultur zu finden, die durch eine Mitwirkung von unten bestimmt war. Die Wiederentdeckung des *Volkskulturellen* fand auch in Terni Anklang. Dialekttheater wurden wieder aufgeführt[78], und auch bürgerliche Zeitungen hoben bald die zeitgemäße Bedeutung des Brauchtums hervor.[79] Diese Übereinstimmung verdeckte allerdings gravierende Differenzen. Denn die von Seiten der Linken betriebene Schaffung einer neuen Volkskultur wollte ihre kulturelle Hegemoniestellung bei den unteren Klassen unterstreichen und versuchte auch bei Teilen des Klein- und Mittelbürgertums auf Zustimmung zu stoßen. Die bürgerliche Wiederaufwertung des Volkskulturellen hingegen verfolgte ein anderes Ziel. Sie sollte in der Zeit der Studentenproteste und des Gewerkschaftskampfes ein ideologisch-entschärfendes Mittel zur Gemeinschaftsbildung sein.[80] Durch eine Aufwertung des Festes erhoffte man, ähnlich wie in den 20er Jahren, die Solidarität innerhalb der städtischen Gemeinschaft zu stärken und insbesondere den Zusammenhalt von Jungen und Alten sowie eine Kohäsion der Stadtviertel etwa beim Bau der Karren zu fördern.

Diese Vorschläge führten zu einer Umgestaltung des *Cantamaggio*. So wurden parteilich gebundene Kulturvereine miteinbezogen oder aktuelle soziale Themen thematisiert. 1973 wirkte etwa die örtliche Laienbühne mit einem Stück über die Kämpfe der Bauern mit.[81] Weiters gab es Karren, die brisante Themen wie etwa die Umweltverschmutzung darstellten. 1974 wurden zusätzlich, nach Stadtvierteln geordnet, sportliche Wettbewerbe veranstaltet.[82] Auch diese inhaltli-

76 Ezio Ottaviani risponde al nostro invito: il Cantamaggio dovrà tornare alle origini. In: La Nazione, 28.2.1967.

77 Vgl. Alberto Mario Cirese: Cultura egemonica e culture subalterne. Palermo 1980, S. 222 ff.; Carlo Ginzburg: Introduzione (wie Anm. 58), S. III f.

78 A. R.: La rivalutazione del dialetto al piccolo teatro città di Terni. In: La Nazione, 9.1.1971.

79 Riunione in Comuni per il Cantamaggio. In: Il Tempo, 26.3.1969.

80 Riunione dell'EPT per il Cantamaggio. In: La Nazione, 26.8.1969.

81 Un Cantamaggio più vivo ed attuale. In: Il Messaggero, 30.5.1973.

82 Otto giorni di feste per il Cantamaggio. In: Il Messaggero, 11.4.1974. Decine di manifestazioni in ogni angolo della città. In: Il Messaggero, 26.4.1974.

che Ausrichtung stieß bei den Verfechtern einer traditionellen Linie auf Mißtrauen, und auch die Maisänger waren von der Mischung von Volkskultur und sozialen Themen verunsichert.[83] Zudem fielen diese Versuche der Neubelebung in eine wirtschaftliche Krisenzeit, die zu einer zahlenmäßigen Verminderung der Karren beim Umzug geführt hatte und erneut zu kritischen Stimmen der Lokalpresse Anlaß gab, die vom bevorstehenden Ende des *Cantamaggio* überzeugt waren.[84]

In den 80er Jahren zeigte sich der Gegensatz von Innovation und Tradition ein weiteres Mal. Denn es wurde versucht, ein Veranstaltungsmodell mit höherem künstlerischen Anspruch durchzusetzen. So wurde 1978 ein Programm geboten, das auch „kulturelle Inhalte von erzieherischem Charakter"[85] beinhalten sollte. Auch wenn diese Veränderungen nicht ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden konnten, setzten sich doch die Neuerer durch. Wiederholt errangen von Künstlern und Architekten gestaltete Karren, die eindeutig mit traditionellen Vorgaben brachen, den Sieg. 1988 wurde der *Cantamaggio* in ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm eingegliedert,[86] das im darauffolgenden Jahr sogar einen ganzen Monat andauerte und Kulturdiskussionen, Zusammenkünfte von Dialektdichtern sowie sportliche Veranstaltungen beinhaltete. Damit wurde die Wechselwirkung zwischen Darstellern und Publikum weiter reduziert und blieb nur mehr in der Vorbereitungszeit bestehen.[87]

Am Beginn dieser Veränderungen stand die Bemühung, den *Cantamaggio* zur Förderung des Tourismus zu nutzen, um so der ökonomischen Krise der Stadt begegnen zu können. Gleichzeitig entsprach die Zunahme an begleitenden Veranstaltungen einer steigenden Nachfrage an Kulturangeboten. Die Umformung des *Cantamaggio* hing mit der Identitätskrise der Stadt zusammen. Diese war ökonomisch durch die schlechte wirtschaftliche Lage der eisenverarbeitenden Industrie begründet. Durch den industriellen Niedergang wuchs die Bedeutung der öffentlichen Verwaltung sowie des tertiären Sektors.

83 Un Cantamaggio più vivo ed attuale. In: Il Messaggero, 30.5.1973.

84 R. D.: Inutile il tentativo di salvare il cantamaggio. In: Il Tempo, 17.2.1976.

85 Campomicciolo vince il Cantamaggio ternano. In: Il Messagero, 1.5.1978. Ich beziehe mich hier auf das Konzept der Akkulturation von Roger Chartier: Disciplina e invenzione: La festa. In: Ders.: Letture e lettori nella Francia di Antico Regime. Torino 1988, S. 4.

86 Aurora Provantini: Cantamaggio col laser. In: Il Messaggero, 28.4.1988.

87 Daniela Giorgini, Edoardo Bevilacqua: Cantamaggio ternano. Terni 1990, S. 45 – 47.

Kulturell paßte sich die Stadtbevölkerung immer stärker an bürgerliche Lebensstile an. Diese Veränderungen hingen mit einer quantitativen Verringerung der Arbeiterschaft zusammen. Aber auch abgesehen von dieser Lokalspezifik spiegeln die beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen in Terni allgemeine, für Italien typische Prozesse wider. Sie bezeichnen als erstes den Anfang der kulturpolitischen Krise der Kommunistischen Partei Italiens (PCI).[88] In Terni scheiterte, auch wenn der ideologische Anspruch bis heute nicht gänzlich verschwunden ist, der Versuch einer auf Mitwirkung von unten und der zentralen Stellung der Arbeitskraft gegründeten Wiederherstellung lokaler Identität.[89] Auf nationaler Ebene waren die letzten Jahre von einer Wiederaufwertung der lokalen Dimension, d.h. der Wiederentdeckung des Dialekts, des Brauchtums und dem Nachspüren der Tradition geprägt. Das tatsächlich Neuartige besteht in der Tatsache, daß sich diese Bestrebungen (z.B. in der „Lega Lombarda") nicht mehr aus dem antifaschistischen Kampf herleiten und inzwischen auch die Form politischer Bewegungen erworben haben.[90] Eine differenzierte Analyse dieser Wiederkehr des *localismo* steht allerdings noch aus.

Zu einer Interpretation des Cantamaggio

Die Durchführung des *Cantamaggio* ist erst ab Ende des 19. Jahrhunderts belegt; ab 1921 wurde das Fest in organisierter Weise durchgeführt. Aber sowohl in der mündlichen Überlieferung als auch in der lokalen Forschung wird ein anderes Interpretationsmodell gegeben, das eine Weiterentwicklung alter bäuerlicher Fruchtbarkeitsriten betont.[91] Von dieser Idee waren schon die Begründer des *Cantamaggio* geleitet worden, entsprach doch dieses Bild auch ihrer evolutionistischen Gesellschaftssicht. Diese sah eine Transformation vom Bauer zum Arbeiter, von der Folklore zur Arbeiterkultur vor.

88 David Forgacs: Italian Culture (wie Anm. 64), S. 163 ff.

89 Renato Covino, Giampaolo Galli: Le contraddizioni (wie Anm. 12), S. 131.

90 Über die *Lega* vgl. Mannheimer, Roberto (Hg.): La Lega Lombarda. Milano 1991; Diamanti, Ilvio: La Lega. Geografia, storia e sociologia di un nuovo soggetto politico. Roma 1993; zu den symbolischen Aspekten vgl. Cavazza, Stefano: L'invenzione della tradizione e la lega lombarda. Note introduttive (im Druck).

91 Raimondo Manelli: Vicende (wie Anm. 37), S. 18.

Dieser auf eine inhaltliche Legitimation zielende Rückgriff auf bäuerliche Fruchtbarkeitsriten deckte sich zudem mit dem Wissensstand der Volkskunde, die in der Nachkriegszeit mit Paolo Toschi, der sich auf Frazer bezog, einen wichtigen Vertreter hatte.[92]

Gegen eine derartige Brauchinterpretation wurden vielfach begründete kritische Anmerkungen vorgetragen.[93] Auch für den *Cantamaggio* von Terni konnte bis heute der behauptete alte Ursprung historisch nicht belegt werden. Aber ein Zusammenhang bäuerlicher Fruchtbarkeitsriten und *Cantamaggio* muß noch aus einem weiteren Grund abgelehnt werden. Die Unterschiede zwischen dem *Cantamaggio* des „Sborbottu" und den bäuerlichen Bräuchen sind offensichtlich: Die Wiederbelebungsversuche wurden von ortsansässigen Industriellen finanziert, die Darsteller des ersten *Cantamaggio* waren nicht Bauern, sondern Personen von städtischer Bedeutung. Dabei ist zudem die kulturelle Distanz zwischen Organisatoren und Zuschauern zu bedenken. Bei den *Cantamaggi* des „Sborbottu" zeigten die Veranstalter eine gewisse Verachtung für die teilnehmenden Personen, denen bloße Unterhaltungssucht unterstellt wurden.[94] Die Organisatoren beanspruchten für sich höhere Ziele und nannten mystische und religiöse Motive, die an literarische Stereotypen des 19. Jahrhunderts anknüpften. Diese verbanden Umbrien mit der franziskanischen Tradition, die als besonderes Charakteristikum der Region gesehen und eine wesentliche Komponente des umbrischen Regionalismus wurde.[95] Nach dem Ersten Weltkrieg wurde diese Interpretation in Italien durch einen neuerwachten religiösen Mystizismus weiter verstärkt.[96] In einem solchen Umfeld konnte auch eine idealisierte Volks-

92 Im Buch von Vicende Manelli (wie Anm. 37) finden sich Bezüge zu Wilhelm Mannhardt. Diese stammen ohne Zweifel aus dem Beitrag „Maggio" von Raffaele Corso in der: Enciclopedia Italiana, Bd. XXI, Rom 1932, S. 886. Die tatsächliche theoretische Basis Manellis findet sich aber in den Arbeiten von Paolo Toschi (Il folklore. Rom 1951, S. 69 und S. 78 f.), bei dem starke Bezüge zu James Frazer erkennbar sind, vgl. Paolo Toschi: Le origini (wie Anm. 21), S. 442 – 468. Zum Einfluß von Frazer auf Toschi vgl. Mariano Fresta: Il ramo d'oro di Toschi. Schede di lettura. In: La ricerca folklorica, H. 10, 1984, S. 81 f.

93 Ingeborg Weber-Kellermann: Saure Wochen. Frohe Feste. München – Luzern 1985, S. 15; Pietro Clemente: Maggiolata e Sega la vecchia nel senese e nel grossetano. In: C. Del Bianco, M. Del Ninno: Festa antropologia e semiotica. Firenze 1981, S. 47.

94 F. P. [= Fulgenzio Proietti]: La nostra maggiolata. In: Sborbottu, Nr. 54, Jg. 3, 15.5.1923.

95 Fabrizio Bracco, Erminia Irace: La memoria (wie Anm. 12), S. 643.

kultur Bedeutung erlangen und als Zeichen des Weiterbestehens von Vergangenheit gesehen werden. Dieser Bezugsrahmen deckte sich mit einem angestrengten Lokalpatriotismus und ergab zentrale Bestandteile der kulturellen Identität einer kleinbürgerlichen Schicht, der die Industriegesellschaft und deren Werte fremd waren. Gleichzeitig aber führte diese als schmerzlich empfundene Erinnerung zur Schaffung einer lokalen und regionalen Identität, für deren Vermittlung die Redakteure des „Sborbottu", aber auch die Abhaltung des *Cantamaggio*, von zentraler Bedeutung waren. Denn der Ruf der 1. Mai-Sänger, die vorgeführten Themen und die Verwendung des Dialekts machten die Organisatoren zu kulturellen Vermittlern zwischen der herrschenden Schicht und den unteren Klassen. Der Bezugsrahmen städtischer Identität, d.h. die *Ternanità* bildete dabei den Grundgehalt der Vermittlung aus. Der Folklorismus von Terni ist daher sowohl als Prozeß einer nostalgischen Projektion auf die Vergangenheit als auch als Moment der ideologischen Wiederzusammenführung innerhalb der lokalen Gesellschaft zu sehen. So beruhte etwa der Erfolg des *Cantamaggio* bei der städtischen Arbeiterklasse auf dem Umstand, daß das Fest die Bedürfnisse der Stadtbevölkerung nach Unterhaltung erfüllte und gleichzeitig ein wichtiges Element einer Neuorientierung städtischer Kultur darstellte. Denn Terni war eine Zuwandererstadt und viele Arbeiter hatten noch ländliche Wurzeln. Der Gebrauch des Dialekts und die Aufführung eines vermeintlich ländlichen Spiels waren daher eine Erinnerung an die eigene Herkunftskultur. Denn der Rückgriff auf die Volkskultur bot zweifelsohne eine symbolische Kompensation der sozialen und räumlichen Veränderungen in Terni.[97] So gesehen ist der *Cantamaggio* eine Erfindung von Tradition,[98] die zwei spezifische Wesenszüge aufweist. Einerseits wurde zur städtischen Verwurzelung des *Cantamaggio* ein ländliches Modell imitiert. Andererseits fehlte jeglicher Zwang von oben. Vielmehr kann eine Kreisbewegung angenommen werden, in der Elemente der bäuerlichen Kultur aufgegriffen, durch Mittler in die städtische Realität projiziert und schließlich in den

96 Aniceto Del Massa: Oasi di serenità. I mistici. In: Illustrazione Toscana, H. 3, 15.3.1926, S. 12.

97 Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Frankfurt am Main – New York 1986.

98 Eric J. Hobsbawm: Introduction: Inventing Traditions. In: Ders., Terence Ranger: The Invention of Tradition. Cambridge 1984, S. 1 – 14.

kulturellen Horizont, besonders der Arbeiterschicht, aufgenommen wurden.[99]

Damit ist das Verhältnis von Fest und Volkskultur, die hier als Kultur der unteren Klassen verstanden wird, angesprochen. In den 30er Jahren wurde der informelle, d.h. auf Darbietung und Interaktion zwischen Akteur und Zuschauer zielende Teil des *Cantamaggio* merkbar reduziert. Damit war ein zentraler, für die Volkskultur[100] konstituierender Aspekt des ländlichen Brauches eingeschränkt.[101] Herkunft und Inhalt des *Cantamaggio* von Terni sind dementsprechend das Resultat der Aneignung von Tradition durch die Aktivisten.[102] Denn in der Rezeption wurden aus den einzelnen Gestaltungsvorschlägen des Festes jene Merkmale ausgewählt, die eine Identifikation mit der Stadt ermöglichten. Durch diesen spezifischen Aneignungsprozeß wurde der Lokalpatriotismus, der von allen sozialen Schichten geteilt wurde, zum konstitutiven Element des *Cantamaggio* und damit auch der städtischen Volkskultur von Terni.

Die Rekonstruktion des *Cantamaggio* erschließt vor allem die zentrale Bedeutung des *Localismo*, der eine fundamentale Rolle beim Erfinden von Tradition in diesem Jahrhundert in Italien spielte. Das Brauchbeispiel von Terni läßt aber auch Merkmale ableiten, die für die zeitgenössische Variante bezeichnend sind. Zunächst ist zu betonen, daß der *Localismo* nicht quasi natürlich, sondern Ergebnis einer Kulturangleichung ist, deren Relevanz an die Präsenz von starken kulturellen, politischen und ökonomischen Zentren gebunden ist, die eine Vormachtstellung auf andere Gebieten ausüben und die Peripherie dazu zwingen, Gegenstrategien zu entwickeln. Zweitens wird deutlich, daß der *Localismo* zwar das Produkt der herrschenden

99 Ich übernehme den Begriff der Kreisbewegung von Carlo Ginzburg: Introduzione. In: Ders.: Il formaggio de i vermi. Turin 1976, S. XI – XXV.

100 Vgl. Roman Jacobson, Petr G. Bogatyrev: Il folklore come forma di creazione autonoma. [1929] In: Strumenti critici, Jg. 1, 1966, S. 236 – 237.

101 Die Debatte und methodologischen Kontroversen zum Thema Volkskultur vgl. Hermann Bausinger: Traditionale Welten. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 81, 1985, S. 173 – 190. Wolfgang Kaschuba: Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Frankfurt am Main 1988, S. 15 – 71; Peter Burke: Popular Culture (wie Anm. 58), S. 42 – 46; Carola Lipp: Writing History as Political Culture. Social History versus „Alltagsgeschichte" a German Debate. In: Storia della storiografia, 1990, S. 87 – 99.

102 Zum Konzept der Aneignung vgl. Roger Chartier: Introduzione. In: Ders.: Letture (wie Anm. 85), S. X.

Klasse und der Mittelschicht ist, aber auch von den unteren Schichten geteilt und somit zu einem bestimmenden Element der Volkskultur wird. Drittens hat im konkreten Fall Italiens der *Localismo* nicht als zersetzendes Moment gewirkt, da er in ein integrierendes kulturelles System eingebunden war. Der Regionalismus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg war ein Teil eines patriotischen Ganzen, ein Resultat nationaler Debatten und wurde sukzessive vom faschistischen Regime verwendet. Der Regionalismus nach dem Zweiten Weltkrieg war sowohl Teil einer antifaschistischen Ideologie, als auch, von Seiten der Linken, Teil der Berufung auf eine Identität von Arbeiterschaft und Volk.

Übersetzung: Reinhard Johler

Abb. 1: Der „Cantamaggio" der Zeitschrift „Sborbottu" aus dem Jahre 1922
Quelle: La Sborbottu, 30.4.1922 (Il cantamaggio a Terni. Terni 1982)

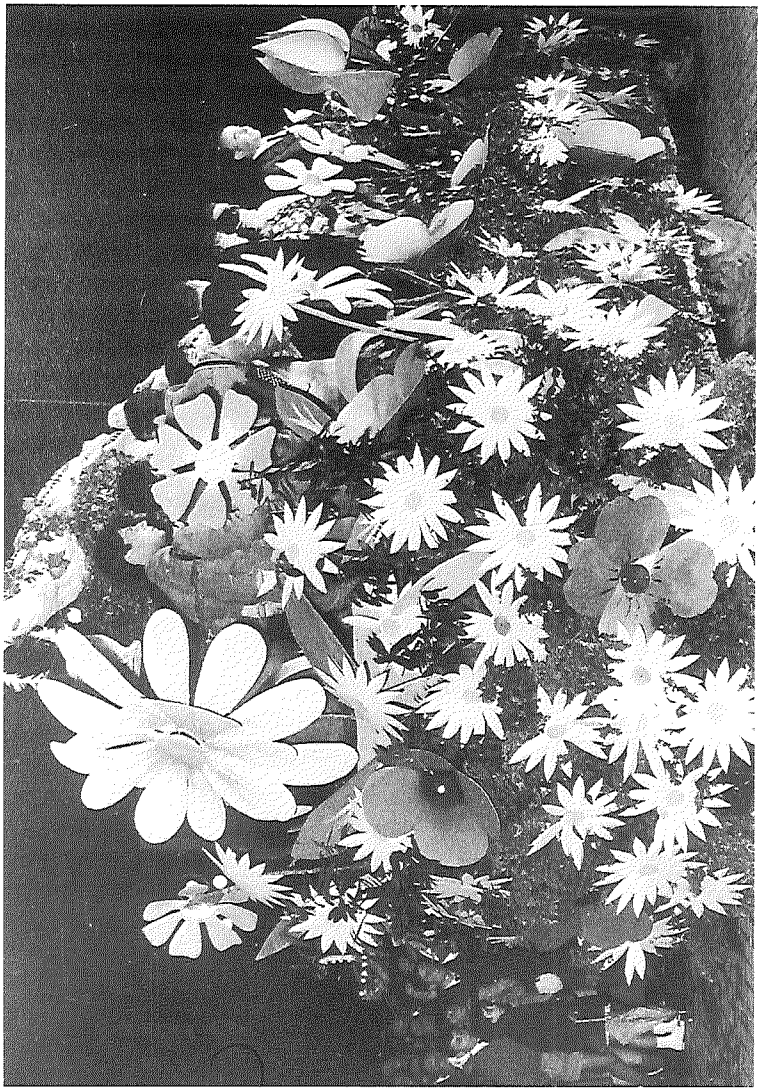


Abb. 2: Blumenwagen aus dem Jahre 1961

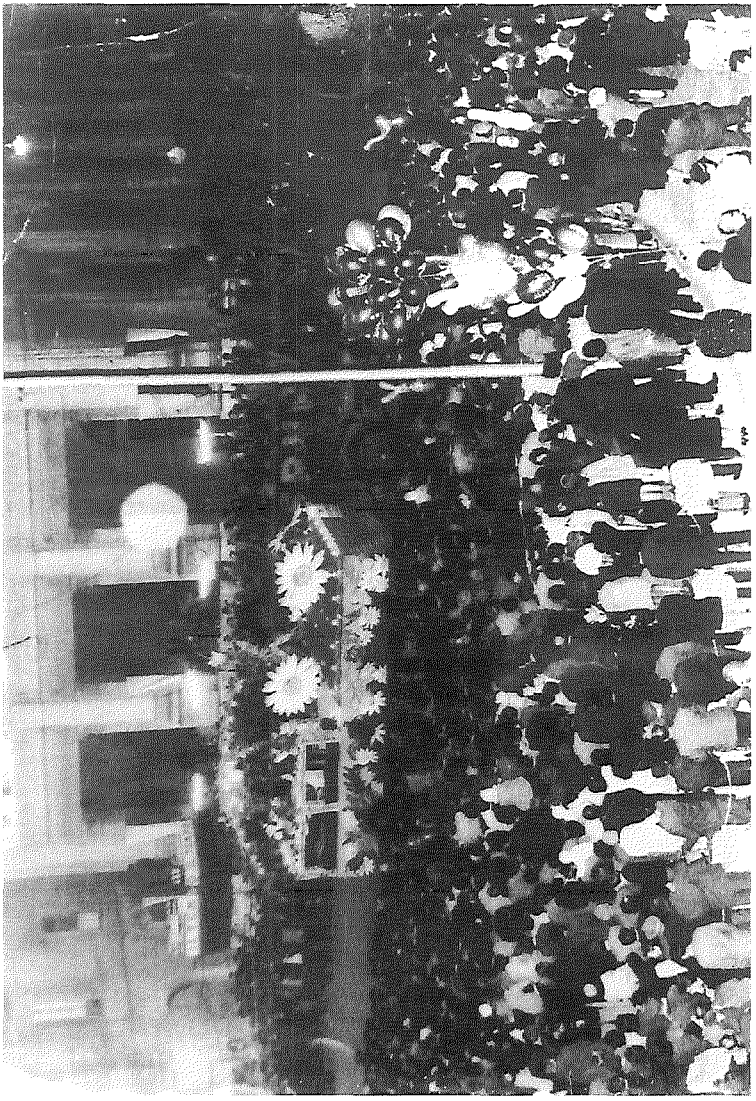


Abb. 3: Blumenwagen aus dem Jahre 1965 in der Piazza Principale
Quelle: Giuseppe Capiato

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 453 – 464

Mitteilungen

Geschichte, Methoden und Institutionen der Volkskunde in Spanien: Ein kurzer Überblick

Von Reinhold Kräter

Spanien war lange Zeit durch die Pyrenäen von Mitteleuropa verkehrstechnisch ziemlich abgeschlossen. Bedingt durch einen größeren materiellen Wohlstand und einer damit verbundenen vermehrten Reisetätigkeit der Europäer sowie durch das bessere Funktionieren der Verkehrsmittel kam es allerdings zu einer Verringerung der räumlichen Horizonte (vgl. Bausinger 1986, S. 63 – 75), sodaß Spanien leichter erreichbar wurde, und bedingt durch einen damit einhergehenden „Kulturaustausch" sind nun zahlreiche Phänomene der spanischen Alltagskultur auch in Mitteleuropa bekannt.

Dennoch können aber über die Volkskunde in Spanien – im besonderen über ihre Geschichte, über die angewandten Methoden sowie über ihren Stellenwert im In- und Ausland – im deutschen Sprachraum nur sehr wenig wissenschaftlich fundierte Informationen bezogen werden. Dies ist allerdings im wesentlichen auch darauf zurückzuführen, daß ein Großteil der Literatur über die Volkskunde in Spanien nur auf Kastilisch publiziert wurde und daher in Mitteleuropa nur sehr wenigen Forschern zugänglich war.

Der folgende Artikel versucht dieses Manko zu kompensieren, und er beschreibt – beruhend auf Forschungen des Verfassers vor Ort – die Entwicklung der Volkskunde in Spanien bis zur Etablierung als universitäre Disziplin; er erörtert aber auch die in dieser Disziplin in Vergangenheit und Gegenwart angewandten Methoden und läßt Rückschlüsse auf ihren Stellenwert im In- und Ausland zu. Der Artikel soll aber auch dem Faktum Rechnung tragen, daß Volkskunde an den österreichischen Universitäten auch als Europäische Ethnologie gelehrt wird und stellt deshalb einen Leitfaden nicht nur für Interessierte, sondern besonders auch für Studierende dar.

Zur Geschichte Spaniens

Der für unsere Ausführungen relevante Zeitraum der spanischen Geschichte beginnt im Jahre 907 n.Chr., als in der Nähe von Jerez de la Frontera die Mauren – aus Nordafrika kommend – das europäische Festland betreten

und von dort ausgehend in wenigen Jahren weite Teile der Iberischen Halbinsel erobern. Die maurische Okkupation der Halbinsel ist aber nicht nur politisch von Bedeutung, sondern auch kulturell: Denn die Mauren etablieren dabei zahlreiche Werte ihrer Kultur in Europa, was vor allem für die Mathematik, die städtische Architektur, aber auch für Ackerbau und Viehzucht (in Südwesteuropa) von Bedeutung ist.

Die Besetzung der Halbinsel durch die Mauren wurde in Spanien natürlich nicht bedingungslos hingenommen. Vor allem die katholischen Könige aus dem Hause Habsburg (insbesonders Isabella von Aragón) machten es sich zur Aufgabe, im Zuge der „Reconquista", einer Art Rückeroberung, das Land wieder von der Herrschaft der Mauren zu befreien bzw. um es mit einem gegenwärtig oft gebrauchten Begriff zu bezeichnen, ethnisch zu säubern.

Dieser Prozeß der Reconquista Spaniens erwies sich als sehr langwierig, und so dauerte es letztlich bis 1492, ehe die vier alliierten Königreiche Aragón, León, Kastilien und Navarra mit der Festung Alhambra in Granada die letzte maurische Bastion zurückerobern konnten.

Im 16. Jahrhundert setzten die Herrscher in Spanien schließlich alles daran, ihre politische Macht zu stärken. Als große Unterstützung hatten sie dabei die Vertreter der katholischen Kirche auf ihrer Seite, die die katholisch-religiösen Werte mit Hilfe der Inquisition verteidigten, die römisch-katholische Religionsauffassung zur Staatsreligion machten und damit nicht nur ihre eigene Machtposition stärkten, sondern auch die der Könige, die fortan nicht selten ihre politischen Gegenspieler unter dem Vorwand der Ketzerei der Inquisition preisgaben und letztendlich damit zum Tode verurteilten.

Die politische Macht der katholischen Könige fand allerdings zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein jähes Ende, als der von 1701 bis 1713 dauernde spanische Erbfolgekrieg ausbrach und in seiner Folge die Bourbonen unter Philipp V. die Regentschaft antraten. Doch auch Philipp V. und seine beiden Nachfolger konnten die politischen und sozialen Wirren in Spanien nicht unter Kontrolle bringen, was wiederum die Franzosen nützten, die 1794 in Spanien einmarschierten, den regierenden König Fernando VII. vertrieben und die erste liberale Verfassung in Spanien (Constitución de Cádiz) verabschiedeten.

Mit dem Einmarsch der Franzosen stabilisierte sich allerdings die politische Lage in Spanien nicht, und es folgten im 19. Jahrhundert zahlreiche politische Konflikte, die in den drei Karlistenkriegen (Erbfolgestreit zwischen Maria Christina und Don Carlos) und zahlreichen Staatsstreichen, sog. pronunciamientos, gipfelten.

Im Jahre 1875 fand – nachdem kurz zuvor eine nur elf Monate währende Republik ausgerufen worden war – die Restauration der bourbonischen

Monarchie unter Alfons XII. statt. Damit wurde das geistig-kulturelle Denken Spaniens wieder sehr stark von klerikal-konservativen Werthaltungen geprägt, und in der sogenannten Cuestión Universitaria traf man die Entscheidung, sämtliche liberale Professoren an den Universitäten zu entlassen.

Die Folge waren erneut zahlreiche Streiks und Auseinandersetzungen, die auch auf dem Gebiet der spanischen Außenpolitik spürbar waren und 1898 im Krieg gegen die USA gipfelten, in dem Spanien mit den Philippinen und der Insel Kuba seine letzten Kolonien verlor. Dem Kolonial- und Großmachtdenken Spaniens wurde damit sehr abrupt ein Ende gesetzt und das Land geriet, an seiner Existenzfähigkeit zweifelnd, immer mehr in soziale und innenpolitische Spannungen. Diese inneren Unruhen machte sich letztlich ein junger General zunutze, der sich vor allem durch seine Kompromißlosigkeit in den marokkanischen Kriegen von 1909 bis 1920 hervorgetan hatte: Generalissimo Francisco Franco.

Dieser General Franco versuchte, in Spanien wieder Recht und Ordnung herzustellen. Er bediente sich dazu aber einer grausamen Diktatur, die er – nachdem er das Land von 1936 bis 1939 in einen Bürgerkrieg geführt hatte – sukzessive etablierte. Franco, der vor allem auf die Unterstützung der katholischen Kirche zählen konnte, regierte in Spanien bis 1975, ehe mit seinem Tod die Herrschaft an den von ihm auserwählten Nachfolger, König Don Juan Carlos überging.

Der König allerdings ließ bereits in seiner Antrittsrede erkennen, daß er den vom Generalissimo geprägten diktatorischen Führungsstil nicht weiterführen werde. Er setzte sich massiv für eine Demokratisierung Spaniens ein, und trotz eines frankistischen Putschversuches im Jahre 1981 konnte der König sein Vorhaben realisieren. Er verhalf damit der Monarchie im Lande zu einer neuerlichen Restauration und dem Staate insgesamt zu einer Öffnung hin nach Europa, die im Jahre 1986 mit dem Beitritt zur Europäischen Union ihren ersten Höhepunkt fand.

Regionalsprache, ethnische Vielfalt und kulturelle Autonomie

Spanien bildet keine politische, soziale und ethnische Einheit.

Die Betrachtung des linguistischen Atlas von Spanien macht deutlich, daß in diesem Land eine große sprachliche Vielfalt vorherrscht und neben dem Kastilischen als offizieller Amtssprache noch eine ganze Reihe von Regionalsprachen ihre Bedeutung haben:

Die größte unter diesen Regionalsprachen ist das Catalán, das in Katalonien, auf den Balearen und in Teilen der autonomen Region von Valencia von ca. 6 Mio. Menschen gesprochen wird (vgl. Haensch 1989, S. 128 f.).

An zweiter Stelle steht das Euskera, die Nationalsprache der baskischen Volksgruppe, die derzeit von ca. 500.000 Menschen gesprochen wird, von denen etwa 80% auf spanischem Staatsgebiet leben (vgl. Haensch 1989, S. 130 f.).

An dritter Stelle der Sprecherzahl der Regionalsprachen steht das Gallego, eine dem Portugiesischen sehr ähnliche Sprache, die zwar noch keine einheitlich kodifizierte Schrift hat, die aber unter ca. 8 bis 10% der Bürger Spaniens – und zwar unter den Bewohnern im äußersten Nordwesten des Staates – im Alltag zur Anwendung gelangt (vgl. Hälker 1989, S. 13).

Darüber hinaus erforschten Linguisten auch noch das sogenannte Aranés, eine Sprache, die von Seiten der Wissenschaft dem Okzitanischen zugeordnet und noch von 4.000 bis 5.000 Bewohnern des Valle de Arán (auf der spanischen Seite der Pyrenäen) gesprochen wird (vgl. Haensch 1989, S. 131).

Auf die zahlreichen Dialekte, wie etwa das Andalusische oder das Pable in Asturien, soll an dieser Stelle gar nicht näher eingegangen werden.

Was die ethnische und kulturelle Vielfalt in Spanien betrifft, so ist für sie gerade in diesem Land die nationale Sprachenvielfalt ein sehr guter qualitativer und quantitativer Indikator. Dies wird deutlich, wenn man etwa die Bedeutung der eigenen Regionalsprachen für Basken und Katalanen beurteilt: Beide Volksgruppen unterhalten eigene Sprach- und Kulturinstitute (im Baskenland: Euskalzaindia in Bilbao), die sich der Pflege der Sprache, ihrer Verbreitung als Schul- und Literatursprache sowie der Erforschung ihrer Geschichte, aber auch der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der regionalen Alltagskultur annehmen. Für die Basken ist dies vor allem deswegen von großer Bedeutung, weil die Ursprünge ihrer Sprache bis heute gänzlich unbekannt sind und das Baskenland, dessen Sprache mit Sicherheit nicht auf indogermanische Wurzeln zurückgeht (vgl. Haensch 1989, S. 130), deswegen eine sogenannte Sprachinsel darstellt, die auch kulturell ein gewisses Maß an Eigenständigkeit hat.

Nicht selten kann der aufmerksame Beobachter somit im Baskenland das Argument vernehmen, daß das Baskische vielleicht die von Linguisten gesuchte Ursprache schlechthin wäre, aus der später die indogermanischen Sprachen hervorgegangen sein könnten; oder anders, daß das Baskenland vielleicht sogar die Wiege aller heute in Europa existierenden Kulturen wäre; worin baskische Nationalisten eine Rechtfertigung ihres Kampfes nach staatlicher Unabhängigkeit sehen, was sich mitunter auch der extremistische Flügel der separatistischen Terrorbewegung ETA zur Legitimation seiner Anschläge in Spanien und im Ausland zunutze macht.

Ähnlich wie die Basken legitimieren auch die Katalanen ihre massiven Bestrebungen zur Erlangung staatlicher Eigenständigkeit zu einem sehr wesentlichen Teil aus der Existenz einer eigenen Sprache in ihrem Lebens-

raum. Im katalanischen Pendant zum Sprach- und Kulturinstitut der Basken, dem 1907 gegründeten Institut d'Estudis Catalans in Barcelona, kommt es ebenfalls zu einer sehr gezielten Pflege des Katalanischen als Kultur- und Literatursprache, wobei aber nicht nur die Sprachpflege im Mittelpunkt steht, sondern in einer historisch-archäologischen und in einer philosophisch-sozialwissenschaftlichen Sektion auch die Bewahrung und Erforschung des nationalen Kulturgutes der Katalanen (vgl. Haensch 1989, S. 82).

Damit konnten bereits entscheidende Hinweise auf Forschungsstätten in Spanien, die sich auch mit volkskundlichen Aspekten auseinandersetzen, gegeben werden, und darüber hinaus war es möglich zu dokumentieren, daß die Pflege der eigenen Sprache sehr wesentlich mit der Erforschung der eigenen Alltagskultur und in weiterer Folge auch mit dem Streben nach politischer und kultureller Autonomie in Einklang steht.

Dies gilt auch für das im äußersten Nordwesten Spaniens gelegene Gallizien, wo mit dem Instituto d'Estudos Gallegos ebenfalls ein Forschungsinstitut zur Förderung der politischen und kulturellen Autonomie der Volksgruppe der Gallegos etabliert wurde.

Las dos Españas

Las dos Españas ist jener Begriff, der für die Gegensätze steht, die die Kultur, die Gesellschaft, aber auch die Landesnatur Spaniens prägen. Eine Auseinandersetzung mit diesem Begriff ist unumgänglich, um die Geschichte der Volkskunde in Spanien verstehen zu können.

Bei näherer Betrachtung der Landesnatur Spaniens wird der Gegensatz der „beiden Spanien" deutlich, wenn zum Beispiel die Niederschlagsmenge und in weiterer Folge die Vegetation im Lande analysiert werden: Dem Norden der Iberischen Halbinsel, der sogenannten „España húmeda" (feuchtes Spanien) steht die „España seca" (trockenes Spanien) gegenüber, wobei die topographische Abgrenzung durch das Kantabrische Gebirge im Westen und durch das Iberische Randgebirge im Osten erfolgt. Demnach existiert als Kontrapunkt zu einer ertragreichen Grünland- und Milchwirtschaft im Norden eine äußerst bewässerungsintensive und nur mäßig ertragreiche Ackerbauwirtschaft, gekoppelt mit Viehzucht (Zahn 1988, S. 100). Die Einkommensverhältnisse der Agrarproduzenten entsprechen im wesentlichen diesen unterschiedlichen Rahmenbedingungen für die Landwirtschaft, was im von Agrarwirtschaft geprägten Spanien nicht unerhebliche gesellschaftliche Spannungen aufkommen läßt.

Im Laufe der Geschichte wurden diese Spannungen noch zusätzlich verstärkt durch unterschiedliche Weltanschauungen zwischen den konservativen Kräften Spaniens und den liberalen, also durch den Gegensatz zwi-

schen der España negra und der España blanca. Benito Perez Galdós beschreibt dies sehr gut in seinem 1876 publizierten Roman „Dona Perfecta", in dem er den Protagonisten Pepe Rey, einen jungen, dynamischen und wirtschaftlich denkenden Wissenschafter, im Zuge der Planung einer Eisenbahntrasse mit der gesamten Macht des konservativen katholischen Klerus und der Bevölkerung eines kleinen Dorfes konfrontiert und schließlich noch die Ermordung des Protagonisten schildert.

Doch auch in der Alltagskultur Spaniens tritt dieser Gegensatz der Las Dos Españas zutage und zwar in Form der España Europea und der España Musulmana. Dieser Gegensatz spiegelt die unterschiedlichen kulturellen Werthaltungen in jenem Teil Spaniens wider, der lange Zeit unter maurischem Einfluß stand und dem Teil Spaniens, der lediglich iberisch, römisch oder – wie im äußersten Nordwesten – auch keltisch beeinflußt war. Besonders deutlich war dieser Gegensatz zum Zeitpunkt der Reconquista, als der Herrschaftsanspruch der katholischen Habsburger gegen den der maurischen Kalifate bei Córdoba und Granada prallte.

Aber auch in der Gegenwart ist die Alltagskultur Spaniens noch vom Gegensatz zwischen der Kultur der Nachfahren der Mauren und der der Europäer geprägt; deutlich wird dies vor allem dann, wenn etwa in Andalusien Konflikte entstehen, weil eingewanderte Nordafrikaner eine Islamisierung des Südens Spaniens verlangen (vgl. El País vom 17.8.1991).

Für die Entwicklung der Volkskunde bis zur universitär etablierten Disziplin war diese Dialektik Spaniens in klimatisch-ökonomischer, in kultureller, in politischer (Regionalismus), aber auch in sozialer Hinsicht stets von Bedeutung. Zusammen mit den Bestrebungen der einzelnen Volksgruppen nach Erlangen einer politischen und ökonomischen Unabhängigkeit hat sie die Entwicklung des Faches dahingehend beeinflußt, daß auch diese lange Zeit einem dialektischen Prinzip folgte.

Die Entwicklung der volkskundlichen Forschung in Spanien

Die Beschreibung der Volkskultur im Costumbrismo

Die Etablierung einer systematischen Kultur- und Sozialwissenschaft erfolgte in Spanien erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Themen und Fragestellungen im Zusammenhang mit der Alltags- und Volkskultur wurden in diesem Land bis dahin lediglich in der Literatur aufgearbeitet.

Dabei kam es vor allem in einer literarischen Strömung, die sich Costumbrismo[1] nennt, zu umfangreichen Darstellungen, die uns heute einen sehr genauen Aufschluß über das Leben im Spanien des 19. Jahrhunderts geben. Das Problem der autorenbezogenen Subjektivität solcher Abhandlungen

wird dadurch relativiert, daß aus dem Costumbrismo eine Vielzahl von Beschreibungen der Alltags- und Volkskultur existieren, die von Autoren mit unterschiedlichsten ideologischen und politischen Einstellungen stammen und die – vergleicht man sie miteinander in ihrer großen Anzahl – die Subjektivität der Einzeldarstellung relativieren.

Eines der bedeutendsten Werke des Costumbrismo stellt der 1876 veröffentlichte Roman „Dona Perfecta" von Benito Perez Galdós dar, auf den bereits hingewiesen wurde. In ihm tritt das Bild der Dos Españas durch eine präzise Auswahl der Protagonisten und durch eine subtil gelenkte Handlung deutlich hervor. An dieser Stelle ist zu ergänzen, daß die Handlung auch sehr genau über die Lebensweise der einzelnen Darsteller Auskunft gibt und daß der Leser in der Lage ist, sich beim Lesen des Buches ein sehr genaues, weil äußerst plastisches Bild von der Landschaft und den Menschen, die im Roman vorkommen, zu machen.

Die präzise – allerdings zugegebenermaßen nicht immer völlig wertfreie – Schilderung der spanischen Alltagskultur findet übrigens auch noch in der spanischen Literatur des 20. Jahrhunderts ihre Fortsetzung, und zwar vor allem in den Werken von Miguel Delibes, eines 1920 in Valladolid (Kastilien) geborenen Autors. In seinem Hauptwerk, „Las Ratas" (Die Ratten), etwa versucht Delibes, die Armut eines kleinen kastilischen Landdorfes, die die Bewohner gerne als unermeßlichen Reichtum deklarieren, wiederzugeben. Er beschreibt dabei die soziale Dramatik, mit der das Dorf konfrontiert wird und er zeichnet auch ein Bild von den Bewohnern, die stets mit dem Schicksal hadern. Protagonist ist das Kind Nini, das versucht, sich gegen die Armut und die widrigen Lebensbedingungen im Dorf durchzusetzen. Doch weil Nini ein Kind ist und seine Rebellion noch zu schwach, gibt es auch für ihn kein Entkommen aus diesem unwirtlichen Leben.

Zweifellos lassen sich zwischen den Werken der Costumbristen und denen des Miguel Delibes Parallelen erkennen; ja man ist sogar dazu verleitet zu sagen, die Werke von Delibes stellen den Costumbrismo im 20. Jahrhundert dar, was allerdings aus literaturwissenschaftlicher Sicht unrichtig ist.

Es kann aber sehr wohl der Schluß gezogen werden, daß, wie bei Delibes zu erkennen ist, die Beschreibung von Phänomenen der Alltags- und der Volkskultur innerhalb der spanischen Gegenwartsliteratur[2] noch ein zentrales Anliegen darstellt.

Der Stellenwert dieser literarischen Beschreibungen der Alltagskultur für die Entwicklung von Werthaltungen in der spanischen Gesellschaft ist allerdings gegenwärtig nicht mehr so groß. Anteil an dieser Entwicklung hat vor allem der Ende des 19. Jahrhunderts einsetzende Prozeß der Etablierung einer systematischen kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung in Spanien, der einen wesentlichen Einfluß auf die Meinungsbildung im Lande nahm.

Anthropologie kontra Folklorismus

Bereits in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts setzt, wie schon zuvor angedeutet, die Systematisierung der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung in Spanien ein. Vor allem in den Städten Madrid und Sevilla entwickeln sich Zentren der Forschung, die allerdings der anthropologischen Schule angehören (vgl. Prat 1991, Umschlagbild).

Die Anthropologen entwickeln Thesen, in deren Mittelpunkt der Mensch als Element der Natur steht sowie die Zusammenhänge zwischen der Kultur des Menschen und der Wirkung natürlicher Prozesse auf diese. Der Mensch wird stets als Synthese der Lebensformen in der Natur bezeichnet.

Gemeinsam ist allen diesen anthropologischen Denkschulen Spaniens, daß sie sehr massiv einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit stellen und es daher 1865 zur Gründung einer sogenannten „Sociedad Antropológica" durch Gonzalez Velasco in Madrid kommt. Diese anthropologische Gesellschaft stellt quasi den Dachverband aller Anthropologen Spaniens dar und gibt entscheidende Direktiven für die Inhalte und für die Methoden der Forschung (vgl. Prat 1991: 36f). Das liberale Denken in Spanien – im Sinne einer Auseinandersetzung mit dem Menschen als evolutionärer Komponente – wird stets in den Vordergrund gerückt, woraus sich allerdings auch zahlreiche Probleme ergeben:

1874 nämlich kommt es im Zuge der Cuestión Universitaria, das entspricht in etwa einer Universitäts"reform", zur Entlassung sämtlicher liberaler Professoren im Staat, weil ihre anthropologische Lehre angeblich staats- und moralgefährdend sei (vgl. Prat 1991, S. 37).

Die Anthropologen reagieren allerdings rasch auf diese staatliche Einschränkung ihrer Lehre und so kommt es bereits im Jahre 1876 zur Gründung einer Protestbewegung, die sich in der in Madrid angesiedelten „Institución Libre de Ensenanza" sammelt. Dort kommt es zur Ausformung weiterer anthropologischer Thesen, und zur weiteren Verbreitung der Lehre. Dort entsteht auch die sogenannte „Revista de Antropologia", eine Fachzeitschrift, die nunmehr als Diskussionsforum mit enormer Breitenwirkung genutzt wird. Darüber hinaus werden auch die Methoden der Anthropologie klar definiert, und bereits ab 1880 kommt es zur Anwendung standardisierter Fragebögen, von denen heute noch eine Unzahl im Ethnologischen Museum von Madrid archiviert ist (vgl. Prat 1991, S. 50 – 56).

Die anthropologische Lehre in Spanien stand aber trotz klarer methodischer und inhaltlicher Definitionen stets in einem großen geisteswissenschaftlichen Spannungsfeld und zwar aufgrund der Tatsache, daß vor allem die Folkloristen, die stark regionalpatriotisch und vom Klerus beeinflußt agierten, die anthropologische Lehre, die evolutionistisch-darwinistisch und und positivistisch orientiert war, massiv anzweifelten.

Die Vertreter des „Folklorismo" agierten vor allem im Baskenland, in Katalonien und in Gallizien, also in jenen Gebieten Spaniens, in denen aufgrund sprachlicher und kultureller Divergenzen der politische und kulturelle Separatismus besonders groß war und ist. Der Folklorismus wurde in Spanien zwar nicht als wissenschaftliche Disziplin anerkannt, jedoch infolge der massiven Unterstützung durch den Klerus gelangten seine Forschungserkenntnisse sehr rasch in das Bewußtsein breiter Teile der Bevölkerung (vgl. Prat 1991, S. 58 – 75).

Die Suche nach einem bestimmten Naturkult, der Mensch als religiös denkendes Wesen – eingebettet in eine kultisch-religiös orientierte Welt – waren stets die zentralen Inhalte der folkloristischen Lehre, die vor allem von zahlreichen regionalen Archiven und klösterlichen Forschungsinstituten verbreitet wurde.

Die bereits erwähnte Cuestión Universitaria brachte – so sehr sie den Anthropologen Schwierigkeiten bereitete – den Folkloristen Vorteile, weil dadurch die intellektuelle Opposition zumindest eine Zeitlang nicht tätig sein konnte. Es erschienen in dieser Zeit allerdings keine namhaften Publikationen mit folkloristischem Inhalt, was auf einen eher geringen Grad an Systematisierung im „Folklorismo" schließen läßt.

Erst 1881 erfolgte die Gründung einer sogenannten „Sociedad de Folklore" unter Antonio Machado (vgl. Prat 1991, S. 80 f.), quasi als Reaktion auf die Gründung einer Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1865. Diese Schule, die alle Folkloristen des Landes zu einen trachtete, setzte sich vor allem mit dem Traditionalismus (in Gallizien), der Suche nach dem europäischen Urmenschen (im Baskenland) und mit dem „Volksgeist" (in Katalonien) auseinander. Ihr Ziel war auch die Verhinderung der Verbreitung von anthropologischem Gedankengut, wozu vor allem das „Seminario Diocesano" in Vitoria, das „Seminario de Estudios Gallegos" in Santiago de Compostela und das „Arxiu de Tradicions Populars" in Barcelona als Institute beitrugen.

Die zahlreichen und zum Teil sehr heftig geführten ideologischen, methodischen und inhaltlichen Debatten zwischen Anthropologen und Folkloristen dauerten in Spanien bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts an. Erst als zu diesem Zeitpunkt Spanien von der Wirtschaftskrise erfaßt wurde und im Staat jedwedes Geld für Forschung und Lehre fehlte, wurde den Diskussionen, die nicht immer wissenschaftlichen Prinzipien folgten, ein Ende gesetzt, weil die gegründeten Institute und Medien aus Geldmangel geschlossen werden mußten.

Die Kulturwissenschaft von 1930 bis heute

In den 30er Jahren dieses Jahrhunderts brachten dann politische Veränderungen auch zahlreiche Transformationsprozesse in der kulturwissenschaftlichen Forschung mit sich. Im klerikal-konservativen Franco-Regime wird zunächst die Anthropologie – weil sie als zu aklerikal und evolutionistisch eingeschätzt wird – verboten und sämtliche Forschungsstätten geschlossen. Dies führt zu einer vorübergehenden Stärkung der Position der Folkloristen; allerdings ist diese nur von kurzer Dauer, weil Franco im Folklorismus ebenfalls rasch eine Gefahr für das Regime erkennt und zwar deshalb, weil seiner Meinung nach das regionalistische Prinzip des Folklorismus den Nationalismus und Separatismus der Katalanen, Basken und Gallizier stärken könnte. Somit läßt Franco auch die Forschungsstätten der Folkloristen schließen und genehmigt als geisteswissenschaftliche Lehre nur mehr die Ideologie seines Staats- und Gesellschaftsmodells (vgl. Prat 1991, S. 114 – 120).

Erst nach Beendigung des spanischen Bürgerkrieges im Jahre 1939 kommt es zu einer gewissen Entideologisierung der Wissenschaft und damit zu einer Reorganisation der Kultur- und Sozialwissenschaft, die (bis zur Gegenwart betrachtet) in drei Etappen erfolgt:

In einer ersten Periode von 1939 – 1972 erfolgt die Wiedereröffnung des Museo Nacional de Etnología in Madrid und die Eröffnung eines Museo de Indústrias y Artes Populares in Barcelona im Jahre 1942. Zahlreichen Forschern und Oppositionellen wird die Rückkehr nach Spanien gestattet; eine Möglichkeit, von der vor allem zahlreiche Forscher in den 50er Jahren Gebrauch machen.

Zentren der Forschung etablieren sich (wieder) an den Universitäten in Madrid, Sevilla und Barcelona (vgl. Prat 1991, S. 114 – 120).

In der zweiten Phase von 1973 bis 1977 bringt der „tardofranquismo" eine Lockerung der Prinzipien mit sich, und die Anthropologen können sich 1973 wieder legal auf einem Kongreß in Sevilla versammeln und ihre Lehre reorganisieren. Man beklagt vor allem den Mangel an theoretischen Schriften jüngeren Erscheinungsdatums und ist bestrebt, neue Forschungsansätze für die Anthropologie im Lande zu finden. Es wird der Entschluß gefaßt, daß diese Ansätze im Spannungsfeld Geschichte/Gegenwart und im Verhältnis Gemeinschaft/Kultur zu suchen seien.

Bereits 1974 wird dann am Anthropologen-Kongreß von Segovia ein Konzept erarbeitet, das Wege der Umsetzung und Verbreitung anthropologischer Thesen an den Universitäten erläutert (vgl. Prat 1991, S. 120 – 125).

In der dritten Periode, von 1978 bis zur Gegenwart, die auch als sogenannter „postfranquismo" bezeichnet wird, tritt dann endgültig das Ende der letzten diktatorischen Repressionen in den Kultur- und Sozialwissenschaften ein, wobei es zur Gründung zahlreicher Studienbibliotheken kommt und Kultur- und Sozialanthropologie fortan als getrennte Disziplinen fungieren.

Die inhaltlichen Schwerpunkte der systematischen Kultur- und Sozialwissenschaften – innerhalb derer sich der Folklorismus als Disziplin nach dem Bürgerkrieg nicht behaupten konnte – liegen gegenwärtig vor allem in der Kritik des holistischen Ansatzes [...allgemein gültige Gesetze führen zur Generalisierung ...] und in der Kritik des Malinowski-Ideals, das besagt, die Anthropologie solle ihre Erkenntnisse in abgeschlossenen räumlichen und sozialen Einheiten erarbeiten (vgl. Prat 1991, S. 126 f.).

Darüber hinaus finden in der kulturwissenschaftlichen Forschung aber auch jene Inhalte Beachtung, die in der Volkskunde des deutschsprachigen Raumes im Zuge der Auseinandersetzung mit materieller Volkskultur analysiert werden: Diesbezüglich sind vor allem die Schriften von Julio Caro Baroja bedeutsam, der in seinem zweibändigen Werk „Los Pueblos de España" detaillierte Analysen und Beschreibungen von bäuerlichem Gerät, von bäuerlicher Tracht und von Wohn- und Siedlungsformen vornimmt.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, daß die Entwicklung des Faches Volkskunde in Spanien unter anderen Voraussetzungen erfolgte und daher in ihrem Werdegang gewisse Unterschiede aufweist – abgesehen von der differierenden Bezeichnung des Faches – die in Spanien zumeist unter dem Begriff „Antropología Social y Cultural" erfolgt. Die inhaltliche Kongruenz ist allerdings – bezogen auf die Volkskunde im deutschsprachigen Raum – gegeben, weil sowohl die materielle als auch die geistige Volkskultur innerhalb der Disziplinen Beachtung findet.

Bedeutende volkskundliche Forschungseinrichtungen in Spanien

Abschließend sollen noch Einrichtungen und Organisationen in Spanien genannt werden, die sich volkskundlichen Inhalten widmen.

Unter den universitären Einrichtungen wären vor allem die Institute für Sozialanthropologie an den Universitäten Tarragona und Sevilla, sowie die Institute für allgemeine Anthropologie an den Universitäten Barcelona und Madrid zu erwähnen, deren Institutsvorstände auch das in der Arbeit mehrmals zitierte Buch „Antropología de Los Pueblos de España" publizierten.

Die bedeutendste außeruniversitäre Einrichtung stellt mit Sicherheit das „Museo Nacional de Etnología" mit Sitz in Madrid dar, gefolgt vom Flamenco-Institut in Jerez de la Frontera (Andalusien) und den zahlreichen Sprach- bzw. Kulturinstituten. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Regional- und Heimatmuseen, die mehr oder weniger wissenschaftliche Prinzipien verfolgen.

Auch nicht-wissenschaftliche Einrichtungen, die auf dem Gebiete der Volkskultur agieren, sind in Spanien zahlreich vertreten; man denke etwa nur an die unzähligen Kulturvereine, die sich mit der Ausrichtung der Feierlichkeiten zum Namenspatron der Städte oder aber der Semana Santa (Karwoche) beschäftigen.

Umgekehrt gibt es natürlich auch in Österreich einige spanische Vertretungen, die über die Aktivitäten im Bereich der Volkskultur ihres Landes informiert sind: Hier wären das spanische Tourismusbüro in der Rotenturmstraße im ersten Wiener Gemeindebezirk und das Spanische Kulturinstitut in der Goldeggasse im 4. Bezirk in Wien zu nennen.

Gerade das zuletzt genannte Institut stellt die offizielle Vertretung des Königreiches Spanien in kulturellen Belangen dar und ist für weiterführende Informationen zum Thema Volkskunde in Spanien gerne bemüht.

Literatur

Julio Caro Baroja: Los Pueblos de la Peninsula Ibérica. Temas de Etnografía Espanola. Madrid 1991 (= Crítica Txertoa, 218).

Julio Caro Baroja: Los Pueblos de España. Bd. 1 u. 2. Madrid 1990 (= Ediciones Istmo, 54).

Hermann Bausinger: Volkskultur in der Technischen Welt. Sonderdruck. Stuttgart 1986 (= Campus, 1008).

Miguel Delibes: Las Ratas. 17. Ausg. Barcelona 1991 (= destinolibro, 8).

Benito Galdos Perez: La Dona Perfecta. Deutsche Übersetzung von Egon Hartmann. München 1989.

Frederic v. Grunfeld: Die Könige von Spanien. München 1989.

Marianne Hälker: Richtig Reisen. Spanien. Köln 1989.

Günther Haensch: Kleines Spanien Lexikon. München 1989 (= Beck'sche Reihe, 825).

Joan Prat: Antropología de los Pueblos de España. Madrid 1991.

Peter Zahn: Diercke Weltatlas. Spanische Wirtschaft. München 1988.

Zeitschrift: El País, Tageszeitung für Spanien, vom 17.08.1991.

Anmerkungen

1 Der Costumbrismo beinhaltet die Darstellung volkstümlicher Gestalten, ihres Lebens und ihres Milieus in einem lokal begrenzten Rahmen in der erzählenden Literatur des 19. Jahrhunderts, allerdings mitunter auch mit moralisierender absicht (vgl. Haensch 1989, S. 45).

2 Miguel Delibes, Mi Vida al Aire Libre, 1989.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 465 – 489

Chronik der Volkskunde

5. Tagung der Arbeitsgruppe für die Internationale Volkskundliche Bibliographie (IVB)

Vom 8. bis 10.9.1994, also im Vorfeld des Wiener SIEF-Kongresses über „Ethnologia Europaea", trafen sich die Mitglieder der SIEF-Kommission für Bibliographie, Information und Dokumentation auf Einladung der Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft des Vereins für Volkskunde in Wien in Petronell-Carnuntum und Kittsee. Die Arbeitstagung wurde vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und von der Burgenländischen Landesregierung gefördert. Dies war die 5. Zusammenkunft seit der Konstituierung im Jahre 1990, und die dichte Folge von Arbeitssitzungen verdeutlicht den vorhandenen Bedarf der Mitarbeiter dieses laufenden internationalen Projektes an kontinuierlichem Gedankenaustausch.

Insbesondere drei Stränge zogen sich durch die bisherigen Tagungen: zum einen die Fortschreibung der Systematik als Spiegel des aktuellen Forschungsstandes des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie; zum zweiten die Internationalität und damit verbunden z.B. die Mehrsprachigkeit des Instrumentariums der Sacherschließung; schließlich ging es um den Austausch von Kenntnissen aus dem neuen Bereich der volkskundlich-ethnologischen Fachinformatik. Bisher sind zwei Tagungsbände erschienen, die sich mit Themen Bibliographie und Thesaurus befassen.[1]

Klaus Beitl hatte – trotz der großen Organisationsleistung, die von ihm angesichts der anstehenden Wiener Tagung abgefordert wurde – gemeinsam mit Hermann Hummer, dem neuen Bearbeiter der Österreichischen Bibliographie, ein anregendes Rahmenprogramm vorgesehen, welches den Bibliographen auch die Unverwechselbarkeit der alten Kulturlandschaft an der Donau nahebrachte: Busexkursion von Petronell nach Kittsee mit landeskundlichen und regionalgeschichtlichen Erläuterungen (K. Beitl), Besichtigung des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee und Führung durch die Ausstellung „Bosnien. Zwischen Okkupation und Attentat" (B. Mersich), sowie am Abreisetag als letztem Höhepunkt: Das Römer-Museum Carnuntinum in Bad Deutsch-Altenburg.

Als fruchtbar erwies sich wiederum der erprobte Stil der IVB-Tagungen, nämlich alle Teilnehmer gemeinsam in einem Hotel einzuquartieren und als Tagungsort eine kleine Gemeinde auszuwählen. So gelang das abendliche Treffen am Anreisetag vorzüglich. Auch die neuen Mitglieder der Gruppe konnten ohne Verzug am Erfahrungsaustausch teilhaben.

Die 28 Teilnehmer – Mitarbeiter der IVB mit regionaler oder thematischer Zuständigkeit für die bibliographische Kontrolle, aber auch Spezialisten für Fachinformatik – kamen aus den Ländern Belgien, Chile, Deutschland, Frankreich, Österreich, Niederlande, Polen, Schweden und Tschechien angereist.

Die breiteste Beteiligung an der Diskussion kam auf, als über die neue Fachsystematik referiert wurde, die als Inhaltsverzeichnis der IVB 1989/90 (1994) abgedruckt ist.[2]

Rainer Alsheimer brachte in seinem Vortrag zum Ausdruck, daß der Begründer der IVB, Eduard Hoffmann-Krayer, seit 1917 in der IVB-Systematik ein Kulturmodell abbildete, das seinem damaligen Verständnis von Volkskunde entsprach. Trotz erheblicher Bedenken und Kritik, etwa auch durch seinen Nachfolger Robert Wildhaber in den 60er Jahren, wurden bis in die neueste Zeit nur geringfügige Änderungen angebracht. Nach Alsheimers Einschätzung verfügt unser Fach (nicht erst seit heute!) keinesfalls über ein einheitliches Modell von Kultur. Vielmehr stehen eine große Anzahl von Theorien und Methodologien in Konkurrenz zueinander. Diese können in Umbruchzeiten aufgegeben werden oder sich auflösen, wie etwa das Begriffspaar „Kultur und Lebensweise" nach dem Ende der Zweiten Welt und ihrer realen Staatsideologie. Auch Abnutzungserscheinungen seien nicht zu vermeiden, wie zur Zeit die Auseinandersetzungen um „Alltagskultur" beweisen. Und selbst die Renaissance von in der vorhergehenden Forschergeneration verworfenen Bezeichnungen wie „Volkskultur" seien zu beobachten. Es kann nicht die Aufgabe einer volkskundlichen Systematik sein, hier durch Vereinheitlichung wertend einzugreifen. Ebensowenig dürfen bei der Titelauswahl interdisziplinäre und unserem Fach benachbarte Publikationen nicht strikt ausgesondert werden. Die neuen Sachgruppen des Inhaltsverzeichnisses (Ethnizität, Identität, Lebensstile; Lebensalter, Geschlecht, Gruppen; Ökonomie, Arbeitswelt, Berufe; Medien) dienen im Gegenteil einer Öffnung für neue Themen.

Dem hielt Manuel Dannemann in Thesenform entgegen, daß die Systematik weiterhin nicht einheitlich und somit mehrdeutig sei. Einige Abschnitte (z.B. Volkslied) seien weiterhin auch regional gegliedert, andere dagegen (z.B. Volksprosa) nicht, bestimmte Kapitel seien nicht tief genug gegliedert, eine logische Systematik fordere eine fast gleiche Gliederung für alle Sachgruppen. Anhand von Beispielen wurde dargelegt, daß Titel aufgenommen wurden, die nicht volkskundlich seien.

Insbesondere die Abgrenzungsproblematik wurde intensiv diskutiert. Die Mehrheit der Mitarbeiter schien nicht bereit zu sein, auf die Verzeichnung von Literatur der Nachbarfächer (z.B. Anthropologie, Ethnologie usw.) zu verzichten, wenn sie in den Forschungsfeldern des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie anzusiedeln ist. Es wurde vorgeschlagen, beide Refe-

rate in Kurzform kursieren zu lassen und von Kolleginnen und Kollegen Stellungnahmen dazu einzuholen.

In einer weiteren Diskussionsrunde, in der Arbeitserfahrungen mit der neuen IVB-Systematik ausgetauscht wurden, kam u.a. die Kritik Stefaan Tops zur Sprache, die dieser im Frühjahr 1994 geäußert hatte.[3] Ihm ging es darum, daß die französische Übersetzung der Systematik von Thomas K. Schippers nicht immer korrekt dem deutschsprachigen Original folge und daß in wenigen Fällen auch weiterhin logische Mehrdeutigkeiten festzustellen seien. Vieles konnte durch Erläuterungen klargestellt werden, weniges wurde ad hoc korrigiert.

Berndt Stickfort berichtete über den aktuellen Stand der historisch-kulturwissenschaftlichen Informationsvermittlung in Europa und stellte CD-ROM-Literaturdatenbanken vor, die für Volkskundler von Bedeutung sind. Dabei handelt es sich stets um Datenbanken, die für das Fach relevante Titel als Untermenge enthalten: Vorab die Deutsche Nationalbibliographie (DNB), die British Nationalbibliography (BNB). Beide liefern nur Nachweise von Buchtiteln, aber nicht von Zeitschriftenartikeln oder Artikeln aus Mehrverfasserschriften. Hinzu kommt aus Großbritannien die Zeitschriftentitel-Datenbank „British Humanities Index", sowie die CD-ROM-Version der Modern Language Association of America (MLA) mit Nachweisen von Monographientiteln sowie unselbständiger Literatur. In Europa werden hergestellt: FRANCIS[4] und seit 1992 „SOPHIA: European Databases in the Humanities" mit Mixed Pickles aus Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, z.B. Philosophie und Wissenschaftstheorie, die Österreichische Historische Bibliographie, die Ungarische Volkskundliche Bibliographie, sowie die Datenbank der Sophia-Arbeitsgruppe zur europäischen Ideengeschichte. Erwähnt wurde weiterhin SOLIS vom Informationszentrum Sozialwissenschaften in Bonn.

Die Recherchesysteme für die Dokumentenspeicher sind ebenfalls vielfältig und abhängig von den Produzenten und Vertreibern. Die IVB-Arbeitsstelle an der Universität Bremen hat inzwischen die Daten der letzten drei Bände mit dem Berichtszeitraum 1985 bis 1990 für eine CD-ROM-Testversion aufbereitet. Die knapp 35.000 Titel können mit Hilfe des Retrieval-Systems BISMAS (= Bibliographisches Informationssystem zur maschinellen Ausgabe und Suche) zur Zeit nach den Suchkriterien Autor und Schlagwort – sowie zeitaufwendiger in freier Suche – recherchiert werden. Eine inhaltliche Suche über Systemstellen wird möglich werden, wenn eine Konkordanz der seit 1990 durchgeführten Systematikänderungen erstellt und programmiert sein wird. Es wird in Erwägung zu ziehen sein, ob gleichzeitig mit der Edition des Bandes 1991/92 im Frühjahr 1995 auch eine CD-ROM-Version mit dann immerhin 45.000 bis 50.000 Titeln produziert werden soll.

Zu der nächsten Tagung der Arbeitsgruppe im Jahre 1996 hat das P. J. Meertens-Institut in die Niederlande eingeladen. Das vorgesehene Rahmenthema „Benutzung und Benutzer der IVB" läßt auf intensive Diskussionen und auch auf neue Teilnehmer an der Kommissionsarbeit hoffen. Dort wird sicher auch Zeit vorhanden sein, um über Werbung und Marketing ausführlich zu reden. Denn dies kam diesmal zu kurz.

Rainer Alsheimer

Anmerkungen

1 Internationale und nationale volkskundliche Bibliographie. Spiegel der Wissenschaft Volkskunde/Europäische Ethnologie. Hg. von Klaus Beitl und Eva Kausel. Wien 1991.
Systematisieren und Thesauri. Sacherschließung für das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie. Hg. von Rainer Alsheimer. Bremen 1993.
2 Abgedruckt auch in: Systematisieren und Thesauri, S. 47 – 53.
3 Stefaan Top: Internationale Volkskundige Bibliographie (IVB). In: Volkskunde 95, 1991, S. 33 – 42.
4 Vgl hierzu auch Thomas K. Schippers: Bibliographische Arbeit und ethnologische Datenbanken in Frankreich. In: Internationale und nationale volkskundliche Bibliographien. S. 169 – 175.

5. Internationaler Kongreß der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF) in Wien vom 12. bis 16. September 1994

Ein doppelter Geburtstag: Zu feiern war zum einen das 100jährige Gründungsjubiläum des Vereins für Volkskunde in Wien, eine der ältesten Fachvertretungen in Europa, zum anderen das 30jährige Bestehen der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF).

Gegründet wurde sie 1964 in Athen (als Nachfolgerin der 1928 konstituierten Commission Internationale des Arts et Traditions Populaires) mit der Zielsetzung, durch die Anregung von Studien über Volksleben und Volksüberlieferung sowie durch die Förderung der internationalen Zusammenarbeit der Forscher und Forschungseinrichtungen auf dem Wissenschaftsgebiet der Volkskunde zur Kenntnis der Menschen und ihrer Kulturen und zur gegenseitigen Verständigung der Völker beizutragen. Demzufolge ist die SIEF Mitglied im Conseil International de la Philosophie et des Sciences Humaines (CIPSH) der UNESCO.

Bis heute ist die SIEF die einzige allgemeine internationale volkskundliche Organisation ohne spezielle Festlegung auf ein besonderes Teilgebiet

und so geeignet, den wohl umfassendsten Überblick über alle Bereiche der gegenwärtigen Volkskunde zu geben. Es war dies der fünfte Kongreß nach Paris 1971, Suzdal 1982, Zürich 1987 und Bergen 1990 mit dem Thema ‚Lebenslauf'.

Eingeladen hatten Klaus Beitl als Tagungspräsident für das Österreichische Museum für Volkskunde und Olaf Bockhorn als Generalsekretär für das Institut für Volkskunde der Universität Wien, unterstützt durch fähige Kollegen und Studenten ihrer beiden Institutionen. Gekommen waren Teilnehmer aus 34 Ländern, zumeist aus deutschsprachigen Regionen, Skandinavien, Ostmittel- und Südosteuropa.

Das Thema der Tagung hieß ‚Ethnologia Europaea'. Vielleicht war es jedoch zu eng gegriffen, zu eurozentrisch für die zumindest vom Ansatz her weltweite Organisation der SIEF. Es referierten zwar Teilnehmer etwa aus Südamerika oder der asiatischen Türkei, doch fielen sie – notwendigerweise – aus dem Themenkontext heraus. Aber welch anderer Ort als die Hauptstadt des ehemaligen Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn wäre für den Kongreß als Gastgeberin prädestiniert gewesen; welche alte, ehrwürdige Universität geeigneter?

Dem Tagungsthema entsprechend standen im Mittelpunkt der Referate, Filme und Vorträge, Begriffe und Realitäten von Nation, Region, Ethnie, Religion und Konfession sowie insbesondere auch ihre Beziehungen zur Volksüberlieferung, Volkskunde als Wissenschaft, oder auch zur Sicht der Volkskunde auf die obengenannten Phänomene. Weit war das Spektrum des Gebotenen. Es reichte von der Einführung der schottischen Tartans bis zur Lebensgeschichte schwedischer Manager, von dem Versuch der Verankerung des Weihnachtsmannes als finnisches nationales Symbol bis hin zum Fernsehen als Stifter nationaler Einheit in Norwegen.

Man vermißte oder – je nach Gusto – begrüßte auch die Abwesenheit von dominierenden Schulen, Forschungsrichtungen oder modischen Themen. Sichtbar wurde dadurch jedoch vor allem das äußerst umfassende, gesellschaftswissenschaftlich hochrelevante gesamte Feld der Volkskunde und ihrer vielfältigen Aufgaben.

Typische volkskundliche Mikrostudien stellten das Gros der Beiträge. Sie kreisten um „aktuelle Themen wie Interethnik, Minderheiten, nationale und regionale Identitäten, Konstruktionen, Wahrnehmungen und Stereotypen von Volkskultur und nationalen Symbolen im Alltag" (Klaus Beitl).

Wenige Referate beschäftigten sich mit einem umfassenderen oder theoretischen Konzept einer ‚Ethnologia Europaea'. Es versuchten dies vor allem die Plenarvorträge: Reinhard Johlers ‚Das Ethnische als Forschungskonzept: Die österreichische Volkskunde im europäischen Vergleich' sah die Donaumonarchie als verkleinertes Abbild Europas, als „spannungsgeladenes Laboratorium des Ethnischen". Die Volkskundler der Jahrhundertwende waren

davon überzeugt, daß ein genaueres Wissen über die eigene und die fremde Kultur national begründete Konflikte beruhigen könnte und versuchten, dahin zu wirken.

Konrad Köstlin sah in seinem Vortrag ‚Europäische Ethnologie und die Jahrhundertwenden' die „Aufwertung" der Ethnien im 20. Jahrhundert als Rückgriff auf „einfache Formen", als Rücklaufphänomen nach Hans Moser, ein Phänomen der zweiten Hand, und forderte, den Einfluß der Volkskunde auf die Herausbildung der Ethnien besser zu untersuchen.

Zum Vortrag von Wolfgang Kaschuba – ‚Wiedergewinnung der Gemeinschaft: Ethnisierung als Identitätsstrategie?'- zitiere ich aus einem noch unveröffentlichten Tagungsberichts-Manuskript von Hans Kuhn: „Dem Vortrag [...] merkte man eine leichte Nostalgie an nach den Zeiten, wo alles so schön durch ökonomische Faktoren, Chancenungleichheit, Macht und Herrschaft zu erklären war. Die heutige Tendenz, soziale Unterschiede kulturell statt ökonomisch-politisch zu begründen, verdächtigte er der Augenwischerei zu Lasten der Benachteiligten. Aber sicher war der Klassenkampf nicht weniger ein intellektuelles Konstrukt zur Erklärung der Welt als Nation und Ethnie, und wohl auch kein heilvolleres für das Handeln des Menschen."

Die drei Vorträge waren getragen von einem tiefen Humanismus des Miteinanders aller Menschen jeglicher Couleur, so daß man sich dem Gefühl nicht ganz entziehen konnte, daß doch eigentlich Volkskundler die Welt viel besser regieren können würden als jene Politiker, die das zur Zeit so mangelhaft bewerkstelligen. Zumindest aber wurde die Mitmenschlichkeit nicht in die Form einer Resolution gegossen, wie das etwa bei den Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde der Brauch ist.

Vor dem Plenum referierte weiterhin Gabriela Kiliánová über ‚Ethnicity, Culture, and Boundaries'. Sie definierte Grenzen als Identitätsbewahrer, nicht jedoch notwendigerweise als Barrieren, sah Ethnizität zwar als potentiellen Konfliktstoff, jedoch auch als positive Erfahrung eines langen existierenden Miteinanders.

‚L'identité, un mythe meurtrier'? fragte der Soziologe Freddy Raphaël aus Straßburg, und er zeigte am Gedächtnisschwund in bezug auf die Bücherverbrennung in Straßburg, wie die Idee vom Elsaß als dem Spielball der Großen das Gefühl für die eigene Mitverantwortung immunisiert.

Die österreichische Zeitung ‚Der Standard' vom 13.9.1994 berichtete unter der Überschrift „Die Ethnie ist keine natürliche Kategorie" über den Kongreß und wies auf die Schuld der Volkskundler hin, die „durch ihre Interpretation der Ethnien keinen unwesentlichen Anteil an den aktuellen ethnischen Problemen" hätten. Sie gab damit die Meinung vor allem der älteren hier vertretenen deutschsprachigen Wissenschaftler wieder. Die jüngeren dagegen hatten einen wesentlich unvoreingenommeneren, weniger verengten Blick auf das Phänomen. Das Konzept der Ethnie als reines

Konstrukt und nicht als Realität wurde z.B. grundsätzlich in Frage gestellt durch Anders Linde-Laursens Ausführungen ‚The Authenticity of a National Border' oder durch Maria Niewiadomska-Rudnickas Beitrag ‚Regional Specifity'.

Über die eigenen nationalen Grenzen hinweg sahen u.a. auch Werner Schneider mit seinen wissenschaftspolitischen Überlegungen, daß der hohe Stellenwert unseres Faches als Beraterin für das politische, ökonomische Zusammenfallen unseres europäischen Völkerpuzzles zu einem Postulat für das Mitspracherecht bei den politischen Autoritäten werden sollte. Anders gerichtet forderte Klaus Roth, die Ansätze der durch unser Fach (z.B. Interethnikforschung), durch die amerikanische Kulturanthropologie und pragmatische Linguistik entwickelten Forschungs- und Lehrkonzepte einer ethnologisch begründeten ‚interkulturellen Kommunikation' aufzugreifen und umzusetzen.

Im Prinzip bleiben jedoch die meisten der Teilnehmer mit ihren Thesen und Ergebnissen im Erfahrungsbereich des eigenen Landes – die Volkskunde ist noch weit von einer wirklich praktizierten Ethnologia Europaea entfernt, die besser noch eine Ethnologia Mundi sein sollte. Vielleicht bringt die Öffnung und der voranschreitende Einigungsprozeß wenigstens für Europa hier in Zukunft übergreifendere Arbeiten und Projekte.

Zehn z.T. parallel verlaufende Sektionen hatte die Tagung, sodaß man als Berichterstatter mit dem üblichen Dilemma konfrontiert ist, über neun Zehntel der Referate nicht oder nur auf dem Umweg über die gedruckten Kurzfassungen berichten zu können, zumal man als Sektionsleiter in der freien Themenwahl noch zusätzlich eingeengt war. Um Schwerpunkte, soweit noch nicht erwähnt, wenigstens im Groben anzugeben, seien deshalb zumindest die Sektionsthemen aufgeführt, die versuchten, Stoffe zu gliedern und zu bändigen.

1. Volkskunde und Entwürfe einer Wissenschaft des Ethnischen
2. Interethnik: Ethnische Kontakte – ethnische Konflikte
3. Folklore: Die erzählten Ethnien
4. Ethnische und nationale Identitäten: Ideen und kulturelle Praxis
5. Die Ethnie als kulturelles System
6. Kulturelle Indikatoren des Nationalen
   6.1. Kleidung
   6.2. Religion
   6.3. Volkskunst
   6.4. Brauch
7. Die Konstruktion des Ethnischen
8. Region und Nation
9. Der ethnische Blick auf die Anderen
10. Das Nationale im Alltag

Das Kongreßthema war hochaktuell, nicht nur in bezug auf Südosteuropa. Eine ganze Reihe von angekündigten Referaten zum Thema der Ethnien auf dem Balkan fielen jedoch dem UNO-Boykott Serbiens zum Opfer – Die Referenten durften nicht einreisen. Immerhin aber beschäftigten sich Vorträge von Dunja Rihtman-Auguštin, Gabriella Schubert, Reana Senjković, Milana Černelić und Mladena Prelić mit der Problematik.

Wie weit aber die einst getrennten Teile Europas nach der Öffnung zum Osten hin doch zusammengewachsen sind, zeigt die Anwesenheit vieler Kollegen, die früher nicht hätten einreisen dürfen, zeigen Studien, die noch vor wenigen Jahren als Forschungsthemen dort undenkbar gewesen wären. So etwa Lydia Petránovás – der folgende „unwissenschaftliche" Ausdruck sei mir hier ausnahmsweise gestattet – herzergreifender und vorzüglicher Film und ihr Referat ‚Wiederum zu Hause?' Sie behandelten die Rückgabe der Höfe an nach dem Krieg durch die Kommunisten enteignete Kulaken in Mittelböhmen. Jedoch – nach 40 Jahren lassen sich soziale Bande nicht mehr anknüpfen, die Höfe sind auf Dauer ruiniert, die ehemaligen Besitzer oder deren Nachfolger zu alt oder längst zwangsweise und unwiderruflich in andere Berufe und Regionen integriert. Die Trauer über nie wiedergutzumachendes Unglück mischt sich mit wissenschaftlicher Freude, daß die Tabus, darüber zu sprechen, Filme zu machen, zu veröffentlichen, gefallen sind.

In der Generalversammlung der SIEF wurde Konrad Köstlin als Präsident wiedergewählt. Vizepräsidenten sind Dunja Rihtman-Auguštin, Tamás Hofer und Nils-Arvid Bringeus, Generalsekretär und Schatzmeister Olaf Bockhorn. Die bisher beitragslose Organisation erhebt künftig 15,–US$, die einen Bezug der Zeitschrift ‚Ethnologia Europaea' sowie ermäßigte Kongreßgebühren einschließen sollen. Ethnologia Europaea funktionierte bei der Generalversammlung vorzüglich: Die Prozeduren wurden von den Wiener Kollegen jeweils ins Englische und Französische übersetzt. Als neue Kommission ist ‚Volkskunde und Massenmedien' gegründet worden. Die bereits arbeitende Kommission ‚Nahrungsforschung' wurde in die SIEF aufgenommen, angemeldet für 1997 wurde durch Klaus Roth eine ‚Kommission für interkulturelle Kommunikation'.

Bestehende andere Kommissionen gaben Berichte. Von ihnen ist besonders auf die aktive ‚Kommission für Volksdichtung' hinzuweisen, die sich der allgemeinen Liedforschung widmet (Vorsitz Stefaan Top). Zeitweise war sie das einzige ‚das von der SIEF noch existierte. Aufzuweisen hat die Kommission bisher 24 Arbeitstagungen in Europa und Nordamerika, deren Ergebnisse in ebensovielen Bänden veröffentlicht sind.

Die nächste SIEF-Tagung steht 1997 an. Es liegen Einladungen aus Rumänien vor, als deutsch-polnisch kooperativ gedachte Tagung aus der Grenzstadt Frankfurt/Oder, sowie der Vorschlag, den Kongreß an verschiedenen Orten in Belgien und den Niederlanden zu veranstalten.

Über bisherige (‚Lesbarkeit der Welt', ‚Kollektives Gedächtnis') und weitere, willkommene Themenvorschläge wird das Exekutivkomitee entscheiden.

Nach einem Empfang im Rathaus zu Beginn der Konferenz war dann ein weiterer Tag dem Besuch volkskundlicher Institutionen in und um Wien gewidmet, acht an der Zahl. Besonderer Anziehungspunkt war natürlich die 1994 abgeschlossene Neueinrichtung der Schausammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Palais Schönborn, das auch über die umfangreichste historisch-volkskundliche Bibliothek im deutschen Sprachraum verfügt. Es charakterisiert die Museumssituation allgemein, daß, gemessen an den ungemein reichhaltigen und repräsentativen Beständen der Institution die Ausstellungsfläche viel zu klein ist. Das neue, ansprechende Konzept forderte zur Diskussion heraus – es hätte durchaus einige Referate auf dem Kongreß verdient gehabt, von deren Realitätsbezug man sich an Ort und Stelle hätte überzeugen können. Den Abschluß des Tages bildete eine dreisprachig geführte Schiffsfahrt donauaufwärts, vorbei am Kahlenberg, der ja von einiger volkskundlicher Relevanz ist.

Und dann hätte der Kongreß auch beinahe noch getanzt – und zwar bei dem gelöst heiteren Abschlußabend im Österreichischen Museum für Volkskunde mit vorzüglichem Buffet und ebensolchen Getränken sowie noch vorzüglicherer Musik. Was Wunder, es spielte ja auch ein leibhaftiger promovierter Musikhistoriker mit!

Rainer Wehse

Beitrag der Museen zur regionalen Identität, Toleranz und Integration

Resümee der Jahrestagung des International Committee for Regional Museums – ICOM/ICR in Spittal an der Drau und Ljubljana vom 2. bis 8. Oktober 1994

Vom 2. bis 8. Oktober 1994 trafen sich Museumsexperten aus 17 Nationen – von Kanada bis Island und von Israel bis Polen – zum Kongreß des International Committee for Regional Museums des Internationalen Museumsverbandes ICOM in Spittal an der Drau und Ljubljana. Organisiert vom Museum für Volkskultur/Spittal an der Drau und ICOM/Slowenien stand die Konferenz unter dem Thema „Museums in Divided Societies", auch bezugnehmend auf den Kulturraum Kärnten – Slowenien – Friaul, getrennt durch drei Staats- und Sprachgrenzen, aber eng verbunden durch die geschichtlichen und kulturellen Verbindungen.

Die Auswahl der Vorträge erfaßte das weite Spektrum gesellschaftlicher Trennungen, politischer, religiöser, sozialer Schichtung, Minderheitenprobleme etc., die anhand von Beispielen aus Irland, Dänemark, Schweden, Israel, Deutschland, Österreich und Slowenien problematisiert wurden.

Nach der Eröffnung der Konferenz in Spittal an der Drau durch die Vorsitzende des International Committee for Regional Museums, *Margriet Lestraden (Holland)* und dem Einleitungsvortrag zur Museumsarbeit in Kärnten durch den Direktor des Museums für Volkskultur Spittal an der Drau, *Hartmut Prasch,* bei dem vor allem der Weg der Spezialisierung der Lokalmuseen auf thematische kulturhistorische Ressourcen des Ortes, der Region, die daraus resultierende Identifikationsmöglichkeit für die einheimische Bevölkerung und gleichzeitig die puzzleartige Zusammensetzung der Museumslandschaft für Touristen und Gäste im Mittelpunkt stand, eröffnete *Friedrich Waidacher (Österreich)* die Reihe der Hauptreferate zum Tagungsthema.

Unter dem Titel „Museum – who needs it?" führte er die Teilnehmer aus der täglichen praktischen Museumsarbeit zu theoretischen Überlegungen, Meinungen, Diskussionen, Erfahrungen zum Topos Museum, wobei er anhand von drei einleitenden Statements zur Bedeutung von „Museum" ausging. Diese drei Statements umfaßten:

– Die Verbundenheit des Museums mit der Zeitperiode, die es behandelt.

– Die Unersetzbarkeit des Museums durch andere (wenn auch ähnliche) Institutionen.

– Das Museum als Service-Institution für die Gesellschaft.

In Analyse dieser Punkte plädierte er, über alle Grenzen politischer, gesellschaftlicher, religiöser etc. Natur hinweg, für das Museum als Treffpunkt, der soziale Verbindungen knüpfen hilft und unterstützt, sowie für seine Bedeutung als Hilfe zur Selbstorientierung für Einzelne und die Gesellschaft.

Aus der unmittelbaren Erfahrung religiös-politischer Problematiken referierte *Brian Turner (Nordirland)* zum Thema „Ireland – Division and Diversity". Dabei wies er insbesondere auf die Bedeutung der Regionalmuseen als Kulminationspunkte innerhalb ihrer unmittelbaren Region hin, als Institutionen, die aufgrund ihres unparteiischen Status die Möglichkeit der Zusammenführung getrennter Gemeinschaften fördern können, sowohl im Sinne von regionaler Identität als auch im Sinne von Toleranz und Integration.

Die beiden einleitenden Hauptvorträge wurden in der Folge mit praktischen Erfahrungen aus der Museumsarbeit verdeutlicht und unterlegt.

Nomi Louv (Israel) berichtete über die Resonanz von archäologischen Wanderausstellungen des Israel Museum Jerusalem, die sich der gemeinsamen Geschichte aller politischen und religiösen Gruppen des Landes widmen und so ihren Beitrag zur Toleranz auf kulturhistorischem Fundament zu leisten versuchen, wobei den Vermittlungsstrategien im Rahmen der Ausstellungen besonderes Gewicht zufällt.

Der Problematik nationaler Minderheiten widmete sich *Jens Ole Lefèvre (Dänemark)*, anhand der deutschen Minderheit in Dänemark und der dänischen Minderheit in Deutschland im unmittelbaren Bereich der Grenzen der beiden Staaten, wobei für die hier ansässigen Museen Integration und Abgrenzung gleichermaßen von Bedeutung sind und diese Gratwanderung nicht immer leicht fällt.

Einen wesentlichen Teil der Konferenzen des ICR machen stets auch die Exkursionen zu Regional- und Lokalmuseen aus, die es vor Ort ermöglichen, sich ein Bild von Arbeitsstrategien, Präsentation und Infrastruktur zu machen. Im Zuge des Kärntner Teiles der Tagung wurden folgende Museen besucht: Museum für Volkskultur, Spittal an der Drau; Kärntner Handwerksmuseum, Baldramsdorf; Bildungskette des Nationalparks Nockberge (Almwirtschaftsmuseum, Bergwaldinformation, Naturinformation); Museum Carantana, Molzbichl; Stadtmuseum Villach; Landesmuseum für Kärnten, Klagenfurt; Agrarhistorisches Museum, Ehrental.

Im Sinne des Tagungsthemas und der grenzübergreifenden Konzeption des Kongresses fand der zweite Teil der Konferenz in Ljubljana/Republik Slowenien statt.

Nachdem der Präsident des Slowenischen ICOM-Nationalkomitees *Gregor Moder* in die slowenische Museumsarbeit und die Veränderungen der Situation in der jungen Republik eingeführt hatte, referierte *Rastko Mocnik (Slowenien)* zum Thema „The extraordinary musealic art in an extraordinary divided society" über Einsichten und Hintergrundgedanken eines nicht in der Museumsarbeit involvierten – der Referent ist Professor für Soziologie an der Universität Ljubljana – kritischen Museumsbesuchers.

Ausgehend von der Darstellung der vielschichtigsten Trennungen, die unsere Gesellschaft in allen Lebensbereichen kennzeichnen, bezeichnete er den wesentlichen Beitrag, den Museen für diese leisten können, als die Möglichkeit, für einige Zeit aus den eigenen Lebensumständen zu entfliehen. Durch die Konfrontation mit Spuren und Zeugnissen vergangener und bewältigter Krisen, Lebensumstände und Konflikte kann der Besucher die Botschaft aufnehmen, daß Engagement und Einsatz zur Bewältigung eigener Situationen nötig sind. Durch den produktiven Einsatz der „historischen Distanz" im Museum kann der Besucher lernen, an Problemlösungen der Gegenwart mit der nötigen „aktuellen Distanz" heranzugehen.

Die soziologisch-theoretischen Ausführungen wurden unterlegt durch den Beitrag von *Brigitta Bergström (Schweden),* die anhand von Beispielen aus schwedischen Museen deren Aufgabe in einer multikulturellen Gesellschaft exemplifizierte. Fragen wie: „Wie bearbeiten Museen Themen wie Immigration, Rassismus und Xenophobie?" standen dabei im Mittelpunkt der Ausführungen.

Rainer Hofmann (Deutschland) wiederum bezog seine Ausführungen auf die Darstellung von Minderheitenproblematik im Museum ebenso wie auf

die Schwierigkeiten realitätsbezogener Präsentation historischer Situationen im Museum allgemein.

Im Zentrum der Diskussionen standen die Möglichkeiten und Chancen der Regional- und Lokalmuseen, einerseits identitätsstiftend für die Bevölkerung im Umfeld der Museen zu wirken, andererseits durch die Aufarbeitung und Darstellung kulturhistorischer Fakten und Thematiken auch einen wesentlichen Beitrag zu Toleranz und Integration leisten zu können. Wenn sich gerade diese Museumskategorie, die wie keine andere unmittelbar in der Gesellschaft ihres Umfeldes involviert ist, dieser Aufgabe ganz besonders widmet, kann sie in Zukunft einen neuen, noch wesentlicheren gesellschafts- und kulturpolitischen Stellenwert erlangen.

Auch zum slowenischen Teil des Konferenzprogrammes gehörten zwei Exkursionstage, einer zu den Museen Sloweniens, der andere nach Friaul/Italien, um den regionsübergreifenden Charakter der Tagung noch zu unterstreichen. Hier konnten sich die Teilnehmer auch ein Bild davon machen, welches Interesse von seiten der Museen einer internationalen Zusammenarbeit entgegengebracht wird. Während sich die Verantwortlichen des Carnischen Museums für Volkskunde in Tolmezzo bemüht für die Konferenz engagierten, zeigten jene des Archäologischen Museums in Cividale nicht das geringste Interesse, womit sie ihre Institution in keinem guten Licht erscheinen ließen.

Der Eindruck, der von der Arbeit der slowenischen Museen gewonnen werden konnte, bestätigte die großen Anstrengungen, die in der jungen Republik in diesem Bereich kultureller Arbeit unternommen werden. Besucht wurden: Stadtmuseum Ljubljana; Tabak-Museum Ljubljana; Brauereimuseum Ljubljana; Regionalmuseum Idrija (mit Schaubergwerk Quecksilberbergbau); Regionalmuseum Piran; Salzgewinnungs-Museum Piran; Museum des Ersten Weltkriegs, Kobarid.

Die Organisation der Konferenz des International Committee for Regional Museums ICOM/ICR zwischen Alpen und Adria, über drei Staats- und Sprachgrenzen hinweg, erwies sich sicherlich als Modellfall, gerade auch für den Bereich der Museumsarbeit, da nicht nur ein hervorragendes Beispiel zum gewählten Tagungsthema geboten wurde, sondern für die Regionen zusätzlich der Ausgangspunkt für die zukünftige Intensivierung der Kooperation zwischen den Museen der drei Regionen in verschiedener Weise geschaffen werden konnte.

Hartmut Prasch

Bericht vom 27. Internationalen Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Aschaffenburg vom 4. bis 8. Oktober 1994

Das 27. Treffen des Arbeitskreises für Keramikforschung führte die bis zu 80 Teilnehmer aus sieben Ländern (Deutschland, Lettland, Niederlande, Österreich, Rumänien, Schweiz, Spanien) im unterfränkischen Aschaffenburg zusammen. Mit Unterstützung befreundeter Kollegen (K. Baeumerth, vor allem G. Ermischer, J. G. Grein, M. Marquardt) und der Leiterin der Aschaffenburger Museen (I. Jenderko-Sichelschmidt) konnte trotz einiger vorangegangener Terminschwierigkeiten ein volles Programm angeboten und erfolgreich durchgeführt werden.

Der Bericht kann meist nur schlagwortartige Hinweise geben. Nachdem die Herausgabe eines Symposiumsbandes aus den letztlich allgemein bekannten finanziellen Schwierigkeiten noch nicht gesichert erscheint, ist es sinnvoll bei Interesse mit den Autoren/Innen direkten Kontakt aufzunehmen.

Das Thema des Treffens lautete „Verzierte Waren und keramische Dekortechniken". Dementsprechend widmeten sich sehr viele Referate diesem Bereich. Mit einem stark historisch-technologisch orientierten Beitrag führte Uwe Mämpel (Lemwerder; „Manufaktur oder Industrie – Versuch einer historischen Begriffsbestimmung am Beispiel keramischer Dekortechniken"), Detailfragen souverän ausklammernd, in das Generalthema ein, wobei er vor allem auf die häufig zu punktuell und unpräzise gebrauchte Verwendung dieser Termini einging. Die folgenden Beiträge brachten zahlreiche Beispiele für die traditionellen Dekortechniken aus den Regionen: „Techniken der Oberflächengestaltung von volkstümlichen Keramikgefäßen innerhalb und außerhalb des Karpatenbogens" (Horst Klusch, Hermannstadt); „Malhorn- und Punziertechniken einer hessischen Töpferei zwischen 1950 und 1970" (Karl Baeumerth, Neu-Anspach); „Kleinigkeiten, die den Alltag verschönern: Dekortechniken an spanischer Irdenware" (Ilse Schütz, Agost/Alicante); „Dekor auf Braungeschirr" (Rudolf Weinhold, Dresden); „Die unterschiedlichen Malhorndekore der Preetzer Keramik des 18. Jahrhunderts" (Heike Heintzen, Preetz); „Die Pfeifenköpfe von der Festung Kniepaß; Malhornware aus dem unteren Saalachtal" (Helmut Adler, Lofer), „Ein Werkstattfund mit Malhornware des 17. Jahrhunderts aus Sömmerda" (Ulrich Lappe, Weimar); „Die Ikonographie der Werraware der Renaissance" (H.-G. Stephan, Göttingen).

Aus diesem Themenkreis hoben sich einige Vorträge mit zeitlich und teilweise materialbezogen abweichenden, daher in diesem Kreis noch ungewohnten Zielrichtungen deutlich ab: „Theodor Keerl (1862 – 1939): Edelglasuren, bayerische Kunstkeramik um 1920)" (Gertrud Benker, München); „Beitrag zur Sächsischen Porzellanmanufaktur Potschappel (Freithal)"

(Klaus Peter Arnold, Dresden). Den Sprung in die den meisten archäologisch-keramisch, kunsthistorisch-keramisch, volkskundlich-keramisch orientierten Teilnehmern künstlerisch-keramische Gegenwart vermittelte Bärbel Kerkhoff-Hader (Bamberg) mit „Zwischen Überlieferung und Neugestaltung: Bemalte Irdenware im Wandel", wobei der Übergang von der traditionellen Gebrauchsware, ihr Funktionsverlust und die daraus resultierenden Versuche und Entwicklungen zu künstlerischen Erzeugnissen nicht allen Beteiligten unmittelbar vermittelbar waren.

Diese Teilnehmer waren sicherlich von vorwiegend archäologisch geborgenen Materialien einer anderen Referategruppe gegenüber aufgeschlossener: „Einbeck, Negenborner Weg: Eine dendrochronologisch datierte Grauware-Töpferei aus Südniedersachsen (1150 – 1230)" (Andreas Heege, Einbeck); „Ein Töpferofen im spätmittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Töpfereibezirk der Stadt Brühl" (Ulrike Müssemeier, Bonn); „Keramik des 14. und 15. Jahrhunderts aus Dieburg" (Peter Prüssing, Dieburg, der in der glücklichen Lage war, seine reichen Funde bei der 1. Exkursion allen Teilnehmern ausführlich zeigen zu können); „Eine Irdenware – Töpferei um 1700 in Höxter" (Andreas König, Höxter); „Über eine Rettungsbergung auf dem Grundstück Erbische Straße 16/18 in Freiburg: Keramik des 13. – 18. Jahrhunderts" (Andreas Becke); „Ausgrabungen auf dem Anwesen des Steingutfabrikanten Johann Nepomuk Hussl in Hopfgarten, Nordtirol" Alexander Zanesco, Innsbruck); „Keramik des 11. und 12. Jahrhunderts aus Oberkärnten" (Harald Stadler, Innsbruck); „Ausgrabung im Stadtgraben von Innsbruck" (Thomas Tischer, Innsbruck). Vom langwährenden, häufig auf privatem Engagement beruhenden Einsatz für die einmalige Frechener Brennofen-Situation zeugten der Bericht von Jürgen Tzschoppe und die Einführung zum Thema von Antonius Jürgens (Bonn; „Zum technologischen Wandel von Frechener Töpferöfen"). – Ein Sonderthema beinhaltete das wichtige Referat von Markus Sanke „Neutronenaktivierungsanalyse von Keramik aus Pingsdorf und Brühl". Wenn auch der praktische Nachvollzug aus finanziellen und personellen Gründen nur beschränkt nachvollziehbar ist, so zeigt die hier vorgelegte apparative Methodik den sicheren Weg zur analytischen Identifizierung von den formal und makroskopisch sehr ähnlichen Objekten aus den erwähnten Produktionszentren.

Das seit dem 25. IHS in Lienz deutlich zunehmende Interesse an der Kachelforschung verstärkte sich in Aschaffenburg: „Statius von Düren, Albert von Soest und eine Töpferwerkstatt: Terrakotten, Papierreliefs und Ofenkacheln" (Edgar Ring, Lüneburg); „Ofenkacheln der Spätgotik und Renaissance von der Burg Gnandstein (Sachsen)" (Yves Hoffmann, Hainichen); „Modellöfen – Ofenmodelle: Über Funktion und Aussage südwestdeutscher Miniaturöfen am Beispiel des Modellofens aus Ettlingen" (Harald Rosmanitz, Karlsruhe); „Beitrag zur Berner Ofenkeramik" (Eva Roth Kauf-

mann, Bern); „Darstellung der biblischen Personen auf den Ofenkacheln Lettlands" (Ieva Ose, Riga).

Eine junge eigenständige Forschungsrichtung vertreten die Beiträge von Ekkehard und Inge Lippert „Spritzdekor auf Bunzlauer Ware" (Eichenau), wo detailreich die Kurzübersichten von B. Kantek (Lienz 1992 und 1993 Soest) und anderer Untersuchungen erweitert wurden, und von K. Spindler (Innsbruck), der die Möglichkeiten der Forschungen mit Katalogen und Preislisten einer großen Bunzlauer Firma aufzeigte: „Zum Produktionsprogramm der Feinsteinzeugfabrik Julius Paul & Sohn in Bunzlau".

Zwei ganztägige Exkursionen führten in gewohnter Weise in „keramikhaltige" handwerkliche traditionsreiche Töpferorte: Am Mittwoch (5.10.1994) mit ihren Museen und noch arbeitenden Werkstätten: Töpfereimuseum Urberach, Eppertshausen mit der Werkstatt K.-I. Müller und einer Führung durch Töfermeister K. Blickhahn durch die Alten Ton-Abbaugebiete, Besichtigung der auf privater Basis zusammengetragenen Schätze von G. J. Grein auf der Veste Otzberg, den umfangreichen Werkstattabfallfunden in Dieburg (G. und P. Prüssing, vorstehend). Am Freitag (7.10.1994) fuhr man über das Museum Schloß Steinheim zunächst nach dem so weithin bekannten Steinau/Marjoß mit der Besichtigung der beiden Töpfereien Ruppert/Breitenberger mit traditionellem Formen- und Dekorschatz und der Töpferei G. Ruppert. Den Abschluß bildete die ausführliche Führung durch das Spessartmuseum und besonders seiner vor kurzem neu aufgestellten Keramik der Region.

Der Bericht zum vergangenen Jahr (Werner Endres, Regensburg) konnte sich auf wichtige Dinge beschränken: der jährliche Hinweis auf den noch immer ausstehenden Symposiumsband für 1989 (Braunschweig), der erfreuliche Fortgang der Arbeiten zum Band von Soest (1993) und die Ankündigung der nächsten Symposien: 1995 in der Nordschweiz (Zürich), 1996 in Schleswig und 1997 in Obernzell zum 30jährigen Jubiläum des Arbeitskreises, der dies ohne Statuten- und e.V.-Zwänge auf rein kooperativer Basis erreichen wird.

Werner Endres

„Schönes Österreich"
Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie
Eine Projektvorstellung[1]

Die Heimatschutzbewegung – um die Jahrhundertwende als eine der vielen Reform-, Rettungs- und Schutzbewegungen des Fin de siècle (Conti 1984) entstanden – kann mit ihrem Programm, „gegen die Erscheinungen schrankenloser und rücksichtsloser Nutzung der Naturerzeugnisse und Na-

turkräfte, gegen den Mangel an wahrhafter Gestaltungsfähigkeit im Bauwesen sowie gegen die innere und äußere Verödung des Volkslebens zu wirken" (Giannoni 1922), als Wegbereiterin recht ambivalenter Entwicklungen gesehen werden: Denkmal- und Naturschutz (Hajós 1985), Orts- und Stadtbildpflege (Haas 1992), aber auch Brauchtums-, Heimat- und Volkstumsarbeit (Rumpf 1990) haben in ihr ihre, wenngleich oft vergessenen, Wurzeln. Die Heimatschutzbewegung ist eine gesamteuropäische Kulturströmung, die sich – in jeweils recht ähnlicher organisatorischer Struktur – nicht nur im wilhelminischen Deutschland (Hartung 1989) und in Österreich (Brückler 1989), sondern etwa auch in der Schweiz, in Frankreich, den Niederlanden oder Schweden etabliert hat. Eine für die weitere nationale Entwicklung relevante Bedeutung gewann sie allerdings vor allem in den deutschsprachigen Ländern unter deren spezifischen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Prämissen. Die von dem spätromantischen Komponisten Ernst Rudorff und dem Architekten Paul Schultze-Naumburg erstmals formulierte und propagierte Heimatschutzidee (Schoenichen 1954; Knaut 1991) führte hier zu jener „Praxis der Pietät und des guten Geschmackes" (Giannoni 1911), die Heimat zunächst ästhetisch definierte und schließlich zu einer Nationalisierung von Natur, Kunst, Heimat und Tradition verleitete. In seinem Bestreben, „die schlichte, wahre Schönheit der Heimat" (Giannoni 1911) zu schützen, ist dabei der Heimatschutz auch als eine Antwort auf die gravierenden Wandlungen des hereinbrechenden Industriezeitalters zu verstehen (Sieferle 1984) – eine Antwort, die den hiesigen Diskurs etwa um Natur- und Landschaftsästhetik, Heimatkunst, Dorfbild und nationale Symbolik, Volkstum und Traditions-Pflege nachhaltig bestimmt hat.

Dieser Wirkungsgeschichte der Heimatschutzbewegung in Österreich soll im vorgestellten Projekt nachgegangen werden. Das Vorhaben folgt dabei nicht nur historischen Interessen, die Thematik ist durchaus aktuell. Denn zum einen läßt die Tatsache, daß Begriff und Sache des Heimatschutzes ebenso wie die Namen seiner Protagonisten heute keinen Platz mehr im Bewußtsein der Öffentlichkeit haben (oder höchstens Assoziationen an die gleichnamige austrofaschistische politische Organisation wachrufen), auf die erfolgreiche Internalisierung seines Gedankengutes schließen, zum anderen findet sich tatsächlich sein widersprüchliches Erbe, das reformatorisch-progressive Potentiale mit einer kulturpessimistischen, von Demokratiekritik, Großstadt- und Technikfeindschaft geprägten Haltung verbindet (Klueting 1991), bis in heutige tages-(kultur-)politische Diskussionen (etwa im Rahmen populärer Architekturkritik) tradiert. So gilt es, allgemein den Einfluß der Heimatschutzbewegung auf kollektive Mentalitäten und Wahrnehmungsweisen und im Konkreten (das bevorstehende Gedenken an die Jahre 1945 und 1955 legt dies nahe) ihre Rolle bei der Wiedererrichtung der Republik (Stichwort: Kulturnation) zu behandeln – unter besonderer Be-

rücksichtigung und im Kontext einer spezifisch „österreichischen" Identitätsfindung und -erfindung und unter dem Aspekt dessen, was man „nationale Sozialisation" nennen könnte.

Daß die Entwicklung der hiesigen Heimatschutzbewegung vorrangig vom wissenschaftlichen Diskurs in der Volkskunde flankiert wurde (Schmidt 1951), gibt dem Projekt auch eine fachgeschichtliche Dimension und Bedeutung. In ihm steht auch jene Disziplin zur Diskussion, die sich zeitgleich mit dem Heimatschutz und institutionell wie auch personell mit diesem eng verbunden konstituierte und lange Zeit ihr Selbstverständnis und ihre Bedeutung aus einem nationalen kulturpolitischen Auftrag abgeleitet hat (Kretzenbacher 1983; Maier 1991). Denn die Volkskunde entstand nicht nur im unmittelbaren Umfeld der Heimatschutzbewegung, sie profilierte sich auch als Definitionsinstanz für das „Heimische" und erreichte damit eine erstaunliche Breitenwirksamkeit. Dabei wurde sie von jenen zahlreichen Volkskunde-, Volkskunst- und Heimatmuseen unterstützt, die sich zeitgleich in pädagogischer Intention und gleichsam als Materialisation des Heimatschutzgedankens etablierten (Fielhauer 1980).

Bei der bis zur Gegenwart führenden diachronen Aufarbeitung der Heimatschutzbewegung wollen die Bearbeiter drei thematische Schwerpunkte setzen. Zum einen soll die Frage nach einer nationalen Natur- und Landschaftsästhetik gestellt werden, nach einem nationalen Selbstverständnis, wie es sich bereits im Begriff der „Alpenrepublik" und selbst im Text der österreichische Bundeshymne (1947) spiegelt und auf ein weitgehendes Übereinkommen von Österreich als einem Land, in dem das Naturschöne in der Reihe der kulturellen Werte an erster Stelle rangiert, verweist. In dieser ästhetischen Praxis des Heimat- und Naturschutzes zeigt sich eine zivilisationskritische Grundstimmung (Bergmann 1970), in der angesichts eines durch die Technisierung der Landwirtschaft, durch Verkehr und Tourismus bedroht geglaubten Landschaftsbildes eine zeitlose Größe von Natur postuliert wurde. Dabei ist dieses Bezugsfeld Natur, dieser Glaube, durch einen ganzheitlichen Ansatz den gesellschaftlichen Veränderungen im Zuge der Modernisierung entgegenwirken und durch das Einschwören auf natürliche Ideale jene im Sinne biologistischen Denkens oft bemühte *Gesundung* (Hajós 1985) herbeiführen zu können, für das Österreich des 20. Jahrhunderts eine der herausragendsten Chiffren der Verständigung quer durch die unterschiedlichen weltanschaulichen Lager: Das Natürliche, Unverfälschte und Alpine boten die neuen kollektiven Symbole (Staudinger 1977), mithin Ideale, deren Bewahrung, Pflege und Förderung sich der Heimatschutz (Giannoni 1922) zur Aufgabe gemacht hatte.

Ein zweiter Schwerpunkt des Interesses gilt der kulturellen Organisation von Stadt und Dorf. Denn wie Naturschutz durch die Aktivitäten der Heimatschutzbewegung *Kulturarbeit* (Schultze-Naumburg 1917) geworden

war und das Naturschöne durch den ideologisch-weltanschaulichen Überbau den Status eines kulturellen Grundwertes erreicht hat, so gerann auch im Gefolge einer „heimatverbundene" Stile, „bodenständige" Formen und „richtiges" Maß propagierenden Ortsbildpflege und Bauberatung[2] unter dem Einfluß des Heimatschutzes die dörfliche und kleinstädtische Kultur zu einem Gesundungs-Muster der Großstadt, ja des Staates überhaupt. Dorf und Stadt – und dies ist wieder ein spezifisch volkskundlicher Zugang – wurden Richtpunkte im Koordinatennetz der Orientierung, sind Teil des nationalen Selbstverständnisses geworden. Hand in Hand damit ging die Entdeckung von Volkskultur zur Jahrhundertwende, festgemacht an bäuerlichem Baustil und an Volkskunst; auch sie entsprach einer agrarromantischen Großstadtfeindschaft (Siefele 1984), die ländliche Lebensformen zum Vorbild erhob und bäuerliche Daseinsentwürfe in urbane Sinnzusammenhänge transferierte, um so zumindest die Rasanz der Moderne abzuschwächen. Dabei waren Stadt- und Dorfbild bzw. der Heimatstil nicht eine fixierte Vergangenheit oder schlicht „Tradition" (Loos 1931), sondern Konstrukte – eine gewählte Sichtweise auf Dorf und Stadt.

Drittens ist geplant, der Organisations- und Ideengeschichte der Heimatideologie nachzugehen und ihre politische Virulenz aufzuzeigen. Bewegungen, die sich auf die „Suche nach Heimat" begeben, enden oft genug in rigidem Fundamentalismus (Bausinger 1982) und laufen Gefahr, den Spannungen einer „verwalteten Welt" unangemessen auszuweichen und eben so den großen, totalitär zurückschlagenden zivilisatorischen Zwängen, denen sie entkommen wollten, wieder zu verfallen (Lipp 1986). Dies kann exemplarisch an jenen Schul- und Schutzvereinen festgemacht werden, die, anfänglich vorrangig in Bemühungen um Landschafts- und Ortsbildpflege verankert, im Laufe ihrer Organisationsgeschichte einer stetig schärferen deutschnationalen Gangart verpflichtet waren und von deren Programm, dem vermeintlich drohenden Verlust deutscher Identität durch „Volkstumsarbeit" gegenzusteuern, die Heimatschutzbewegung in der Folge politisch-ideologisch geprägt wurde (Klemm 1970; Pauley 1972). Darüber hinaus soll die Ideengeschichte der Heimatschutzbewegung nachgezeichnet, sollen jene pseudorationalen Rechtfertigungsversuche einer vorgegebenen nationalen Überzeugung analysiert werden, die in ihrer „eigenartigen Zwischenstellung zwischen Mythos und Wissenschaft" (Topitsch 1966) einer eindeutigen Festlegung im logischen wie empirischen Rahmen sich meist erfolgreich entziehen: Subjektive Lebenstatsachen (wie etwa „Heimat") wurden zum Programm erhoben, Metaphern für imaginäres Wir-Gefühl, für einen intersubjektiven Satisfaktionsraum (wie etwa „Volkstum") zu verbindlichen Werten stilisiert (Greverus 1979). Exemplarisch bietet sich hier eine Betrachtung der in zeitlicher, intentionaler (Wolschke-Bulmann 1990) wie auch z.T. personeller (Geramb 1933) Hinsicht verwandten Jugendbewegung an (Reulecke 1991; Erb 1984), die für österreichische

Verhältnisse bisher kaum in ihrer gesellschaftspolitischen und kulturellen Bedeutung beachtet worden ist (Seewann 1971). Veranschaulicht werden soll „heimatbewegte" Attitüde aber auch durch die Biographien einiger Protagonisten der Heimatschutzidee: Mögen individuelle Lebensverläufe aus subjektiver Sicht v.a. von Zufälligkeiten geprägt erscheinen, sind sie doch stets auch von latent-ideeller Normierung geregelt und spiegeln so fundamentale Struktureigenschaften und ideologische Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung und ihres Wandels (Müller 1978). Dies vorausgesetzt, sollen die Ideologeme der Heimatschutzbewegung, bis in rezente Generationen verfolgt werden – als auch für gegenwärtige Werthaltungen gültige Prägungen.

Das skizzierte Projekt steht unter der Leitung von Univ.-Ass. Reinhard Johler (Institut für Volkskunde der Universität Wien, Hanuschgasse 3, 1010 Wien) und wird in Zusammenarbeit (Ausstellung „Heimatschutz", Herbst 1995) mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde (Dir. Klaus Beitl, OR Franz Grieshofer) durchgeführt. Für einschlägige Anregungen, Hinweise und Informationen – etwa bezüglich lokaler Vereinstätigkeiten, vorhandenen Archivmaterials (Schriftverkehr) oder bemerkenswerter Aktivisten und Persönlichkeiten der Heimatschutzbewegung – sowie für Leihgaben und Bildmaterial sind die Bearbeiter dankbar.

Reinhard Johler, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen

Anmerkungen

1 Das hier kurz vorgestellte Projekt wurde als Beitrag zu den Millenniumsfeiern 1996 (Schwerpunktprogramm „Grenzenloses Österreich") eingereicht und vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung bewilligt.

2 Die Ausstellung „Bauberatung und Heimatschutz", eine vor siebzig Jahren zur Eröffnung des Technischen Museums für Industrie und Gewerbe, Wien, eingerichtete Abteilung spiegelt in ihren Plänen, Photographien und Bauernhausmodellen die Ambivalenz und Skepsis im heimischen Umgang mit der Moderne. Die museographisch bedeutenden Bestände – didaktische Ausstellung mit Wandtafeln und Modellen – dieses in Österreich einzigartigen Ensembles konnten aus der im Winter/Frühjahr 1993 abgetragenen ständigen Schausammlung des TMW übernommen werden (Dokumentation und Bestandsaufnahme erfolgten bereits in der Vorphase des Projektes im April 1993). Sie stehen so, trotz Ausgliederung aus der geplanten neuen Schausammlung des TMW, zur wissenschaftlichen Bearbeitung und zur Präsentation in einer zusammen mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde geplanten Ausstellung zur Verfügung.

Literatur

Hermann Bausinger: Zwischen Grün und Braun. Volkstumsideologie und Heimatpflege nach dem Ersten Weltkrieg. In: Hubert Cancik (Hg.): Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik. Düsseldorf 1982, S. 215 – 229.

Klaus Bergmann: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft. Meisenheim am Glan 1970.

Theodor Brückler: Zur Geschichte der österreichischen Heimatschutzbewegung. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege XLIII/1989, S. 145 – 156.

Christoph Conti: Abschied vom Bürgertum. Alternative Bewegungen in Deutschland von 1890 bis heute. Reinbek bei Hamburg 1984.

Rainer Erb: Wandeln – Wandern – Marschieren. Die Gangarten in der deutschen Ideologie. Phil. Diss., Univ. Hamburg (1984).

Helmut Fielhauer: Das Heimatmuseum anzünden? In: Aufrisse. Zeitschrift für Politische Bildung 1, 3/1980, S. 13 – 22.

Viktor Geramb: Volkskunde und Heimatpflege. In: Grundfragen des Heimatschutzes. Hg. vom Österreichischen Heimatschutz-Verband. Wien 1933.

Karl Giannoni: Heimatschutz (= Flugschriften des Vereins zum Schutz und zur Erhaltung der Kunstdenkmäler Wiens und Niederösterreichs VI). Wien 1911.

Karl Giannoni: Die Heimatschutz-Organisation in Österreich. In: Die Südmark, 3. Jg. 1922, S. 29 – 32.

Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat. München 1979.

Hanns Haas: Städtische Dorfbilder. Vom Scheitern agrarromantischen Wunschdenkens. In: Herbert Dachs (Hg.): Das gefährdete Dorf (= Schriftenreihe des Landespressebüros Salzburg, Nr. 99). Salzburg 1992, S. 9 – 19.

Géza Hajós: Heimatschutz und Umweltschutz: Kritik an einer biologistischen Ästhetik. In: Hubert Ch. Ehalt (Hg.): Zwischen Natur und Kultur: Zur Kritik biologistischer Ansätze. Graz – Wien – Köln 1985, S. 397 – 412.

Werner Hartung: Denkmalpflege und Heimatschutz im wilhelminischen Deutschland 1900 bis 1913. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege XLIII/1989, S. 173 – 181.

Walter Klemm: 90 Jahre Schutzarbeit (= Eckart-Schriften, Heft 35). Wien 1970.

Edeltraud Klueting (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991.

Andreas Knaut: Ernst Rudorff und die Anfänge der deutschen Heimatbewegung. In: Edeltraud Klueting (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991, S. 20 – 49.

Leopold Kretzenbacher: Volkskunde als Faktor der Kulturprägung im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Internationales Kulturhistorisches Symposion Mogersdorf, Band 12. Szombathely 1983, S. 83 – 93.

Wolfgang Lipp: Heimatbewegung, Regionalismus. Pfade aus der Moderne. In: Friedhelm Neidhardt, Rainer Lepsius, Johannes Weiss (Hg.): Kultur und Gesellschaft (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27, 1986), S. 331 – 355.

Adolf Loos: Trotzdem. 1900 – 1930. Innsbruck 1931.

Stefan Maier: Volkskunde und Heimatpflege. Geschichte und Problematik eines distanzierten Verhältnisses. In: Klueting 1991, S. 344 – 370.

Wolfgang Meixner: Mythos Tirol. Zur Tiroler Ethnizitätsbildung und Heimatschutzbewegung im 19. Jahrhundert. In: Geschichte und Region 1 (1992), S. 88 – 106.

Walter Müller: Der Lebenslauf von Geburtskohorten. In: Martin Kohli (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt und Neuwied 1978, S. 54 – 77.

Bruce F. Pauley: Hahnenschwanz und Hakenkreuz. Der Steirische Heimatschutz und der österreichische Nationalsozialismus 1918 – 1934. Wien – München – Zürich 1972.

Jürgen Reulecke: Wo liegt Falado? Überlegungen zum Verhältnis von Jugendbewegung und Heimatbewegung vor dem Ersten Weltkrieg. In: Klueting 1991, S. 1 – 19.

Marianne Rumpf: Von der Altertumskunde zur Volkskunde und zum Heimatschutz. In: Dieter Harmening, Erich Wimmer (Hg.): Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag. Würzburg 1990, S. 225 – 256.

Leopold Schmidt: Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde. N.S./Bd. 2). Wien 1951.

Walther Schoenichen: Naturschutz, Heimatschutz. Ihre Begründung durch Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und ihre Vorläufer. Stuttgart 1954.

Paul Schultze-Naumburg: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen (= Kulturarbeiten 3). München 1917.

Gerhard Seewann: Österreichische Jugendbewegung 1900 bis 1938. Die Entstehung der Deutschen Jugendbewegung in Österreich-Ungarn 1900 bis 1914 und die Fortsetzung in ihrem katholischen Zweig „Bund Neuland" 1918 bis 1938. 2 Bde., Frankfurt am Main 1971.

Rolf Peter Sieferle: Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart. München 1984.

Anton Staudinger: Zur „Österreich"-Ideologie des Ständestaates. In: Ludwig Jedlicka, Rudolf Neck (Hg.): Das Juliabkommen von 1936. Vorgeschichte, Hintergründe und Folgen. Protokoll des Symposiums in Wien am 10. und 11. Juni 1976. Wien 1977, S. 198 – 240.

Ernst Topitsch: Phylogenetische und emotionale Grundlagen menschlicher Weltauffassung. In: Wilhelm E. Mühlmann, Ernst W. Müller (Hg.): Kulturanthropologie. Köln – Berlin 1966, S. 50 – 76.

Joachim Wolschke-Bulmann: Auf der Suche nach Arkadien: Zu Landschaftsidealen und Formen der Naturaneignung in der Jugendbewegung und ihrer Bedeutung für die Landespflege (= Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, Bd. 11). München 1990.

Bosnien. Zwischen Okkupation und Attentat
Die Bosniensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde

Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, August 1994 bis März 1995

Seit Monaten liefern uns die Medien täglich Greuelbilder vom Krieg im ehemaligen Jugoslawien ins Haus und rücken damit eine schicksalsträchtige Region in unser Bewußtsein, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie war: Bosnien-Herzegowina.

Ohnmächtig müssen wir dem täglichen Morden, Vergewaltigen und Vertreiben zusehen. In dieser ausweglosen Situation kann auch die Volkskun-

de/Ethnographie keine Lösungen anbieten. Sie kann aber, abgehoben von den aktuellen Ereignissen, Verständnis für die traditionelle Kultur in Bosnien-Herzegowina wecken. Das zwischen Save, Una und Drina gelegene und vom dinarischen Karstgebirge von der Adria getrennte Land war im Laufe seiner Geschichte oftmals Spielball machtpolitischer Interessenskonflikte. Im Spannungsfeld zwischen Byzanz und dem die römische Kirche repräsentierenden Ungarn (Kroatien) versuchte sich Bosnien-Herzegowina durch eine eigene „bosnische Kirche", die Bogumilensekte, zu behaupten, um im Mittelalter zu Eigenstaatlichkeit und sogar zu einem eigenen Königtum aufzusteigen, ehe es 1463 Teil des großen osmanischen Reiches wurde. Durch den Übertritt der Oberschicht zum Islam konnte die osmanische Kultur in Bosnien Fuß fassen und zur Entfaltung gelangen. Dem Westen blieb diese Kultur jedoch weitgehend verschlossen. Im Jahr 1878 trat mit der Okkupation des Landes durch die österreichisch-ungarischen Truppen plötzlich diese Welt in das Blickfeld öffentlichen Interesses, die bisher zum Orient und damit zum Reich der feindlichen Türken gezählt worden war. In den folgenden Jahren kam es aus dem Bemühen, das Land der europäischen Zivilisation zuzuführen, zu einem gewaltigen Modernisierungsprozeß in allen Bereichen des öffentlichen Lebens. Gleichzeitig versuchte man, Bosnien, dessen landschaftliche Schönheiten alle Reisenden in ehrliche Begeisterung versetzten, innerhalb der Monarchie und darüber hinaus bekannt zu machen. Auch von Seiten der Wissenschaft trachtete man, die Geschichte und Kultur des Landes zu erfassen, um dadurch die Identität der Bosnier-Herzegovcen zu stärken. Von Wien aus fanden die Anthropologie und mit ihr die Urgeschichte (Archäologie) und die Volkskunde (Ethnographie) nun ein reiches Betätigungsfeld vor. Die Kontakte und Erkenntnisse trugen aber auch zum Aufbau landeskundlicher Institutionen in Bosnien selbst bei. Vor allem für das von Michael Haberlandt und Wilhelm Hein 1894/95 gegründete Museum für österreichische Volkskunde zählte Bosnien-Herzegowina von Anbeginn an zu den Sammelgebieten. Im 2. Band der neuen Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1896) schreibt M. Haberlandt einleitend:

„Die Volkskunde des Occupationsgebietes ... fügt sich neu in den Rahmen unserer Aufgaben ein. Das südslawische Volkstum, welches sich in verschiedenen Färbungen von dem Friaulischen Gebirge bis über den Balkan erstreckt, schließt die bosnisch-herzegowinische Lebensart als eine ganz besonders charakteristische Nuance ein, die sich in der Abgeschlossenheit des Landes ungebrochen und rein bis zum heutigen Tag erhalten hat. Gerade für die bosnische Volkskunde, die im Landesmuseum zu Sarajevo für die ethnographischen Aufgaben eine so berufene Pflegestätte besitzt, wird die vergleichende Richtung unserer Arbeiten etwas Ersprießliches leisten können."

Die im Rahmen einer Lehrveranstaltung des Instituts für Volkskunde der Universität Wien erarbeitete Ausstellung will die Entdeckung Bosniens

durch die Ethnographie nachvollziehen und ihr Bemühen aufzeigen, durch das Aufsammeln von Sachzeugnissen die nationale Volkskultur vor dem Verschwinden zu bewahren, um damit die Basis für eine Weitergabe und Pflege des nationalen Erbes zu schaffen. Die nun hundertjährige Bosniensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde und ihre neuerliche Bearbeitung hat angesichts der Vernichtung unwiederbringlichen Kulturgutes durch den Krieg in Bosnien-Herzegowina mehr Bedeutung denn je gewonnen.

Franz Grieshofer

Schwert und Rose
Zur Ikonographie der Sagengestalten und epischen Traditionen Tirols

Südtiroler Landesmuseum Schloß Tirol,
30. Juli bis 15. Oktober 1994

Die Visualisierung von Erzählstoffen, die Aufbereitung mündlicher und schriftlicher Erzählkultur für eine Ausstellung ist ein schwieriges, aber gerade deshalb reizvolles Unterfangen. Das Südtiroler Landesmuseum Schloß Tirol und das Institut für europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Innsbruck versuchten sich mit der im Sommer 1994 gezeigten Sonderausstellung „Schwert und Rose" an dieser Aufgabe. Das Innsbrucker Institut für Europäische Ethnologie hatte mit dieser Form der Präsentation von Stoffen und Motiven der Volkserzählung bereits Erfahrung gesammelt. 1992 wurde unter der Leitung Prof. Leander Petzoldts von Mitarbeitern und Studierenden des Instituts eine Ausstellung mit dem Titel „Von der Wirklichkeit des Unwirklichen. Historische und gegenwärtige Aspekte der Volkserzählung in Tirol" erarbeitet und an der Universität Innsbruck gezeigt.

Der Erfolg dieses Projekts regte zu der nun entstandenen, neu konzipierten Ausstellung auf Schloß Tirol an, deren Titel und Untertitel den Rahmen des Vorgeführten umreißen sollten. Es geht in erster Linie um mittelalterliche Erzählstoffe und historische Sagen. Das Schwert steht für die Heldenepik, die gerade in Tirol so bedeutsame epische Tradition, die Rose nimmt Bezug auf den Rosengarten König Laurins, der in Dichtung und Volkserzählung gleichermaßen beheimatet ist. Sie symbolisiert die Wechselwirkung zwischen Literatur und Volkserzählung. Beide wirkten und wirken noch immer befruchtend auf die bildende Kunst. Die Ausstellung arbeitet nicht zufällig zu einem großen Teil mit Visualisierungen von Erzählstoffen in Kunstwerken im Tiroler Raum bzw. in den Werken einheimischer Künstler, von mittelalterlichen Fresken auf Südtiroler Burgen bis zu modernen künst-

lerischen Auseinandersetzungen mit Sagengestalten und -stoffen. So wurden in der Ausstellung auf der einen Seite Photographien der berühmten Iwein-Fresken auf Burg Rodeneck im Pustertal und späte Kopien verschiedener Freskenzyklen von Schloß Runkelstein bei Bozen gezeigt. Andererseits waren eine Reihe von Werken bedeutender zeitgenössischer Tiroler Künstler wie etwa Markus Vallazza, Anton Christian, Karl Plattner oder Paul Flora, um nur einige zu nennen, zu sehen. Daß in Kunstwerken zumeist eine freie Interpretation der Vorlage erfolgt, liegt in der Natur künstlerischen Schaffens. Hierin liegt sowohl ein Reiz als auch eine Gefahr für eine wissenschaftlich konzipierte Ausstellung, der man auf Schloß Tirol durch entsprechend ausführliche Exponatbeschreibungen, die den Bezug zum jeweiligen Erzählstoff bzw. gegebenenfalls zum historischen Hintergrund erläuterten – so bei den Sagen von Margarethe Maultasch, Kaiser Maximilian oder Herzog Friedl mit der leeren Tasche – begegnete. Zu dem Sagenkreis um diesen Tiroler Herzog gab es übrigens eine sehr interessante Objektivation zu sehen: einen von drei Bechern, die Friedl mit der leeren Tasche der Sage nach aus Dankbarkeit an Bauern verschenkt haben soll, die ihm bei seiner Flucht vom Konstanzer Konzil 1415 Unterschlupf gewährt hatten. Die auf Südtiroler Höfen verwahrten Becher (einer ist mittlerweile verschollen) stammen allerdings aus dem 16. Jahrhundert.

Aus der Fülle der Erzählüberlieferung wurden in der Ausstellung einzelne, für Tirol besonders bedeutsame Stoffe und Motive herausgegriffen, so Wilde Männer und Wilde Frauen, Hexen und Zauberer, Riesen und Zwerge oder die Darstellung historischer Persönlichkeiten, wie der oben genannten, in der volkstümlichen Überlieferung. Ein eigenes Kapitel galt dem Epos bzw. dem Sagenkreis von König Laurin und seinem Rosengarten, ein anderes, gemäß dem Burgenreichtum Tirols, den Burgen in Sagen bzw. den Sagen von Burgen, wobei an dieser Stelle der Ausstellungsort Schloß Tirol besondere Berücksichtigung fand. Eine Reihe von Exponaten belegte das Fortleben und Fortwirken von Erzählgestalten und -stoffen im Volksglauben und Brauchtum, aber auch im realen Leben. So wurde z.B. das Kostüm eines Wilden Mannes der Telfer Fastnacht gezeigt oder der riesenhafte Schuhleisten der „Ridnauner Riesin" Maria Faßnauer (1879 – 1917), die bereits als zehnjähriges Mädchen mit zwei Metern als größtes Schulkind der Welt galt und nach einem wohl tristen Leben als Jahrmarktsattraktion im Alter von 38 Jahren verstarb. Zwei einführende Abschnitte zur Geschichte der Erzählforschung in Tirol und zu frühen Quellen der Tiroler Volkserzählung (Landesbeschreibungen, Chroniken, Prodigienbücher, barocke Traktatliteratur und biographische Quellen) sowie ein abschließender Bereich über Visualisierungen (Holzplastiken, Ölgemälde) religiöser Erzählstoffe im Tiroler Raum – z.B. der Legende von der Hl. Kummernus, der Jakobspilgerlegende oder des Seefelder Hostienwunders – rundeten „Schwert und Rose" ab. Zur

Ausstellung erschien ein reich bebilderter Katalog mit drei längeren Beiträgen (S. de Rachewiltz, H. Stampfer, L. Petzoldt), einführenden Texten zu den einzelnen Ausstellungsbereichen und sehr informativen Exponatbeschreibungen (separat in deutscher und italienischer Sprache erhältlich).

Ingo Schneider

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 490 – 511

Literatur der Volkskunde

Dieter RÖTH, Walter KAHN (Hg.), *Märchen und Märchenforschung in Europa.* Ein Handbuch. Im Auftrage der Märchenstiftung Walter Kahn, Braunschweig, hg. von D. R. und W. K. Frankfurt am Main, Haag + Herchen, 1993, 328 Seiten.

Im Frühjahr 1988 wurde bei einer Märchentagung in Blaubeuren die Idee zu einem Handbuch über *Märchen und Märchenforschung in Europa* geboren, das nun endlich vorliegt. Man kann die Herausgeber nur beglückwünschen, daß sie trotz erheblicher Schwierigkeiten Geduld bewiesen und sich nicht in ihrem Vorhaben irritieren ließen (drei Beiträger sind mitten in der Arbeit durch den Tod abberufen worden, der Erst-Editor schied aus, einige Beiträge mußten verworfen werden, die Übersetzungen zogen sich hin, für ein Land wie Polen fand sich trotz mehrfacher Anfragen kein Autor usw.). Herausgekommen ist ein Kompendium mit Nachschlagecharakter, das in das Bücherregal eines jeden Erzählforschers wie auch gerade jener Volkskundeinstitute gehört, die sich wirklich dem Prinzip einer *europäischen* Ethnologie verpflichtet fühlen. Außerordentlich nützlich ist es auch für Laien und Märchenliebhaber, denen hier in gefälliger Form achtunggebietende Forschungsleistungen mehrerer Generationen vorgeführt werden, bei denen vor allem auch die grenzüberschreitende Zusammenarbeit und die Vernetzung der Theorien imponiert.

Die mit Bedacht ausgewählten Beiträger gehören zur Elite der europäischen Märchenforschung. Natürlich stehen sie für verschiedene Richtungen oder Schwerpunktsetzungen, dennoch halten sich alle Autoren im Großen und Ganzen an die ihnen gestellte Aufgabe: einen Überblick über die Märchenforschung, Märchensammlung und Märchenpflege ihrer jeweiligen Länder mit Hinweisen auf die entsprechende Literatur zu geben.

Wer mit der Materie einigermaßen vertraut ist, kann sich unschwer vorstellen, wie schwierig dies Desiderat im einzelnen war. Die Verfasser waren gehalten, höchst komplexe Sachverhalte und jahrhundertelange, wechselnde Traditionen, Forschungsrichtungen, Trends und Ziele auf knappstem Raum vorzuführen, ohne in den berühmten bzw. mit Recht so berüchtigten „brühwürfelartigen" Lexikon-Stil zu verfallen. Man sollte *sine ira et studio* möglichst viele Facetten, Entwicklungen und Wege aufzeigen.

Den Auftakt macht Lutz Röhrich mit einem sehr grundsätzlichen, Definitionen nicht scheuenden Kurzreferat zu *Märchen und Märchenforschung*

heute. Darauf folgt Ludwig Denecke mit fünf Seiten zum Gedanken der Völkerverständigung des Märchens, das – so Jakob Grimm – *Räume überdeckt und Zeiten überdauert,* gefolgt wiederum von Röhrich mit einer Hommage auf Max Lüthi, der ja auch gerade dem völkerverbindenden Charakter des Märchens in hohem Maße verpflichtet war. Röhrichs Beitrag ist gleichzeitig eine von bewundernder Hochachtung getragene Einführung in Lüthis vielfältiges Werk.

Der *bulgarische* Beitrag von Yordanka Kočeva ist für Westeuropäer besonders aufschlußreich, denn er führt nicht nur die erstaunlich reiche Sammlungs- und Forschungstätigkeit dieses Landes vor, sondern schildert auch detailliert die heutige Märchen-„Szene", die sich unbeschadet der wechselnden Ideologien offenbar auf ein neu erwachtes Interesse berufen kann. Aus insgesamt 38 Fußnoten mit Hinweisen auf z.T. auch deutschsprachige Primär- und Sekundärliteratur erfährt man etwas beschämt auch vom Abschluß des bulgarischen Märchentypenindex nach Aarne/Thompson, der in Deutschland immer noch auf sich warten läßt! Röhrichs darauffolgender Beitrag „Märchensammlung und Märchenforschung in Deutschland", der gleich zu Beginn auf Parallelunternehmen und auf Moser-Raths Artikel *Deutschland* in der „Enzyklopädie des Märchens" verweist (dem er verpflichtet sei), verbindet – was die akademischen Institutionen und den Forschungsstand anbelangt – hohen aktuellen Informationswert mit einem Überblick über die Geschichte, der im 10. Jahrhundert einsetzt. Neuland für viele betritt die diesbezüglich auch habilitierte Kristin Wardetzky mit ihrer geradezu spannenden Einführung in die ehemalige *DDR-Märchenforschung,* gefolgt von Dieter Röth, der als Verlags-Insider die zwei bedeutendsten deutschen Märchen-Reihen vorstellt: die „Märchen der Weltliteratur" und „Das Gesicht der Völker". Pille Kippar entfaltet daraufhin die über zweihundertjährige Tradition der *estnischen* Erzählforschung, die so markante Namen wie Hurt, Aarne, Anderson, Loorits und Viidalepp evoziert, stellt das Estnische Archiv für Folklore (ERA) in Dorpat und die derzeitige Arbeit an Registern und Ausgaben vor, sowie die Sonderentwicklung bei den Mordwinen und den Tscheremissen. Ihrem Aufsatz gibt sie eine Bibliographie von rund 30 Titeln bei. In *Finnland* stand, wie Satu Apo darlegt, die Märchenforschung lange unter dem Schatten des Kalevala, jedenfalls bis zu den einschneidenden Denkanstößen Kaarle Krohns. Apo kritisiert einen allzu sorglosen Umgang mit dem angeblich unerschöpflichen „Traditionsreservoir" der Finnen im 19. Jahrhundert und die Vernachlässigung der Erzählforschung, hebt aber gleichzeitig den internationalen Rang der historisch-geographischen Schule hervor, aus der ja schließlich der Aarne-Thompson-Index, Grundlage weltweiter Komparatistik, erwuchs. Ein Überblick über Archivbestände, die Entwicklung von Folklore Fellows Communications (FFC), neuere Editionen und Forschungsansätze wie Repertoire-

bzw. Erzählerstudien (Virataranta, Pentikäinen, Herranen), über zeitgenössische spontane und kommerzielle Performanzen sowie Hinweise auf (u.a. auch deutschsprachige) Literatur vermittelt eine erste Vorstellung von der Bedeutung der finnischen Forschung. Nicole Belmonts Beitrag *Märchenforschung in Frankreich* führt in die zunächst „paradoxe" Ausgangssituation dieses Landes ein, wo aus bestimmten, hauptsächlich durch die Aufklärung bedingten Gründen bis etwa 1870 keine einzige wissenschaftlich-kritische Märchenausgabe vorlag, bis sich schließlich Keltologen, Ethnologen, Anthropologen, Sprachwissenschaftler und Romanisten des brachliegenden Themenfeldes Volksdichtung annahmen, indem sie entsprechende Institutionen und Zeitschriften begründeten. Diese Aktivitäten sind mit den Namen Sebillot, Luzel, Cosquin, Delarue und Saintyves verbunden, auf deren Arbeiten sie ausführlich eingeht. Daß und wie wissenschaftliche Kontinuitäten der Forschung auch heute noch gewährleistet sind, erfährt der Leser am Schluß ihres Beitrages, der ebenfalls reichlich mit Literaturangaben unterfüttert ist. Ob der Kenner sich freilich Belmonts Fazit „Es existiert sozusagen ein französischer Widerstand gegen das Wunderbare" anschließen mag, bleibt sicher zu diskutieren.

Souverän skizziert daraufhin Meraklis die Situation in *Griechenland,* wo erste Forschungsanstöße gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts von Fremden (v. Hahn, Schmidt) kamen. Dort stand die Frage nach den Tradierungswegen aus dem Altertum stets im Vordergrund, und auch Megas versuchte schließlich den Brückenschlag zwischen altgriechischen Mythen und neugriechischen Märchen. Meraklis setzt in seinem Beitrag trotzdem den Akzent deutlich auf die Jetztzeit. Wenn man seinen Ausführungen glauben darf, ist aus Joannina und Athen noch einiges an Monographien, Indizes, Aufzeichnungen und kritischen Ausgaben zu erwarten, Arbeit, die sich in der Zeit der Diktatur bis 1974 ja auch gewissermaßen aufgestaut hatte. Einer der längsten Beiträge des Bandes stammt von der *Engländerin* Juliette Wood von der Universität Wales bzw. dem College in Cardiff. Wood geht ausführlich auf den englischen „Theorienüberhang" und ideologische Vereinnahmungsversuche ein, die einer zügigen, gesamtbritischen Forschungsentwicklung im Wege gestanden hätten. „England und Wales", so sagt sie, „sind – mit Ausnahme der gälischen Gebiete – eigentlich keine reichhaltigen Märchengründe", und die Sonderstellung von Cornwall, Schottland und Irland (einschließlich der Isle of Man) haben schon immer eine einheitliche Beurteilung unmöglich gemacht. Für die Gegenwart registriert sie ein starkes Revival des Märchens auf allen Ebenen und in allen Regionen. Die Triade Vico – Herder – Berchet bildet nach Bronzini, dem Verfasser des Artikels über *Italien*, den dortigen Auftakt zur Beschäftigung mit Märchen, und – ähnlich wie in Griechenland – waren es auch hier Ausländer, mit denen Sammlung wie Forschung einsetzte (Widter und Wolf,

Knust, Kähler, Schneller und Gonzenbach), bis in den 1870ern Imbriani, Bernoni und Pitrè mit den ersten Arbeiten hervortraten. *Narrativa popolare* haben es jedoch einer „idealistischen Ästhetik" wegen nie leicht gehabt, bis Croce Basile sich als Volksdichter rehabilitierte und schließlich Calvino sich von literaturwissenschaftlicher Seite her einmischte. Noch heute spielen das Nord-Süd-Gefälle und fremde (auch arabische) Einflüsse eine Rolle, sodaß Bronzini in diesem Beitrag die italienischen Märchenregionen im einzelnen vorstellt. Die düstere Prognose des 1991 abgefaßten Beitrags über *Jugoslawien* hat sich inzwischen bewahrheitet. Der Staat existiert nicht mehr und seine Archive, Bibliotheken und Museen sind teilweise so zerstört, daß an eine kontinuierliche Arbeit nicht mehr zu denken ist. Die drei Autoren Bošković-Stulli, Matičetov und Popvasileva haben sich die Überlieferungen der Slowenen, der Kroaten, Serben, Muslime und Montenegriner und schließlich der Mazedonier untereinander aufgeteilt. Sie berichten über die gesamteuropäische Vernetzung der Märchenforschung schon im 19. Jahrhundert (etwa über Vuk Karadžićs Beziehung zu den Grimms), aber auch über die Oikotypik einzelner Gebiete. Zu bemängeln ist, daß ausgerechnet dieser Beitrag auf bibliographische Angaben verzichtet. Über die Zaubermärchen der *Niederlande, Flanderns und Westfrieslands* informiert van der Koois Beitrag, der mit Recht beklagt, daß Erzählforschung heute nur in Gent, Leuven und Groningen betrieben werden kann. Für *Österreich* war der Innsbrucker Lehrstuhlinhaber für Volkskunde Petzoldt verpflichtet worden. Der Röhrich-Schüler liefert eine bravouröse *tour d'horizon* durch 190 Jahre österreichische Märchenforschung und -sammlung, an deren Anfang Jakob Grimm und an deren Ende sein eigener ISFNR-(= International Society for Folk Narrative Research)Kongreß von 1992 steht. Auch Petzoldt muß etwas monieren, nämlich das Fehlen eines zentralen Volkserzählarchivs nach dem Marburger Muster.

Über das Zaubermärchen in *Portugal* und in *Spanien* unterrichtet in zwei Beiträgen Julio Camarena aus Madrid, der derzeit an einem Katalog der spanischen Volksmärchen arbeitet. Er hebt an mit den ehrwürdigen literarischen Wurzeln des Genres und teilt alsdann die Forschung in zwei Perioden, die sich in Portugal immer wieder gegenseitig durchdrangen: die philologisch-ethnologische, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts einsetzt, und die ethnographisch-volkskundliche, die sie nach 1900 ablöste. Abgesehen von einigen unschönen Übersetzungsschnitzern und Druckfehlern („wegen seinem Fehlen ..." S. 185, einmal heißt der Autor Camarena, dann wieder Caramena und im Autorenregister Camarena-Laucirica) ist dieser Beitrag besonders für Aarne/Thompson-Interessierte aufschlußreich, weil er detaillierte Angaben zu Typen macht, die im AaTh-Index nicht registriert sind. Diese gehören Camarenas Meinung nach zu den „Merkmalen, die ein portugiesisches Repertoire definieren und es von anderen unterscheiden".

Der Kölner Romanist Taloş führt in das *rumänische* Märchen ein, dem aufgrund der späten Entwicklung der dortigen Schriftsprache eine Sonderstellung zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit zukommt. Weil ferner das Märchen von 1947 bis in die 60er Jahre als monarchistisch tabuisiert wurde, entwickelte sich eine Art „zweiter Mündlichkeit". Um so mehr erstaunt der hohe Standard der Märchenforschung in diesem Land. Einer der brisantesten Beiträge stammt von dem Leningrader Märchenforscher Isidor Levin. Betroffen spürt man den Jubel eines immens versierten Kenners und Sprachartisten, der nach Jahren der Unterdrückung nun endlich seine kritische Meinung frei äußern kann. Und er teilt ganz schön aus, bis auch dem letzten Blauäugigen klar wird, was für ein eminent politisches Thema das unschuldige Märchen sein kann, wenn man es als „Wunschdichtung der entrechteten Armen" auslegt. Levin gelingt es, das nur scheinbar Beantwortete erneut zu problematisieren: Handelt es sich bei Märchen um psychologische Universalien, inwieweit gibt es nationale Spezifik? Welchen Sinn haben Typenmonographien? Wie hat eine ideologiekritische Wissenschaftsgeschichte Rußlands auszusehen und was ist in bezug auf Märchen unter „*Rußland*" überhaupt zu verstehen? Ein Plädoyer für die komparatistische, historisch-geographische Schule verknüpft er mit der Evaluation der Leistungen Afanasjews, Schachmatows, Asadowskis, Andrejews und schließlich Propps. Auf dem Gebiet der Sammlung wurden, so erfährt man, „in Rußland, früher als in Westeuropa, die kühnsten Pläne Jakob Grimms überboten und realisiert", trotzdem sei eine „scheinbar gelehrte Beschäftigung mit Märchen ideologisch darauf ausgerichtet (gewesen), ‚zu entlarven', nicht zu pflegen, sondern zu vernichten", zudem habe bei einer „isolationistischen" Position beispielsweise die „Diffusionstheorie englischer Provenienz als imperalistisch" und die „berüchtigte These" der Polygenese als opportun gegolten, je nachdem, wie „mutationswillig" die Forschung staatlichen Doktrinen gefolgt sei. Levin, dessen ganzes Forscherleben aller Unterdrückung zum Trotz im Dienste des Märchens stand, schließt mit Bekenntnis und Appell: „Märchen als Kunst zu genießen, ist es, welche die für Menschen nötige *geistige* Affinität, quer durch Länder, Zeiten, Sprachen und Religionen bildet. Dieses Phänomen ist eurasisch, antik und man sollte es jetzt und für die Zukunft in Schutz nehmen."

Der darauf folgende Beitrag über *Schweizer Märchensammler* von Ursula Brunold-Bigler liegt „gemäß den Tendenzen der aktuellen historisch orientierten Forschung auf der Quellenkritik". Analog der Viersprachigkeit der Schweiz teilen sich ihre Ausführungen dann auch in vier Teile. Für den deutschsprachigen kommentiert sie u.a. Sutermeister, Sooder und Jegerlehner sowie Wildhabers, Lüthis und Uffers Sicht dieser Quellen, für den französischen Rossat und Surdez, Pellandini und Keller und für den rätoromanischen Decurtins, Büchli und Bundi. Über die derzeitige „Märchen-

szene" der Schweiz erführe man freilich nichts, schlösse sich nicht Katalin Horn mit drei Seiten zu diesem Themenbereich an. Die für die internationale Märchenforschung so einflußreiche *skandinavische* Schule skizziert Jan-Öjvind Swahn durch eine schon an eine Propädeutik heranreichende Studie mit 148 weiterführenden Angaben. Dem nachfolgenden *Spanien*-Beitrag von Camarena merkt man wiederum die Passion des Verfassers für Indizes an, denn er hebt einzelne Varianten hervor, die von internationalen Registern abweichen und geht länger auf Boggs ein. Satke schließt sich mit *Märchen in der Tschechei und der Slowakei* an, wobei der Verfasser mit homiletischen Traditionen beginnt und über die spezifischen Probleme interethnischer und interregionaler Forschung (Horalek, Sirovátka u.a.) zum „Nachkriegsmärchen" kommt. Weil ihn Formalia und Stileigenheiten beschäftigen, gibt er auch als einziger Beiträger eine Textprobe. Die nicht sehr elegante Übersetzung (z.B. der Superlativ von „gepfeffert", S. 272) beeinträchtigt ein wenig das Lesevergnügen an dieser ansonsten attraktiven Einführung. Der fünfundzwanzigste und letzte Beitrag über *Ungarn* war überschattet vom Tod der Verfasserin Kovács, die Endredaktion wurde in ihrem Sinne von Katalin Benedek besorgt, die ebenfalls an der zehnbändigen Ausgabe des ungarischen Märchenkatalogs mitgearbeitet hatte. Die Disposition der Erläuterungen ist dreigeteilt: *Geschichte der ungarischen Volksmärchensammlung, Forschungsgeschichte* und *Das zweite Leben der Volksmärchen.* Da sich besonders in ungarischen Materialien das „Aufeinanderwirken verschiedener Volksgruppen" niederschlägt, ist eine Gesamtschau seit jeher eine große Herausforderung gewesen, der sich, wie man hier erfährt, eine Reihe sehr bedeutender Forscher stellten.

Zum Anhang sind zwei kritische Anmerkungen zu machen: Warum folgt der Aufbau nicht genau der Reihenfolge der Aufsätze (zwischen dem neunten von Belmont und dem zehnten von Meraklis ff. ist hinten ein Bruch) und warum hat man im Zeitalter des PC auf einen *index rerum* verzichtet? Das wäre doch heutzutage wahrhaft kein allzugroßer Aufwand gewesen, und er hätte das Buch noch weit benutzerfreundlicher machen können. Trotzdem gilt das eingangs Gesagte. Der Herausgeber sollte eine bearbeitende Übersetzung ins Englische erwägen, um das Kompendium, dem im übrigen noch zwei kleinere, von der Märchenstiftung Walter Kahn herausgegebene Bände über *Volksmärchen in unserer Kultur* und *Märchenland Europa – Zaubermärchen aus 32 europäischen Ländern* (mit Primärtexten) in gleicher Aufmachung beigegeben wurden, auch international verfügbar zu machen.

Sabine Wienker-Piepho

Paul HUGGER, *Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-Tech-Performance.* Eine volkskundliche Annäherung (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Band 10). Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1993. 63 Seiten, 15 S/W-Abb., 4 Karten.

Nach seiner herausgeberischen Tätigkeit am dreibändigen, umfassend konzipierten *Handbuch der Schweizerischen Volkskultur* (1992) hat Paul Hugger nun auch eine Kurzdarstellung der Schweiz vorgelegt. Das Büchlein ist in zwei Hauptteile gegliedert. Im ersten Teil werden geographisch-regionale Aspekte und deren Verbindung zu (Land-)Wirtschaft, Sprache, Religion und politischer Geschichte und Gegenwart zusammengefaßt. Im zweiten werden kulturelle Hauptmerkmale herausgearbeitet, wobei Vereinswesen und Jahresrituale, Arbeitsethos und Mobilität, nationale Mythen und politische Bewegungen besonders hervorgehoben werden. Die Darstellung ist allgemein gehandhabt, wird aber bisweilen durch prägnante Beispiele insbesondere aus der französischen Schweiz – Huggers bevorzugtem ethnographischen Raum – spezifiziert, eine Vorliebe, die sich auch in den bibliographischen Verweisen zu jedem Themenblock zeigt.

Treu seinem Interesse an Film- und Photodokumentation hat Hugger eine Bildreportage mit 15 Photos von 1960/61 aus einem Pressearchiv beigefügt. Leider wird weder erwähnt, weshalb für eine Publikation im Jahr 1993 diese zwei Stichjahre herausgegriffen wurden, noch werden im Text selbst direkte Bezüge zu den Bildern erstellt – was die aufmerksamen LeserInnen jedoch zweifelsohne mit den meisten Bildern selbst tun können. Dennoch bleibt die Frage des zeitlichen Rahmens dieser Arbeit unklar: Manche Themen, wie z.B. Mobilität oder Einkommensdisparität, erstellen den Bezug zur Gegenwart, andere (Vereinswesen, Arbeitsethos, nationale Mythen) haben eher für die zwei Nachkriegsjahrzehnte als für die 80er und 90er Jahre Geltung. Hirtenidylle und High-Tech-Performance, die Schlüsselworte des Titels, bleiben im Text selbst fast unbetont. Während einige wenige Bemerkungen zur schweizerischen Tendenz der Hirtenmythologisierung fallen, bleiben gegenwärtige Wellen, wie z.B. die „(Wieder-)Entdeckung" der „Urmusik", unerwähnt, und der Einfluß der High-Tech-Kultur auf Alltag und Politik wird nur indirekt behandelt.

Wie Hugger verschiedentlich betont, ist die Schweiz als komplexes, pluriethnisches Gebilde schwierig zu erfassen, und man darf vielleicht in Erwägung ziehen, daß auch SchweizerVolkskundlerInnen je nach regionaler Herkunft und Mentalität eine andere „Annäherung" an ihr Land bevorzugen und andere oder zusätzliche Aspekte als charakteristisch hervorheben würden. So scheint mir die hier vorgestellte Lebenswelt schweizerischer Pluriethnizität fast künstlich auf Schweizer (und weniger auf Schweizerinnen) bezogen, insbesondere im Hervorheben der Armee als „wichtigem Schmelz-

tiegel des nationalen Zusammenrückens" (S. 32); Frauen leisten keinen obligatorischen Wehrdienst, und das „Zusammenschmelzen" mag zwar verschiedene Klassen, kaum aber Sprachgruppen betreffen. Die schweizerische Lebenswelt des 20. Jahrhunderts ist kulturell und politisch sehr stark von der Gegenwart *nichtschweizerischer* Gruppen geprägt: Arbeitsmigranten aus dem südlichen Europa (die einzig in Bildtafel 12 auftauchen), politische Flüchtlinge, zuerst aus Osteuropa und seit mehreren Jahrzehnten aus aller Welt, und Touristen, die nicht zuletzt das Ihre zur Bildung und Aufrechterhaltung der Ideologie der Hirtenidylle beigetragen haben. In einer transkulturellen Gegenwart begibt sich jegliche Ethnologie zunehmend aufs Glatteis, die Nationalkulturelles aus dem realen und medialen, multinationalen und pluriethnischen Zusammenspiel herauskristallisieren will. Daß hierzu in der europäischen Ethnologie nur wenige Leitbilder bestehen, sollte Ansporn zu neu konzipierter ethnographischer Arbeit sein.

Regina Bendix

Johanna ROLSHOVEN, Martin SCHARFE (Hg.), *Geschichtsbilder.* Ortsjubiläen in Hessen (= Beiträge zur Kulturforschung, 1). Marburg, Jonas Verlag, 1994, 126 Seiten.

„Aber es gibt einen Grad, Historie zu treiben, und eine Schätzung derselben, bei der das Leben verkümmert und entartet: ein Phänomen, welches an merkwürdigen Symptomen unserer Zeit sich zur Erfahrung zu bringen jetzt ebenso notwendig ist, als es schmerzlich sein mag." Nietzsches Verdikt über den Nachteil der Historie für das Leben gilt zweifellos auch hundertzwanzig Jahre später; und „merkwürdige Symptome" für das angeprangerte „historische Fieber" orten die Herausgeber des ersten Bandes der neuen Marburger Reihe „Beiträge zur Kulturforschung" ebenfalls zur Genüge: Heimatkunde und Heimatkunden sind in ausufernder Mode, Ortschroniken, Denkschriften und lokalhistorische Bildbände finden sich heute bereits auch für die marginalste Gemeinde auf dem Publikationsmarkt – Zeichen einer ubiquitären Tendenz zur Historisierung, für jenes „unstillbare Interesse am Vergangenen", das sich ebenso in der nicht abebbenden Hausse von Museumsgründungen, in denkmalpflegerischer Stadt- und Dorfsanierung, in romantisierend-historischen Festumzügen und selbst noch in den allwochenendlichen Flohmärkten mit ihrem breiten nostalgisch-antiquarischen Angebot manifestiert.

Auf der im angezeigten Band dokumentierten wissenschaftlichen Jahrestagung 1992 der Hessischen Vereinigung für Volkskunde wurde diesem rezenten antiquarischen Bewußtsein nachgegangen. Dabei nähern sich die

sechs Vorträge der Thematik nicht nur in theoretischer Reflexion, sondern auch aus der Perspektive kulturpolitischer Praxis. Gerd J. *Grein* etwa gibt, aus der Sicht des unmittelbar und federführend Beteiligten, einen anschaulichen und z.T. launigen Bericht über Organisation und Ablauf eines kleinstädtischen Jubiläumsfestes bzw. -jahres, der die identifikatorische Funktion solcher Festivitäten für die Gemeindebürger ebensowenig ausspart wie die oft nicht uneigennützige Rolle der kommunalen Politiker und Honoratioren. Angelika *Baeumerth* setzt sich mit der Produktion von Lokalgeschichtsschreibung aus der Perspektive der (meist freiberuflich, auf Werkvertragsbasis arbeitenden) Autoren auseinander und plädiert für eine notwendige „Professionalisierung der Lokalgeschichte". Heinz *Schilling* untersucht am Beispiel eines repräsentativen Samples einschlägiger örtlicher Jubiläumspublizistik den Gebrauchswert von Geschichte und attestiert einem Großteil dieser kommunalen Selbstdarstellungen ein Erinnerungsmuster, in dem sich ein „gnadenloses Hier- und Wir-Bewußtsein" spiegelt: Ob in der historischen Auseinandersetzung mit regionaler Arbeiterbewegung, mit Zuwanderung oder mit dem nationalsozialistischen Zeitabschnitt – die Diktion zeigt sich überwiegend, soweit bestimmte Teile der Lokalgeschichte nicht ohnehin ausgeblendet oder verdrängt sind, geprägt von einem harmonisierenden Tenor, der gleichwohl gemeindespezifische hierarchische Strukturen beharrlich fortschreibt. Wenn so in den genannten Beiträgen vor allem ein Blick auf jenen monumentalistisch-historischen „Triumphzug" geworfen wird, „der die heute Herrschenden über die dahinführt, die heute am Boden liegen" (Walter Benjamin), zielt Johanna *Rolshoven* in ihrer Beschäftigung mit den unterschiedlichen Ausprägungen des Interesses an der Hugenottengeschichte während der Zeit des Hitlerfaschismus auf eine andere Art des Effekts: Denn während auf der einen Seite die zelebrierten Jahrestage der Ansiedlungsgeschichte französischer Refugiés anno 1935 affirmativ die politischen Zukunftspläne im Rahmen nationalsozialistischer Ideologie legitimieren sollten, spiegeln die ostentativen Formen der Hinwendung zur französischen Vergangenheit der Hugenotten durch vom Faschismus bedrohte Historiker (z.B. Lucie Varga) und Schriftsteller (z.B. Heinrich Mann) jene „Utopie nach hinten", die in ihrer Verzweiflung „die Transzendenz zur Hoffnung schon in sich trägt". Diesen Aspekt des wie immer auch prospektiv Angelegten von Geschichtsarbeit unterstreicht Dieter *Kramer*, der in seinem Beitrag „das Jubiläum als Schnittstelle zwischen Geschichte und Zukunft" sieht und damit – ausgehend von dem Manko einer spurensichernden Alltagsgeschichtsforschung, die bloße Thematisierung derer, „die heute am Boden liegen", mit ihrer Emanzipation zu verwechseln droht – die Mahnung an Produzenten und Rezipienten der Historie verbindet, nicht „über dem Gestern das Morgen zu vergessen". Der Beliebigkeit retrospektiver Beschaulichkeit zu entgehen – Thema und Forderung des gesamten vorliegen-

den Bandes –, hat sicher auch zur Voraussetzung, die Eigentümlichkeiten des eigenen, privaten historischen Gedächtnisses aufzuspüren und ernst zu nehmen. In diesem Sinne schlägt Utz *Jeggle* eine Brücke von der affektbezogenen, aus biographischer Situation genährten „narzißtischen Weltsicht" zu jenem entzauberten, „entbilderten" und begrifflich strukturierten Geschichtsbild, das seine Professionalisierung und Verwissenschaftlichung mit seiner oft irreversiblen Entfernung von „nahweltlicher Tradition" erkauft. Die unterschiedliche Struktur von Privat-Geschichte mit ihrer „biegsamen Logik der inneren Bedeutsamkeit" und von kollektiver Erinnerung mit ihrer aufs Idealtypische zielenden Frage nach quellenkritischer „Richtigkeit" und der „Faktizität der Ereignisse" will *Jeggle* so aufgehoben sehen in der „Kunst des Lokalhistorikers, den schmalen Grat zwischen Einzigartigkeit einer Lokalität und absoluter Typik zu erwandern". Orts- und „Heimat"geschichte als das Missing link von individueller Intim- und gesellschaftlicher Staatsgeschichte, von empathischer Betrachtung und wissenschaftlicher Forschung, als ein Vorhaben, dem „Banalen" nachzugehen, ohne der Banalität zu verfallen? Anregungen und Denkanstöße in diese Richtung enthält der erste Band der neuen Marburger Reihe – dessen Beiträge durch Diskussionsresümees aus der Feder von Andrea *Geldmacher*, Petra *Groth* und Petra *Neumann-Winter* sowie durch ein von Johanna *Rolshoven* erstelltes Orts-, Personen- und Sachregister ergänzt werden – zweifellos.

Herbert Nikitsch

Laografia Bd. 36. Athen 1990 – 1992 (1993). 491 Seiten, 112 Abb. auf Tafeln und im Text.

Das traditionsreiche Organ der Griechischen Volkskundlichen Gesellschaft, das nun seinem 90. Geburtstag entgegengeht, hat seinen 36. Folgeband vorgelegt, der der griechischen Volkskunst und spezifisch ihrer Erforscherin Popi Zora gewidmet ist. Popi Zora ist von 1956 bis 1980 dem Griechischen Museum für Volkskunst vorgestanden und hat 1987 die „Griechische Gesellschaft für Volkskundliche Museologie" ins Leben gerufen, die 1992 ihren ersten internationalen Kongreß abgehalten hat. Dieser Widmung gemäß ist der erste Teil des Bandes der griechischen Volkskunst vorbehalten. Den Hauptbeitrag dieser Sektion liefert Frau Popi Zora selbst, einen Grundsatzartikel „Symbolistische und semiotische Annäherung an die griechische Volkskunst" (S. 1 – 77 mit 67 Abb.), wobei thematisch eingegangen wird: auf das Wasser und die Steinglyptik der Quelleneinfassungen und Brunnen, auf den „Lebensbaum" und den Blumentopf als Webmotiv, auf den Topf mit der Linde, die Vase mit den Pflanzen, den Blumentopf in kretischen Sticke-

reien, auf die menschenköpfigen Vögel, die Nereiden, den Hahn (auf Frauenschürzen), die Schlange; neben den geographischen und historischen vergleichenden Zusammenstellungen zu Morphologie und Symbolaussage wird am Ende des Artikels auch ein „semiotischer" Ansatz versucht, wobei die Bildlichkeit der Volkskunst als sinnstiftende Zeichensprache interpretiert wird, als nonverbaler Kommunikationsakt. Auf diese Abhandlung der Altmeisterin der griechischen Volkskunstforschung (nach der 1956 verstorbenen Angeliki Hatzimichali) folgt ein museologischer Beitrag von E. Papadopulu und V. Virtholomaiu zur Sammlung von musealen Gegenständen der Vereinigung der Griechischen Volkskunde, die 1954 bis 1961 von A. Hatzimichali und G. A. Megas zusammengetragen worden sind (S. 78 – 84); es folgt eine Reportage von Dim. Lukatos über die Beteiligung der „Laografia" bei der Ausstellung des „makedonischen" Buches in Luxemburg 1992 (S. 85 – 103), ein Betrag, der alle seit 1909 veröffentlichten einschlägigen Beiträge in der volkskundlichen Zeitschrift „Laografia" auflistet und kommentiert; der Bestandsaufnahme und geschichtlichen Darstellung der Volkskundlichen Sammlung der Universität Thessaloniki ist der folgende kurze Aufsatz von Chr. Hatzitaki-Kapsomenu (S. 104 – 107) gewidmet, woran sich ein Beitrag der Vorsitzenden des Volkskundlichen Museums von Thessaloniki, E. Miliatzidu-Ioannu über die Monogramme auf den traditionellen Frauenhemden im Raum Florina anschließt (S. 108 – 120, mit 10 Abb.). Sodann berichtet die Vorsitzende des Griechischen Volkskunstmuseums in der Plaka/Athen über die Rolle dieses Museums bei der Organisation volkskundlicher Museen in Griechenland (S. 121 – 128). Im Rahmen einer Würdigung der Beiträge von W. Puchner zur Griechischen Volkskunde (Laudatio von D. Lukatos und M. G. Meraklis, S. 129 – 134) folgt der Vortrag des Genannten mit dem Titel „Überlegungen zu rezenten Problemen der volkskundlichen Museen in Europa, am Beispiel Österreich" (S. 135 – 144), während D. Benekos über volkskunstartige alt- und neugriechische Dekorationselemente in griechischen Restaurants in Deutschland (S. 145 – 160, 12 Abb., deutsche Zusammenfassung) berichtet; der erste, der Volkskunst und ihren Museen gewidmete Abschnitt des Bandes wird beendet von einem Übersichtsartikel von L. Liovas zur Athener Sammlung griechischer Volksmusikinstrumente (Sammlung F. Anojanakis) (S. 161 – 171, mit 5 Abb.).

Ein zweiter Abschnitt des stattlichen Bandes ist der Volksmeteorologie gewidmet und enthält einen englischen Beitrag des irländischen klassischen Philologen P. Cronin zu „The Halcyon Days: a problem in Greek Bird-Lore" (S. 175 – 200); der alt-neugriechische Beitrag ist vom Editor des Bandes, Dim. Lukatos, ausführlich kommentiert und mit einer griechischen Zusammenfassung versehen. Es folgt ein thematischer Abschnitt „Mélanges" und „Folklorica contemporanea", der kürzere Artikel von St. Imellos zu N. Politis und den Erntegeräten in Griechenland enthält (S. 203 – 206), 60

kretische Spruchweisheiten von Dim. Lukatos (S. 207 – 213), eine Beschreibung (mit 5 Skizzen) der alten Pulvermühlen von Dimitsana von I. Ch. Bitunis (S. 214 – 221), Überlegungen zum Fußballspiel in Griechenland von Konst. Chimarras, zwischen adoleszentem Freiheitswunsch und rezentem Professionalismus (S. 222 – 229). Es folgt eine kleine Zeitungsausschnittsammlung von Dim. Lukatos zu verschiedenen Themen der Gegenwartsvolkskunde (S. 230 – 246) sowie ein Artikel über den „Bergtee" (Sideritis) in Griechenland, der aus der Diätologie zu verschwinden droht, von L. Sotiropulos (S. 247 – 252).

Den nächsten Abschnitt bilden die Buchkritiken (S. 253 – 339), der insgesamt 22 z.T. sehr ausführliche Rezensionen enthält, u.a. die Zeitschriften *Narodna Umjetnost, Bulgarski Folklor, Néprajzi Értesitö, Ethnologie Française, Jahrbuch für Volksliedforschung, Fabula, Foklore,* die Monographie von J. Cowen, *Dance and Body Politics in Northern Greece.* Princeton 1990, H. Gerndt (ed.), *Fach und Begriff „Volkskunde" in der Diskussion.* Darmstadt 1988, M. Scharfe (ed.), *Brauchforschung.* Darmstadt 1991, den *Dictionary of American Proverbs.* Oxford U.P. 1992, den dritten Band der „Griechischen Volkskunde" von M. G. Meraklis (1992), die Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde u.a. Es folgt eine überaus nützliche volkskundliche Bibliographie 1990 bis 1992, kommentiert von Dim. Lukatos (S. 341 – 429), deren Wert erst dann richtig einzuschätzen ist, wenn man weiß, daß die Bibliographie des Forschungszentrums für Griechische Volkskunde der Akademie Athen zur Zeit beim Jahr 1986 endet. Es folgen noch Nekrologien (S. 431 – 447), Aktivitäten und Geschäftsabschlüsse des Vereins 1990 bis 1992 (S. 449 – 471) und die Liste der Vereinsmitglieder (S. 473 ff.).

Walter Puchner

Narodna Umjetnost. Bd. 29 und 30. Zagreb, Institut za etnologiju i folkloristiku 1992 und 1993. 399 Seiten, 18 Abb. auf Taf., 3 Karten.

In schwieriger Zeit setzt das Zagreber Volkskunde-Institut seine wissenschaftliche Tätigkeit unvermindert fort. Band 30 ist als Festschrift zum 70. Geburtstag von Maja Bošković-Stulli konzipiert und mit internationaler Beteiligung ausschließlich in den europäischen Hauptsprachen abgefaßt. Die Beiträge zu Band 29 sind wie immer mit englischen Zusammenfassungen versehen sowie mit einschlägiger Bibliographie.

Band 29 beginnt mit einem Abschnitt „Kroatien 1991 – 1992", Interviews mit Flüchtlingen aus dem belagerten Vukovar (S. 13 – 23), Zeichen der programmatischen Ausrichtung des Instituts, sich auch mit absolut rezentem

Zeitgeschehen auseinanderzusetzen, eben auch dem Kriegsgeschehen. Dasselbe Ziel verfolgt auch der erste wissenschaftliche Beitrag des Bandes von D. Rihtman-Auguštin „Über die Konstruktion von Tradition heutzutage: Rituale, Symbole und Konnotationen der Zeit" (S. 25 – 43), der sich mit dem Wandel der öffentlichen und politischen Symbole im Zeitraum 1990 bis 1991, also dem Übergang in eine postkommunistische Phase, auseinandersetzt; dieser Wandel wird von einer Generation, die im Tito-System großgeworden ist, sehr bewußt erfahren, und erlaubt Einsichten in den Prozeß der Konstruktion von Geschichte überhaupt, in die Selektionsmechanismen von Tradition und die Kontrolle von Zeit. Das Kriegsgeschehen als Hintergrund haben auch die folgenden drei Arbeiten von L. Čale-Feldman, R. Senjković und I. Prica, zusammengefaßt unter dem Titel: „Poetik der Resistance" (S. 45 – 105), wobei der erste Beitrag über die Theatralität politischer Rituale besonders interessant ist, insofern als hier auch die neueste kulturanthropologische, semiotische und theaterwissenschaftliche Literatur eingearbeitet ist (D. Handelman, I. Lozica, M. De Marinis, R. Schechner, V. Turner usw.). Eingangs wird die Frage erörtert, ob sich die kroatische Volkskunde bewußt für eine nationalkroatische Ideologie einsetzen oder objektiv beobachtend bleiben soll: die drei Autoren entscheiden sich für den zweiten Weg. Čale-Feldman nimmt die öffentlichen Antikriegs-Rituale zum Anlaß, um die Theatralität öffentlicher „Darstellungen" („social drama" in Turners Terminologie) zu erörtern; Senjković geht der Fusion von traditionellen und innovativen Nationalsymbolen in visuellen Ausdrucksmedien (Graffiti, Posters, Postkarten, Straßenzeichnungen, Zeitungsabbildungen, Plakaten usw.) vor dem Kriegshintergrund nach (mit 18 z.T. sehr interessanten Abbildungen) und hebt die Polysemie der Zeichen hervor, da Bedeutungen sich im aktuellen Zeitkontext sehr rasch ändern können (Abb. 15 vom Hakenkreuz zu S.O.S.); und Prica endlich beschäftigt sich mit dem vehementen Wandel sozialer Leitwerte, die sich in der Kriegszeit desintegrieren und in neue Bedeutungssysteme reintegrieren. In dieser „Kriegsethnographie" ist zu zeigen, wie scheinbar unbedeutende Dinge schnell zu Symbolen werden können (durch die Destabilisierung des alltäglichen Denotationssystems fluktuieren die Konnotationen stärker als sonst). Mit dem belagerten Vukovar setzt sich auch der folgende Beitrag von Nives Ritig-Beljak auseinander, „Kriegsmahlzeit" (S. 107 – 118), wo erste Ergebnisse eines Abfragungsprojektes von Flüchtlingen aus Vukovar bezüglich der Überlebensstrategien und der Essensgewohnheiten der bombardierten Bevölkerung im Jahr 1991 ausgebreitet werden; die Population ging großteils völlig unvorbereitet in den Kriegswinter, weil keinerlei Erfahrung im Krisenverhalten (im Zweiten Weltkrieg war die Stadt von Bombardierungen verschont geblieben) vorhanden war.

Ist der erste Teil des Bandes kriegsbedingten Phänomenen gewidmet, so besteht der zweite Teil aus Studien über vom Krieg besonders hart getroffene

Regionen. Allen voran Dubrovnik: T. Perić-Polonijo berichtet über orale Poesie in Dubrovnik (S. 121 – 153), wobei die Zwischenstellung dieser Region zwischen dinarischen Einflüssen des Hinterlandes und den mediterran-italienischen Einflüssen, die die dalmatinische Adria-Küste prägen, hervorgehoben wird, gestützt auf das vom Institut im Zeitraum der 50er Jahre aufgenommene Material; Z. Dukat handelt über die mündlichen epischen Gedichte im Raum Dubrovnik (S. 155 – 167), die gewöhnlich von Frauen gesungen werden und daher weniger heroischen als balladesken Charakter aufweisen; so herrschen thematisch der Topos der „denudatio pectorum" in den erotischen Gedichten vor, das Motiv der Bestrafung der untreuen Frau (Schwester) usw.; stilistisch sind Italianismen zu beobachten, dekorative Epitheta, Formeln usw.; L. Čale-Feldman geht auf die „Performativen Aspekte der Folklore in der Region Dubrovnik" ein (S. 169 – 184), wobei das Zur-Schau-Stellen des Erzählten durch Körpersprache zu den besonderen Kennzeichen der Region zu zählen scheint; neben diesen Ein-Personen-Vorstellungen gibt es komplexere theatralische Bräuche in Alltags-Ritualen und den Jahreslauf-Zeremoniellen (Hochzeiten und Karnevalsprozessionen zählen zu den komplexesten diesbezüglichen Phänomenen); die Sammlungen richten ihr Augenmerk meist auf leicht als theatralisch erkennbare Bräuche, so daß auch diese am besten zu dokumentieren sind.

Mit der Region Banija im Südosten von Zentralkroatien (die 40% Kroaten der Region sind heute ausgesiedelt) setzen sich die folgenden Beiträge auseinander: von A. Muraj über „Symbolische Konnotationen von Jahreslaufbräuchen in Banija" (S. 185 – 218), wo aufgrund von Feldforschungsmaterial aus den Jahren 1953 – 1960 (hauptsächlich vom herausragenden Brauchforscher Nikola Bonifačić-Rožin eingebracht) vor allem der Karneval zur Sprache kommt, Endwinter-Bräuche, Ostern und Frühlingsriten, der hl. Georgs-Tag (Jurjevo), Christi Himmelfahrt (Spasovo), Mittsommerwende und Johannistag (Ivanje), Čarojiče-Mittwinterverkleidungen (bei den Serben) und Weihnachten, untersucht auf mythisch-magische Dimensionen hin; von Jambrešić über „Ethnonymische Analyse in den Banija-Handschriftensammlungen des kroatischen Instituts für Folklore und Ethnologie" (S. 219 – 252) – das Material entstammt ebenfalls den 50er und 60er Jahren, es lassen sich drei Ebenen der ethnischen Bezeichnungen für andere Volksgruppen feststellen: offiziell-ideologische, „alternative" und Ersatztypen, die etwa in Spitznamen zum Tragen kommen (aus dem Netz dieser Gruppenbezeichnungen resultiert unter anderem auch die Gruppenidentität, mit solchen Benennungen werden unbewußt Emotionen freigesetzt, [Vor-]Urteile ausgesprochen usw.); über „Ökonymie im Dorf Dvor na Una in Banija" berichtet P. Šimunović (S. 253 – 274, mit drei Übersichtskarten).

Es folgt die Region von Ilok, wo J. Grbić über Volksbräuche und Volksglauben berichtet (S. 275 – 295) (Brauch als Identitätsfaktor, besonders bei

Bräuchen des Winterabschnitts), dann Slavonien, wo N. Ceribašić die traditionelle Musik untersucht, und zwar wie sie durch die Konzepte der Folkloresammlungen und Musikforschung erfaßt sind (S. 297 – 322). Der letzte Beitrag „Moralizing on a Heavenly and Earthely Home" von D. Zečević (S. 323 – 330) arbeitet nationale und religiöse Identifikationsvorstellungen in einem religiösen Erbauungsbuch („Put nebesi" von Antun Josip Knezović) aus dem 18. Jahrhundert heraus. Den Band beschließt der Abschnitt mit den Rezensionen, insgesamt 38 z.T. ausführliche Besprechungen, die wie immer den erstaunlichen Erfassungs- und Informationsradius der Institutsmitarbeiter dokumentieren, sowie der erschütternde Aufruf an die internationale Fachwelt vom 6.11.1991.

Der Festschrift-Band für Frau Bošković-Stulli hebt mit einer Grußbotschaft an die Geehrte von Liljana Marks und Ivan Lozica an („A Letter to Maja Bošković-Stulli, S. 11 – 20). Der Reigen der Festschrift-Beiträge, die vorwiegend der Erzählforschung gewidmet sind, beginnt mit Rudolf Schenda, „Lesen und Erzählen in der Abendstube" (S. 21 – 38), der sich wiederum mit dem Zwischenbereich zwischen Oralität und Schriftlichkeit beschäftigt und das Anliegen vorbringt, „daß wir neue Quellenbereiche mitbedenken müssen, und daß es sinnvoll ist, bei dieser Diskussion historisch und europäisch zu argumentieren; weiterhin, daß wir historische Textbelege nicht immer für bare Münze nehmen dürfen, sondern in ihrem jeweils gemeinten Sinnzusammenhang interpretieren müssen; dritte Absicht ist, noch einmal zu demonstrieren, daß Kommunikationsprozesse auch in früheren Jahrhunderten schon multimedial gewesen sind: das Erzählen bei Abendversammlungen läßt sich kaum ohne andere kommunikative Phänomene (Lesestoffe, Kolportagehandel, erzählende Wanderarbeiter, Dorfklatsch, Schulunterricht, Sonntagspredigt) betrachten" (S. 21). Jeder einzelne Artikel ist mit einem Abstract am Anfang versehen, Fußnoten und einer kroatischen Zusammenfassung am Ende.

Hermann Bausinger beschäftigt sich mit „Computergeschichten" (S. 39 – 45), Witzen, Karikaturen und dramatischen Historien über „Programmabsturz", der auch seine eigenen Ausführungen mitten in einem Satz beendet. Es folgt Ines Köhler-Zülch: „Die Hexenkarriere eines Berges: Brocken alias Blocksberg. Ein Beitrag zur Sagen-, Hexen- und Reiseliteratur" (S. 47 – 81), die die Geschichte um den Hexentanzplatz auf dem Brockenplateau vom Mittelalter über Goethes „Faust" bis hin zu den „Harzführern" der Gegenwart quellenreich nachzeichnet. Hierauf behandelt Giovanni Battista Bronzini das Thema „L'andar novellando: da *Novellino* al *Decameron*" (S. 81 – 102) über die Entwicklung der italienischen Novellensammlungen vom Mittelalter zur Renaissance. Der Beitrag von Hans-Jörg Uther beschäftigt sich mit „Johann Jacob Bräuners ‚Curiositäten' als Vorlage der ‚Deutschen Sagen' der Brüder Grimm II. Zum Bedeutungswandel von

Geschichten durch Nacherzählen" (S. 103 – 132), eine akribisch philologische Studie zu einem der literarischen Quellenbereiche der Gebrüder Grimm; der systematische Vergleich ergibt, „daß die Brüder in ihren Angaben zu den einzelnen Texten zum Teil eine Quellenvielfalt vorspiegeln, die auf zufälligen Angaben der von ihnen benutzten Werke beruht, nicht durch Exzerpieren gewonnen wurde und manchmal auch aus nicht einsehbaren Gründen gänzlich unterblieb ..." (S. 127); ein ausführliches Literaturverzeichnis beschließt die nachweisreiche Arbeit.

Mit „Geschlechtswechsel (Aarne-Thompson 514)" beschäftigt sich Krzysztof Wroclawski (S. 133 – 145), ein Märchentypus, der in Nord- und Südosteuropa häufig anzutreffen ist, wobei hier in der Interpretation bis zur mythologischen Androgynie ausgeholt und tiefenpsychologisch bis zum unbewußten Geschlechtertausch hinabgestiegen wird. Liljana Marks berichtet über den Schwank „Wie ein Soldat eine Greisin betrog oder die Geschichte über die Kieselsteinsuppe (Aarne-Thompson 1548)" (S. 147 – 155) und untersucht Quellen, Geschichte und Verbreitung des Motivs. Marija Stanonik behandelt „Possibilities of psychological interpretations of the literary folklor" (S. 157 – 165), insbesondere den Einfluß der Jung-Schule auf die Märcheninterpretation, Dagmar Burkhart betitelt ihren Beitrag „Erzählter Raum – Erinnerungsraum" (S. 167 – 182), der im zweiten Teil eine Analyse von Ivo Andrićs Roman „Die Brücke über die Drina" enthält. Lada Čale-Feldman analysiert die Theaterbearbeitung der Erzählung „Šingola-Mingola: From Recitation to Theatre" (S. 183 – 199), eine Zagreber Puppentheateraufführung zum Ausgangspunkt nehmend für eine weitreichende Diskussion zum Wesen des Theatralischen. Zorica Rajkovic behandelt „Memorials at places of death: examples from oral tradition" (S. 201 – 213), toponymische Überlieferungen „of marking the place of sudden death" (S. 201). Divna Zecevic beschäftigt sich mit dem Thema „Predigtbelehrungen aus dem 18. Jahrhundert und das Alltagsleben. Frau, Ehe, Abtreibung" (S. 215 – 228), den z.B. erstaunlich naturalistischen Einzelheiten, mit denen die barocken Volkspredigten von Stefan Zagrabeć (1688 – 1742) Themen der Sexualität und die Stellung der Frau in der Familie behandelt.

Wissenschaftsgeschichtlich und ideologiekritisch ist der Beitrag von Ingeborg Weber-Kellermann ausgerichtet: „Überlieferungsgüter als ‚Texte' der gesellschaftlichen Kommunikation": „Die Autorin betrachtet die Volkskunde als Dialog zwischen dem Volksleben selbst und seinen intellektuellen Beobachtern" (S. 229). Oldřich Sirovátka greift das einst vieldiskutierte Thema des Folklorismus auf: „Wege zur Erforschung des Folklorismus. Der Folklorismus als Thema der Volkskunde" (S. 249 – 256), Ina-Maria Greverus das Thema „News and truth: Folk and folkloristic repression of truth in news" (S. 257 – 267). Rezenter Kulturforschung ist auch der folgende Artikel gewidmet: Linda Dégh, „Rituals of dissent: a participant observer's

musing at the funeral of Imre Nagy" (S. 269 – 278). Mit Gefallenen-Anzeigen in Zeitungen aus dem rezenten Kriegsgeschehen setzt sich der Beitrag von Dunja Rihtman-Auguštin auseinander: „„We were proud to live with You, and now immensily sad to have lost You'. A chronicle of the war through newspaper death notices" (S. 279 – 302), die oft ganze Biographien *in nuce* darstellen und Mentalitätsstrukturen freilegen, die der Oralität nahestehen (das Thema der Todesanzeigen hat die Autorin schon mehrfach beschäftigt). Tanja Peric-Polonijo beschäftigt sich mit „The functions of oral lyrical poems. A contribution to the classification" (S. 303 – 325), Zmaga Kumer berichtet „Zu einigen Flußnamen im slowenischen Erzähllied" (S. 327 – 332), Hermann Strobach zu „Konfliktsituation und Balladenstruktur" (S. 333 – 342), wobei anhand von vier deutschen Zeitungs- und Flugblattballaden auch das völlige Fehlen von dramatischen Konflikten nachgewiesen werden kann. Die Umkehrung und Kontrapunktierung des Heldenideals durch das Lächerliche in den russischen Bylinenliedern beschäftigt Boris N. Putilov in seinem Beitrag „Parody in Russian Epos" (S. 343 – 356). Der heroischen Dichtung ist auch die folgende Studie verpflichtet, die eine Variante des Liedes von Konstreš Harambaša zum Thema hat, das 1962 mit *gusla*-Begleitung in der kroatischen Herzegowina im Dorf Posušje zum Vortrag kam, von Zdeslav Dukat „The Song of Konstreš Harambaša as recorded in Tomičić's collection of Croatian epic folk songs from Herzegowina and Dalmatia" (S. 357 – 370). Ebenfalls mit dem Heldenlied beschäftigt sich auch der folgende Beitrag von Heda Jason, „A model for the Surface Level of Narration of the Theme ‚Combat' in South Slavic Epic Songs" (S. 371 – 388), eine morphologisch-strukturalistische Studie mit einer Reihe von Motiv-Tabellierungen.

Den stattlichen Festschrift-Band beschließt eine Biographie und Werksbibliographie der bedeutenden kroatischen Erzählforscherin und Volkskundlerin (S. 389 – 424). Die Publikationsliste ist chronologisch geordnet, zusammengestellt von den Editoren, und aufgegliedert in Monographien (bisher 18), „Papiers, studies, articles", Kongreßabstrakte, Zeitungsartikel sowie „Criticism, reviews, surveys" und „reports". Es folgt noch eine Zusammenstellung der Rezensionen über die Bücher der Jubilarin sowie Bibliographien und Artikel über ihre Forscherpersönlichkeit; letztendlich noch eine Zusammenstellung des von ihr für das Zagreber Institut aufgenommenen Folklore-Materials (allein 34 Bände, 59 Magnetophonbänder usw.). Die Gründlichkeit der Dokumentation der Forschungstätigkeit der Geehrten ist geradezu vorbildlich. Man kann sie nur jedem durch eine Festschrift Geehrten wünschen. Das Zagreber Volkskunde-Institut ist zu diesem Festschrift-Band zu beglückwünschen und der Geehrten sind noch χρόνια πολλά in ungebrochener Schaffenstätigkeit zu wünschen.

Walter Puchner

Επετηρίς τον Κέντρου Ερεύνης της Ελληνικής Λαογραφίας. *Annaire du Centre de Recherches du Folklore Hellénique.* Bd. XXVI – XXVII (1981 – 1986, Athen 1990 [erschienen 1993]). 758 Seiten, zahlreiche Tabellen, 20 Übersichtskarten, 10 Abb. auf Tafeln und im Text.

Das Forschungszentrum für Griechische Volkskunde der Akademie Athen hat, nach langjährigem Schweigen, den Folgeband 26/27 vorgelegt, der die längst vergangenen Jahre 1981 bis 1986 decken soll. „Epiteris" heißt eigentlich „Jahrbuch", und als solches ist das „Jahrbuch des Volkskunde-Archivs", wie es früher hieß, seit 1939 bis 1968 unter Georgios Megas und Stefanos Imellos, auch geführt worden. In der Folge, unter dem etwas pompöseren Titel „Jahrbuch des Forschungszentrums für Griechische Laographie", haben die Einzelbände jeweils zwei Jahre umfaßt. Bd. 25, 1984 erschienen, deckte dann schon vier Jahrgänge (1977 – 1980), der vorliegende Doppelband gleich sechs Jahre. Dabei beinhalten diese Bände die so dringend nötige Volkskundliche Bibliographie Griechenlands, die bis zum Erscheinen des vorliegenden Bandes bei dem Jahr 1976 stehengeblieben ist. Zwar hat die „Laografia" (das Organ der Griechischen Volkskundlichen Gesellschaft) in ihren letzten Bänden eine bibliographische Sektion eingeführt, doch kann diese nicht die systematische Bibliographie des Akademieinstituts mit seinem Mitarbeiterstab von an die 190 Redaktoren ersetzen. An dem vorliegenden Band haben sich allerdings nur ganz wenige Mitarbeiter beteiligt.

Der voluminöse Band startet mit dem ersten Teil einer umfangreichen Monographie der derzeitigen Leiterin des Instituts, Anna Papamichail-Kutrumba, die bisher vor allem durch ihre Dissertation „Birth and plant symbolism. Symbolic and magical uses of plants in connection with birth in modern Greece", Athens 1975, hervorgetreten ist, mit dem Titel „Das Kreuz in verschiedenen Sektoren des gebräuchlichen Rechts in Griechenland" (S. 3 – 214). Die Verfasserin hat zur Kreuzform in der Architektur schon eine Monographie vorgelegt („Kunst und Leben. Die Abbildungen auf den Gebäuden von Symi. Kreuzform oder kreuzähnliche Formen". Bd. 1, Athen 1980 – 1981, S. 464 auf griechisch), auf die auch immer wieder verwiesen wird. Hier wird der erste Teil der Monographie veröffentlicht; ein zweiter Teil soll die Heiratsverträge umfassen sowie das Schuldrecht u.a. Die aufwendige Studie (mit tabellarisch aufgelisteten Materialangaben und einer Reihe von Verbreitungskarten) folgt jedoch einer wenig übersichtlichen Gliederung. Sie wendet sich zuerst der Geschichte der *adoptio in fratrem* zu (S. 5 ff.), die allerdings ausschließlich mit Michailidis-Nuaros' materialreichem Artikel von 1972 (bzw. 1956) bestritten wird. Es folgen systematische Angaben zur Namensform der Verbrüderten bzw. Verschwesterten und ihren Verwandten (meist „stavradelphia", „Kreuz-Brüder" genannt), in denen das

„Kreuz" eine fast ausschließliche Rolle spielt (S. 9 ff.). Der Wert der Studie besteht vor allem in den zahlreichen und ausführlichen Zitaten aus unveröffentlichtem Quellenmaterial (allerdings ausschließlich aus Sammelhandschriften des Zentrums). Es folgt ein etwas unklarer Kurzabschnitt zur „Pragmatischen, semiotischen und noetischen Anwesenheit des Kreuzes in dieser Institution" (S. 15 f.), wo seltsamerweise Lazarus-Bräuche mit Kreuzbegrabung ins Spiel gebracht werden (dazu noch in der Folge). Systematisch und wertvoll sind die detaillierten Angaben zu den Brauchträgern (S. 16 ff.), die die Anzahl der Ausführenden betreffen, die primitive Form der Blutmischung oder die kirchliche Benediktion (mit und ohne Priester, mit Gürtung, Ikone, Evangelium usw.), auch bewaffnete Formen, Mischtypen usw. Im Kapitel zum Datum der Brauchhandlungen (S. 36 ff.) setzen jedoch die Mißverständnisse ein: Aufgrund von Angaben aus der Provinz Elasson in Nordthessalien, wo sich die „Lazarus-Mädchen" „Schwestern" und auch „Kreuz-Schwestern" nennen, wird der gesamte Komplex des Lazarus-Brauchtums, in dem in elaborierten Formen eine charakteristische Gruppenbildung der Mädchen auftritt, der Institution der Wahlverschwesterung zugerechnet. Dasselbe gilt für die Hochzeits-Orakelbräuche am Samstag der Hl. Theodore (vgl. W. Puchner, Zum Nachleben des Rosalienfestes auf der Balkanhalbinsel. *Südost-Forschungen* 46, 1987, S. 197 – 278, bes. S. 248 ff.). Die tatsächlichen Termine sind der *psychosabbato* der ersten Quadragesima-Woche, das *Agape*-Fest am Ostersonntag, der Hl. Georgstag und die Hochzeitszeremonie.

Dieses Mißverständnis wird im nächsten, dem umfangreichsten und letzten Kapitel der Monographie, „Analyse der Zeremonie", breit ausgestaltet, denn zuerst wird hauptsächlich unveröffentlichtes Material zu den Theodoroi-Bräuchen zusammengestellt (S. 40 – 59), Weizen-Mantik, *kollyba,* Fasten, dann zu den Lazarus-, Palmsonntags- und Karwochenbräuchen (S. 59 – 75), wo das Kreuz in den Umzügen tatsächlich eine Rolle spielt, doch zwischen den temporär von der Gemeinschaft sich absondernden Mädchengruppen und der Institution der „Wahlschwesterschaft" kein direkter oder auch abfragbarer Zusammenhang besteht. Die theoretische Basis dieser Zusammenstellung wird in einer zusammenfassenden Diskussion gegen Ende der Arbeit klar: Beide Institutionen sollen in fernerer Vergangenheit auf Initiationsriten zurückgegangen sein (die von älterer Volkskunde vielfach als Grundlage für eine Vielfalt von Jugendbräuchen beansprucht worden sind), in den Angaben aus Nordthessalien sei noch der ursprüngliche Zusammenhang zwischen der strenggeregelten Mädchengruppe und den „Wahlschwestern" gegeben.

Hier wird freilich übergangen, daß der Ausdruck „Bruder bzw. Schwester", „Kreuzbruder", „Verbrüderter" *(adelfochtos),* im alltäglichen Sprachgebrauch einfach eine Freundesbezeichnung darstellen kann. Außerdem

müßte dann die gleiche „Logik", noch in verstärktem Maße, auf die „burschenbündischen" Winterumzüge zutreffen, wo ebenfalls ein „Thiasos" mit strenger Regelbindung (manchmal sogar mit priesterlicher Vereidigung) gebildet wird, den ältere Forschung ebenfalls mit Initiationsriten von Jugendlichen in Verbindung gebracht hat. Hier ist von „Brüdern" oder „Kreuz-Brüdern" nicht die Rede, sondern die Onomatologie geht gänzlich andere Wege (vgl. W. Puchner, die „Rogatsiengesellschaft". Theriomorphe Maskierung und adoleszenter Umzugsbrauch in den Kontinentalzonen des Südbalkanraumes. *Südost-Forschungen* 36, 1977, S. 109 – 158). Der Ausdruck „Schwester" wäre schon eher mit der Tatsache in Zusammenhang zu bringen, daß Lazarus nur Schwestern hatte (so wird manchmal für die ausschließliche Mädchenbeteiligung an dem Umzugsbrauch argumentiert, vgl. W. Puchner, Lazarusbrauch in Südosteuropa. Proben und Überblick. *ÖZV* 80, 1978, S. 17 – 40). Auf den „Lazarus-Burschen" und die strenge Vierer-Gruppierung wird nicht eingegangen (vgl. W. Puchner, Spuren frauenbündischer Organisationsformen im neugriechischen Jahreslaufbrauchtum. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 72, 1976, S. 146 – 170), wie überhaupt die „wenigen Beispiele" (S. 59) zum Lazarusbrauch keinen Überblick über den komplexen Umzugsritus geben (dazu mit Aufarbeitung unveröffentlichter Quellen und im balkanischen Vergleich W. Puchner, *Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater.* Wien 1977, vgl. Index „Lazarus" usw., und ders., *Studien zum Kulturkontext der liturgischen Szene.* 2 Bde. Wien 1991, S. 48 – 54). Auch sonst sind die bibliographischen Angaben eher nachlässig gehalten: zur „kalantira" auf Nisyros fehlt etwa die Studie von K. Romaios 1964 und „Zafiris" ist bloß mit G. A. Megas' alter Monographie zu den griechischen Festen, Athen 1956, bestritten. Auch werden keine geographischen Unterschiede berücksichtigt: die martialischen „Lazarusumzüge" der verkleideten und bewaffneten Burschen im Nordepirus/Albanien gehören nicht in diesen Brauchkontext, ebensowenig wie das erotische Lied (nicht das religiöse) der „Lazarinen" in Philippopel/Plovdiv (vgl. W. Puchner, Südosteuropäische Versionen des Liedes von ‚Lazarus redivius'. *Jahrbuch für Volksliedforschung* 24, 1979, S. 81 – 126). Kreuz, Kreuzformen (wie das epirotische Glockenbrett, das Lazarus darstellt) und kreuzähnliche Figuren (Vogelscheuchen, Judaspuppen usw.) sind auch noch in ganz anderen Brauchkomplexen anzutreffen.

Mit der gleichen Basishypothese folgen noch Angaben zu den Ersten Mai-Bräuchen und Johannisbräuchen *(klidonas,* S. 75 ff.) und dann, ohne Kapiteltrennung, eine ausführliche Diskussion der Entstehungstheorie und zum Bedeutungskern von Institution und Brauchform (Tod-Auferstehungssymbolik), die bis ins Altertum ausgreift. Zusätzliches Argumentationsmaterial bilden die „Hochzeitshelfer", die auch „Verbrüderte" genannt werden,

in Einzelfällen auch durch den kirchlichen Ritus mit dem Bräutigam vor der Trauung verbunden. Das Material bezieht sich jedoch nur auf Epirus, Thessalien und Makedonien. Die weitere Diskussion, die frei assoziativ vor sich geht und sich einer konstruktiven Kritik weitgehend entzieht, beschäftigt sich noch mit dem Kreuz bei der Hochzeitszeremonie und als Grenz- und Besitzzeichen, auch in den „Heiratsverträgen" *(proikosymphona),* von denen doch erst in der zweiten Hälfte der Monographie die Rede sein sollte. Diese Abschnitte, wie die anderen auch, sind materialreich gearbeitet und veröffentlichen eine Reihe von bisher unzugänglichen Angaben. Eine umfassende tabellarische Auflistung (S. 113 – 152) der Materialangaben der Fallstudien (mit Handschriftnummer, Sammlernamen, Chronologie der Aufzeichnung, Brauchnamen und -termin, Angaben zu Ort und Ausführenden) erleichtert die Benützung der Studie als Materialkompilation, hat aber z.B. im Falle der Lazarusbräuche wenig Sinn, da die Angaben stichprobenartig sind und keine Brauchmorphologie ausreichend begründen können. Dasselbe gilt für die Übersichtskarten (S. 153 – 172) zu den Brauchvorkommen. Es folgt noch ein ausführliches französisches Résumé (S. 173 – 180), die Bibliographie (S. 182 – 184), aus der allerdings wesentliche Quellen und Studien zur griechischen *adoptio in fratrem* fehlen (wie etwa das Meßtypikon im „Euchologion" von Goar 1647, Dmitrievski 1902, Mantzuranis 1982, die gesamten byzantinischen und nachbyzantinischen Belege in Rechtsprechung und Literatur, Studien wie Spyridakis 1972, Xirotyris 1960, Amantos, Maurer 1835, Detorakis 1978, Filippidi 1983, Mammopulos 1963, Alexakis 1980, Kriaris 1931 u.a., um von „ausländischer" Literatur wie die einschlägigen Artikel und Monographien von Leopold Kretzenbacher ganz zu schweigen). Die Studie beschließt ein ausführlicher Index (S. 185 – 212). Der bleibende Wert der Arbeit liegt zweifellos auf dem Materialsektor.

Es folgen kürzere Studien: der emeritierte Volkskundeprofessor an der Universität Athen, Dim. Oikonomidis, zum „Bruderfeind" (auch „Bruderfresser", „Brudermörder" usw.), der schon im Babyalter an gewissen physiognomischen Eigentümlichkeiten zu erkennen sei (S. 215 – 225); „The House and its general appearance" (S. 227 – 235) von Papamichail-Kutrumba; „Die ‚Gello' in der Volkstradition Kretas" (S. 236 – 256, mit 5 Abb.) behandelt G. Aikaterinidis, ein kindertötender weiblicher Dämon, der schon im Altertum nachzuweisen ist und gegen den man sich durch magische Sprüche, Bindezauber und „Annageln" schützt; über „Unblutige Opfer und Weihgaben im Volkskult von Thessalien" (S. 258 – 275, 5 Abb.) berichtet Ang. Defteraios: Es geht vor allem um Brotweihe und Brotopfer, denen der Verfasser schon eine eigene Monographie gewidmet hat („Das Brot bei der Geburt und beim Tod. Sein symbolischer und magischer Gebrauch bei den Neugriechen". Griech. Diss., Athen 1978, vgl. auch ausführlich L. Kretzenbacher, Heiliges Brot und Heilbrot. Gedanken zu einer neugriechischen

Brot-Monographie. *Münchner Zeitschrift für Balkankunde* 4, 1981/82, S. 261 – 267).

Den Löwenanteil des voluminösen Bandes nimmt jedoch die „Bibliographie zur griechischen Volkskunde der Jahre 1976 – 1985" von G. N. Aikaterinidis ein, die auf den Seiten 277 – 656 insgesamt 4.174 bibliographische Angaben, zum Teil detailliert nach inhaltlichen Kriterien ausbreitet und in einem umfangreichen Namens-Index (S. 632 – 653) nach Autoren aufschlüsselt. Hier ist ein ganzes Forschungsjahrzehnt zusammengestellt; die thematische Gliederung, die seit 1955/57 (Bd. 9/10) die gleichen Kategorien benützt, ist angesichts der seit Jahren laufenden internationalen Diskussion überholungsbedürftig, aber allein die Informationsfülle und das Nachziehen der Angaben auf das Jahr 1986 wiegt diese Nachteile auf. Denn die Bibliographie des Forschungszentrums bildet ein unentbehrliches Hilfsmittel für die sich in vielen Spezial- und Lokalperiodika niederschlagende griechische Volkskunde. Allein schon diese Mammutarbeit, der sich Georgios Aikaterinidis unterzogen hat, läßt den verspäteten Band umso willkommener erscheinen.

Es folgen noch eine thematische Kodifizierung der volkskundlichen Materialien nach Thema, geographischer Lage, Zeit und Informanten (S. 657 – 712) in tabellenartiger Form und mit Code-Nummern, welche die Materialsammlung und -aufarbeitung im Forschungszentrum erleichtern soll, von Papamichail-Kutrumba (vgl. auch ihren Artikel „The methods of gathering and publishing material on traditions and customs". *Etnostoria* 2/3, 1991, S. 11 – 18), der Rechenschaftsbericht der Institutsleiterin zu den Feldforschungsarbeiten der einzelnen Mitarbeiter und ihrer Problematik, aufgeschlüsselt nach Jahren (S. 713 – 724), sowie ein nachgetragener Index von Namen und Sachen zu den Studien des Bandes (außer der ersten, S. 749 – 758).

Es bleibt dem volkskundlichen Forschungsinstitut der Akademie in Athen zu wünschen, zum Wohle der griechischen und vergleichenden Volkskunde seinen früheren Arbeitsrhythmus wiederzufinden; die im Buchhandel nicht erhältlichen Jahresbände müssen ja nicht so voluminös ausfallen wie der vorliegende, wenn sie regelmäßiger erscheinen. Die jahrelange Verspätung der unverzichtbaren Spezialbibliographie, die seit dem Zweiten Weltkrieg eines der Hauptanliegen der Publikationstätigkeit des Instituts bildet, ist für eine Institution, die ausschließlich der volkskundlichen Forschung und ihrer Promotion gewidmet ist, auch eine Behinderung der eigenen Arbeit und schadet dem Ansehen des Faches, das auch an den griechischen Universitäten um seine weitere Existenz kämpfen muß. Es ist dem altverdienten Mitarbeiter des Instituts Georgios Aikaterinidis zu danken, daß er diese Sisyphus-Arbeit der Bibliographie im Alleingang auf sich genommen hat.

Walter Puchner

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVIII/97, Wien 1994, 512 – 522

Eingelangte Literatur: Herbst 1994

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Heinz Allraun, Karin Müller (Red.), Streifzug durch Wiens Bundesmuseen. Wien, BMWF und BMWA, 1994, 31 Seiten, Abb.

Barbara Alpern Engel, Between the fields and the city. Woman, work, and family in Russia, 1861 – 1914. Cambridge, Cambridge University Press, 1994, 254 Seiten, 11 Abb., Graph., Tab.

Michael Bachmann, Hans Prescher, Georgius Agricola und Reflexionen in erzgebirgischer Schnitzerei. (= Reihe WEISS-GRÜN 1), Dresden, Sächsisches Druck- und Verlagshaus GmbH, 1993, 120 Seiten, 133 Abb.

Ludvik Baran, Karol Plicka 1894 – 1987. Martin, Národopisné Múzeum v Martine, 1989, unpag., 94 Abb.

Giacomo Bassi, Gaetano Forni, Gli Strumenti di Lavoro Tradizionali Lodigiani e la Loro Storia. Volume I: L'aratro e il Carro Lodigiani nel Contesto Storico Padano. Milano, Museo Lombardo di Storia dell'Agricoltura, 1988, 94 Seiten, Abb., Graph.

Christa Bauer, Winfried Dimmel, Maria Körber, Volksfrömmigkeit im Spannungsfeld zwischen Ängsten und Geborgenheit. Begleitschrift zur Ausstellung im Waidhofner Heimatmuseum im August/September 1994. (= Schriftenreihe des Waidhofner Heimatmuseums 10), Waidhofen an der Thaya, Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya, 1994, 117 Seiten, Abb., Graph.

Wilhelm A. Bauer, Angelo Soliman, der hochfürstliche Mohr. Ein exotisches Kapitel Alt-Wien. (= Cognoscere; erkennen – entdecken – verstehen 1), Berlin, edition ost, 1993, 132 Seiten, Abb. (R)

Milena Bebivska-Subkova (Ed.), Studies in Bulgarian Folklore. Sofia, Publishing House of the Bulgarian Academy of Sciences, 1994, 140 Seiten, Abb.

Stefan Beck, Nachmoderne Zeiten. Über Zeiterfahrungen und Zeitumgang bei flexibilisierter Schichtarbeit. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 13), Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1994, 192 Seiten, Tab. (R)

Olaf Bockhorn (Hg.), Ethnologia Europaea. 5. Internationaler Kongreß der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF) Wien, 12. – 16.9.1994. Abstracts. (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien 16/1), Wien, Institut für Volkskunde der Universität Wien, 1994, 152 Seiten.

Waltraud Boltz, Kataloge zu Auktion 365 am 1. Oktober 1994: Auf diesen Stühlen saß die Welt. 159 Stühle aus der Erstbestuhlung des Festspielhauses von 1876. 16 Seiten, Abb.; Auktion 366 vom 8. Oktober 1994: Varia – Bilderrahmen – Gemälde. 50 Seiten, Abb.; Auktion 367 vom 8. Oktober 1994: Textilien – Nähutensilien. 32 Seiten, Abb.; Auktion 368 vom 15. Oktober 1994: Technik, Reklame. 40 Seiten, Abb.; Auktion 369 vom 15. Oktober 1994: Bücher. 19 Seiten; Auktion 370 vom 15. Oktober 1994: Auflösung einer Schloßbibliothek. 20 Seiten, Abb.; Auktion 371 vom 22. Oktober 1994: Christbaumschmuck, Krippenfiguren, Religiöses. 64 Seiten, Abb.; Auktion 372 vom 29. Oktober 1994: Spielzeug. 120 Seiten, Abb. Alle: Bayreuth, Waltraud Boltz Kunstauktionshaus, 1994.

Rudolf Bretschneider, Peter Bochskanl (Hg.), Mensch im Wort: Erhard Busek. Reden und Aufsätze. Wien, Edition Atelier, 1994, 332 Seiten.

Corneliu Bucur u.a. (Red.), Museum der bäuerlichen Technik. Reiseführer – Museumskomplex Sibiu. Sibiu 1986, 302 Seiten, zahlr. Abb. und Graph.

Louis Carlen, Walliser Rechtsgeschichte. Ausgewählte Aufsätze. (= Veröffentlichungen des Forschungsinstituts zur Geschichte des Alpenraums 4), Brig, Rotten Verlags AG, 1993, 365 Seiten, 9 Abb., Tab. (R)

Quinto Carmonini, Giovanni Verducci, Manuale di Intaglio su Legno a Punta di Coltello. Scuola Valdostana. Ivrea, Priuli & Verlucca Editori, 1994, 87 Seiten, Abb., Graph.

Bridget M. Cook, Russian Lace Making. London, B. T. Batsford Ltd., 1993, 143 Seiten, Abb., Graph.

James K. Crissman , Death and Dying in Central Appalachia. Changing Attitudes and Practices. Urbana/Chicago, University of Illinois Press, 1994, 247 Seiten, Abb.

Rosine De Dijn, Die Flucht der Yudka Kalman 1941 – 1950. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1994, 222 Seiten.

Walter Dehnert, Fest und Brauch im Film. Der volkskundliche Film als wissenschaftliches Dokumentationsmittel. Eine Analyse. Teil 1. (= Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaft 2), Marburg, Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaft, 1994, 311 Seiten, 48 Abb., Graph., Tab.

Gerd Dethlefs, Wolfgang Hase, Damit mußten sie rechnen ... auch auf dem Lande. Zur Alltagsgeschichte des Rechnens mit Münze, Maß und Gewicht. Katalog zur Ausstellung, Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 1994, 156 Seiten, 110 Abb., Graph., Tab. (R)

Walter Deutsch, Anton Hofer, Lieder aus dem Weinviertel. Ein Singbuch. Notenschrift von Walter Können. Mödling, Niederösterreichische Heimatpflege, 1990, 147 Seiten, Graph.

Walter Deutsch, Lieder aus dem Mostviertel. Ein Singbuch. Unter Mitarbeit von Toni Distelberger, Notenschrift von Friedl Foelsche. Mödling, Niederösterreichische Heimatpflege, 1993, 330 Seiten, Graph.

Ulf Diederichs (Hg.), Schöne wilde Weihnacht. Märchen, Sagen und Legenden aus alter Zeit. Mit 50 Bildern. München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1993, 319 Seiten.

Gerhard M. Dienes, Karl A. Kubinzky (Hg.), Jakomini. Geschichte und Alltag. Broschüre zur gleichnamigen Bezirksausstellung des Grazer Stadtmuseums auf der Grazer Messe International vom 7. – 15. Dezember 1991. Graz, Kulturreferat der Landeshauptstadt Graz, 1991, 112 Seiten, 43 Abb.

Josef Docekal, Österreichs Wirtschaft im Überblick 94/95. Die österreichische Wirtschaft und ihre internationale Position in Grafiken, Tabellen und Kurzinformationen. Wien, Wirtschaftsstudio des Österreichischen Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums, 1994, 71 Seiten.

Ľubica Droppová, Magdaléna Pariková (Hg.), Ethnokulturelle Prozesse in Mitteleuropa im 20. Jahrhundert. Bratislava, Comenius University Bratislava, Philosophical Faculty, Department of Ethnology, 1994, 238 Seiten, Abb., Graph., Tab. (Inhalt: **Droppová Ľubica,** Einführung. 5 – 9; – **Gabriela Kiliánová,** Mitteleuropa als eine kulturelle Region. 9 – 17; – **Otakar Nahodil,** Kulturprozesse neu definiert. 18 – 22; – **Zuzana Profantová,** Time in Searching for Identity. 23 – 29; – **Christine Burckhardt-Seebass,** Kultur im Kleinstaat zwischen Internationalisierung, Regionalisierung und Privatisierung. 30 – 39; – **Vitomir Belaj,** Die Kroaten zwischen der K.u.K. und der Unabhängigkeit/Einige Merkmale der ethnokulturellen Prozesse in Kroatien im 20. Jahrhundert. 40 – 54; – **Milana Černelic,** Ethnic Changes in Voivodina in 20th Century with Special Reference to the Position of the Croats Bunjevci. 55 – 86; – **Petra Streng,** Multikulturelle Vielfalt in Tirol/Über touristische Leitbilder, wirtschaftliche Kriterien und sozialpolitische Position. 87 – 99; – **Tihana Petrovič,** The Slovaks in Našice Area / Slavonia, Croatia. 100 – 115; **Kornélia Jakubíková,** Ethnocultural Development in the Area of Southern Slovakia. 116 – 124; – **Magdaléna Paríková,** Folgen der Nachkriegsmigration auf die ethnokulturelle Entwicklung der Südslowakei. 124 – 133; – **Sylvia Dillnbergerová,** Die Verpflegung im Kontext ethnokultureller Entwicklung im Gebiet der Südslowakei. 134 – 139; – **Ján Podolák,** Die slowakische ethnische Minderheit in Niederösterreich. 140 – 149; – **Ľubica Droppová,** Integrierungs- und Differenzierungselemente in der Folklore multiethnischer Lokalitäten. 150 – 156; – **Hana Hlôšková,** Storytelling and Folklorism / The Slovak Case. 157 – 168; –

Bohuslav Beneš, Die Erinnerungserzählungen der deutschen Vertriebenen aus der Tschechoslowakei 1945 – 1946 und der Folklorismus in Europa. 169 – 181; – **Jaroslav Čukan,** Industry and Ethnocultural Processes. 182 – 190; – **Wolfgang Slapansky,** Ansätze zur Stadtkulturforschung / Versuch einer Standortbestimmung. 191 – 198; – **Vera Mayer,** Problematik der Assimilation der Wiener Tschechen. 199 – 210; – **Viera Feglová, Peter Salner,** Die ethnokulturelle Entwicklung in Bratislava im 20. Jahrhundert. 211 – 220; – **Juraj Podoba,** Der Modernisierungsprozess des 20. Jahrunderts als Konflikt des Zivilisationswachstums und kulturellen Verfalls. 221 – 234.)

Hans Dvorak u.a., Dorfbuch Elmen. Elmen, Gemeinde Elmen, o.J., 240 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Johannes Ebner, Monika Würthinger, Rudolf Zinnhobler (Hg.), Auf den Spuren Bischof Rudigiers (1811 – 1884). Linz, Diözesanarchiv Linz, 1992, 108 Seiten.

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Stichwortliste, Stand August 1991. Berlin/New York, Walter de Gruyter, o.J., 106 Seiten.

Alexander Fenton (Hg.), Review of Scottish Culture 8. Edinburgh, Canongate Academic/The National Museums of Scotland, 1992, 116 Seiten, Abb., Graph., Tab. (R)

Erwin Frank, Leo Nowak (Red.), Heimaterde Widerfeld. Chronik der Marktgemeinde Weitersfeld. Weitersfeld, Marktgemeinde Weitersfeld, 1992, 230 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Giuseppe Frediani u.a., Museo Lombardo di Storia dell'agricoltura Sant'Angelo Lodigiano. Guide Pratiche – Italiano. (= Guida n. 19), Milano, Federico Garolla Editore s.r.l., 1992, 144 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Hans Frei (Hg.), Kaufläden – Kinderwelt und Wirklichkeit. Begleitheft zur Sonderausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 28.11.1993 bis 24.4.1994. Texte von Helga Winkler und Helga Müller-Schnepper. Gessertshausen, Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 1993, 32 Seiten, Abb.

Eugen Gabriel (Bearb., Hg.), Vorarlberger Sprachatlas – mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus (VALTS). Band II: Lautgeographie II, Langvokale und Diphthonge, Silbendehnungen und -kürzungen, Konsonantismus. Karte 35 – 62, Kommentare 6. – 8. Lieferung, Seite 161 – 256, Bregenz, Eigenverlag der Vorarlberger Landesregierung, 1994.

Dario Gamboni, Georg Germann, Zeichen der Freiheit. Das Bild der Republik in der Kunst des 16. bis 20. Jahrhunderts. Begleitbuch zur 21. Europäischen Kunstausstellung unter dem Patronat des Europarates im Bernischen Historischen Museum vom 1.6. – 15.9.1991. Bern, Verlag Stämpfli & Cie AG, 1991, 789 Seiten, 497 Abb., 15 Tafeln.

Marjorie Garber, Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst. Aus dem Amerikanischen von H. Jochen Bußmann. Frankfurt am Main, Fischer Verlag, 1993, 628 Seiten, Abb.

Robert Geher, Wiener Blut oder Die Ehre der Strizzis. Wien, Edition S, 1993, 280 Seiten, Abb.

Roberta Gilchrist, Gender and Material Culture. The archaeology of religious woman. London/New York, Routledge, 1994, 222 Seiten, 73 Abb., 5 Tab.

Andre Gingrich, Siegfried Haas, Sylvia Haas, Gabriele Paleczek (Hg.), Kinship, Social Change and Evolution. Proceedings of a Symposium held in Honour of Walter Dostal. (= Wiener Beiträge zur Ethnologie und Anthropologie 5), Horn/Wien, Verlag Ferdinand Berger & Söhne, 1989, 264 Seiten, Graph., Tab.

Sepp Gmasz (Red.), Josef Reichl 1860 – 1924. Ein Wegbereiter des Burgenlandes. o. O., Josef-Reichl-Bund, 1994, 31 Seiten, Abb.

Christine Göhmann-Lehmann, „Freundschaft – ein Leben lang ..." Schriftliche Erinnerungskultur für Frauen. Katalog zur Ausstellung, Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 1994, 186 Seiten, Abb., Graph., Tab. (R)

Johann Goiginger, Neumarkt am Wallersee. Die Entstehung seiner Landschaft und seine Geschichte. Neumarkt am Wallersee, Eigenverlag der Marktgemeinde Neumarkt, 1993, 383 Seiten, Abb., Graph.

Gabriele Göttle, Deutsche Bräuche. Ermittlungen in Ost und West. Mit Photographien von Elisabeth Kmölniger. Frankfurt am Main, Eichhorn Verlag, 1994, 381 Seiten, Abb.

Christiane Gruber, Christine Teuschler, Ein Dorf an der Grenze. Ober- und Unterbildein 1921 – 1991. Ober- und Unterbildeiner Dorfkalender. Ein Projekt der Burgenländischen Volkshochschulen/Politische Bildung. Eisenstadt, Landesverband der Burgenländichen Volkshochschulen, 1991, 64 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Barbara A. Hanawalt, Kathryn L. Reyerson (Ed.), City and Spectacle in Medieval Europe. (= Medieval Studies at Minnesota 6), Minneapolis/London, University of Minnesota Press, 1994, 331 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Klaus P. Hansen (Hg.), Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Eine Passauer Ringvorlesung. Tübingen, Narr Verlag, 1993, 199 Seiten. (R)

Liselotte Hansen-Schmidt, Der Tod im Goethehof. Und andere Kaisermühlner Geschichten. Wien, Selbstverlag L. Hansen-Schmidt, 1994, 224 Seiten, 32 Seiten Anhang mit Abb.

Johann Hofbauer u.a., Marktgemeinde Großgöttfritz. Werden und Wachsen unserer Heimat. Großgöttfritz, Eigenverlag der Marktgemeinde Großgöttfritz, 1993, 768 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Anton Hofer, Matzen – speziell. Interessantes und Bemerkenswertes. Matzen, Marktgemeinde Matzen, o.J., 96 Seiten, Abb., Graph.

Hans Hönigschmid, Bramberg am Wildkogel. I. Band: 656 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten, II. Band: Besitzerreihen der Servitutsberechtigten in Bramberg. 172 Seiten, Abb., Tab. Bramberg, Eigenverlag der Gemeinde Bramberg, 1993.

László Honti, Die Grundzahlwörter der Uralischen Sprachen. (= Bibliotheca Uralica 11), Budapest, Akadémiai Kiadó, 1993, 356 Seiten, Tab. (R)

Edith Hörandner, Österreich – Brauchtum. Broschüren in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache. Alle: Wien, Bundespressedienst, 1993, jeweils 46 Seiten, Abb.

Axel Huber (Hg.), 400 Jahre Millstätter Fastentuch. Ein Tagungsbericht sowie Bildtexte zu jeder Szene des Millstätter Fastentuches in italienischer Sprache. Millstatt, Eigenverlag, 1993, 69 Seiten, Abb., 4 Tafeln im Anh.

Robert P. Hughes, Irina Paperno (Ed.), Christianity and the Eastern Slavs. Volume II. Russian Culture in Modern Times. (= California Slavic Studies XVII), Berkeley/Los Angeles/London, University of California Press, 1994, 334 Seiten, Abb.

Andreas Humer, Monika Rampl, Martin Reiter, Dreizehnlinden. Österreicher im Urwald. Schwaz, Berenkamp, 1993, 203 Seiten, Abb., Tab.

Ferdinand Hutz, 800 Jahre Stadt Friedberg. Hausmannstätten/Graz, Riegler, 1994, 655 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Toni Iermano, Antonio Piromalli, Le Feste dei Pastori del Rubicone per Napoleone i Re d'Italia. (= Biblioteca dell'"Archivum Romanicum" 260), Firenze, Leo S. Olschko Editore, 1994, 150 Seiten.

Angelika Iwitzki, Europäische Freiheitskämpfe – Das merkwürdige Jahr 1848. (= Staatliche Museen zu Berlin – Schriften des Museums für Volkskunde 19). Berlin, Reimer, 1994, 207 Seiten, zahlr. Abb. (R)

Carolyn Johnston Pouncy (Hg.), The Domostroi. Rules for Russian Households in the Time of Ivan the Terrible. Ithaca/London, Cornell University Press, 1994, 266 Seiten, Abb.

Paul Katzberger, 1000 Jahre Perchtoldsdorf 991 – 1991. Eine Siedlungsgeschichte. Mit einem Beitrag von Dorothea Talaa. Perchtoldsdorf, Verlag Marktgemeinde Perchtoldsdorf, 1993, 627 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Gabriela Kiliánová, Eva Krekovičová (Hg.), Folklore in the Identification Processes of Society. (= Etnologické Štúdie 1), Bratislava, Ústav etnológie SAV, 1994, 165 Seiten.

Kostbarkeiten aus den Sammlungen des Rätischen Museums Chur. (= Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 36), Chur, Rätisches Museum Chur, 1993, 227 Seiten, zahlr. Abb.

Konrad Köstlin u.a., Ums Leben sammeln. Ein Projekt. Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, 1994, 235 Seiten, Abb.

Krippen in Schwaben. (= Der Bayerische Krippenfreund 280), Zeitschrift des Verbands Bayerischer Krippenfreunde. Weißenhorn, Anton H. Konrad Verlag, 1992, 46 Seiten, Abb.

Wolfram Krömer (Hg.), 1492 – 1992: Spanien, Österreich und Iberoamerika. Akten des Siebten Spanisch-Österreichischen Symposions vom 16. – 21. März 1992 in Innsbruck. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft Sonderheft 86), Innsbruck, Institut für Sprachwissenschaft, 1993, 336 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Johann Kronbichler, Großgerungs – Pfarrkirche zur heiligen Margareta. Großgerungs, Eigenverlag des Pfarramtes Großgerungs, 1992, 30 Seiten, Abb., Graph.

Anita Kuisle, Wasser. Vom Hausbrunnen zum Wasserhahn. Begleitveröffentlichung zur Ausstellung zur Geschichte der Wasserversorgung im ländlichen Oberbayern. Großweil, Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern, 1994, 140 Seiten, 170 Abb. (R)

Kunst- und Autographenauktion. Katalog zur Auktion am 28.10.1994 in der Galerie Hassfurther. (= Katalog 19), Wien, Eigenverlag Galerie Hassfurther, 1994, 240 Seiten, zahlr. Abb.

Ulrike Längle (Hg.), Franz Michael Felder. „Ich will der Wahrheitsgeiger sein". Ein Leben in Briefen. Salzburg/Wien, Residenz Verlag, 1994, 384 Seiten, 1 Abb.

Ernst Lasnik, Franz Lidl, 700 Jahre St. Johann ob Hohenburg. St. Johann ob Hohenburg, Pfarre St. Johann ob Hohenburg und Gemeinde St. Johann-Köppling, 1992, 288 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Albrecht Lehmann, Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945 – 1990. München, Verlag C. H. Beck, 1993, 265 Seiten, Abb., Graph. (R)

Franz Leitner (Hg.), Rund um's Hamisch Gatterl in Vöcklabruck. (= „Vöcklabruck einst und jetzt" 9), Vöcklabruck, Eigenverlag Franz Leitner, 1991, 51 Seiten, Abb., Graph.

Franz Leitner, Der Edle Pilgrim von Weng. Ein Geschichtsbeitrag anläßlich der 850 Jahrfeier der Weihe der Dörflkirche (1143 – 1993). (= „Vöcklabruck einst und jetzt" 12), Vöcklabruck, Eigenverlag Franz Leitner, 1993, 47 Seiten, Abb., Graph.

Liebesgaben für den Schützengraben. 1914 – 18. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Altonaer Museum in Hamburg und Norddeutschen Landesmuseum vom 15.6. – 14.8.1994. Hamburg, Altonaer Museum in Hamburg/Norddeutsches Landesmuseum, 1994, 66 Seiten, Abb.

Bernd-Wilhelm Linnemeier (Hg.), Landwirtschaft im nördlichen Westfalen um 1800. Eine Untersuchung des Freiherrn vom Stein aus seiner Mindener Amtszeit. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 84), Münster, Waxmann, 1994, 245 Seiten, 18 Abb.

Mihály Mácza (Red.), Donauländisches Museum. Expositionen. Komorn. Ständige Ausstellungen des Donauländischen Museums in Komárom. Komorn, Donauländisches Museum, 1993, unpag., Abb.

Peter Maráky (Red.), Open Air Museums in Slovakia. Historical Monuments and Museums. Cultural Heritage Review. Bratislava, Slowakisches Nationalmuseum, 1994, 64 Seiten, Abb., Graph.

Peter Maráky (Red.), Wertvolle Sammlungen in der Slowakei. Denkmäler und Museen. Revue für das Kulturerbe. Bratislava, Slowakisches Nationalmuseum, 1993, unpag., Abb.

Lorenz Mikoletzky (Red.), Bericht über den neunzehnten österreichischen Historikertag in Graz veranstaltet vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine in der Zeit vom 18. bis 23. Mai 1992. (= Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine 28), Wien, Verband Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine, 1993, 574 Seiten, Graph., Tab. (Inhalt: Sektion 11: Historische Volks- und Völkerkunde: Volkskunde: **Oskar Moser,** Bautradition und Zentraldirigismus in der jüngeren historischen Entwicklung unserer Hauslandschaften. 312; **Reinhard Johler,** Konstrukte: Nationalismus, Regionalismen und Volkskultur – Zum Beitrag der Volkskunde. 313 – 319; **Franz Grieshofer,** Denkmäler als Provokation. 320 – 324; **Ingo Schneider,** Erzählen zwischen Macht und Ohnmacht. Über die Rolle des Erzählens in totalitären Staaten. 325 – 331.)

Massimo Montanari, The Culture of Food. Translated by Carl Ipsen. Oxford/Cambridge, Blackwell, 1994, 214 Seiten.

Maria Padadowska, Die Bamberger im Posener Land. Geschichte und Kultur einer deutschen Einwanderung (ab 1719) im Wandel der Zeit. Aus dem Polnischen von Ulrich Heiße. (= Bamberger Beiträge zur Volkskunde 4), Bamberg, Bayerische Verl.-Anst., 1994, 179 Seiten, 49 Abb. (R)

Pharaonen und Fremde. Dynastien im Dunkel. Begleitveröffentlichung zur 194. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien in Zusammenarbeit mit dem Ägyptologischen Institut der Universität Wien und dem Österreichischen Archäologischen Institut Kairo in der Volkshalle/Rathaus Wien vom 8.9. – 23.10.1994. Wien, Historisches Museum, 1994, 297 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Othmar Pickl, Geschichte der Marktgemeinde Krieglach. Unter Mitarbeit von Schulrat Amanda Bretterhofer. Krieglach, Selbstverlag der Gemeinde Krieglach, 1993, 723 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Christa Pilshofer, Kleinkunstdenkmäler der Marktgemeinde Langau bei Geras, NÖ. 90 kopierte Blätter mit Abb.

Mark Pinson (Hg.), The Muslims of Bosnia-Herzegovina. Their Historic Development from the Middle Ages to the Dissolution of Yugoslavia. (= Harvard Middle Eastern Monographs XXVIII), Cambridge/Massachusetts, Harvard University Press, 1994, 187 Seiten, Graph., Tab.

Liselotte Popelka, Castrum Doloris oder „Trauriger Schauplatz". Untersuchungen zu Entstehung und Wesen ephemer Architektur. (= Veröffentlichungen der Kommission für Kunstgeschichte 2), Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1994, 216 Seiten, 154 Abb.

Burkhard Pöttler, Alle heiligen Zeiten einmal ... Die Wallfahrt Maria Helfbrunn. Mit Fotografien von Heinrich Kranzelbinder. Graz, Verlag für Sammler, 1994, 101 Seiten, 36 Abb., Graph. (R)

N. J. G. Pounds, The Culture of the English People. Iron Age to the Industrial Revolution. Cambridge, Cambridge University Press, 1994, 477 Seiten, Graph., Tab.

Hubert Prommer (Hg.), Unsa kloane Hoamat. Das Dorfleben rund um St.Peter früher und heute. o.O., o.J., 160 Seiten, Abb.

Walter Puchner, Historisches Drama und gesellschaftskritische Komödie in den Ländern Südosteuropas im 19. Jahrhundert. Vom Theater des Nationalismus zum Nationaltheater. (= Europäische Hochschulschriften Reihe XXX, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften 57), Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Europäischer Verlag der Wissenschaften Peter Lang, 1994, 155 Seiten.

Peter Riolini, Josef Wiegel. Ein schwäbischer Krippenschnitzer. (= Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben 2), Gessertshausen, Museumsdirektion des Bezirks Schwaben, 1988, 62 Seiten, Abb.

Gislind M. Ritz, Werner Schiedermair, Klosterarbeiten aus Schwaben. (= Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben 5), Gessertshausen, Museumsdirektion des Bezirks Schwaben, 1993, 162 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Hagmann Robert, Emotionen. Konserviert – katalogisiert – präsentiert. Katalog zur Ausstellung im Bernischen Historischen Museum. Bern, Bernisches Historisches Museum, 1992, 280 Seiten, zahlr. Abb.

Pirkko Sallinen-Gimpl, Siirtokarjalainen identiteetti ja kulttuurien kohtaaminen. Cultural identity and cultural clash: the resettled Karelians in Finland. (= Kansantieteellinen Arkisto 40), Helsinki 1994, 416 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Rudolf Schenda, Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1993, 328 Seiten. (R)

Rudolf Schierer, Geschichte der Marktgemeinde Ruprechtshofen. Ruprechtshofen, Eigenverlag der Marktgemeinde Ruprechtshofen, 1993, 320 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Maximilian Schimböck (Red.), Puchenau. Festschrift zum Hundertjahrjubiläum der selbständigen Ortsgemeinde Puchenau. Puchenau, Gemeinde Puchenau, 1993, 266 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Brigitta Schmidt-Lauber, Die abhängigen Herren: Deutsche Identität in Namibia. (= Interethnische Beziehungen und Kulturwandel. Ethnologische Beiträge zu soziokultureller Dynamik 9), Münster/Hamburg, LIT Verlag, 1993, 204 Seiten. (R)

Dorothee Schneider, Trade Unions and Community. The German Working Class in New York City, 1870 – 1900. Urbana/Chicago, 1994, 273 Seiten, Abb.

Thomas Schürmann, Egbert Uekermann, Das verkleidete Fenster. Die Kulturgeschichte der Gardine 1800 bis 2000. Katalog zur Ausstellung, Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 1994, 105 Seiten, Abb., Graph. (R)

Johann Schwertner, Nun grüß dich Gott, du gesunde Arznei – Wein in der Volksmedizin. (= Schriftenreihe des Kärntner Freilichtmuseums in Maria Saal 3), Maria Saal, Eigenverlag Kärntner Freilichtmuseum, 1994, 48 Seiten, 5 Abb.

Sibiu – Romania. Sibiu, Thausib-Srl, o.J., 80 Seiten, zahlr. Abb.

Kai Detlev Sievers, Harm-Peer Zimmermann, Das disziplinierte Elend. Zur Geschichte der sozialen Fürsorge in schleswig-holsteinischen Städten 1542 – 1914. (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 30), Neumünster, Wachholtz Verlag, 1994, 373 Seiten.

„So ist der Mensch ...“ 80 Jahre Erster Weltkrieg. Begleitveröffentlichung zur 195. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 15.9. – 20.11.1994. Wien, Historisches Museum, 1994, 150 Seiten, Abb.

Franz Speta, Leben und Werk von Ferdinand Schur. Katalog zur Ausstellung im Biologiezentrum Linz vom 13.5. – 16.9.1994. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums 75), Linz 1994, 334 Seiten, Abb.

Walter Strauss, Juliana Weiskircher. Eine österreichische Stigmatisierte. Maria Roggendorf, Salterrae, 1993, 293 Seiten, 6 Abb.

Robert Streibel, Februar in der Provinz. Eine Spurensicherung zum 12. Februar 1934 in Niederösterreich. Grünbach, Edition Geschichte der Heimat, 1994, 197 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Tagungsmappe. Heimat und regionale Identität. 25. NÖ Volkskundetagung des NÖ Bildungs- und Heimatwerkes 1993. (= Niederösterreichisches Bildungs- und Heimatwerk Abteilung Volkskultur, Wissenschaftliche Reihe 3). Wien, NÖ Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde, 1994, 88 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Christer Thörnqvist, Arbetarna lämnar fabriken. Strejkrörelser i Sverige under efterkrigstiden, deras bakgrund, förlopp och följder. (= Avhandlingar från Historiska institutionen i Göteborg 9), Göteborg 1994, 348 Seiten, Graph., Tab.

Andrea K. Thurnwald, Kind, du bist uns anvertraut. Geburt und Taufe im Leben fränkischer Familien und Gemeinden. (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums 22), Bad Windsheim, Fränkisches Freilandmuseum, 1994, 144 Seiten, Abb.

Ingrid Tomkowiak, Lesebuchgeschichten. Erzählstoff in Schullesebüchern 1770 – 1920. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 1993, 370 Seiten. (R)

Hans-Jörg Uther, Machen Kleider Leute? Zur Wertigkeit von Kleidung, zu Schein und Sein in Märchen, Schwänken und anderen populären Erzählungen. Sonderdruck aus: Witz, Humor und Komik im Volksmärchen. Regensburg, Röth, 1993, Seite 89 – 111.

Ingeborg Weber-Kellermann, Die helle und die dunkle Schwelle. Wie Kinder Geburt und Tod erleben. (= Beck'sche Reihe 1035), München, Verlag H. C. Beck, 1994, 166 Seiten, 17 Abb. (R)

Wiener Kunstauktionen, Katalog zur 4.Kunstauktion vom 27. – 29.9.1994. Bilder des 19. und 20. Jahrhunderts, Kunst nach 1945, Jugendstil Antiquitäten, Asiatika, Altwiener Glassammlung. Wien, Kunstauktionen Ges.m.b.H., 1994, unpag. zahlr. Abb.

Thomas Winkelbauer (Hg.), Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte. Referate des Symposiums „Verbindendes und Trennendes an der Grenze III" vom 24. bis 27.10.1992 in Zwettl. (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 36), Horn/Waidhofen an der Thaya, Waldviertler Heimatbund, 1993, 553 Seiten, 10 Abb., Tab. (R)

Gundula Wolter, Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose. Marburg, Jonas Verlag, 1993, 318 Seiten, 225 Abb.

Christel Wünsch, Hans Körnig (1905 – 1989) Malerei – Graphik. Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Dresden vom 15.2. – 20.4.1992. Dresden, Stadtmuseum Dresden, 1992, 70 Seiten, Abb.

Georg Wurmitzer u.a., 1000 Jahre Sirnitz. Eine Reise durch die Zeit. Sirnitz, Eigenverlag der Gemeinde Sirnitz, 1993, 212 Seiten, zahlr. Abb., Graph., Tab., Karten.

Irene M. Zacke (Red.), Asiatika. Verkaufskatalog Okt./Nov. 1994, Wien, Galerie Edition Zacke, 1994, 94 Seiten, 101 Abb.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Akad. Direktor Dr. Rainer Alsheimer
Universität Bremen
Fachbereich 9: Kulturwissenschaften
Postfach 330440
D-28334 Bremen

Dr. Regina Bendix
University of Pennsylvania
Department of Folklore and Folklife
3440 Market Street, Suite 370
Philadelphia, PA 19104-3325

Dr. Stefano Cavazza
Via Misa 24
I-40139 Bologna

Dr. Werner Endres
Josef-Adler-Straße 17
D-93049 Regensburg

OR Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ.-Ass. Mag. Reinhard Johler
Institut für Volkskunde
Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Prof. Dr. Gottfried Korff
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Schloß
D-72070 Tübingen

Mag. Reinhold Kräter
Steinbrecherring 8
A-4400 Steyr

Mag. Herbert Nikitsch
Michaelerstraße 13/11
A-1180 Wien

Dr. Hartmut Prasch
Museum für Volkskultur
Schloß Porcia
A-9800 Spittal/Drau

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

Univ.-Ass. Dr. Ingo Schneider
Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
Innrain 51 (Penthouse)
A-6020 Innsbruck

Dr. Magdalena Schwenter
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Bernhard Tschofen M.A.
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Dr. Rainer Wehse
Kapitän-Lehmann-Straße 6
D-37083 Göttingen

Dr. Sabine Wienker-Piepho
Silberbachstraße 17
D-79100 Freiburg i.Br.

Martin Wörner M.A.
TU Dresden, Philosophische Fakultät
Institut für Kunst- und Musikwissenschaften
D-01062 Dresden